

DER OESTERREICHISCHE

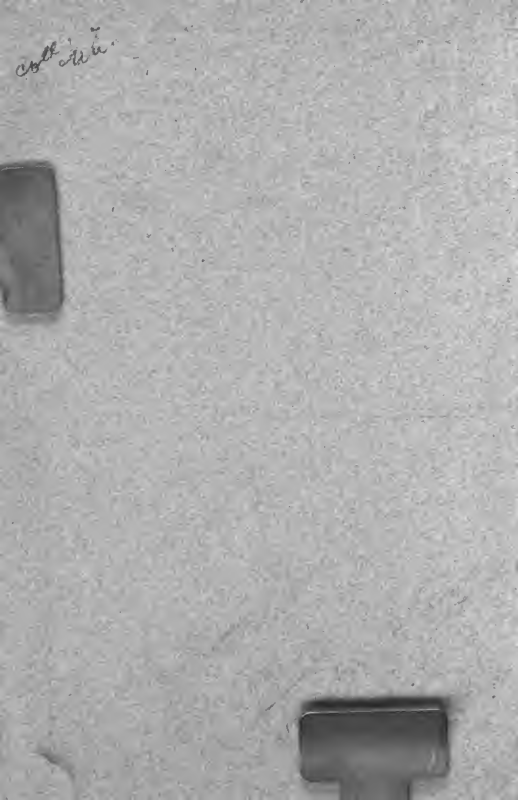
ZUSCHAUER.



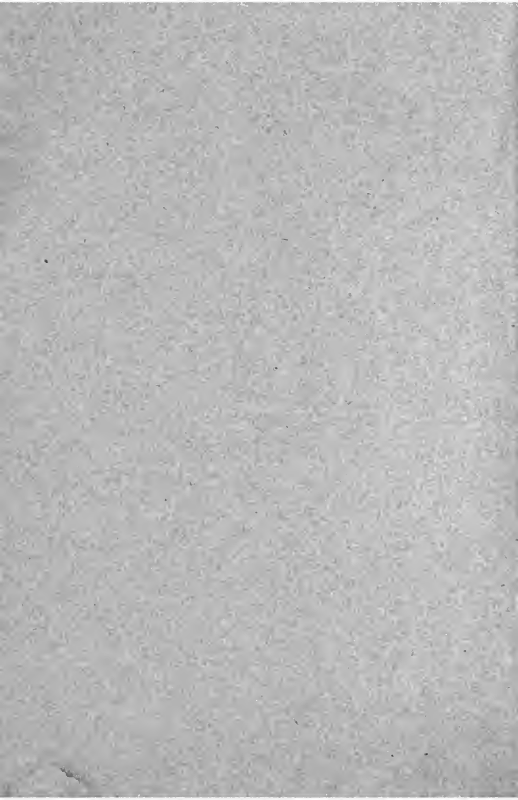
VIERTER BAND

DES JAHRGANGS

1836.



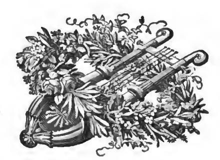

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES



DER OESTERREICHISCHE
ZUSCHAUER.
ZEITSCHRIFT
für
Kunst, Wissenschaft und geistiges Leben.

Zur
Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse, zur Ermunterung des Guten, zur Beförderung des Nützlichen,

herausgegeben
von
J. S. EBERSBERG.



Vierter Band.

WIEN, 1836.
Eigenthum des Herausgebers. Im Expeditions-Comptoir,
Dorotheengasse Nr. 1117.

Gedruckt bei J. P. Sollinger.

Inhalt
des vierten Bandes vom Jahrgang 1836.

(Vom 1. October bis letzten December 1836.)

№ 119.

Der Oesterreichische

ZUSCHAUER.

Für Kunst, Wissenschaft, geistiges Leben.

Montag, den 3. October 1836.

Der dürre Strauch, den Du erzürnt hinweggestoßen,
War kurz vorher mit Duft und Irisglanz umflossen;
Die Blümlein lachten uns im Lenz so freundlich an!
Beim Welken einer Blum' gedenk' der Jugendbahn.

Das Schwinden der Jugend.

Aus dem Englischen des E. B. Bulwer.

In den sieben Stufenreihen des menschlichen Lebens zeigen sich drei Epochen, welche deutlicher bezeichnet sind, als die übrigen, nämlich: das Schwinden der Kinderzeit — das Schwinden des Jugendalters — das Beginnen der Betagtheit.

Ich sehe die verschiedenen Daten dieser Epochen so an, daß bei gewöhnlicher Leibesbeschaffenheit sie im fünfzehnten, dreißigsten und fünfzigsten Lebensjahre Statt finden.

Von der zweiten dieser drei Epochen will ich hier reden. Wenn ich sie die Epoche des Schwindens der Jugend nenne, so will ich damit keineswegs andeuten, daß wir um jene Zeit, im Zenith unserer Jahre, schon Beute der Hinfälligkeit würden. Unser Körper ist dann noch eben so jung, als er es fünf Jahre früher war: die Seele aber ist gereifter worden. Unter Jugend verstehe ich das wachsende und fortschreitende Leben; das Schwinden derselben wird nur in so fern vernehmbar, als wir gesetzter und gleichsam stillstehend uns zeigen. Diejenigen Eigenschaften, die besonders der Jugend angehören — deren einander jagende Phantasieen, deren Fülle von Energie und Gefühl — hören im dreißigsten Lebensjahre auf, uns Auszeichnung zu verleihen Wir sind dann jung, aber nicht jugendlich. Im dreißigsten Jahre wissen wir nichts von den wilden Phantasieen Romeo's — kaum, daß im dreißigsten Lebensjahre wir bei den träumerischen Schwächen Hamlets unentschlossen stillstehen können. Die Leidenschaften der Jugend leben in uns nicht minder als zuvor; allein die Empfindung der Jugend ist uns verloren gegangen. Die Muskeln unserer Seele sind zwar stärker geworden, aber der Nerv derselben ist minder empfänglich, und vibrirt nicht mehr bei der leisesten Berührung der Lust oder des Schmerzes.

Ja, der Zeitpunct des Eintritts vom männlichen Alter ist der des Schwindens unserer Jugend.

Es scheint mir, daß dieser Zeitpunct besonders Feierliches und Wichtiges für nachdenkende und edle Gemüther hat, die gewohnt sind, die hohen Zwecke des Lebens zu überblicken, und die das Vermögen haben, dieselben zu verstehen. Dieser Zeitpunct ist eine Stätte, an welcher wir ein Weilchen von unserer Wanderung durch das Erdenthal ausruhen sollten; er ist der Gipfel des Hügels, von welchem herab wir auf die zwei gleichgemessenen Abtheilungen unserer Wanderbahn blicken. Hinter uns liegt eine Fülle von glänzenden Gegenständen — nimmer werden wir solche Feenfluren mit gleichen feurigen Hoffnungen wieder betreten; nimmer werden wir wieder

„Im Grase Glorie, in der Blume Glanz"

finden. Der Thau des Rasens ist aufgetrocknet: Der Morgen ist dahin!

Wir sollten also ein Weilchen inne halten — das Vergangene überblicken — die Erinnerungen und Warnungen der Erfahrung um uns her versammeln; fühlen, daß der leichtere Theil unserer Bestimmung sich erfüllte — daß der ernstere zur Erfüllung vor uns liegt — und daß unsere Thorheiten und Irrthümer uns Wegweiser der Weisheit geworden sind; denn da Jene den Tribut ausmachen, welchen das Schicksal von der Sterblichkeit erheischt, so sollen wir nicht müßig dieselben beweinen, sondern ernstlich trachten, sie gut zu machen. Sobald wir von diesen Gedanken uns durchdringen lassen, wird unsere Vergangenheit die mächtigste Predigerin unserer Zukunft. Indem wir zurück auf die Gräber geschwundener Irrthümer blicken, gewahren wir neben einem jeden derselben das Angesicht eines warnenden Engels! Nur ein thörichtes Herz betet: „O, daß meine Zeit zurückgekehrt! o, daß dieß geschehen wäre — daß Jenes ungeschehen gemacht werden könnte!" Freuen sollten wir uns vielmehr, daß uns noch eine so lange Frist zum Gutmachen übrig ist, und daß Erfahrung uns durch Leidenslehren, welche den Menschen weise machen, unterrichtete. Weisheit ist ein Errungenes, das wir in dem Verhältniß erkaufen, in welchem die Täuschungen stehen, die wir durch unsere eigenen Schwächen uns zugezogen. Denn kein Mensch läßt sich durch die Leiden Anderer belehren! Wir selbst müssen, um das Feuer zu fliehen, das Brennen desselben gefühlt haben.

Im dreißigsten Lebensjahre geht mit dem Charakter der meisten Menschen eine Umwandlung vor. Die Alltagsvergnügungen der Welt sind bis zum Übermaße genossen worden, und fangen an, nicht mehr zu schmecken. Wir überantworten die Traumgebilde der Jugend der uns zur Mäßigkeit winkenden Wirklichkeit — wir erwarten von unsers Gleichen nicht mehr jene Vollkommenheit, die uns von unserer Unerfahrenheit anfänglich vorgespiegelt ward — wir jagen keinen Leichtfertigkeiten mehr nach — wir hoffen auf keine

Chimären mehr. — Eine der nützlichsten Lehren vielleicht, die uns von der Täuschung gegeben ward, ist eine echte Würdigung der L i e b e. Denn in früheren Jahren sind wir allzu geneigt, uns einzubilden, daß das Weib (als Theilhaberin mit uns an den Gebrechlichkeiten der Menschheit!) vollkommen sein müsse — daß den Träumen der Poeten ein körperliches Wesen inwohne — und daß Gott uns jene unumwölkte Natur, jene unwandelbare Innigkeit, jenes Seraphsherz zuwies, welches, den Töchtern des Staubes zuzuschreiben, das große Laster der Dichtung gewesen ist. Und indem wir Vollkommenes hofften, sind wir, o! mit welcher Trefflichkeit unzufrieden gewesen — haben wir, o! vor so vielen Götzen unsere Verehrung wechseln lassen! Im Durste nach der goldnen Quelle in der Fabel haben wir uns, o! mit Überdruß und Ekel von so manchem lieblichen Gewässer abgewendet! Die Erfahrung, die uns endlich lehrt, das Weib gehörig zu würdigen, hat wesentlich dazu beigetragen, uns über die Rechte der Menschen zu unterrichten. Liebe, die einst die unumschränkte Beherrscherin aller unserer Wünsche war, weicht männlicheren und minder eigensüchtigen Leidenschaften — und wir entschreiten einem falschen Paradiese, um die wirkliche Erde zu betreten.

Nicht minder wichtig ist die uns eingeflößte Lehre, die Menschen nicht nach idealem Maßstabe der Moralität zu messen; denn sich im ersten Moment einbilden, daß Menschen Götter seien, heißt damit aufhören, zu glauben, daß sie Dämonen sind. Junge Leute wandeln gewöhnlich eine Periode der Misanthropie durch, und diese Misanthropie hält sich in dem Maße geschärft, in welchem das hochherzige Vertrauen des Jünglings auf menschliche Vortrefflichkeit steht. Wir vergeben Fehler am wenigsten Denen, von welchen wir die höchste Trefflichkeit erwarteten. Allein aus der Asche der Misanthropie erhebt sich das Wohlwollen wieder; wir finden viele Tugenden da, wo wir uns einbildeten, bloß Laster wahrzunehmen — wir stoßen auf manche Handlungen uneigennütziger Freundschaft da, wo wir Alles für Berechnung und Trug hielten — und so gelangen wir von den beiden Extremen allmälig zu der eigentlichen Mitte. Indem wir fühlen, daß kein menschliches Wesen durchaus gut, oder durchaus schlecht ist, erlernen wir jene wahre Menschenkenntniß, die uns anleitet, wenig zu erwarten und viel zu vergeben. Die Welt heilt so den Optimisten, wie den Misanthropen. Ohne diese eigentliche und gemäßigte Schätzung der Menschen besitzen wir weder Vorsicht in den Geschäften des Lebens, noch Duldung für uns widerstrebende Meinungen — wir v e r s u c h e n den Betrieger, und v e r u r t h e i l e n ihn dann; wir halten so fest an Einem Glauben, daß wir einen Abtrünnigen desselben gleich einem Ketzer verdammen möchten. Erfahrung allein ist es, die uns lehrt, daß d e r V o r s i c h t i g e s e l t e n b e t r o g e n w i r d, und daß aus denjenigen Meinungen, die wir verdammen, oft Thaten hervorgehen, die wir bewundern.

(Die Fortsetzung im nächsten Blatte.)

Vaterlandslied.

(Für Musik.)

Es hat ein jedes Land sein Gutes,
Wo Gottes schöne Sonne scheint,
Wo Menschen wandeln, frischen Blutes,
Wo mancher Sinn es redlich meint:
Doch gibt es nur Ein Vaterland;
O Vaterland, Dir Herz und Hand!

Auch hinter Bergen wohnen Leute,
Auch in der Ferne blüht das Glück;
Den Jüngling lockt sein Drang in's Weite,
Zur Fremde schweift sein trunkner Blick:
Doch gibt es nur Ein Vaterland, —
O Vaterland, Dir Herz und Hand!

Auch über'm Meere reifen Reben,
Und Saaten wogen, Ströme zieh'n;
Gefilde grünen, Wolken schweben,
Gewitter brausen, Blumen blüh'n; —
Doch gibt es nur Ein Vaterland;
O Vaterland, Dir Herz und Hand!

Auch auf des Erdball's andrer Scheibe,
Sind Städte noch und Menschen drin,
Bald stark, bald krank an Seel' und Leibe,
In jedem Kopf ein andrer Sinn:
Doch gibt es nur Ein Vaterland:
O Vaterland, Dir Herz und Hand!

Wohin wir geh'n, ist Lebenswonne;
Wohin wir gehen, mäht der Tod,
Wir treffen unter jeder Sonne,
Lieb' oder Haß, Freud' oder Noth.
Doch gibt es nur Ein Vaterland;
O Vaterland, Dir Herz und Hand!

Im Vaterland ist Alles besser,
Das hat Gott selber so gemacht,
Entbehrung leichter, Freude größer,
Und grünres Gras und hell're Nacht:
Es gibt ein einzig' Vaterland;
O Vaterland, Dir Herz und Hand!

Und wer es früher nie empfunden,
Fühlt's in der Fremde, fühlt's im Schmerz,

Fühlt's in des Alters grauen Stunden,
Wenn sich nach Hause sehnt das Herz; —
Es gibt ein einzig Vaterland:
O Vaterland, Dir Herz und Hand!

Johann Gabriel Seidl.

Notizenblatt.

Correspondenz-Berichte eines Reisenden in der Lombardie.

Zara, 20. September 1836. — Ich bin in eine ganz neue Welt gekommen. Bietet doch schon Triest so viel des Sonderbaren und Eigenthümlichen dar. Wer in seinem Continentalleben das Meer nie gesehen, und nun durch eine Wendung der prachtvollen Franzensstraße im Gebirge ihn tief unter sich liegen sieht, den großen, adriatischen Ocean in all' seiner furchtbaren Majestät, mit unzählbaren Schiffen, von allen Gattungen und Nationen bedeckt, die ihre riesigen Mastbäume, wie stolze, herausfordernde Kämpen in die Wolken hinausstrecken; wer es erblickt, wie die ruhige, spiegelklare Fläche sich zu kräuseln beginnt, und eine prächtige Fregatte wie eine kolossale Najade darauf hingleitet; wie nun wieder eine Borbasea sich hinwälzt, und der blaue Spiegel plötzlich zum gischenden Schaum wird, aus dem die Wogen brausend sich emporwerfen — der gesteht gerne, daß er den großartigsten Anblick genossen, welchen die Natur bietet. Kömmt man nun aber erst in die rege, lebenwimmelnde Handelsstadt mit ihren breiten Straßen und dem prachtvollsten Quadernpflaster, sieht man das bunteste Gemische aller möglichen Trachten, hört man alle Sprachen der fünf Welttheile mitten und durch einander: so wird die Überraschung noch vollkommener, und selbst der Großstädter, der Wiener, steht wie ein Landjunker mit offenem Munde. Dabei verschmilzt hier der nördliche und südliche Charakter ganz eigenthümlich zu dem sonderbarsten Ganzen. Noch ein Paar Meilen davon tönt noch dieser deutsche Klang, hier tritt man plötzlich in italienisches Leben und Sitte. Da liegen Südfrüchte in Massen aufgehäuft; da sieht man die Landbewohner mit den fast ganz ebnen, ungemein breiten Strohhüten hinter ihren Muli herziehen; da sieht man das eigentliche Straßenleben in seiner ganzen Frische. Man tritt in ein Kaffehhaus und begehrt eine „Melange." Der Marqueur bringt zuerst eine Tasse mit einem Trinkglase und einer berghohen Zuckermasse. Hierauf rückt ein Anderer mit zwei ungeheuren Zinnkannen an, in deren einer sich Kaffeh, in der andern Milch befindet; er fängt mit der ersten zu gießen an, und thut dieß so lange, bis das Wort „basta" den Lippen des Gastes entschlüpft; hierauf öffnet die zweite ihren „zahnlosen Mund," und es strömt der weiße Nectar so reichlich hervor, daß sogar die Untertasse sich füllt; nebenbei steht ein kleines Marasquingläschen mit einer dicken, weißen Massa gefüllt — das ist Creme; und nun kömmt erst das Wasser mit Mistra (eine Art destillirtem Kümmelwasser), ein Korb mit Zwieback, Salt' in hansa (Spring in den Magen, eine Backerei) — kurz, Alles erscheint so kurios, daß der Ankömmling vor Erstaunen kaum zum Essen kommen kann. Dabei sind alle Luxusbedürfnisse und ausländischen Waaren in ungemeiner Schönheit und Billigkeit vorhanden, was bei einem Freihafen leicht erklärlich.

Welch ein Gewimmel an der Börse, im Lloyd, am Molo St. Carlo, im Caffé nuovo herrsche, davon hat man selbst in Wien keine Idee; der malerischen Trachtenstaffage, welche auch der feurigsten Phantasie das Unerwartete bietet, kaum

zu gedenken. Die Oper war geschlossen, jedoch das Teatro diorno di chauroner geöffnet. Leider konnte ich es nicht besuchen. Die Affichen sind so ziemlich marktschreierisch; jener am Opernhause hat faustgroße Lettern, und der Ton ist sehr anmaßend. So heißt es z. B. „Commedia tutta da ridere e del piu gran divertimento."

Die Abenteuer meiner Seereise nach Zara erlassen Sie mir für dießmal; sie sind etwas katzenjämmerlicher Natur, und halten einen tüchtigen Fond oon Humor in sich, den ich gelegentlich zu benützen suchen weıde. Zara selbst hat eine ganz eigenthümliche Physiognomie. Hohe, sehr enge Straßen, flache Dächer, und ein sonderbares Pflaster sind die hervorstechendsten Züge. Ein anderer ist der fühlbare Mangel an Nettigkeit. Schon sieht man hier die kräftigen Morlaken mit sonnverbranntem Gesichte und braunrother Brust, mit ihren rothen Mützen und wilden Mienen, welche den breiten Messern am Gürtel entsprechen, durch die Straßen ziehen; man hört keinen Wagen rollen, weil in diesen Gassen durchaus keiner den Raum dazu fände, daher auch Niemand vor seinem Hause einsteigen kann (die Calle larga, der hiesige Corso, ist höchstens drei Ellen breit), dagegen aber ein unaufhörliches Kettengeklirre von den Malfattori, welche die Straßen reinigen müssen. Die Häuser sind auch bei Tage geschlossen, und werden erst auf ein Läuten geöffnet und zwar durch eine Art Thürzug, der unmittelbar bis in die Antichambre geht, so daß man jeden Besuch im Voraus wissen und sich kurz vorbereiten kann. — Mehre Deutsche leben hier in Geschäften oder im Amte. Unter Andern der als topographischer und historischer Schriftsteller ehrenvoll bekannte J. Scheiger, als Oberpost-Verwalter, ein Mann, dessen biederer, echt österreichischer Freundschaft ich viele Liebe verdanke. Der Wiener bleibt sich überall gleich, gutmüthig, treuherzig und liebenswerth. Das gesellige Leben scheint eben jetzt getrübt und das Theater ist bis October geschlossen. — Im hiesigen „Volksgarten" hört man zwar keinen Lanner, doch aber eine recht wohl eingeübte Musikbande vom Infanterie-Regiment Maier. Mehr und dem wissenschaftlichen Streben Ihres geschätzten Blattes Entsprechenderes mit Nächstem. Dr. Schlesinger.

Miscellen.

— (Das Bagno von Constantinopel.) Bei Gelegenheit der schlechten Behandlung, die der Engländer Churchill kürzlich in Konstantinopel zu erdulden hatte, weil er auf der Jagd dem Kinde eines Türken einigen Schrot in's Bein geschossen, wollen wir Einiges über das Bagno in Konstantinopel mittheilen, in welches Churchill provisorisch geworfen wurde. Das Bagno ist mehr eine Stadt, als ein Gefängniß zu nennen. In diesem Augenblick sind siebenhundert Gefangene darin, doch muß man darunter nicht siebenhundert Verbrecher verstehen. Man kann sich kaum ein leichteres Gefängniß als dieses Bagno denken. Nur fünfzig der am wenigsten Begünstigten müssen während des Tages im Arsenal arbeilen; die Anderen gehen in weiten Höfen unter Bäumen spazieren, rauchen ihre Pfeife, trinken Kaffeh und spielen Karten, Schach oder Würfel. Erst beim Untergang der Sonne müssen Alle in das sogenannte eigentliche Bagno zurück. Allein sobald hier die Thüren geschlossen sind, hört Zwang und alle Aufsicht auf. Geschrei, Gesang, Ausschweifungen aller Art währen die ganze Nacht hindurch, und nur das Geklirre der Ketten erinnert daran, daß unter dieser scheinbaren Lustigkeit Elend und Thränen verborgen liegen. An Schlaf können

nur die denken, welche durch lange Gewohnheit abgehärtet sind; der neue Ankömmling ist es nicht im Stande, weil theils der höllische Lärm, theils Ratten und Ungeziefer ihn daran hindern.

— (Thalberg in London.) Mit welchem Enthusiasmus dieser Clavier-Virtuose in Paris aufgenommen wurde, dürfte den Lesern sowohl aus diesem Journale (vergl. S. 564 d. J.), wie auch aus anderen Blättern bereits bekannt sein; mit eben so vielem Beifall spielte er in London, wo sich die Journale auf folgende Art über seine Kunstfertigkeit ausdrücken: „Dieser junge Mann steht auf seinem Instrumente so hoch über jeden andern Pianisten, als Paganini über jeden Violinisten. Er bedarf keiner Orchester-Begleitung, jeder seiner Finger ist ein Instrument, jedes Instrument eine Stimme. Seine Musik ist edel und würdig gehalten, voll Pathos und Leidenschaft. Im Mechanischen läßt sich kein lebender Künstler nur entfernt an seine Seite stellen; er hat ganz neue Kräfte enthüllt; Schwierigkeiten gibt es für Thalberg nicht. Was er leistet, geschieht ohne alle Anstrengung. Sein Spiel ist der Ausdruck wahrhaft poetischen Gefühles, deßhalb erscheinen seine complicirtesten Schwierigkeiten so melodisch und fließend, als die einfachsten Melodien; deßhalb üben sie den unbeschreiblichen Zauber auf die Sinne der Hörer aus. Sein Genie hat eine neue Periode für das Pianoforte geschaffen." M. S.

— Ein Zerstreuter gab unlängst in Wien einen neuen Beweis, wie weit die Zerstreutheit eines Menschen reichen könne. Ungefähr gegen Mittag nach Hause kommend, zog er ungestüm an der Glocke des Hausthores. Der herbeieilende Hausmeister fand ihn, mit gesenktem Haupte gegen den Eingang gewandt, des Aufmachens harrend. Erst als er wegen seines Vergehens unwillig angelassen wurde, erwachte er und gewahrte, daß es nicht Nacht, sondern noch heller Tag sei.

A. W. Brey.

Auszeichnung.

Der Magistrat der k. k. Haupt- und Residenzstadt Wien hat dem k. k. Professor, Johann Gabriel Seidl, unserem in Cilli lebenden Landsmanne, folgenden Dank für die Einsendung seiner „Bifolien" zufertigen lassen:

„Eure Wohlgeboren! Aus Ihrem geehrten Schreiben vom 6. v. M., womit Sie ein Exemplar Ihrer, unter dem Titel „Bifolien" herausgegebenen, so rühmlich ausgezeichneten Gedichte überreichten, ersieht der Magistrat mit vielem Vergnügen, mit welch' treuer Anhänglichkeit Sie noch immer Ihrer Geburtsstadt gedenken, und indem der Magistrat dieses Werk zur sorgfältigen Aufbewahrung seiner Büchersammlung beifügt, ergreift er zugleich die Gelegenheit, Ihnen seinen Dank und die Versicherung auszusprechen, daß er Sie, als den Verfasser so vieler literarischer Arbeiten von anerkannt ausgezeichnetem Werthe, mit besonderem Wohlgefallen unter die würdigsten Söhne der treuen Residenzstadt zähle.

Wien, den 14. Juli 1836.

Leeb, Bürgermeister.

Zipperer, Secretär.

Geschichtliche Momente und Begebenheiten aus der Gegenwart.

1836. September 14. Aus Anlaß der Königs-Krönung wird ein von den Ständen veranstaltetes Volksfest nach altherkömmlichem Brauche in Prag gefeiert. Einen höchst interessanten Anblick gewährten die Brautzüge aus allen böhmischen Kreisen mit den Emblemen

ihrer Beschäftigungen und Lebensweise. Der Hochzeitszug des Leitmeritzer Kreises, welcher Traubenkränze, Fäßchen und Gläser, den reichen Weinbau andeutend, trug, durfte Ihrer Majestät der Kaiserin ein Glas des in ihrem Kreise erzeugten Weines überreichen, woraus Allerhöchstdieselbe auf die Gesundheit ihres treuen böhmischen Volkes unter dem Gejauchze der versammelten Menge trank. Bis zur Abenddämmerung belustigte sich das Volk mit Musik und Tanz, ohne daß diese Feier durch irgend ein unangenehmes Ereigniß gestört worden wäre.

— Sept. 17. S. M. Kaiser Ferdinand I. verleihen aus Anlaß Ihrer Krönung in Böhmen eine Menge von Gnadenbezeigungen und Auszeichnungen. Zwei Erzherzoge, 5 Fürsten und 5 Grafen, worunter der Oberste Kanzler ic. ic., erhalten den Orden des goldenen Vließes.

Rückblick in die Vergangenheit.

Am 1. October 1772 starb Joh. Benjamin Michaelis zu Halberstadt im 26. Jahre seines Alters. Dieser zu früh verstorbene deutsche Dichter hatte von Jugend auf bis an seinen Tod mit dem irdischen Mangel und Jammer zu kämpfen. Für seine Gedichte, die noch jetzt mit Theilnahme gelesen werden, gab ihm der Buchhändler Henisius als Gesammt-Honorar 2, sage: zwei Louisd'ors. 1770 erhielt er einen Ruf zur Redaction des Correspondenten; aber hier bewies er, daß man ein guter Dichter und doch sehr unglücklicher Redacteur sein könne. Ärger aller Art verleidete ihm bald dieses Geschäft. Er gab es auf, um es mit Arbeiten für die Schaubühne zu vertauschen, wo ihm goldene Berge verheißen, aber nur Trübsal und allerlei Noth gewährt worden waren. In seinen kümmerlichen Verhältnissen war die, heut zu Tage unter Dichtern so seltene Freundschaft sein Trost. Gleim und Jacobi zu Liebe kehrte er nach Halberstadt zurück, wo der Tod seinen Sorgen ein Ende machte. Alle Urtheile über diesen Dichterjüngling stimmen darin überein, daß seine Satyren Juvenal's Feuer und Persius finstere Laune athmen; daß er zur Horazischen Epistel in Deutschland glücklich die Bahn gebrochen; daß in seinen Operetten, poetischen Briefen, Fabeln und Epigrammen der Ausdruck kräftig, kühn, der Vers leicht und voll Wohlklang, der Witz treffend, und die Erzählung voll glücklicher Laune und Wendung sei.

Am 1. October 1684 starb Peter Corneille, der Schöpfer des französischen Trauerspieles und der älteste in der Zeitfolge unter den Schriftstellern, welche das Zeitalter Ludwig XIV. bildeten, zu Paris im 78. Lebensjahre. Er hatte sich von der ersten Zeit seines Dichter-Debüts der Gunst des französischen Publikums zu erfreuen; aber jetzt hat sein Ansehen durch die Zeit noch gewonnen, und schon längst nannten ihn die Franzosen den Großen, wenn auch Voltaire, der Herausgeber seiner Werke, und Laharpe, diesen berühmten Vorgänger benützend, nicht durchaus beifällige Urtheile über ihn fällten. Die Schwächen in der Anlage mehrer seiner Stücke sind schon von Lessing mit glänzendem Witze dargethan worden. — Im Leben hatte Corneille wenig Einnehmendes. Seine Unterhaltung war schleppend und wenig gewählt. Im Äußern glich er einem kleinen Kaufmann aus Rouen und sehr begreiflich ist es daher, daß er mit etwas rauhen Sitten und nicht unbedeutendem Gefühl seines Werths bei Hofe sich nicht an seinem Platz fühlen konnte. Sein Ruf und sein Talent machten ihn nicht reich; er lebte so mittelmäßig, daß es zuweilen nach Dürftigkeit aussah.

Am 2. October 1785 stirbt Antoine Leonard Thomas, ein geistreicher französischer Schriftsteller zu Chateau d'Oullins im 53. Lebensjahre. Obgleich zum Rechtsgelehrten bestimmt, folgte er doch seiner Lieblingsneigung zur schönen Literatur und ward endlich bei dem Collegium zu Beauvais als Professor angestellt. 1776 arbeitete er als Secretär bei dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten, und wurde endlich Secretär des Herzogs von Orleans. Er war ein edler, großmüthiger Mann und ein vortrefflicher Schriftsteller. Am bekanntesten sind eine Lobreden auf große Männer; sie zeichnen sich alle durch eine kraftvolle Beredsamkeit, durch Fülle und Kühnheit der Gedanken, durch hohen Eifer für Tugend, Wissenschaft und Menschheit aus; aber manche waren auch nicht rein von Schwulst und von einem sichtbaren Haschen nach Effect.

Am 5. October 1809 besucht Napoleon, Abends 9 Uhr, die kaiserliche Gruft bei den Kapuzinern in Wien. Mochte Ihn damals die Ahnung anwehen, sein einziger Sohn werde im blühenden Alter an der Seite dieser erhabenen Todten ruhen?

Hierzu die Beilage Nr. 40.

№ 40. Beilage zu № 119.

BLAETTER

für geistige Thätigkeit, wissenschaftliche Erörterungen und nützliche Studien.

Wien, den 3. October 1836.

Probleme, zur Lösung vorgelegt.

I.

Charade.

Die beiden Ersten sind ein Sohn
Der weitverzweigten Nation,
Die von der Ostsee fernem Rande
Bis hin zum Adriater-Strande,
Obwohl mit deutschem Blut gepaart,
Der Väter Sprache treu bewahrt.

Die Dritte stellt Euch ernst und klar
Ein Bild des Menschenlebens dar.
Am liebsten seht Ihr sie gezogen
Von Herzen, die Euch wohlgewogen.
Sie mag bewegt sein oder ruh'n,
So gibt sie Forschern viel zu thun.

Das Ganze, seinem Dritten gleich,
Zeigt doppelt sich am Globus Euch;
Erdacht nur ist es, nicht vorhanden,
Obgleich wir's jährlich noch empfanden,
Wenn jener Punct, durch den es geht,
Der Sonne gegenüber steht.

J. G. Seidl.

II.

Logogriphe.

1234.

Ma force surprenante et mon agilité;
Mon regard imposant, et ma voix de tonnerre;
Mon port majestueux, ma générosité,
M'ont fait placer au rang des rois de cette terre.

1324.

Les lettres de ce nom qu' ainsi vous disposez,
Vous présentent un mot qu' on voudrait pouvoir dire
A jamais de ce mal que tant vous abhorrez,
Comparable à la peste ou peut etre encor pire.

G. Heussy.

Stammbuchgedichte.

Zu der Zeichnung nach jener Aufforderung in Nr. 37 der Beilage des Zuschauers (S. 1097.)

1.

Flüchtig dreht sich die Urne des Lebens im rauschenden Umschwung,
Was erst heute geblüht, raffet schon morgen der Tod.
Siehe, so pranget mein Blümchen mit Knospen und Blüthen und Samen,
Und schon sengt es der Strahl tödtender Sonne dahin! —
Doch ein Leben, das Blüthen getrieben und Samen gestreuet,
Gutes erzeugt und geübt, wie es der Sterblichen Pflicht,
Ob es auch rausche und ob es auch stürme in grauender Eile,
Nimmer, geliebtester Freund! stirbt es zu schnelle dahin.

A. W. Brey.

2.

Was als Knospe tief noch liegt verborgen,
Schließt in sich der Jugend Dämmerlicht,
Heller strahlt der Hoffnung heit'rer Morgen,
Wenn sie Sommers-Glut zur Blüthe bricht —
Heil Dir, wenn des Mannes ernstes Walten,
Von des Samens Fülle reich geschwellt,
In des Lebens wechselnden Gestalten,
Lohnend auf ein wuchernd' Erdreich fällt!

Ludwig Gretschl.

Gelungene Versuche sandten noch ein, die Herren: Carl Friedr. v. Maiern, Moriz Richard, Eduard Freiher v. Keller, G. Uffenheimer, Carl Eggenberger.

Lösungen

der Probleme in Nr. 38 der Beilage des Zuschauers (S. 1129).

I. Lösung des mathematischen Problemes von J. B. Schramm, k. k. Oberlieutenant in der Armee:

Laut den in der Aufgabe gegebenen Bedingungen ist:

$$c.(x^2 + y^2) + d.xy = a.$$

$$(x^2+y^2) + (x+y) = b.$$

Nun sei die Summe beider Armeen $= S$,

und das Product derselben . . . . $= P$.

Aus Obigen entspringen die Formeln:

$$1.)\quad \text{I. } S = \frac{2c - d}{2d} + \frac{1}{2d}\sqrt{8ad + 4bd(d-2c) + (d-2c)^2}.$$

$$\text{II. } P = \frac{2c^2 - cd + 2ad - 2bcd}{2d^2} + \frac{c}{2d^2}\sqrt{8ad + 4bd(d-2c) + (d-2c)^2}.$$

$$\text{III. } x = \frac{S + \sqrt{S^2 - 4P}}{2}.$$

$$\text{IV. } y = \frac{S - \sqrt{S^2 - 4P}}{2}.$$

2.) Nach vollführter Substitution erhält man die completen Stände der Armeen A und B, nämlich:

$$\left.\begin{array}{l} x = 80301 \\ y = 76054 \end{array}\right\} \text{Krieger.}$$

Richtig gelöset von dem Herrn Benno v. Riethaller, Professor der Theologie und Capitular des regul. Benedictiner-Stiftes Melk; dann von dem Hrn. Anton v. Rathgeb, in Wien.

II. Lösung der Charade von Vincenz Glasner in Znaim:

Das Thierchen, so das erste Paar
Gibt, nützt dem Allgemeinen zwar,
Doch muß das Rössel zart und klein,
Zum Roß erst angewachsen sein.
Daß man im Schach es Springer nennt,
Wohl Jeder, der es spielet, kennt.
Ein Sprung von ihm mit Fleiß durchdacht,
Hat oft den Gegner matt gemacht.
D'rum mög' im Schachspiel Alt und Jung
Wohl achten auf den Rösselsprung.

P.

III. Lösung des italienischen Logogriphes von A. Giftschütz:

Fiori · No = Fiorino.

Richtige Lösungen der Probleme II. und III. sandten ein, die Frauen: Caroline Herz, geb. v. Müller; Anna Rattich, und Emilie Reiferschmid; die Herren: Huszar Balint, Moriz Richard, Conrad Hofmann, Franz M. Kopetzky, Carl Peschky, G. Uffenheimer, Gebhard Richter, Joh. N. Heggelin, in Wien; A. L. Greipl, von Krumau; Johann Ehrlich, von Poisdorf; Friedrich Pratiwinsky, von Schebetau.

Schwungproben und Versuche.

Dichter Schlau.

Es hat sich Schlau nun eine Mühl' erbaut,
Die Klugheit hätt' ich ihm nicht zugetraut!
Nun kommen seine Verse doch zum Ziele:
Sie liefern ihm das Wasser auf die Mühle.

F. J. Schaffer.

Die thätige Ehefrau.

Fürwahr, ein rastlos thätig Weib hat unser Gärber Murch,
Sie gärbt, mit Schweiß bedeckt, ihm täglich selbst das Leder durch.

Philipp Melzer.

Telegraph.

J. B. S: Wer kann noch zweifeln, daß S. 1129 das Wort „Conficient" ein Satzfehler für „Coefficient" sei? Die übrigen kleinen Abänderungen waren durch die Nothwendigkeit geboten. — A. J. H: An dieser Anekdote ist nicht viel gewonnen. — G—l: Die Miscelle aufgenommen; die eingesandten Verse sind etwas bucklig und krumm. Die Elision „verlor'n," um den Reim auf „Dorn" herbeizuschleppen, ist gewissermaßen schauderhaft. Die Verse:

„Nimmer bringt ein Werk zu Ende,
Der die Mühe hält zu groß,

Und im Anfang gleich die Hände
Sinken läßt in seinen Schooß,"

scheinen mir gereimte, und das noch ziemlich schlechte Prosa. Die Wörtchen „der die" kommen dem feineren Ohren wie das Zischen der Säge vor, wenn sie auf einen Sandstein gestoßen. — Olmütz v. P: Ihr Gedicht ist zwar nicht mehr, als gereimte Prosa; aber in dieser liegt Verstand und Gefühl. Hängen Sie, wenn Sie meinen Rath gelten lassen wollen, das Versemachen auf den Nagel und geben Sie uns wissenschaftliche Gegenstände oder Seelenzustände in Ihrem reinen und edlen Style, so werden Sie unter den wenigen guten Prosaisten eine Stelle vor den vielen schlechten Poeten einnehmen. — K. Cz—r: Ihr Wunsch läßt sich nun wohl nicht mehr erfüllen; ich habe ihn aber dem Verfasser jener Dichtung vorgelegt, und so dient er wenigstens dazu, ein edles Talent zu ermuntern. Daß Sie das Versmaß der Alten mit Glück erfassen, beweiset der Schluß Ihrer Epistel, den unsere Leser mit anhören sollen:

„Geben Sie jenes Gedicht!
„Wo die silberne Dachung schimmert voll goldener Nägel;
Wo die verzeihende Hand schlichtet der Rache Prozeß."
Richter über die Kunst, sei Einer nicht; vor die Gesammtheit
Trete bescheiden sie auf, harrend des Urtheiles Spruch;
Sonne im Strahl sich der Gunst und thue sich gütlich beim Mahle,
Das ein gebildetes Volk tafelt dem wackern Talent!
Dann wird verstummen die Klage; und Völker empfänglich für Schönes
Öffnen Gemüther, die weich, schlafen zu schienen der Kunst.
Freier auf wird sie, einmal geweckt, entschweben; den Fittig
Rauschend entfalten! Ihr horcht, trunkenen Ohres, ein Volk."

„Otto vom Sannquell." Unter diesem pseudonymen Klange wollen Sie meine Ansicht über die mitgetheilten Gedichte wissen? Ich habe darin viel Gefühl, regen Eifer für das Schöne und Gute — aber auch noch große Gebrechen der Form gefunden. Übung und Studien werden zu den Gaben des Gemüthes die Gaben des Ausdrucks gesellen. Wer dürfte es wagen, das Wort „Keiner" so zu ellidiren:

„Wachet doch, daß Kein' aus Euch das gleiche
Thränenvolle Mißgeschick erreiche!"

Auch ganz unrechtmäßiger Bilder und Ausdrücke bedienen Sie sich noch, wie z. B.

Denkt an sie, Ihr Reinen, Makellosen,
Wenn die Welt Euch Netz' und Fallen legt —
Gifthauch für der Unschuld zarte Rosen
Ist der Schmeichler honigfüßes Kosen,
Das der Bitterkeit so viel erweckt!

die Bitterkeit kann wohl nicht erweckt werden? — Auch nehmen Sie es mit den Reimen sehr leicht. So wäre z. B. die folgende Stelle gelungen, wenn „Wölfen" und „helfen" die warme Freude des Lesers nicht auf Schnee fließen und stocken machten:

Wie anders sind des reifern Alters Müh'n!
Wo Weste wehten, haus't der Stürme Wüthen,
Und Dornen stehen, wo sonst Rosen blühten!
Doch — schien es, daß Dich Erd' und Himmel flieh'n,
Und stehst Du da — ein Lämmlein unter Wölfen —
Er, den Du glaubst, auf den Du hoffst — wird helfen.

Preßburg v. K: empfangen. — Pesth v. S: d. d. Post beantw. — Lemberg 136: Die Exemplare sind bereits abgefertigt worden.

Diese Zeitschrift erscheint in Wien (Expeditions-Comptoir des Zuschauers, Dorotheengasse Nr. 1117), wochentlich dreimal. Halbjährige Pränumeration in Wien und in allen Buchhandlungen der Monarchie 2 fl. 30 kr.; ganzjährige 5 fl. C. M. — Einzelne Blätter 8 kr. C. M. — Der „Zuschauer" kann auch durch jede k. k. Poststation für 3 fl. C. M. halbjährig vom 1. Juli bis letzten December 1836 bezogen werden.

Redacteur und Herausgeber: J. S. Ebersberg (wohnt in Wien; Stadt, Tiefengraben Nr. 166).

Gedruckt bei J. P. Sollinger.

№ 120.

Der Oesterreichische

ZUSCHAUER.

Für Kunst, Wissenschaft, geistiges Leben.

Mittwoch, den 5. October 1836.

Der Frühling schenkt Wonne und Leben der wieder erwachten Natur,
Der Sommer im reifenden Streben gibt Früchte der dürstenden Flur,
Und mit den erquickenden Reben bekränzet der Herbst seine Spur;
Die Eisbahn im Winter, so eben, ergetzet die Fröhlichen nur.
Wie schön ist der Wechsel der Zeiten, o Freunde, im wandelnden Jahr,
Welch herrliche Freuden bereiten und bringen dem Menschen sie dar!

Das Schwinden der Jugend.

(Fortsetzung.)

Beim Schwinden der Jugend sollten wir, indem wir unsere Seele sammeln und erforschen, uns von diesen zur Leitung unserer Zukunft dienenden Resultaten durchdrungen fühlen; nämlich: von einer Kenntniß von dem wahren Verhältnisse der Leidenschaften, so daß wir nicht einer derselben denjenigen Nachdruck gestatten, den alle mit einander theilen sollten; von einer Überzeugung von der Nichtigkeit kleinlicher Gegenstände, die große Sorgfalt erheischen, und von jenem echten Visir- und Maßstabe der Menschen, der die Attribute und Materialien der menschlichen Natur weder vergrößert noch verzwergt. Aus diesen Resultaten ziehen wir Folgerungen, die uns nicht nur zu weiseren, sondern auch zu besseren Menschen machen. Die Jahre, durch welche wir hinwanderten, haben, aller Muthmaßungen nach, jegliche Fähigkeit, die wir besitzen mögen, entwickelt — haben uns Das gelehrt, worin wir höchst wahrscheinlich uns hervorthun können, und wozu wir am besten tauglich sind. Und durch diese Bemerkung neige ich mich zu dem Glauben hin, daß wir denjenigen Beruf wählen sollten, von welchem wir durch Geist und Temperament uns überzeugen, daß er uns das meiste Erdenglück zuwenden dürfte. Dabei sollen wir nicht das Erjagen von Ehrenstellen, oder von Reichthümern, nicht auch das Anlockende einer geselligen Laufbahn verschmähen; wohl aber gelassen die Vortheile und Nachtheile jedes Berufsweges, den wir einschlagen möchten, abwägen, ob wir uns dem öffentlichen Leben, oder dem Privatwirken, ob der Zurückgezogenheit oder dem Gewühl hingeben wollen. Wir müssen hierüber nicht nach abstracten Regeln, nicht nach schwankenden Maximen über die Nichtigkeit des Weltruhms, oder über die Reize der Einsamkeit, sondern gemäß der besondern Richtung und Beschaffenheit unseres

Gemüthes entscheiden. Denn dem Einen ist Mühseligkeit, dem Andern Ruhe ein Erdenglück. Dieser Mann kann nur im Gewühl, jener nur in der Einsamkeit athmen. Der Seelenruhe des Einen ist der Weltruhm nothwendig, während dieser für das Gemüth eines Andern nicht den mindesten Reiz hat. Wähle Jeder also die Bahn seines Berufes nach den Vorschriften seines eigenen Innern — und dieß nicht nach dem Pöbelgrundsatze: daß unsere eigene Glückseligkeit, bloß als Glückseligkeit, Zweck und Ziel unseres Lebens sei (denn richtig und edel gestimmte Gemüther erkennen Zweck und Ziel außer sich an, die wichtiger sind, als eigener Zweck und eigenes Ziel!), sondern weil ein Gemüth, das sich nicht behaglich fühlt, selten tugendhaft ist. Glückseligkeit und Tugend wirken auf einander zurück — die besten Menschen sind nicht nur die glücklichsten, sondern die glücklichsten Menschen sind gemeiniglich die besten. Einem Berufe hingegeben, vor welchem, wie schätzbar er an sich sein möge, unsere Neigungen zurückscheuchen, werden wir nur allzu leicht reizbar, krankhaft und mißvergnügt über unsere Mitmenschen; unsere Anlagen entwickeln sich nicht auf natürlichem Wege; getrieben durch den Drang der Umstände tragen sie unschmackhafte und ungesunde Frucht. Der Genius, welcher durch Dinge geweckt wird, mit denen er im Kriege begriffen ist, wird nur allzu oft boshaft, und vergilt den Menschen die Wunden, die ihm von den Verhältnissen beigebracht wurden; sind wir aber in demjenigen Lebensberufe, der unserer individuellen Seelenstimmung am meisten schmeichelt, mag dieser sich im öffentlichen Leben oder in der Zurückgezogenheit, in der Literatur oder im Geschäftstreiben bewegen, so genießen wir jener inneren Ruhe, welche die beste Atmosphäre der Seele ist, und in der jedes Erzeugniß des Geistes als frisch und saftig erscheint. Das Gefühl unserer Behaglichkeit macht uns liebreich und wohlwollend gegen Andere; wir ärgern und grämen uns nicht über Dinge, die uns hart oder unbillig erscheinen, weil sie uns nicht zusagen. Wir erfüllen unsere eigentliche Bestimmung, und Diejenigen, von denen wir umgeben werden, empfinden den Sonnenschein unseres Herzens. Aus diesem Beweggrunde sollte Glückseligkeit unser Zweck bei der Wahl unseres Lebensberufes sein; weil aus der Glückseligkeit jener Gemüthszustand entspringt, welcher der Tugend angemessen ist. Dieß sollte von Allen beherzigt werden, welche den edelmüthigen und glühenden Trieb in sich fühlen, sich um vermeinter Glückseligkeit Anderer willen in ein Berufstreiben zu stürzen, das ihrer Natur widerstrebt. Unter den wenigen Wahrheiten, welche Rousseau hinterlassen hat, ist keine zuverlässiger, als die — „Es ist keinem Menschen erlaubt, sich um der Sache der Menschheit willen selbst zu verderben." Wir sollen demnach nicht nach allgemeinen Theorien, sondern nach unsern individuellen Fähigkeiten und Anlagen nützlich sein. Um practisch zu sein, müssen wir jene Eigenschaften in uns her-

vorrufen, durch die wir zum Practischen befähigt werden. — Jeder Stern, der in der ihm angewiesenen Sphäre leuchtet — gleichviel, wie seine Größe oder seine Umwendezeit beschaffen sei — trägt zu dem allgemeinen Lichte bei.

Verschiedenen Lebensaltern gehören verschiedene Tugenden und Untugenden an. Die achtlose Vollherzigkeit des Knaben wird üppige Thorheit im Manne. Im dreißigsten Jahre findet keine Entschuldigung für den Verschwender mehr Statt. Von dieser Periode bis zum Gränzrande des Alters dehnt sich die geeignetste Zeit zu bedächtiger Vorsicht und Klugheit in Weltangelegenheiten. Sobald wir uns der Betagtheit nähern, bedürfen wir der Sparsamkeit minder. Die Natur fühlt sich zurückgescheucht von dem Geizhalse, der mit seiner einen Hand den Mammon liebkoset, während seine andere Hand von der des Todes ergriffen scheint. Wir sollten für unsere alten Tage sparen, aber nur, damit wir nicht drückenden Mangel leiden, und wir nicht vom Nachdenken über das Sein in einer Welt nach dem Tode abgelenkt werden. Schaurig ist es, anzusehen, wie die dürren Hände des Aberwitzes aus dem Grab' eine Geldkiste machen!

Allein während wir bei dem Schwinden unserer Jugend geradezu in das große Geschäftsgewühl des Lebens treten, während unsere Vernunft sich aus den Trümmern unserer Leidenschaften ihre Paläste bauet — während wir nachdenkende, entschlossene und vorwärts strebende Menschen aus uns machen — sollten wir uns, also in der Welt beschäftigt, wohl vorsehen, daß uns die Welt nicht allzu wichtig werde. Das Alter des Ehrgeizes und der Vorsicht ist ein gefährliches Alter — ein gefährliches Alter ist es, wenn die Jugend uns entschwindet und wir dann vergessen, daß die Seele ihre Jugend durch alle Ewigkeit bewahren soll! Es ist vorzüglich gefährlich, insofern wir fühlen, wie wenig die Gesetze uns gut machen können, während sie uns verbieten, böse zu sein — vorzüglich gefährlich, insofern die gemachten Erfahrungen unsern Neigungen einen Hemmschuh anlegen — besonders gefährlich, insofern wir seufzend eingestehen, wie ansteckend das Beispiel ist; um so mehr also haben wir zu dieser Periode über unser Herz zu wachen, und zwar nicht so sehr, damit es nicht *irre*, sondern damit es nicht *verhärte*. Wir sind nun in demjenigen Zeitpuncte, wo Herzensregungen sich am leichtesten beschwichtigen lassen — wo wir am ersten der Liebe entrathen können — wo in der Kräftigkeit und Kühnheit unsers männlichen Alters wir an festestem — gleich fern von den idealischen Sehnsüchteleien der Jugend, wie von der sich anklammernden Hilflosigkeit des hohen Alters — allein zu stehen vermögen. Wir leben nun in derjenigen Zeit, in welcher weder die Stimme des Weibes noch das Lächeln der Kinder uns so ergreift, als es früher der Fall war, und nie wieder der Fall sein wird. Wir sind vertieft, versunken in unsere Pläne und ernsten Entwürfe. — Die Welt ist unsere Geliebte; unsere Projecte

sind unsere Kinder. Ein Mann erschrickt, wenn man ihm diese Wahrheit sagt; allein er besinne sich, er halte inne, wenn er thätig beschäftigt ist (wie denn in diesem Alter Wenige es nicht sind) und frage sich selbst, ob ich ihm Unrecht thue? ob er sich nicht unmerklich und ohne es zu wissen in die Citadelle seines Ichs zurückzog? Schnecken gleich wandelte er durch die Welt, indem er seine Rüstung nnd den Ort seines Rückzuges mit sich herum trägt. Hat man nicht hingegen auf seiner Hut zu sein? Erfordert dieß nicht unsere Vorsicht, damit nicht Vorsicht selbst die schönen Zugänge zum Herzen verrammele? Was kann das Leben uns bieten, wenn wir das aufopfern, was das Schönste in uns selbst ist? Was nützt Erfahrung, wenn sie uns aufhören läßt, großmüthig und edel zu sein? was, wenn sie der Anmuth und Menschenliebe in uns entgegen arbeitet und die Eine wie die Andere verwelken macht? was, wenn sie uns alles das ertödtet, was dem Zarten und Erhabenen angehört, und ohne welches die Weisheit barsch ist und die Tugend keinen Wohlklang mehr in ihrer Benennung führt? Soll der Irrthum der Milde den Starrsinn der Hartherzigkeit rechtfertigen? — und sollen wir auf den Fall, daß wir durch Andere leiden könnten, uns selbst verschüchtern?

Dieß also ist das Lebensalter, in welchem, während Erfahrung unsere Führerin wird, wir den Weisungen derselben mit einer gewissen abgemessenen, sorglichen Vorsicht folgen sollten. Wir müssen bedenken, wie sehr der Mensch sich zu Extremen hinneigt — wie schnell er von Leichtgläubigkeit und Schwäche zu Argwohn und Mißtrauen überzugehen pflegt. Und immer, wie wahrhaft vorsichtig wir sein mögen, sollen wir — trotz gelegentlicher uns werdenden Täuschungen — die edelste und beglückendste unserer Neigungen hegen und pflegen: die Neigung — zu lieben und zu vertrauen.

Ich kenne in Wahrheit kein schöneres Schauspiel auf der Welt, als einen Greis, der durch alle Stürme und Kämpfe des Lebens mit Ehren hindurch wanderte, und der bis zum letzten Ende die Frische des Gefühles beibehält, von der seine Jugend geschmückt war. Dieß ist das wahrhaftig grünende hohe Alter — dieß zeigt einen südlichen Winter abnehmender Jahre, in welchem das Sonnenlicht erwärmt, obwohl die Hitze von dannen zog — ein solcher Greis ist der Jugend stets willkommen. — Sympathie vereinigt Beide, während Jenes Weisheit die Schritte der Letzteren leitet. — Es waltet ein Unterschied zwischen Hochachtung und Verehrung ob — Letztere trägt jederzeit etwas von Liebe in sich.

(Den Schluß im nächsten Blatte.)

Originelle Dankbarkeit.

Einem Arzte zu Paris wurde im Gedränge seine Uhr wegstipizt. Plötzlich steht vor dem Arzte, der, ohne es bemerkt zu haben, seinen Weg fortsetzte, ein

Mann, welcher ihn fragt, ob er nicht jener Doctor wäre, der im Spitale zu N* die Kranken besorge. Auf die bejahende Antwort sagt der Fremde: „Sie haben mich von einer langen Krankheit geheilt, und ich verdanke Ihnen das Leben. Jetzt ist der Augenblick gekommen, wo ich mich dankbar erweisen kann. Vor fünf Minuten habe ich Ihre Uhr gestohlen; hier nehmen Sie sie wieder." Mit diesen Worten verschwindet der Taschendieb unter der Menge, und läßt den Arzt, die Uhr in der Hand, ganz betreten über diese neue Art, seine Dankbarkeit zu bezeigen. G. U—r.

Notizenblatt.

Das Interessanteste der deutschen Zeitschriften-Literatur.

— Unglaublich ist die Schnelligkeit, mit welcher in der neuesten Zeit politische Nachrichten verbreitet werden. So berichtet eine Zeitung, daß das Votiren der Kammer über Algier, den 11. Juni l. J., daselbst bereits den 14. allgemein bekannt war. Die Verhandlungen, welche über Alibaud in Paris den 10. Juli gehalten wurden, waren am 13. schon im Hamburger Correspondenten gedruckt zu lesen, und den 14. Abends in Berlin. Alibaud's Attentat war in Algier schon den 29. Juli bekannt, da es doch erst den 25. Abends begangen worden war. In der neuesten Zeit müssen, besonders bei Börsespeculationen, die unschuldigen Tauben die schnellen Zwischenträger machen, und in Süd-Frankreich hatte man gegen die spanische Gränze eine eigene Telegraphen-Linie zur Privat-Speculation angelegt, und in dieser Absicht Häuser auf hochgelegenen Puncten gemiethet, von denen aus man sich über die neuesten Ereignisse in Spanien mittelst Fahnen verständigte.

— Der „Berliner-Gesellschafter" enthält eine Notiz aus den Memoiren der Herzogin von Abrantès über die Königin Marie Antoinette, welche ihre echt fürstliche Größe in ein schönes Licht stellt: „Der Municipal-Beamte Michonis nämlich, und Hr. v. Rougeville, Beide der königlichen Sache ergeben, traten eines Tages in das Gefängniß der Königin, unter dem Vorwande, eine Seite der Mauer bedürfe der Ausbesserung. Rougeville war als Maurer verkleidet, und ließ eine Nelke zu den Füßen der Königin niederfallen. Die Blume enthielt einige Zeilen in Chiffern, in denen man der Königin sagte, daß ihre Anhänger durch die unterirdischen Gewölbe der Conciergerie zu ihr dringen wollten. Die Chiffern-Schrift und die Nelke wurden gefunden. Die Königin weigerte sich, zu sprechen, und hatte einen Theil des Zettels verschluckt. Sie antwortete ihren Freunden, indem sie ein anderes Blättchen mit einer Nadel durchstach, und ihre Antwort war ein Verbot, etwas zu ihrer Rettung zu unternehmen. „Es ist schon genug Blut für mich geflossen," sagte sie, „und ich verbiete meinen Freunden, weiter zu gehen."

— In demselben Journal spricht sich ein Aufsatz sehr lebhaft aus für die Verbrennung der Todten, anstatt des Begrabens in den Schooß der Erde, und gibt einige haltbare Gründe dafür an, unter welchen der vorzüglichste das vielbesprochene Thema der Sanitäts-Rücksichten behandelt, und die Parallele zieht, um wie vortheilhafter es (besonders bei contagiösen Krankheiten) für die Gesundheit wäre, wenn alle Leichen, statt ruhig in der Erde faulend, am Ende denn doch schädliche Miasmen verbreitend, mit einem Male und durch eine nicht im mindesten abschreckende Pro-

eebur sogleich in das verwandelt würden, was sie auf dem anderen Wege erst nach einer Reihe von Jahren werden, und über kurz oder lang dennoch werden müssen — ein Häuflein Staub und Asche. Zudem sei es gewiß für jeden Menschen eine angenehmere Aussicht, durch das veredelnde und reinigende Feuer den höheren Regionen der Luft zugeführt zu werden, als dazu zu dienen, ekelhaftes Gewürme zu füttern. — Was den Mangel an Holz selbst betrifft, sei der Aufwand nicht so bedeutend; und auch der Verbrauch desselben, durch so viele andere Brennmaterialien, deren sich die neueste Zeit bemächtigt hat, so sehr geschmälert, daß von dieser Seite auch nichts zu befürchten wäre. — Die Asche könnte immer nach dem Beispiele der Griechen und Römer, in Urnen gesammelt, ein Andenken der Familie bleiben.

— Lewald spricht in seiner „Europa" von einer, Paris eigenthümlichen Sitte, bei der Annahme von Theaterstücken zu Aufführungen, nämlich das Vorlesen der dramatischen Dichtungen von ihren Verfassern selbst. Dieses vertritt nicht nur die Stelle der bei uns gebräuchlichen Leseproben, sondern auch des früheren Durchlesens vom Regisseur oder Director. Es wird gleichsam vom Dichter selbst in den Kreis der darstellenden Personen eingeführt, und diese mit dem Geiste ihrer Rolle durch den Dichter bekannt gemacht. — Am Abende vor der Vorlesung verständigen sich Director und Autor über die Vertheilung der Rollen, welche oft große Schwierigkeiten darbietet, und nach welcher der Dichter sogleich bis zur Stunde der Vorlesung verschwindet, um den Schauspielern unterdessen Raum zu ihren Deutungen, Hoffnungen und Klatschereien zu lassen. „Zur bestimmten Zeit des nächsten Vormittags verkündet die Probenglocke den Anfang der Vorlesung; die Schauspieler begeben sich nach dem Foyer, wo sie den Dichter bereits an einem großen Tische sitzend finden, mit dem Manuscripte in der Hand, die Rollen vor sich liegend, ein Glas Zuckerwasser zur Rechten, einen Mitarbeiter zur Linken. Der Orchester-Director sitzt daneben, um die Melodien anzumerken, wenn das Stück ein Vaudeville ist; bei einem Melodrama ist auch der Componist da, um die Momente zu bezeichnen, wo er Musik anbringen will. Hat Jeder seinen Platz eingenommen, so beginnt der Autor seine Vorlesung. Als vorzüglich geschickt im Vorlesen werden Scribe, A. Dumas, Merville, Melesville, Desnoyers, Lecroy, Bourgeois, Vander-Burch, Rochefort, Jaime, Isidor Cormon, Benjamin Antier, Düpruty, Bayard und Rougemont genannt. Nach geendeter Vorlesung folgt der obligate Beifall, der je nach dem Sujet des Stückes sich auf andere Weise äußert, und hierauf wird sogleich zur Vertheilung der Rollen geschritten, worauf den nächsten Tag schon die Proben folgen."

— Bei Gelegenheit von „Mittheilungen aus Belgien" erzählt dasselbe Journal eine Anekdote von Napoleon, deren ähnliche wir zwar viele schon kennen, die aber alle einen Beweis ablegen, wie sehr Er das Herz seiner Soldaten kannte, und auf welche Weise er sie sich zu gewinnen wußte.

„Einige Tage nach dem Einzuge (in Brüssel) hielt der Kaiser Revue über die Garnison Brüssels in der Allee-Verte. Er gewahrte einen alten Sergeant-Major, er sah ihm die Erfahrungen des Krieges an, ließ ihn aus dem Gliede treten, und redete ihn in gewohnter Weise an: „Ich kenne Dich, Dein Name?" — „„Noël, Sire."" — „Dein Vaterland?" — „„Belgien."" — „Warst Du nicht in Italien?" — „„Ja, Sire, Tambour auf der Brücke von Arcole."" — „Und Du bist Sergeant-

Major geworden?" — „„Bei Marengo, Sire."" — „Und später?" — „„Ich habe allen großen Schlachten beigewohnt."" — Der Kaiser ließ den alten Militär wieder in's Glied treten. Man hatte ihn zu befördern vergessen. Nachdem Napoleon mit dem Obristen einige Worte gewechselt, hieß er Noël zu sich treten. „Du hast das Ehrenkreuz verdient, hier ist das meinige." — Noël fand keine Worte des Dankes, seine Augen starrten den Kaiser an. Der Obrist stellte dem Regimente den neuen Ritter der Ehrenlegion vor. Indem dieser freudetrunken auf seine Brust blickte, rief der Obrist: „Im Namen des Kaisers, der Sergeant-Major Noël ist Unter-Lieutenant in diesem Regiment!" — Man präsentirte. — Der Ehrumkränzte wollte sich zu den Füßen des Kaisers werfen; dieser stand unbeweglich und ernst, und Noël hielt sich zitternd in seiner militärischen Stellung. Napoleon gab ein Zeichen, und die Trommeln wirbelten. Der Obrist sprach: „Im Namen des Kaisers, der Unter-Lieutenant Noël ist Lieutenant in diesem Regiment!" — Der überraschte Sergeant-Major war seiner nicht mehr mächtig, man mußte ihn stützen. Da erschallte plötzlich der dritte Trommelschlag, und der Obrist sprach: „Im Namen des Kaisers, der Lieutenant Noël ist Capitän in diesem Regiment!" — Während Noël fast ohnmächtig in die Arme seines Chefs sank, das „vive l'Empereur!" stammelnd, setzte der Kaiser die Revue ernst und kalt fort."

— Lewald's „Europa" macht sich in einer kurzen Notiz über die in neuester Zeit so sehr überhandnehmende und manchmal wirklich lächerliche Gewohnheit, im Sommer einen Landaufenthalt zu wählen, lustig. „Eine Menge Leute," heißt es, „miethen vom Mai bis September ein Zimmer in irgend einer Dorfschänke, und installiren sich dort, so gut es gehen will. Sind sie ein wenig genirt, so trösten sie sich mit den Worten: „Auf dem Lande, wie im Felde!" Die Damen gehen in den Wald mit ihrer Stickerei; die Herren fahren in die Stadt, um ihren Geschäften nachzugehen, und kommen des Abends zu Fuß oder zu Wagen wieder hinaus zu ihrem sogenannten „ländlichen Asyl." — Sie ziehen Kamaschen an, eine Jacke von ungebleichter Leinwand, setzen einen Strohhut auf und wälzen sich, wie Faunen, im Grase. Sonntags wird mit der Angel gefischt, und im Freien gegessen. Große Parthien heißen Spaziergänge von zwei Stunden, wobei die Regenschirme nicht vergessen werden dürfen. Die höchste Wonne aber ist, kuhwarme Milch zu trinken, und zu Anfang der Jagden vier Sperlinge zu schießen, die, wenn man Pulver, Blei und das Jagdfrühstück rechnet, auf zwei Gulden das Stück zu stehen kommen. Sobald der Herbst in seinem Nebelmantel erscheint, kehrt man dann zur Stadt zurück, und spricht während des ganzen Winters von nichts anderem, als der „Villeggiatura," und von dem Glücke, als arcadische Schäfer gelebt zu haben *).

— Das „polytechnische Journal" theilt einige Beobachtungen über die Haltbarkeit des Gußeisens im Wasser mit, welche nicht zu dessen Vortheil ausfallen. — Gußeiserne Röhren nämlich, welche 150 Faden tief in einem Bergwerke des nördlichen Englands an einem Pumpapparate angebracht waren, sind in fünf Jahren so erweicht, daß sie beim Wegnehmen kaum mehr zusammenhielten. So liegen auch im

*) Hr. Lewald hätte noch mehr lächerliche Seiten dieser Manie, Landwohnungen auch in ärmlichem Vermögenszustand zu miethen, anführen können. Besonders sind in solchem Fall die armen Familienväter zu beklagen, welche, Tag für Tag von ihren Geschäften zur Stadt gerufen, Morgends und Abends, oft auch Mittags durch mörderischen Staub, durch die brennende Hitze den Courier-Trabb zur Stadt machen müssen; — und das heißen sie — für ihre Gesundheit sorgen! Der Red.

Tower zu London mehre, theils metallene, theils gußeiserne Kanonen, welche im Jahre 1782 mit dem Royal George untersanken. Die metallenen Kanonen sind trotz des langen Verweilens in der See wenig angegriffen, während die gußeisernen ganz wie Graphit aussehen, und sich sehr leicht wie dieser mit einem Messer schneiden lassen. Tauer.

Sonderbare Verordnungen und Gebräuche.

— Der Kaiser Leo verbot die Blutwürste; die Käufer und Verkäufer derselben sollten mit Ruthen gepeitscht, des Landes verwiesen, und ihr Vermögen sollte confiscirt werden.

— Einem Adeligen war vormals die Belehnung mit der Bedingung ertheilt worden, daß er an einem bestimmten Tage vor der Gemahlin des Lehensherrn ein ländliches Lied singe.

— Der König Woldemar verordnete, daß, wer bei einem Gastmahle einen Becher bis auf den Boden ausgeleert hatte, wieder einen frischen einschenken, und aus demselben zuerst trinken mußte.

— Um 1650 trugen in England beide Geschlechter so hohe Hüte, daß auf der Straße immer eine von beiden Händen beschäftigt sein mußte, sie gegen den Wind zu erhalten.

— Wenn wir einem Bekannten begegnen, so schütteln wir ihm die Hand. Die halbwilden Bewohner der marianischen Inseln fassen in dem Fall den Fuß des Andern und reiben ihre Wangen an demselben.

— Die Erfindung des Kusses ist den Bewohnern der Neukahiwa-Insel (in der Südsee) gänzlich unbekannt. Anstatt zu küssen, drückt man zum Beweise der Liebe und Freundschaft die Nasen gegeneinander. G. U—r.

Rückblick in die Vergangenheit.

Am 6. October 1799 tritt Suwarow unter Gefahren und Leiden, wie sie selten ein Heer bestanden, von Glarus nach Elm, und von Elm über Graubündten den Rückzug an. Ungehindert wie ein angeschwellter Strom halte er vom Gotthardt bis Glarus alle Hindernisse über den Haufen geworfen; aber hier erfuhr er Korsakow's Niederlage auf das Bestimmteste; sein sonst so fester Sinn, wenn es darauf ankam, den Widerstand mit gerader Stirn über den Haufen zu werfen, verließ ihn, und er wankte in einer Lage, wo nur Entschlossenheit ihn retten konnte. Anstatt von Glarus rasch an den Wallenstädter-See vorzurücken, verweilte er dort drei Tage, und durchkreuzte so alle Plane der österreichischen Heerabtheilungen, von welchen die unter Jellachich bereits bis Wallenstadt vorgedrungen, die unter Petrasch zwischen Fläsch und Maienfeld zur Unterstützung seines Waffenbruders aufgestellt war. — So beschreibt ein Historiker Suwarow's Marsch über die Graubündtner Gebirge: „Ein frisch gefallener, zwei Fuß tiefer Schnee, der mit jedem Schritte wich, deckte die schmalen Fußwege, auf welchen die Felsenmassen des Gebirgsrückens einzeln und mühsam erklettert werden mußten. Von der Höhe herab, so weit das Auge reichte, zeigte sich Graubündten und Tyrol als eine ungeheure Schneewüste; keine menschliche Spur, kein Pfad war zu sehen, kein Strauch gewährte die Möglichkeit, Feuer zu machen; keine Felsenspitze ragte hervor, um dem Wanderer zum Wegweiser oder zur Stütze zu dienen. Auf dem jenseitigen Abhang war der Schnee durch die kalten Winde so hart gefroren, daß nur der Sturz der vorderen Menschen und Pferde die Folgenden warnen konnte, den gefährlichen Weg mit einem anderen, eben so unsicheren zu vertauschen." — — Die ganze Colonne brachte die Nacht vom 6. zum 7. October auf dem höchsten Gipfel und auf den beiderseitigen Abfällen des Gebirges unter freiem, frostigen Himmel zu. Mehr als 200 Menschen und der größte Theil der Tragthiere verloren das Leben; die mitgebrachten Kanonen wurden nach und nach in die Abgründe gestürzt.

Redacteur und Herausgeber: J. S. Ebersberg (wohnt in Wien; Stadt, Tiefengraben Nr. 166).

№ 121.

Der Oesterreichische

ZUSCHAUER.

Für Kunst, Wissenschaft, geistiges Leben.

Freitag, den 7. October 1836.

Wenn es im Ernste darauf ankäme, ob der Greis seine Erfahrungen und seine Ruh' im Tausche hingäbe für die Schmetterlingsfreuden der Jugend und ihre trügenden Täuschungen — ich glaube, Wenige würden den Rücksprung im Zeitenring wagen.

Das Schwinden der Jugend.

(Schluß.)

Dieß auch ist das Lebensalter, in welchem wir uns mit Gelassenheit eine geziemende Würdigung der Weltmeinungen aneignen sollten. In der Jugend sind wir allzu sehr zum Verachten geneigt, im reiferen Alter überschätzen wir gern die Gesinnungen Anderer und den schweigenden Einfluß des Publikums. Es ist Recht, hier die Mitte zu treffen. Zu den beglückendsten und stolzesten Besitzthümern des Mannes gehört dessen Ruf — dieser ist an und für sich ein Reichthum, ein Rang. Er gewinnt ihm gewöhnlich die Ehre des Ruhmes, und weckt ihm selten das Beneiden desselben. Gleich den meisten Schätzen, die minder durch Umstände als durch uns selbst erlangt werden, ist der Ruf weit beglückender, als der Ruhm. Der weise Mann verachtet daher nicht die Meinung der Welt — er schätzt dieselbe nach ihrem wahren Werthe — er verschleudert nicht leichtsinnig den Schatz seines guten Namens — er fährt nicht bloß aus Eitelkeit gegen die von Andern angenommenen Gesinnungen los — er wagt seinen köstlichen Juwel nicht gegen unwürdige Kämpfer, noch gegen geringfügigen Einsatz. Er achtet die Gesetzgebung der Schicklichkeit. Wenn er so wohlwollend, als weise ist, so wird er sich erinnern, daß sein guter Ruf ihm tausendfachen Nutzen gewährt, daß derselbe ihn um so besser befähigt, dem Irrenden zu vergeben und dem Bedrängten Schutz zu verleihen. Ein solcher Ruf aber ist auf hohlem und wankendem Grunde erbaut, sobald derselbe nicht aus den Vorschriften unsers eigenen Innern, sondern einzig und allein aus der Furcht vor Tadel hervorging. Was ist das Wesen und wahre Leben des gutes Rufes? Grundsatz, Rechtschaffenheit, Gefühl der Unabhängigkeit! oder wie Einer unserer größten alten Autoren es nennt: „jene inwohnende Treue gegen die Tugend, die sich niemals einer Maske zu bedienen sucht.“ Dieß sind Eigenschaften, die, nicht auf Jedermanns Lippen schwebend, zu erlangen sind. Sie müssen aus uns selbst herausgebildet werden

— sie müssen unser Selbst ausmachen — müssen unauflöslich und unvertilgbar wie die Seele sein! Wenn, im Bewußtsein dieses Besitzthums, wir es ruhig der Zeit und der Gelegenheit überlassen, dasselbe kund zu machen, so können wir sicher sein, daß früher oder später unser Ruf sich feststellen werde. Durch nichts können wir unserem eigenen Zwecke mehr hinderlich werden, als wenn wir in rastloser und fieberischer Besorgniß darnach trachten, vernehmen zu wollen, was die Welt von uns sagen möchte. Allerdings ist hierbei der Umstand auszunehmen, wenn wir zu unwürdiger Fügsamkeit in Das, was von unserm Gewissen gemißbilligt wird, deßhalb versucht werden, um dem wandelbaren und von Launen verzerrten Gesichte der Zeit zu gefallen. Es gibt eine moralische Ehrlichkeit in einer geziemenden Rücksicht gegen den Ruf, die sich nicht in die Grillen der Menge schmiegen läßt. Und diese Ehrlichkeit ist nicht minder weise. Denn die Menge achtet den nicht mehr hoch, der ihr auf eigene Kosten schmeichelt. Wer die Willfährigkeit des Demagogen besitzt, wird leben, um sich über den Wankelmuth des Pöbels zu beklagen.

Wenn es der früheren Jugend natürlich ist, bisweilen der Meinung zu trotzen, und sie ohne Grund zu beleidigen, so ist es andererseits eben so natürlich und vielleicht nicht unliebenswürdig, im jugendlichen Alter dem entgegengesetzten Extrem sich hinzugeben und allzu große Ehrfurcht vor den Stimmen der Welt zu haben. Manche Personen dieses Alters fühlen sich nicht berechtigt, ihrem eigenen Urtheile zu vertrauen — sie haben sich noch nicht auf den Probirstein der Versuchung und der Erfahrung gebracht. Sie zeigen sich willig, in Puncten nachzugeben, über die sie nicht sicher sind. Und lustig ist es, ihre Zweifel auf die starrköpfigen Behauptungen der Anderen zu pfropfen. Allein im kräftigen und erprobten Mannesalter sollten wir ganz und gar wir selbst sein. Unsere eigene Vergangenheit und unsere eigene Zukunft sollten uns zu unseren Hauptführerinnen dienen. „Wer in seinem dreißigsten Lebensjahre nicht ein Arzt ist, der ist ein Narr" — ein Arzt für seine Seele wie für seinen Leib, der seine eigene moralische Beschaffenheit — seine Krankheiten, deren Heilmittel, die ihm nöthige Diät, das ihm nöthige Verhalten kennt. Wir sollten lernen, unsere Gedanken und Handlungen so zu regeln, daß, während die Welt sie billigt, sie doch nicht durch die Welt bestimmt werden. Die Welt hinweggedacht, und wir müßten eben so denken und handeln — eine Welt uns selbst sein. So gebildet und so gewöhnt, können wir den Vorwurf der Welt und den vorüberschallenden Leumund ohne, oder doch mit geringem Schmerz ertragen. Die rauhe Berührung der Masse drückt auf keine Verletzung — das Unrecht einer Stunde erzürnt und betrübt uns nicht — wir verlassen uns auf uns selbst und auf die Zeit. „Die Wahrheiten Gottes," heißt es in einem kleinen, selten gewordenen und merkwürdigen

Tractat, „die Wahrheiten Gottes sind die Stützpfeiler der Welt." Die Wahrheiten, an die wir glauben, sind die Stützpfeiler der Welt in uns. Der Mann, der im dreißigsten Jahre sich aus seinem eigenen Rechtsgefühl leicht kann herausreden lassen, wird, wenn er zum Zwecke gedient hat, nimmer geachtet werden. Ich weiß nicht einmal, ob wir nicht höher von dem intellectuellen Gebrauch denken, den Einer von sich macht, wenn er sich gut verkauft, als von Einem, der sich für Nichts verleiht.

Schließlich und vor Allem scheint das männliche Alter mir ein Alter zu sein, das uns besonders anmahnt, wohl und gedankenvoll die Artikel unserer Sittenlehre und unseres Religionsglaubens zu erwägen.

Indem ich demüthig und ehrfurchtsvoll einen Zustand mit dem andern vergleiche, rufe ich aus: „Glückselig, dreimal glückselig der, welcher sich auf die Ewigkeit der Seele verläßt; der da glaubt — so wie die Geliebten ihm nach einander entrissen werden — daß sie zurückgekehrt sind in ihr Vaterland *) — daß sie der himmlischen Wiedervereinigung harren; der da fühlt, daß jeder Schatz des Wissens, den er erringt, ihm durch ein unbegränztes Dasein folgt; der in der Tugend das Wesen und das Element derjenigen Welt sieht, die er ererben soll, und auf welche er sich bei Zeiten vorzubereiten hat; der im Sturme der Zeiten sich in seiner Erschöpfung damit tröstet, daß er weit hin über die Meere der Melancholie jenen Himmel erblickt, den er endlich erreichen wird; der sich überzeugt hält, daß jeder Kampf seine sichere Belohnung, jeder Kummer seinen Balsam hat — der, wie verlassen oder beraubt er hienieden sei, dennoch weiß, daß er nimmer verlassen sein kann — daß über ihm der Schutz ewiger Allmacht und das Erbarmen ewiger Liebe walten! Ach, wie wohl sagt der Träumer über Philosophie: „Wie sehr kannte Er das menschliche Herz, der zuerst Gott unsern Vater nannte!"

Wäre unser Leben auf ein einziges Jahr beschränkt und hätten wir niemals die Blume gesehen, die sich durch den wiederkehrenden Frühling erneut zeigt, so möchten wir den philosophischen Satz bezweifeln, der uns sagt, daß die Blume nicht starb, sondern nur für eine Zeitlang schlummere; jedoch das Dasein in eine andere Jahrszeit hinüber zu tragen, würde heißen: erkennen, daß das anscheinende Wunder nur der Lauf der Natur ist. Eben so ist dieses Leben in Hinsicht auf die Ewigkeit nur eine einzige Umwälzung der Sonne, während welcher wir unsern Hinblick auf den Winter der Seele schließen, sobald dessen Blätter welken und verschwinden und äußerlich zu vermodern scheinen; die Jahreszeiten aber rollen unaufhörlich über die Dürre und Öde des Grabes dahin — und die einmal droben sind, haben die Fortdauer des Lebens erkannt; sie sehen die unvergängliche Blume in dem zweiten Frühling hervorsprießen!

*) Formel chinesischer Grabschriften.

Dieses Hoffen macht die Würde des Menschen aus, und ich kann nicht begreifen, wie derjenige, welcher die erhabene Beredsamkeit desselben sein Herz durchdringen fühlt, sich einer niedrigen Handlung schuldig machen, oder über irgend einer niedrigen Begierde brüten kann. Unsterblich sein, heißt der Gefährte Gottes sein!

E. B. B.

Ermunterung zur Freude.

Menschen, auf, umarmt die Freude,
Trinkt aus ihrem Lebensquell!
Balsam reicht sie Euch im Leide,
Macht das trübe Auge hell!
Koset, wie Zephire fächeln,
Um der Blumen Augenlust;
Bei des Amors süßem Lächeln
Stirbt der Unmuth in der Brust.
Jüngling, Mädchen, reicht zum Tanze
Lustig Euch die zarte Hand,
Schlingt um Euch im bunten Kranze
Frohsinn und der Freundschaft Band.
Eilt hinaus, Ihr Edlen Alle,
Die Ihr fühlen habt gelernt,
In der Schöpfung weite Halle!
Vom Getrieb der Welt entfernt,
Saugt in vollen Zügen Wonne,
Aus dem Becher der Natur,
Grüßt den Glanz der Lenzessonne,
Schwelget auf der Blüthenflur.
Horcht der Vöglein muntrem Schalle,
Wandelt in der kühlen Au,
Kniet am Katarakten-Falle,
Hebt das Aug' zum Ätherblau!
Schlingt den Freund in treue Arme,
Lenkt vereint den Lebenskahn,
Daß sich Brust an Brust erwarme;
Streut Euch Rosen auf die Bahn!
Und wie Bienen kosend nippen
Honig aus der Blumenkron',
O so küßt von Rosenlippen,
Euch des Lebens schönsten Lohn!
Menschen, auf, umhals't die Freude,
Was auch Griesgram hadern mag,
Kindlich, wie im Flügelkleide,
Grüßet jeden jungen Tag.
Unter Scherzen, Lachen, Küssen,
Beim Gesang der Nachtigall,
Laßt den Bach des Lebens fließen,
Durch beblümtes Wiesenthal;
Denn es naht die bange Stunde,
Und das Grab schließt Euren Lauf,
Aus der Erde schwarzem Grunde
Sproßt kein Freudenblümchen auf!

G. Carril.

Anekdoten.

Den berühmten Dichter Boileau warnten einige seiner Freunde, Satyren zu schreiben, da er sich viele Feinde zuziehen würde. „Ich werde sie nicht fürchten," antwortete er, „denn ich werde rechtschaffen leben." — Als er einst ein neues Werk herausgegeben hatte und man ihm sagte, daß die Kritiker sehr übel davon sprächen, erwiderte er: „Desto besser, denn von schlechten Werken spricht man gar nicht."

T. H.

— Als Scheridan sterben sollte, schlug man ihm vor, sich einer Operation zu unterziehen. Er erwiderte, daß er bereits zwei ausgehalten habe, was für ein Menschenleben hinreichend genug sei. Auf die Frage, was für Operationen dieß gewesen, entgegnete er: „Das Haarabschneiden und das Sitzen zu einem Portrait."

A. W. S.

Notizenblatt.

Vaterländische Literatur.

Dichtungen von Johann Otto Prechtler. Wien, 1836. Im Verlag der J. Benedict'schen Buchhandlung. gr. 8. S. 152.

Wie man in der Kritik einen sehr gerechten Unterschied zwischen Musikern vom Fache und Dilettanten zu machen pflegt, so sollte man in den kritischen Streifzügen gegen die vorrückenden Autoren-Massen jene Freiwilligen (welche sich dem Zuge nicht als Söldlinge des Buchhandels oder als Schriftsteller von Profession anschließen, sondern in ihrer kargen Mußezeit zur Erholung dichten und mit ihrem Werke keinen anderen Anspruch stellen, als gleichgesinnten Freunden ein Mal der Erinnerung zurückzulassen) mit Zuvorkommenheit und Zartheit behandeln. Der Schriftsteller von Profession, der jährlich sein Buchquantum liefert und sich lange Zeit schon mit der Presse und mehr als Einem Teufel zu zanken und zu balgen gewohnt ist, mag im Verlauf seiner dornigen Bahn wohl eine genug harte Haut bekommen haben, und die spitzige Feder des Recensenten leichter, als die Filzigkeit des Verlegers ertragen; aber der Dichter, welcher, wie das Waldvöglein, umsonst in die blaue Luft hineinsingt, bloß weil der Wald grün, der Himmel rein und die Flur voll duftender Blumen ist, dürfte vor der derben Faust eines Kritikers fast wie das schüchterne Rothkehlchen vor der Klau' eines Habichts erbeben. Dieser Sänger um Gottes und der Natur willen hat allerdings etwas, das den Freund zarter Dichtungen lebhafter anzieht. Jener Drang nämlich, welcher ihn der Scheu, öffentlich vorzutreten, vielleicht minder begabten Zunftgenossen Ärgerniß zu geben, vielleicht von Unzarten oder Rohen mißverstanden und verspottet zu werden, muthig widerstehen läßt, zeuget von einer überwiegenden Macht des Edlen im Menschen, wie die Verwendung der Mußezeit, welche der Gemeine in sinnlichen Vergnügungen erstickt, in ihm eine weit hervorragende Sittlichkeit zu achten befiehlt. Und wenn solche Dichter oft, vielleicht an einem gemüth- und geisttödtenden Lebenskarren frohnend, trotz des täglichen Einerlei, trotz der wenig anregenden und vielmehr den Sang in der Kehle erstickenden Atmosphäre, noch Seele und Feuer genug übrig behalten, um ein herzstärkendes Lied in die Weile schallen zu lassen — als wundersam gute, herrliche Menschen möcht' ich sie preisen!

Aus dem Gesichtspuncte des Dilettantismus habe ich Prechtler's Gedichte zu lesen begonnen, und mit der Überzeugung beendigt, daß er, selbst als Autor vom Fache, von einer billigen Kritik ein beifälliges Wort zu hören verdiene. — Sein Streben ist durchgehends ein edles, sein Wollen das beste; zudem behandelt er die Form mit dem zarten Geschick eines durch classische Bildung geklärten Geistes, und umgibt seine gemüthlichen Dichtungen mit dem nöthigen Licht des Verstandes. In Schilderungen hat er eine Zartheit, in welcher mancher gefeierte Dichter ihm nachsteht. So singt er S. 18 in „des Südländers Nachtlied:"

„Du Taube, du Blume, so zart und fein,
Du sollst nicht im grausigen Norden sein!
Du, Blüthe, willst heißeres Sonnenlicht,
Dir ist der Norden die Heimat nicht."

„Du sollst nicht weilen, wo saust der Sturm,
Du sollst nicht wohnen im einsamen Thurm;
Komm', Taube, ich zeig' dir ein anderes Land,
Bin dort gar heimisch und wohlbekannt."

„Da fließen die Brünnlein, da blühet die Au,
Da ist der Himmel wohl ewig blau,
Da spielet die Welle so ruhig hin,
Und küßet nur Blumen im Ufergrün."

„Lass' wandern uns, Liebchen, nach Süden hin,
Da wird dir das Herz vor Liebe glüh'n."

Der feinfühlende Leser wird in den Grundstrichen der folgenden Verse (S. 45), deren der Verfasser in einer „poetischen Gemälde-Gallerie" mehre unter dem Titel: „Waldbilder" anführt, das ganz eigenthümliche Geschick des Dichters für poëtische Malerei erkennen, worin ein weiches Colorit wahrhaft einer besonderen Anerkennung würdig:

„Seid ermattet, schöne Donna,
Laßt Euch auf den Rasen nieder!
Auch die Rosse werden müder —
Lassen sie im Grase weiden!"

„Abgeschlossen ist der Thalgrund,
Vögelsang schallt laut im Grünen;
Und die Bächlein, die da rinnen,
Lullen Euch in süßen Schlummer."

„Und das Haupt in seinem Schooße
Ruht die Donna, weiß und blähend
Und des Ritters Auge, glühend,
Weilt entzückt auf ihren Reizen."

„Und die Vöglein zirpen leiser,
Und die Brünnlein fliehen schweigend,
Und der Ritter, sanft sich neigend,
Küßt der Donna schöne Lippen."

In der Weise, wie Hr. Prechtler eine aufgefaßte Idee klar behandelt und in wirkungsvoller Kürze darstellt, beurkundet er mehr Übung und tiefe Kenntniß des Effectes, als man beim ersten Anblicke wähnen möchte. Man gewahrt dieß in dem dramatischen Gedichte: „die Braut aus dem Süden" (S. 95), das lobenswerthe Einzelnheiten bietet, wenn es auch als Ganzes an der Klippe des Mangels der dramatischen Seele gescheitert. Und um in dem Leser einen Begriff hiervon zu erwecken, dürften wenige Verse (S. 49) mit „Stadtbild" überschrieben, genügen:

„In der langen, öden Gasse,
Steht des Commandanten Haus;
Nacht ist's — und der Wächter rufet
Rüstig seine Stunden aus."

„Oben in den düstern Zimmern
Liegt der alte Degen krank;
Und drei ehrliche Soldaten
Halten Nachtwach' auf der Bank."

„Durch die lange Gasse schreitet
Schallend ein gar hag'rer Mann;
Und der Posten, pflichtbefohlen,
Hält ihn vor dem Thore an."

„Wer da?" schallt es durch die Nacht hin —
Finster sagt der Mann: „Gut Freund!"
„Wohl! Passirt!" — Schon ist er oben — — —
Und das Zügenglöcklein weint."

Genug, um ein günstiges Urtheil über des Verfassers Talent zu erwecken, das sich übrigens in erzählender Prosa mit noch größerer Wirkung darlegen dürfte, wie es die Sagen und Balladen des Werkchens, welche von dem Reichthum des Stoffes fast erdrückt scheinen, mich glauben lassen. — Die bescheidene Art, mit welcher Hr. Prechtler seine Dichtungen in die Lesewelt sandte, dazu der Name Grillparzer's an ihrer Spitze (welchem das Werk gewidmet ist), und endlich das zarte Gemüth, welches sie alle entfalten, verdienen von einem gebildeten Lesekreise nicht unbeachtet gelassen zu werden.

Die Auflage ist weder in Rücksicht der äußeren Ausstattung, noch wegen der Correctheit besonders zu loben. E.

Miscellen.

(Loos einiger Männer von Ruf oder Genie.) Plautus arbeitete in einer Mühle; Terenz war Sclave; Boethius starb im Gefängniß. —

Tasso war oft wegen der unbedeutendsten Kleinigkeit in größter Verlegenheit; Bentivoglio wurde in das nämliche Hospital aufgenommen, was er selbst gestiftet hatte; Corneille, der berühmte französische Schauspieldichter. war so arm, daß man sah, wie er in hohem Alter in einer Schuhflickerbude mit einem Schuhe stand, während der zweite ausgebessert wurde; Racine hinterließ seine Familie in so armseligen Umständen, daß sie von einem kleinen Jahrgehalt ernährt werden mußte, welchen seine Freunde für sie nachgesucht hatten; von Otway versichert man, daß er förmlich Hungers gestorben; und Camoens, daß er sein Leben in einem Hospital beschlossen; und von Douglas, daß er seinen Körper an einen Wundarzt überlassen habe, um damit den Betrag seiner Schulden zu bezahlen; Sydenham, der gelehrte und fließende Übersetzer Plato's, wurde zuletzt von einem Schänkwirthe, Rok, unterstützt, der ihn in besseren Tagen gekannt hatte, und sich großmüthig seiner zur Zeit von Krankheit und Mißgeschick annahm.

— Eine Glosse der „Abendzeitung" nennt Teplitz das diplomatische, Baden-Baden das romantische, Pyrmont das poetische, Ems das aristokratische, Wiesbaden das heirathstiftende, Spaa das spielsüchtige — das österreichische Baden das gesellige, und das schweizerische Baden das wasserscheue Bad. T.

Natur und Leben in unserem Himmelsstriche.

Der Sennhirte sagt den Alpen Lebewohl. Er kehrt mit der alten Heerde und ihrem Nachwachs zu dem Dorfe zurück, dessen in der Morgen- und Abendsonne schimmernde Dächer er seit Langem bloß von einigen Stellen der Hochgebirge als glänzende Puncte erschaut. Die jüngeren Bewohner seiner Heimat, Brüder, Verwandte und Freunde, ziehen ihm jauchzend entgegen, und liebkosen die wohlgenährte Heerde, deren Hörner mit den schönsten Alpenblumen und Kränzen geschmückt sind. In der Schalmeien gemüthlichen Klang verschmelzt sich das Geläute der Glocken, welche die Alpkühe an dem geschmückten Halse mit sichtlichem Stolze tragen, und an der Flanke der einherwandelnden Heerde tanzen, als die Spaßmacher des Thierreichs, einige Geiße und muthwillige Böcke. An dem Wagen des Senners, worauf eine reiche Beute von gewonnenem Käse geladen, prangt die Artemisia glacialis, und das herrliche Leontopodium Alpinum, das er zur Rückerinnerung an den Ort seiner Freude in reiche Kränze gereiht, und mit denen er die Liebsten in der Heimat lächelnd beschenket.

In der Ebene unseres Vaterlandes entfaltet sich auch ein Fest, reicher und großartiger noch. Die Traube ist gereift, und die Zeit naht heran, wo der Winzer den heuer durch Frühjahrfröste wohl verkümmerten Lohn einer jahrelangen Pflege und sauren Schweißes zu ernten hat. Das fröhliche Winzerfest, wie es die Vorzeit gefeiert, hat an vielen Orten von ihrem Reize durch die Selbstsucht in dem Ringen mit der Gegenwart verloren. Je prachtvoller andere Feste geworden, wie sie der Überfluß in tödtender Langeweile anstellt, und worin er kein Heilmittel gegen die innere Gemüthsöde findet, desto seltener finden wir Gelegenheit, uns an jenen herzlichen Familienfesten, die nichts kosten und nichts fordern, als genügsamen Sinn und ein reines Gemüth, in kleinen Kreisen zu weiden. Geben wir nicht nach diesem traurigen Zeichen der Krankheit unseres Jahrhunderts, freuen wir uns herzlich und laut der wohlthätigen Gaben, welche die Natur uns bietet, oder der Erinnerungen, zu welchen religiöse Meinung oder natürliche Bande uns ziehen; denn jedes Fest ist eine Feier, welche Erkenntlichkeit, Gemüthsruhe und ein edler, reiner Sinn im Menschen begehen!

Auf den Zweigen unserer fast ganz entlaubten Bäume gewahren wir als Zugvögel: den Citronenfink, die graue Zippammer, den schwarzbäuchigen Sänger, der auf den höchsten und ältesten Gebäuden nistet; auch die scheue Holztaube wird durch die nahende Noth geselliger und verläßt ihren hohlen Baum in Laubholzwäldern, indem sie sich als verschämte Arme unseren Scheunen verstohlen naht. Die graue Bachstelze zieht gleichfalls mit ihrem winklichen Flug durch die Luft, und nur einige der muthvollsten ihres Geschlechts bleiben in gelinden Wintern an Flußufern, welche das Eis nicht bedeckt, bei uns zurück. Von den Sumpfvögeln fallen uns, unter dem Zwing-Brachvogel und der Heerschnepfe, die ziehenden Kraniche in Schaaren auf, dieselben klugen, wachsamen Thiere, welche mit ihrem Geschrei in den Lüften

uns immer an Schiller's herrliches Gedicht voll tiefen Sinnes, die „Kraniche des Ibykus," erinnern.

Der Städter hat nun die Vergnügungen, welche ihm über den Sommer hindurch das Land gewährt, in der Behaglichkeit seiner Winterwohnung und in dem Genusse eines reichen, geselligen Lebens vergessen. Da strotzen um die Mittagsstunden die kurzen Promenodestrecken einiger Hauptgassen und Basteien; da entwickelt sich bei den Dandy's und dem schönen Geschlechte ein Wetteifer der Mode und des Luxus; da leuchten an den Abenden die Fenster der Wohnungen der Reichen, als Zeugen prachtvoller Assembleen — und ach, welche Leere liegt in dem Allen! E.

Rückblick in die Vergangenheit.

Am 8. October 1789 erobert Loudon die Festung Belgrad. Unbeschreiblich war der Enthusiasmus, welchen die Kunde dieses glücklichen Schlages in Wien verbreitete. Kaiser Joseph II. sandte dem Krieger den ganz aus Brillanten bestehenden und im kaiserlichen Familienschatz bewahrten Stern des Theresien-Ordens, wie ihn nur der Monarch selbst, als Großmeister, tragen durfte. — Gideon Freiherr v. Loudon wurde 1716 in Liefland, als der Sprößling einer alten, aber armen schottischen Familie geboren. Im Jahre 1731 trat er als Cadet in russische Dienste und durchlief in acht Jahren die Grade vom Corporal bis zum Lieutenant, worauf er, nach dem Frieden 1739 außer Beschäftigung, versuchte, Dienste bei Friedrich II. zu nehmen; aber der König von Preußen ließ ihn lange nicht vor, wodurch es Loudon so kümmerlich in Berlin erging, daß er vom Abschreiben leben mußte; und als er endlich dem Könige vorgestellt wurde, wandte sich dieser von ihm verächtlich ab und sprach: „Das Gesicht dieses Menschen gefällt mir nicht;" ein Ausspruch, welchen Friedrich II. später bitter bereuete. Loudon ging nach Wien, ward als Hauptmann von der großen Maria Theresia alsbald angestellt und machte den Feldzug in Baiern und am Rhein im Panduren-Corps des Parteigängers Trenk mit Zwistigkeiten mit diesem nöthigten ihn, den Abschied zu nehmen und eine geraume Zeit lebte Loudon in der größten Dürftigkeit, eine elende Dachstube in der Ungargasse der Vorstadt Landstraße bewohnend, in Wien, bis ihn der Fürst von Kaunitz in dem Kriege Österreichs gegen Preußen in der Armee wieder anstellte. Bald ward er Oberst-Lieutenant, bald zeichnete er sich als ein höchst talentvoller Heerführer aus. 1759 erhielt er den Maria-Theresien-Orden für seinen Antheil an der Befreiung von Olmütz und den Rang eines Feldmarschall-Lieutenants. Der Sieg von Kunnersdorf, die Schlacht bei Landshut (1760), die Eroberung von Schweidnitz (1761), und endlich jene von Belgrad sind mit ehernem Griffel auf die Tafeln der Geschichte gezeichnet. — Er starb als kaiserlicher Feldmarschall allgemein betrauert im Hauptquartiere zu Neutitschin, am 14. Juli 1790. Seine Gebeine wurden zu Hadersdorf bei Wien in jenem Park, welchen die Kaiserin Maria Theresia ihrem Retter aus vielen Gefahren schenkte, zur Ruhe gebracht, und Werkstücke einer, bei der Eroberung von Belgrad aufgefundenen Grabstätte schmücken dort noch sein Grab. — Wie lehr- und trostreich ist die Geschichte dieses großen Mannes, der eine schwere Jugend und noch im Mannesalter mit dem Vorurtheil und Sorgen zu kämpfen hatte, bis sein allgewaltiger Geist die Wolke des Mißgeschickes durchbrach! Loudon war immer von der größten Bescheidenheit erfüllt, so daß der Herzog von Ahrenberg der Kaiserin, die bei einem Hoffeste nach Loudon fragte, ihn schön charakterisirte, indem er antwortete: „Le voilà comme toujours derriere la porte, tout honteux d'avoir tant de mérite." — Kurz schildert ihn Gellert, der von ihm schrieb: „Auf meinen Spazierritten in Carlsbad begleitet mich zuweilen der General Loudon auf seinem Schimmel, den er bei Hochkirchen geritten hat. Er ist ein Mann von besonderem Charakter: ernsthaft, bescheiden, halb traurig, fast wie ich; der wenig redet, aber richtig und wahr, nicht von seinen Thaten, wenig vom Kriege spricht, aufmerksam zuhört, und in seinem ganzen Betragen und in seiner Art, sich zu kleiden, eben die gefällige Einfalt und Anständigkeit zeigt, die in seinen Reden herrscht. Die Ähnlichkeit unseres traurigen Wesens und vielleicht auch die Unähnlichkeit unseres Ruhmes machte uns bald zu Freunden. „Sagen Sie mir nur, Professor," sagte er zu mir, „wie Sie so viel Bücher haben schreiben können, und darunter so viel Munteres und Scherzhaftes?" — „„Sagen Sie mir erst, Herr General,"" erwiderte ich, „„wie Sie die Schlacht bei Kunnersdorf haben gewinnen, und in Einer Nacht Schweidnitz nehmen können?"" — Da sah ich ihn das erste Mal herzlich lachen; denn sonst lachte er nur halb."

Hierzu die besondere Beilage.




Besondere Beilage

zu № 121 des Oesterreichischen Zuschauers.

Die Kunst,

sich vor dem Uebel der Armuth zu wahren.

Von J. S. Ebersberg*).

Einleitung.

Je mehr ich, mein geliebter Sohn, die Zeitverhältnisse in Erwägung ziehe, und mit einem Rückblick auf Vergangenheit die Gegenwart berücksichtige, desto fester wird die Ueberzeugung in mir, daß in dieser Zeit der Selbstsucht und der Berechnung die Geldinteressen eine wichtige Rolle spielen, und es jetzt schon nicht mehr vollkommen hinreichend ist, tugendhaft und rechtschaffen zu sein, sondern daß man auch das nöthige Vermögen besitzen müsse, um glücklich zu leben.

Wie sehr auch die Menschen ihre inneren Gesinnungen verschleiern — ihr Hauptgedanke, Geld zu gewinnen, läßt sich leider aus jeder ihrer Handlungen erkennen. Alles rennt und stürzt übereinander, arbeitet im Schweiße des Angesichtes, erdrückt oft die sanftesten Gefühle, kämpft manchmal sogar gegen Natur und Vernunft, um zu dem Mammon zu gelangen. Und wenn sie die Wege des Rechtes verfolgen, und die Lehren der Lebensweisheit nicht vergessen — kann man ihr Streben tadeln, da Geld auf der Erde gebietet, in allen Lagen des Lebens Unabhängigkeit verleiht, und, wie es die Quelle des Schlechten ist, auf tausend Wegen das Gute befördern und stützen hilft? So viel ich bis jetzt gesehen, zweifle ich sehr, daß diese Verhältnisse sich nach meinem Tode, und vielleicht ein Paar Jahrhunderte später, ändern werden. Die Gewalt, welche das Geld ausübt, ist im Laufe der Dinge so fest begründet worden, daß sich ihr Niemand, selbst der Weiseste nicht, zu entziehen im Stande ist.

Wie viel Vermögen ich Dir, mein Sohn, und ob ich überhaupt eines hinterlasse, ist im Dunkel der Zukunft verborgen, denn in unserer Zeit ist nichts stätig und nichts gewiß, als der Tod. — Ob Du nun aber nach meinem Ableben Vermögen in die Hände bekommest oder nicht, Du wirst weder eines erwerben, noch das Erworbene behalten, wenn Du nicht unabläßig die Lehren vor Au-

*) Unter dem Titel: „Des Vaters Vermächtniß; oder die Kunst, sich vor dem Uebel der Armuth zu wahren. Grundsätze und Lehren, um reich zu werden und es zu bleiben, aus der Ansicht des Lebens und der Zeitverhältnisse geschöpft," hatte der Herausgeber dieser Blätter in seinen Mussestunden ein Werkchen verfaßt, das anfänglich für den Separatdruck bestimmt gewesen. Die wohlwollende Theilnahme jedoch, welche ein großer Lesekreis seinem Blatte widmet, hat ihn angeregt, dasselbe in einer „besonderen wöchentlichen Beilage" den Lesern des Zuschauers als eine kleine Gabe der Erkenntlichkeit darzubringen. Denn ein Unedler ist, welcher Gutes empfängt, ohne mit allem seinem Trachten und Sinnen wenigstens den Willen darzulegen, es nach seiner Kraft zu erwiedern. Der Redacteur.

gen hast, welche ich Dir über die zwei wichtigsten Punkte der Lebensmoral: Entbehren und Genießen, öfter gegeben habe.

Da ich Dein rasches Blut, jenes edle Gemüth, das alle Welt liebend umfängt, Deinen leichten Sinn, der sich gerne in dem Heute erfreut und darüber den nächsten Morgen vergißt, kenne: fürchte ich auch, daß Du leicht von dem Uebel der Armuth heimgesucht werden mögest; denn das sanguinische Temperament, und leider oft die Besten der Menschen sind häufig vom Gotte Plutus gemieden und von der launenhaften Göttin des Glückes verlassen. Um reich zu werden oder es zu bleiben, bedarf man einer beharrlichen Aufmerksamkeit, Strenge und Härte gegen sich selbst, und auch gegen Andere, welche leichtgesinnten, heiteren, lebenslustigen und gutherzigen Menschen so bitter schwer wird.

Mögen sie sagen, daß die Kunst, Geld zu erwerben, sich nicht in Worten lehren, und aus Maximen lernen lasse, gleichwie das Anhören guter Lehren nicht die Anwendung derselben bedinge — mich hat die eigene Erfahrung überzeugt, daß die oftmalige Erinnerung an gegebene Lehren in uns endlich Grundsätze schaffe und den Charakter bilde. Denn aufrichtig gesagt, mein Sohn, Dein eigener Vater hatte alle Anlage, aus Mangel an Sparsamkeit seine ganze Zukunft zu verderben. Mit einem leichtvertrauenden, alle Welt liebenden Herzen, mit einem angebornen Hasse gegen das Geld, und gegen Alles, was Eigennutz heißt; mit einem Sinne, welcher gerne unschuldigem Genusse sich hingab, und das kleinliche Knicken und die kalte Berechnung verschmähte, hatte Dein Vater in jüngeren Jahren mit der Noth zu kämpfen, und die schönste Zeit des männlichen Alters floh ihm hin unter Sorgen. Aber mit einer richtigen Beobachtungsgabe versehen, lernte er bald das Nothwendige erkennen und sich seiner Gewalt fügen. Er wiederholte sich immerfort die Regeln der Klugheit, lernte aus den Beispielen Anderer, und erreichte für einen Mann seines Temperamentes und seiner Gesinnungen wenigstens das Ziel, daß er das Uebel der Armuth von sich entfernte, wenn er gleich den Segen des Reichthums (der unter vielen Umständen zur Plage gereichen mag) nicht zu gewinnen vermochte.

Natürlich ist es daher, daß ich sinne und denke, wie ich Dich vor allen Uebeln des Lebens, und darunter auch vor dem großen Uebel der Armuth bewahre. Ich habe reiche Väter gekannt, welche Tag und Nacht in wucherischen Gedanken brüteten, wie sie den Mammon für sich und ihre Kinder immer vergrößern möchten. Aber die Söhne von vielen derselben sehe ich jetzt dürftig und im Elende leben. Sie bestätigen die Lehre, daß nicht das Erbe allein den Sohn zu bereichern vermöge, sondern daß Erziehung und Charakter die Stütze seines Glückes erst bilden. Deßhalb schreibe ich Dir jene Grundsätze, die ich zur Abhaltung des Uebels der Armuth wirksam erkenne, in freien Stunden nieder, und hoffe, daß Du meine Lehren, gleichsam als den letzten Willen Deines guten Vaters betrachtend, oftmals erwägen wollest. Wenn Du über sie nachdenkest, wirst Du, von ihrer Richtigkeit überzeugt, nach ihnen Deine Handlungsweise richten, und sie in Deinem ganzen Leben mit Ausdauer und Seelenstärke befolgen.

1.

Man wird reich durch Rechtschaffenheit.

Die erste Regel, Vermögen zu erwerben, ist: nicht bloß ehrlich zu scheinen, sondern ehrlich zu sein.

Viele, welche im Laufe der Zeit es zu Gelde gebracht haben, besitzen nicht einen so guten Ruf, um für den ersten Augenblick diesen Grundsatz zu rechtferti-

gen. Wenn man aber die Welt aufmerksam und länger betrachtet hat, sieht man die Wahrheit bestätigt, daß unredliche, mit List und Trug zu Werke gehende Menschen, wenn es ihnen auch glückt, auf kurze Zeit Summen zu gewinnen, um ihre Lage zu verbessern, selten bis zum Ende das auf schlechten Wegen erworbene Gut erhalten, und niemals es mit dem Segen des Himmels genießen. — Nur einem ehrlichen Manne wird die Umgebung Vertrauen schenken, und dieses Vertrauen ist der erste Pfeiler alles Erwerbes und die Vermehrungsquelle alles Vermögens. Ehrlichkeit umgibt nicht nur uns, sondern auch alle Menschen, welche mit uns im Verkehre und Verhältnisse stehen, mit einer gewissen Ruhe und Sicherheit, welche unserer Arbeit Segen, und unsern Plänen Gelingen verleiht. Sie entspringt aus einer Reihe von Tugenden, worunter Religiosität die erste, und eine gute Erziehung, ein reines Gemüth, Liebe zu Gott und den Menschen unerläßliche Eigenschaften sind.

Daß Manche durch Betrug und unredliche Mittel Geld erworben, kann wohl den Kurchsichtigen täuschen, aber eine geläuterte Erfahrung ist von der Haltlosigkeit, Unbeständigkeit und verderbenden Endwirkung schlechter Mittel sicher überzeugt. Sogar die List im Erwerbe ist schädlich und zweckwidrig. Im Verlaufe dieser Schrift werde ich öfter noch hierauf zurückkommen.

2.

Man wird reich durch eine glückliche Berufswahl.

Um zu erwerben, müssen wir einen Beruf, für welchen unsere körperlichen und geistigen Kräfte ganz geeignet sind, und zu dem uns unsere Neigung zieht, erwählt haben und an demselben mit fester Richtung aller unserer Kräfte halten.

Unstreitig hat die Berufswahl den wichtigsten Einfluß auf unser Lebensglück, und sie ist um so schwieriger, da bei dem Uebertritte von dem Knaben- in das Jünglingsalter die Neigungen wechseln, und mancher Knabe, vom äußern Scheine und Flitter bethört, Vorliebe zu einem Stande zeigt, für welchen weder seine geistigen Anlagen noch körperlichen Kräfte taugen.

Nicht der Stand selbst, sondern unsere Tauglichkeit dafür, und die Art, wie wir die Berufspflichten in demselben erfüllen, entscheiden für den künftigen Erwerb. Kein Beruf ist so gering und so niedrig, in welchem man nicht zu Reichthum, und keiner so hoch und angesehen, in dem man nicht zur drückenden Armuth gelangen könnte. Alles hängt davon ab, mit welchen Kenntnissen, Tugenden und unermüdlichem Fleiße die Bahn angetreten und verfolgt worden ist. Man führt Lumpensammler und Auvergnaten an, welche aus der niedrigen Sphäre, in der sie Dienste verrichteten, zu einer solchen Höhe das Geldbesitzes stiegen, daß sie Häuser, reichen Grundbesitz erwarben, und Comptoirs errichteten; und Du selbst kanntest ja einen Mann, der, Handel mit Schlachtvieh treibend, sich so viel Vermögen erwarb, daß er sich zum Güterbesitzer emporschwang, und in dieser ungewohnten Sphäre wieder um all das Seinige kam. Du hast von Fuhrleuten, welche in Dürftigkeit zu frachten begonnen haben, und mit Fleiß und Gewandtheit eine hohe Stufe des Reichthums erklimmten, gehört. Ich kann Dir einen Nadler, einen Messerschleifer, einen Schuhflicker, einen Eisentrödler nennen, welche Alle hohe Capitalien besitzen, und unter die reichsten Bürger der Monarchie gezählt werden. Doch wozu das Haschen nach Beispielen, da nur etwas aufmerksame Beobachtung des Steigens und Fallens der Menschen Dich von

der Richtigkeit des Grundsatzes überzeugen kann, daß nicht der Beruf selbst, sondern die Weise, wie er erfüllt wird, uns zu bereichern vermöge.

Darum sind gründliche Kenntnisse und eine zweckmäßige Erziehung wohl mit allem Rechte die Pfeiler unseres Erwerbes zu nennen. Ohne diese, ohne jene umsichtige Fertigkeit, welche den Beruf leicht und angenehm macht, und die Erfüllung selbst seiner herben Pflichten zum Gegenstande der Erholung und der Freude umwandelt; ohne Liebe und Achtung für denselben werden wir jeder Concurrenz unterliegen, und immer von Andern überholt werden. Es ist darum eine Hauptbedingung des Vermögenserwerbes, in dem gewählten Berufe, der Kenntnisse und Fertigkeit nach, der Erste oder mindestens Einer der Ersten zu sein.

3.

Man wird reich durch Arbeitsamkeit.

Aber selbst im glücklich gewählten Berufe nützen alle Kenntnisse wenig, wenn der Thätigkeitstrieb in uns nicht immerfort wach erhalten wird, und eine dauernde Liebe zur Arbeit uns beseelt. Die mit Arbeit zugebrachte Zeit trägt doppeltes Geld: erstlich das, was sie uns als Lohn für die Mühe erwirbt, und dann jenes, was wir im behaglichen Müssiggange auf unser Vergnügen verwendet haben würden. Wenn man zugibt, daß die Kenntnisse der Lichtpunkt unseres Lebens sind, müssen wir in der Arbeit erst den Segen derselben erkennen.

Die Arbeitsliebe ist eine Eigenschaft, die aus der Bekämpfung der sich anfänglich widersetzenden Trägheit entsteht, und dann in Gewohnheit übergeht. In keinem Menschen fehlt das böse Princip, welches bei der Mahnung und beim Beginne zur Arbeit ihn nicht von derselben abzuziehen sich mühte. Aber es bedarf nur eines starken Willens, und, was wir etwas schwer begonnen, wird leicht und mit Freude fortgeführt werden. Deßhalb sind Ordnung und Pünktlichkeit unabänderliche Gesetze für den arbeitsamen Mann. Um der Trägheit leicht Meister zu werden, hält er fest und treu an den bestimmten Stunden seiner Arbeit, erlaubt sich hierin nur in den dringendsten Fällen eine Abänderung, und gestattet sich nicht eher die, dann um so süßere Ruhe, bis das Geschäft gewissenhaft beendigt worden.

Arbeitsam macht uns eine verständige Eintheilung unserer Stunden in der Jugend, das gute Beispiel unserer Aeltern, und eine nützliche Gewohnheit des Lebens. Mit Recht nennt man daher die Arbeitsscheu die Mutter der Armuth, und gut sagt Franklin: „dem fleißigen Manne kann der Hunger wohl in das Haus gucken, aber hinein wird er sich nicht wagen.“ Und eben so richtig ist seine Berechnung: „Wer in einer halben Stunde Müssigganges zwei Groschen verliert, während er in derselben Stunde täglich zwei Groschen durch Arbeit gewinnen könnte, verliert jährlich drei und siebenzig Gulden, das heißt, den Preis für den Gebrauch von 1460 Gulden.“ — Darum mögst Du es immer bedenken: daß Zeit auch Geld ist. Eine Lehre, welche, so oft sie auch schon gepredigt worden ist, dennoch nicht oft genug wiederholt werden kann! Das Benutzen der Zeit ist die Heerstraße zum Reichwerden. Auch kann man den Satz gewissermaßen umkehren: Geld ist Zeit; denn Geld verleiht auch unter Andern die Macht, über die Zeit Anderer zu gebieten.

4.

Man wird reich durch Speculation.

Zum Gelderwerbe gehört richtiger Verstand, welcher sich in die Umstände zu fügen, und die Zeitverhältnisse zu beurtheilen versteht. Denn nicht bloß mit der Gegenwart muß sich der beschäftigen, welcher eine gewisse Unabhängigkeit durch sein Vermögen erringen will; es ist nöthig, daß er mit einem scharfen Blicke in die Zukunft schaue, und die Wechselfälle, welche in derselben eintreten, voraussehe, und darnach seine Bestrebungen richte. Man lernt aber die Zukunft recht beurtheilen, wenn man die Vergangenheit genau beobachtet und erkannt hat. In der Welt geschieht nämlich nichts Neues; die Begebenheiten machen immer den alten Kreislauf, und wer einmal beobachtet hat, daß dieselben Ursachen immer dieselben Wirkungen hervorbringen, wird gewiß in der Beurtheilung der Zukunft nicht große Fehlschlüße machen. Darum ist die Speculation erforderlich, um reich zu werden. Diese Speculation unterscheidet sich jedoch von jedem Wagspiele, welches in hundert Fällen fünf und siebenzig Mal zum Schaden des Spielers endigt. Die Speculation kann nur auf einer gesicherten Unterlage zum Reichwerden führen.

Gesicherte Unterlagen einer Speculation sind daher: Deckung oder mindestens Begränzung des Verlustes, Sicherstellung des Capitales und höchstens das Wagniß der Interessen.

Vor der Speculation müssen alle Illusionen einer leicht aufgeregten Phantasie, alle Vorspiegelungen des Optimisten und Selbsttäuschungen, das Glauben desjenigen, was man wünschet, in den tiefsten Hintergrund treten. Die vernünftige Speculation darf nicht mehr als kalte Berechnung, und die Aufmerksamkeit muß immer mehr der Seite des Fehlschlagens als jener des Gelingens zugewendet sein. Der wahre Speculant wird aus diesen Gründen nie das Spiel zum Gegenstande seiner Speculation machen.

Speculire daher auf gesicherter Grundlage:

1. Nur mit dem überflüssigen Gelde, das Du weder zum Betriebe Deines Berufes, noch zu den Bedürfnissen Deines Hauses nöthig hast.

2. Wage hiervon die Interessen, sichere jedoch das Capital.

3. Habe Geduld, verfahre mit Kälte, und verliere in kritischen Momenten nicht den Kopf. Der Furchtsame verliert jedes Mal.

5.

Man wird reich durch eine richtige Ansicht des Reichthums und der Armuth.

Den Erwerb des Geldes unterstützt die verständige Ansicht von Reichthum oder Armuth.

Viele bleiben ihr ganzes Leben hindurch dürftig, weil sie ihr geringfügiger Erwerb von dem ersten Schritte abschreckt, Ersparungen zu machen.

„Was soll ich," sagen sie, „sparen! hab' ich doch kaum zu leben; und was sind die Paar Kreuzer, die ich zurücklege, im Verhältnisse zu einem Capitale! Wo Nichts ist, kann Nichts werden." In der That sinkt solchen Menschen der Muth, und sie unterlassen es selbst in jenem Augenblicke, wo ihre täglichen Bedürfnisse einen kleinen Ueberschuß des Erwerbes frei lassen, denselben zurück zu legen; denn unter Reichthum denken sie sich eine Masse Geldes, die sie wohl nie

besitzen werden, und einige Gulden, durch mühsame Ersparniß gewonnen, dünken ihnen noch kein Vermögen.

Aber unablässig sollte man den Leuten die Erklärung des Wortes reich in die Ohren rufen: Reich ist, welcher mehr besitzt, als er bedarf.

Darum kann der Millionär arm und der Schuhflicker reich sein; Jener arm, wenn seine jährlichen Ausgaben die Interessen seines Capitales übersteigen; Dieser reich, wenn von seinem Taglohne täglich nur ein Kreuzer erübriget bleibt.

Denke, mein Sohn, über die Wahrheit dieses Satzes in allem Ernste nach, und die Groschen in deiner Sparcasse werden bei solcher Ansicht bald gleich sein mit den blinkenden Ducaten in der hölzernen Schüssel des Banquiers.

Ja, arm ist Jeder, dessen Bedürfnisse größer sind, als sein Erwerb; dessen Ausgaben, ob sie nun groß oder klein, das Einkommen, ob es nun hoch oder niedrig, nur in Etwas übersteigen!

Mit dieser festen Ueberzeugung, die Jeder in sich begründen kann, da die Wahrheit des Satzes so einleuchtend ist, sieht der Bettler bis zum Fürsten hinauf die Wege des Reichthums offen, und je mehr man darüber nachdenkt, desto offenbarer wird das Geheimniß: Es zum reichen Manne zu bringen.

Du siehst nun selbst, mein Sohn, wie man das beginnen müsse. Man darf nur zuerst über das eigene Bedürfniß mit sich einig werden. Und in der That, wie wenig braucht der Mensch!

Wir wollen, den Zeitverhältnissen nach, die Bedürfnisse erwägen, welche ein Mensch aus dem Mittelstande (unverheirathet und nach der leidigen Mode lebend) zu seinem Glücke unumgänglich nöthig finden dürfte. Zwei Zimmer, meinst Du, brauche ein junger Mann; eine Equipage wäre auch nicht schlecht, vier Speisen zum Mittagsessen sind wohl kaum zu entbehren, und ein Glas guten Weines dazu läßt dem Menschen das Leben erst recht genießen; und um einen Diener und Kutscher mit zu erhalten, bedarf ein Mensch comme il faut wohl fast 2000 Gulden Conv. Münze jährlich.

Aber, mein Sohn, seit ich einen sehr glücklichen Menschen kennen gelernt habe, der in dem Kämmerchen einer Dachstube wohnte; der ohne Equipage und ohne Diener sich mit zwei Speisen des Mittags begnügte; der im Jahre nicht mehr als zweihundert Gulden zur Bestreitung aller seiner Bedürfnisse brauchte; gesünder, heiterer und lebenslustiger war, als ich es bin; der, als ich ihn fragte, wie man in solchem Elende leben könnte, mir lachend erwiederte: „Eine Equipage? Daß ich ein Narr wäre, mich betriegen lassen von Kutscher, Wagner und Schmiede? Zu Hause bleiben, wenn ich eben ausfahren will, weil nach der Behauptung des übelgelaunten Knechtes eines der Pferde krumm geworden? fett werden, meine guten Füße verwöhnen, die mich gerne und leicht hinaustragen auf die duftigen Berge, in die blumigen Thäler zu lustigen Lieben und Freunden? — Eine kostbare Wohnung? Daß ich ein Narr wäre, mich selbst zu fürchten, auf den damastenen Ueberzügen meine Ruhe zu pflegen, oder mein Haupt auf das seidene Kissen zu legen; den spiegelnden Tisch von theurem Mahagoni zu berühren, und des Elements alles Lebens — der frischen heitern Luft, die ich auf meinem Dache genieße, und der lebenspendenden Sonne zu entbehren in jenem bequemen ersten Stockwerke, wie sie es heißen, wo der Reichthum mit seinen Sorgen in eine gedrückte Atmosphäre Dich bannt! — Eine große Tafel und köstliche Weine? Sieh' sie nur an, die ärmlichen Schwelger,

wie sie, den Arzt und die Apotheke auf den Fersen, hager oder aufgedunsen, leichenblaß oder kupferroth durch die Straßen schleichen. Was bedarf es für mich dieser lebenzerstörenden Gifte; eß' ich doch immer so viel als nöthig, um satt zu sein, und freu' ich mich doch über jedes meiner einfachen Lieblingsgerichte mehr als die Reichen sich all' ihrer Speisen auf den lastenden Tafeln erfreuen. Der Ueberfluß, mein Freund, macht lebensüberdrüßig, düster und krank; das einfachste Leben macht glücklich, heiter, gesund!"

Seit dieser Mensch also gesprochen, hab' ich reiflicher nachgedacht über das Leben Jener, die wir in der Weltsprache reich, und Jener, die wir arm nennen. So bin ich zu der festen Ueberzeugung gelangt, daß Jener der Reichste und auch Glücklichste ist, welcher am wenigsten braucht.

Und, wie wenig, mein Sohn, bedarf der Mensch, wenn er die erkünstelten Bedürfnisse von sich weiset! Wie viele dieser Bedürfnisse haben wir uns selbst zur eigenen Qual geschaffen, und vielleicht nur dazu, um uns vor Anderen lächerlich zu machen. Möchtest Du Alles das, was Du für Deine Lebenserhaltung, für Deine Gesundheit und für Dein Vergnügen unumgänglich nothwendig hältst, einer ernsten Prüfung unterziehen, und reiflich nachdenken, ob das Erstere Dein Leben nicht vielmehr kürze, als verlängere; das Zweite Deine Gesundheit nicht vielmehr untergräbt als befördere; das Dritte Dir mehr Verdruß, Qual und Reue als wahren erheiternden Genuß und Freude verschaffe? Aus der ernsten Untersuchung dieser Fragen, mein Sohn, ergibt sich ein großer Theil der Lebensweisheit und die Emancipation des Menschen von den Sclavenfesseln des Vorurtheils und schlechter Gewohnheit.

Bevor man zu erwerben beginnt, muß man über die Frage des Bedarfes einig sein, und seine Bedürfnisse immer mit dem sichern Einkommen in ein klares Verhältniß gebracht haben. Von dem Augenblicke, mein Sohn, als Du diese Frage glücklich gelöset, bist Du schon ein reicher Mann geworden.

6.

Man wird reich durch Sparsamkeit.

Hast Du die Frage des Erwerbes und des Bedürfens einmal gelöset, so tritt aus der, in Dir klar gewordenen Ansicht über Reichthum und Armuth das Gesetz der Sparsamkeit hervor.

Wie ich bereits gesagt, nehmen Viele bei kleinerem Erwerbe deßhalb zu sparen Anstand, weil ihnen die Geringfügigkeit des Erübrigten das Ziel eines ersparten Capitales in zu weiter Entfernung sehen läßt. Und doch wird es wenige von Jenen geben, welche jetzt durch ihren namhaften Reichthum einen weitverbreiteten Ruf erworben haben, die selbst nicht mit Pfennigen zu sparen begonnen hatten. Eine Riesenarbeit ist's wohl, die ersten hundert Gulden zurückzulegen; schwer und hart wird es, das erste Tausend zusammen zu bringen; mit Schwierigkeiten ist's verbunden, durch Fleiß und Geschicklichkeit mit ersparten tausend Gulden es auf Zehntausend zu bringen; nach und nach sieht man unter Gottes Segen das Capital wohl unter geringeren Sorgen bis zu Hunderttausenden wachsen; und ein Wunder wäre es beinahe, wenn nach einigen glücklichen Ereignissen, verständiger Berechnung und weisem Haushalte den braven Geschäftsmann nicht plötzlich die Million überraschte.

Diesen Weg, mein Sohn, hat nicht Einer, sondern Tausende zurückgelegt; warum solltest Du's nicht auch dahin bringen können? — Um zu

sparen, ist eine große Selbstbeherrschung nothwendig, und, wie alle andern, bedarf die Tugend der Selbstbeherrschung nur des Anfanges, um dann leicht und zur Gewohnheit zu werden.

Es ist Jedem möglich, von seinem Einkommen wenigstens den achten Theil in Ersparung zu bringen. Freilich sagen Viele: »Meine jährliche Rente ist so klein, daß ich nur in Mühen und Sorge damit auslange;« aber wenn irgend ein Unglück oder ein Zufall ihnen die Hälfte dieses Einkommens geraubt hat, lernen doch Viele auch mit dieser Hälfte ihre Bedürfnisse zu befriedigen. Um deßhalb den schweren Anfang des Sparens zu machen, rathe ich Jedem, sich seine bestimmten Einkünfte zum mindesten um den achten Theil geringer zu denken, und sich selbst den Verbrauch jenes Achtels mit eiserner Strenge zu sperren. Was aber unverhoffte Geldzuflüsse betrifft, kann nach Umständen davon wenigstens ein Drittel zurückgelegt werden.

Wer auf diese Weise beginnt; seinen Ausgaben eine feste Norm zu ziehen. versteht (denn nur diese, und nicht die Einnahme steht in seiner Gewalt); wer eine solche Bahn, wenn auch bei geringfügigem Einkommen durch einige Jahre trotz aller Lockungen ernst und kräftig verfolgt: wird erstaunen, wie selbst kleine Summen nach und nach zu einem Capital anwachsen können. Die Lust, mehr Geld auszugeben, als nöthig, ist eben so schwer abzugewöhnen, als die Trinksucht; denn in beiden Fällen sind die Anreize häufig, die Lockungen stark, und dießfalls fortwährende Aufmerksamkeit und Strenge gegen sich selbst nothwendig. Indessen bei einigem guten Willen, welcher von dem nöthigen Verstandeslichte unterstützt wird, kann der Sieg nicht zweifelhaft bleiben. Ich habe Leute sanguinischen Temperamentes gekannt, welche mir die verzweifelte Qual schilderten, die ihnen die ersten Ersparungsversuche gemacht haben. Indessen, fest entschlossen, sich vor dem Tigerzahne der Noth zu wahren, hatte sich der Eine ein Kästchen verfertigen lassen, durch dessen kleine Oeffnung Münzen wohl hinein-, aber nicht mehr herausfielen. Um vor Jahresfrist es nicht zu öffnen, hatte er den Schlüssel in einen Abgrund geworfen, und dann von jeder Geldeinnahme, die er erhielt, einen kleinen Theil in das Sparkästchen abgegeben. — Ein Anderer legt auf seine Sparmünzen Unflat, so, daß er, sehr ekelhafter Natur, sie im ersten Momente des Reizes zu unnöthigen Ausgaben nicht zu berühren wagt. Wieder ein Anderer wählt (und dieser scheint mir der Klügste) eine der Sparcassen zum Bewahrer und Mehrer seiner zurückgelegten Habe. Jedem hat sein Mittel angeschlagen, und Alle befinden sich jetzt in einer sorgenfreien Lage.

Wenn es wahr ist, daß die Lockung zu unnützen Ausgaben schmeichelnd, ja selbst gewaltthätig ist; muß man auf der andern Seite auch anerkennen, daß dem verständigen Menschen Mittel zu Gebote stehen, sich den Kampf der Entsagung sehr zu erleichtern. Man darf sich zum Beispiele nur die Gehaltlosigkeit mancher Vergnügungen lebhaft vorstellen, welche oft mit vielem Gelde erkauft werden müssen. Ein Handlungscommis z. B., welcher, wie es nach dem Geiste der Zeit üblich ist, an einem Sommersonntage eine weite Landpartie mit einem Fiaker machen will, darf wohl auch die Unannehmlichkeiten dieser Vergnügungsreise in Anschlag bringen: die unbilligen Anforderungen des Miethwagens; den Staub und die Sonnenhitze auf der sehr besuchten Straße; die Prellerei des Gastwirthes, welcher in seiner Entfernung von der Stadt von dem Erträgnisse einiger wenigen Sonntage des Sommers das ganze Jahr hindurch leben muß, und daher die Ankömmlinge als einen Zug Gimpel betrachtet, welchen man in Schnelligkeit so viele Federn auszuziehen sucht, als sie immer ablassen können. Bringt nun der Erholungssüchtige zu diesen sauren Beimischungen des Vergnügens auch mögliche Zufälle in Rechnung, z. B. ein Gewitter, welches seine Kleider und Gesundheit verderben kann; bedenkt er dabei, daß ein Spaziergang ins Freie, bei bescheidenen Ansprüchen und mäßigen Genüssen, im Grunde eben so viel und vielleicht noch mehr Vergnügen gewähren könnte; so wird seine Lust, vielleicht den Verdienst einer ganzen Woche gegen eine Spazierfahrt in die Schanze zu schlagen, sehr herabgestimmt werden. Und bei welchem Vergnügen, das Geld und Zeit kostet, lassen sich nicht Schattenseiten finden, die dessen Abweisung bei reiferem Nachdenken leicht zu verschmerzen machen!

(Die Fortsetzung folgt in der nächsten Beilage.)

Redacteur und Herausgeber: J. S. Ebersberg (wohnt in Wien; Stadt, Tiefengraben Nr. 166).

№ 122.

Der Oesterreichische

ZUSCHAUER.

Für Kunst, Wissenschaft, geistiges Leben.

Montag, den 10. October 1836.

Denk' Keiner von dem edelsten der Triebe,
Sprech' Keiner Übles von der reinen Liebe,
Wenn Etwas rettet in der niedern Welt,
Ist sie's allein, die aufrecht uns erhält.

Meine erste und letzte Liebe.

Mittheilung aus dem Leben.

Ich war zwanzig Jahre alt, hatte die philosophischen Studien mit den besten Zeugnissen meiner Lehrer vollendet, wußte, daß es ein Amerika gebe; wußte, daß London die blühendste Handelsstadt der Welt ist, daß die brittische Seemacht Beherrscherin der Weltmeere sei; war im Stande, Alexanders des Großen Kriegszüge, Hannibals und Cäsars ewig denkwürdige Thaten zu erzählen; kurz, ich hatte Geographie und Geschichte mit allem Fleiße studiert; was es aber außerhalb unseres Städtchens für Menschen gebe, was für Geschäfte sie betreiben, ob der Boden mit Wäldern oder mit üppig grünenden Saaten bedeckt sei, das wußte ich wahrlich nicht. Ein Glück für mich war es, daß ich in unserem Städtchen nicht weiter studieren konnte, und da ich, dem Willen meiner Ältern gemäß, Doctor der Medizin werden sollte, wurde beschlossen, mich in die Kaiserstadt zu senden.

Ein Paar Jahre verflossen im fleißigen Studium, das mich auf alles andere vergessen machte. Bald war ich auch an das lärmende Treiben des regen Stadtlebens so gewöhnt, als hätte ich meine ganze Lebenszeit in der Residenz zugebracht. Die Vorlesungen über Anatomie, von dem tüchtigen Professor M... gehalten, nahmen meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch; ich war der fleißigste Zuhörer. Eben so anziehend waren mir die übrigen Zweige dieser herrlichen Wissenschaft. Viel verdanke ich hierbei dem Umgang eines einzigen Freundes, mit dem ich arbeitete und der meine wenigen Zerstreuungen theilte. Er hatte auch in mancher Gefahr, die mir bei meiner Erregbarkeit drohte, durch Rath und That seine edle Gesinnung bewiesen; so, daß sich das Band der Freundschaft immer fester und inniger um unsere Herzen schlang und wir endlich nur ein Herz und Sinn wurden.

Es war ein heißer Junitag, als ich nach dem Mittagsmahle in sein

Zimmer, welches an das meine stieß, eilte. Ich öffne die Thür, und — ein wunderliebliches Mädchen stand am Fenster, der lärmenden Straße zugewandt und sich am bunten Gewirre des lustigen Treibens der Städter ergetzend. Als sie kommen hörte, drehte sie das blonde Lockenköpfchen gegen die Thür, und nicht wenig überrascht, einen Fremden zu sehen, senkte sich das Auge schüchtern zur Erde. Nicht minder überrascht war aber auch ich, so daß ich in meiner Verlegenheit vergaß, was ich wollte, und wieder zur Thür hinaus ging, und es meinem Freunde meldete. Dieser flog sogleich hinüber, und als ich nachkam, hing er schon am Halse seiner — lieben Schwester. Jetzt hatte ich Zeit, die herrliche Gestalt des lieblichen Mädchens zu betrachten, und je länger mein Auge auf ihr, aus deren heiterem Gesichtchen himmlische Milde strahlte, entzückt verweilte, desto stärker begann mein Herz zu klopfen, desto süßere Gefühle durchströmten meine Brust. Aber erst, als das bezaubernde Mädchen das holde Köpfchen vom leichten Strohhut entblößte, und die blonden Locken in reicher Fülle über Nacken und Stirne wogten; als es sich auf das weiche Sopha an des Bruders Seite setzte, ihre großen, blauen Augen ihm freundlich in das Gesicht sahen und sie traulich mit ihm plauderte — wie sehr wünschte ich jetzt ihr Bruder zu sein! und doch, wäre ich dann glücklicher gewesen?

Nun hörte ich erst, daß der Vater meines Freundes in der Nähe der Kaiserstadt ein Landgut besitze, auf welchem er ferne von dem Geräusche der großen Welt in behaglicher Ruhe seine Tage verlebe, und daß die anmuthige Kleine seine einzige Tochter sei, die jeden Monat den Bruder in der Stadt besuche und mit mütterlicher Sorgfalt über seine Wäsche Musterung halte. Gleich flüchtigen Augenblicken verflogen die Stunden und mit einem freundlichen Blick, in dem meine ganze Seligkeit schwamm, verließ mich die Huldgestalt, um die Rückreise anzutreten. Ihr Bild war mit glühenden Zügen in meinem Herzen zurückgeblieben.

Von diesem Tage an nahmen alle meine Gedanken und Wünsche eine andere Richtung, mein ganzes Wesen war verändert. Ob ich gleich wußte, daß die Schwester meines Freundes erst nach einem Monat wieder kommen würde, eilte ich doch täglich der Erste in jenes Gemach, um auch der Erste ihr den Willkommensgruß bieten zu können. Immer stärker, immer lauter pochte mein Herz, je näher die Zeit, wo sie wieder erscheinen sollte, heranrückte; ich hatte nicht Rast noch Ruhe. Täglich eilte ich zitternd vor Verlangen in unser Zimmer, bis nach langem Hoffen und Bangen die Engelsgestalt vor mir stand. Eine leichte Röthe überhauchte ihr schönes Gesicht, und verwirrt senkte sich das Auge zur Erde, als ich hineinstürmte, und dann plötzlich wie festgebannt an der Thür stehen blieb. Solche Anmuth sah ich noch nie; eine Scheu, wie vor einer überirdischen Erscheinung, hatte mich

ergriffen, und ließ mich keinen Schritt weiter wagen. Hörbar klopfte das Herz, als wollte es die Brust zersprengen, und so zitterten meine Glieder, daß ich mich kaum aufrecht zu erhalten vermochte; kein Wort konnte ich über meine Lippen bringen, ob sich gleich Gedanke an Gedanke durch den Kopf drängten.

So stand ich einige Augenblicke, bis die Erscheinung des Bruders mich aus dieser peinlichen Lage rettete. Aber seine Gegenwart flößte mir Muth ein; bald saß ich an der Seite des geliebten Mädchens, seine weiche, zarte Sammthand an meine glühenden Lippen drückend. O hätte ich eine Ewigkeit so sitzen können, wie unaussprechlich glücklich, wie selig wäre ich gewesen! Hätte ich Millionen besessen, ich hätte sie zu ihren Füßen gelegt; wäre ich Herr des Weltalls gewesen, Alles, Alles hätte ihr dienen müssen, ihr allein als Königin huldigen. In Arabiens glühende Sandmeere, zu der Pole riesigen Eisbergen wäre ich auf einen Wink des seelenvollen Auges gedrungen, hätte nicht eher geruhet, bis ich als Sieger am Ziele gestanden oder kämpfend untergegangen sein würde. Mein Leben gehörte jetzt nicht mehr mir; es war Ihr, der mein Herz entgegen schlug, für immer geweiht.

Wie den Langschläfer die Morgenstunde, so überraschte auch mich heute die Abschiedsstunde. Ein leiser Händedruck, und schon war die Liebliche im Wagen. Dieser war längst meinen nassen Blicken entschwunden, als ich noch immer bewegungslos, ein Träumender, dastand, bis mich mein Freund am Arm erfaßte und mich mechanisch nach Hause zog. Bald schloß auch des Schlummers milde Hand meine Augen, und führte mich hinüber in das goldene Land der Träume. Ich wandelte durch eine herrliche Gegend längs dem Ufer eines kleinen Sees, dessen grünliche Wogen der Sonne Scheideblick mit dem Purpur der Liebe übergoß; zahllose Nachen schwammen in den glühenden Fluten, und blondgelockte Knaben und Mädchen in weißen, flatternden Gewändern, die in der Mitte von einem gold- und silbergestickten Gürtel, auf welchem Diamanten, gleich Sternen in einer hellen Winternacht, funkelten, zusammengehalten wurden, und in deren Locken Lilien und Rosen eingeflochten waren, theilten mit gleichem Ruderschlag die kreiselnden Wellen, fröhliche Lieder singend und glänzend weiße Schwäne verfolgend. Tausende von Blumen im schönsten Farbenschmelz schimmernd, bekränzten das Ufer, und liebliches Gebüsch voll würziger Blüthen hauchte Wohlgerüche in die mildere Luft. Nicht ferne erhebt sich Hügel an Hügel, mit hochaufrankenden Reben bepflanzt, an denen die süße Traube, wie sie nur in Edens wärmerer Sonne gedeihen kann, röthlich aus dem dichten Laube hervor schimmert. Aus üppigen Gärten, in welchen der Citronen Gold und der Purpur der Äpfel das staunende Auge entzückt, blickten zerstreut reinliche Häuser hervor, deren freundliche in ewiger Jugendschönheit strahlende Bewohner festlich geschmückt

zu der großen Kirche eilten, die, am Ufer des Sees erbaut, mit ihrer Kuppel das Blau des Himmels berührt. Ferne her bewegt sich ein langsamer Zug feierlichen Schrittes gegen die Kirche. Voran gingen zwei Reihen holder Knaben und Mädchen, die ich sogleich für Jene erkannte, welche ich vorher in den Nachen erblickt hatte, mit Blumen den Pfad bestreuend; ihnen folgten zwölf Mädchen allein, eben so geschmückt, wie die vorigen, nur hatten sie die Locken mit Myrthen bekränzt. Hierauf kam ein Mädchen allein, ebenfalls mit Myrthen bekränzt, von Gestalt eine Göttin, ihr Antlitz dicht verscheiert. Zwölf Jünglinge gingen ihr zur Seite, einen von Edelsteinen schimmernden Himmel über sie haltend. Den Zug schlossen alle Bewohner des glücklichen Thales. Ich folgte, sonderbar ergriffen, hochklopfenden Herzens von ferne dem Zuge. Als ich in die Kirche trat, in welcher mehr als tausend Kerzen brannten, fand ich die verschleierte Braut schon an der untersten Stufe des Altars kniend. Ein Priester, dessen jugendlich frisches Antlitz, von langen Silberlocken umwallt, Ehrfurcht und Liebe einflößte, trat an den Altar, ein Buch in der Hand haltend, und während er es aufschlug, hatten mich, ehe ich es gewahr wurde, die myrthenbekränzten Mädchen umringt und mich an die Seite der Verschleierten an den Altar gezogen, die sich jetzt vom Gebete erhob. So sehr ich auch wünschte und mich bemühte, mit meinen Blicken den dichten Schleier zu durchdringen, der das Gesicht der mir recht bekannt scheinenden Gestalt verbarg, so konnte ich doch keinen Zug ihres Antlitzes erspähen, und ich mußte schon die Zeit abwarten, bis sie selbst sich enthüllen würde. Indem ich so nachgrüble, und mit klopfenden Herzen der Dinge harre, die da kommen würden, begann der Priester zu meinem größten Erstaunen die Trauungsformel herzusagen, worauf alsogleich die Dame an meiner Seite den Schleier zurück schlägt, und ich — o wonniges Entzücken! das Engelantlitz meiner unaussprechlich geliebten Therese schaue. Zitternd an allen Gliedern, sink' ich zu ihren Füßen — und weg war die himmlische Erscheinung; ich aber lag der Länge nach auf den harten Dielen unseres Zimmers.

Als ich die Augen aufschlug, hatte die Nacht bereits ihren schwarzen Fittig über die Erde ausgebreitet, ein starker Wind trieb einzelne Wolken, die schwere Tropfen fallen ließen, vom westlichen Himmel herüber, nur hier und da flimmerte ein Stern aus dem zerrissenen Gewölke hervor. Ich legte mich jetzt in mein Bett, sehnlichst wünschend, der Traumgott möchte mich wieder in sein glückliches Reich führen, möchte die unterbrochene Trauung vollenden. Doch vergebens drückte ich die Augen fest zu; ferner Donner schlug an mein Ohr, der immer näher und näher heran rollte, je heftiger der Sturm brausete; des Blitzes bläulichgelbe Flamme schlängelte sich aus den Wetterwolken herab, und erhellte gräßlich das Dunkel der stürmischen Nacht. Ich konnte nicht schlafen, hörte Stunde an Stunde vom nahen

Thurme langsam herabsummen, und fürchterliche Bilder marterten mich. Erst, als der Morgen schon graute, schloß ein sanfter Schlummer mir die müden Augen, und hoch stand schon die Sonne am Himmel, als ich neu gestärkt erwachte, und zugleich des früheren Traumes liebliche Bilder in meiner Seele auftauchten.

(Den Schluß im nächsten Blatte.)

Der Puls.

Pike nur immer, Puls, wie die Frucht im Innern des Eies:
Bis aus der sterblichen Hüll' los sich Unsterblichkeit ringt.

S.

Notizenblatt.

Aus unserer Zeit.

(Die Jury in England.) Die englischen Geschwornen haben viel verschiedenartigere und ausgedehntere Functionen, als die französischen. Sie entscheiden nicht nur in sehr vielen Fällen der Zuchtpolizei, sondern auch oft in Civilsachen, und erfüllen bei Kriminalen das Geschäft der Anklage-Kammern; eben so untersuchen und entscheiden sie, durch welche Ursache Jemand eines schnellen und unerwarteten Todes gestorben ist. Dieß nennt man the coroner's inquest. Der Coroner ist eine auf Lebenszeit ernannte Magistratsperson, die nur durch überwiesene Verrätherei, Bestechung oder einen Lebenswandel, den der Richter für ärgerlich erklärt, ihre Stelle verlieren kann. Es gibt deren von zwei bis zehn in jeder Grafschaft. Sobald Jemand eines plötzlichen Todes gestorben ist, begibt sich der Coroner an den Ort hin, und ernennt eine Jury aus zwölf angesehenen Bürgern; hierauf schreitet er in ihrer Gegenwart zur Untersuchung der Ursachen des Ereignisses. Gewöhnlich findet diese in Gegenwart des Leichnams und an dem Orte selbst Statt, wo er gefunden wurde. Nachdem er den Eid der Jury empfangen, schreitet der Coroner zum Zeugen-Verhör, zum Vernehmen der Männer der Kunst, und zur Besichtigung des Leichnams. Ist er der Meinung, daß der plötzliche Tod natürlich war, so faßt er seinen Ausspruch in folgende, ganz biblische Formel zusammen: „N. ist gestorben durch den Besuch Gottes.“ — Ist der Selbstmord ermittelt, so heißt es: „N. ist gestorben, indem er den Selbstmord in einem Anfalle von Wahnsinn verübte.“ — Ist ein Meuchelmord ermittelt, so heißt es: „N. ist gestorben in Folge eines Verbrechens, dessen Urheber uns noch unbekannt sind;“ oder: „N. ist gestorben in Folge eines Verbrechens, dessen Urheber uns der und der zu sein scheint.“ — In letzterem Falle erläßt der Coroner noch während der Sitzung einen Verhaftsbefehl gegen die Bezüchtigten, wornach sie überall in Großbritannien und in allen englischen Besitzungen ergriffen werden müssen.

(Heizung ohne Feuer.) Ein amerikanischer Journalist erzählt als Augenzeuge, wie er sagt, Folgendes: „Ein großes Fabriksgebäude wird durch einen runden Ofen von Backsteinen geheizt, in welchem statt des Feuers zwei eiserne, runde Platten operiren, deren jede bei 4 Fuß Durchmesser 800 Pfund wiegt. Die untere Platte liegt fest, die obere wird durch ein Wasserrad dergestalt in Bewegung gesetzt, daß sie sich 80 Mal in der Minute dreht, und mühlsteinartig auf die andere

wirkt. In einer Viertelstunde steigt schon eine große Hitze aus dem oben angebrachten Rohre, und in zwei Stunden ist der ganze große Backsteinofen durch und durch erhitzt." M. S.

— Der Madrider Correspondent des Morning-Herald erzählt folgende Anekdote: „An dem Tage, als die beiden Königinnen in Madrid einzogen, stand ein höherer Offizier (der eine Engländerin zur Frau hat) auf einem der Stühle, welche dort zur Bequemlichkeit der Spaziergänger aufgestellt sind, in der ersten Reihe, und da er groß und eben nicht durchsichtig war, und einige Damen hinter ihm standen, so war er artig genug, eine der Letzteren zu bitten, daß sie seinen Stuhl einnehme. Die Dame nahm dieß an, und eben hielt der heruntergestiegene Offizier die Stuhllehne mit der einen Hand, und reichte die andere der Dame, um ihr hinaufzuhelfen, als ein schmutziger Kerl aus den Haufen hervorsprang, und sich auf den Stuhl stellte. Der Offizier machte ihm in einem gelinden Tone Vorstellungen, und verlangte, daß er den Stuhl der Dame abtrete. Aber der Descamisado, oder brasilische Sansculotte, weigerte sich und rief aus: „Viva la constitution! Ahora semos todos iguales (Es lebe die Constitution! Jetzt sind wir Alle gleich)." — Der Offizier entgegnete auf dieses Argument: „„Es ist allerdings wahr, lieber Landsmann, daß wir Alle vor dem Gesetze gleich sind, denn wenn ich ein Vergehen beginge, so würde ich nach demselben Gesetze gerichtet werden, als Ihr; aber in anderer Rücksicht sind wir einander nicht gleich, und zwar aus folgenden drei Ursachen: 1.) Weil ich ein wohlerzogener Mann bin, und Ihr ein Schuft, was ich aus Eurem Betragen schließe; — 2.) weil ich ein Obristlieutenant in der königlichen Armee bin, und Ihr ein Schuhflicker; — und 3.) weil ich ein Mann von Vermögen bin, und Ihr nicht eine peseta in der Tasche habt, um Euch heute Abends betrinken zu können. Packt Euch daher sogleich von dannen, oder ich breche Euch jeden Knochen am Leibe!"" — Die Umstehenden applaudirten dem Offizier, und da der Descamisado fand, daß sie nicht gesonnen waren, seine Partei zu nehmen, so schlich er wie ein gebissener Hund davon. — Die ganz natürliche und einfache Erklärung der Gleichheitstheorie von Seite des Offiziers dürfte manche philosophische Tirade beschämen. R.

Miscellen.

— In einem Jahreshefte des Journal Encyclopédique wird folgende Anekdote mitgetheilt:

„Ich reis'te im Frühling 1786 durch Carcassone, und erwartete nebst mehren Reisegefährten die Suppe. Ein junger Mann, gerade aus dem Postwagen herausschlüpfend, flog zur Thür herein, nach der neusten Mode aufgeputzt, mit einem dicken Halstuche, die Frisur halb gepudert, in aufgethürmten Locken, den Frack mit großen Knöpfen, die Weste auf das geschmackvollste ausgeziert, Rosetten am Knie und auf den Schuhen, kurz, es fehlte ihm nichts, um auf den Gallerien des Palais Royal, wo er eben herkam, zu glänzen. Ohne Jemanden der Anwesenden zu grüßen, trat er sogleich an den Spiegel, summte eine Opernarie, und maß von der Seite jeden der Gegenwärtigen von der Scheitel bis zur Zehe. Ein anderer junger Mensch, einfach gekleidet, saß lesend in einem abseitigen Winkel, ohne ihn eines Blickes zu würdigen. Dieses gleichgiltige Benehmen ärgerte Jenen. Er trat zu ihm: „Der Herr lies't?"

„„Wie Sie sehen, mein Herr!""

„Dürfte man fragen, welch ein Buch?"

„„Lustspiele.""

„Und welches dieser Stücke beraubte uns des Vergnügens, mit uns zu sprechen?"

„„Der unverschämte Neugierige.""

Ein wenig bestürzt und sich dann sammelnd, versetzte der Elegant: „Dürfte ich um den Namen dessen bitten, der mir mit so bitterem Spotte antwortet?"

„„Ich bin der Ritter von —, Obrist im Regiment, und Sie, Freund Wilhelm! sollten diesen Namen wohl kennen; denn Ihr Vater bringt gar oft seine Waaren zu uns in's Haus.""

Der Kleinkrämer erblaßte, die Gesellschaft lachte, und: „Es ist aufgetragen!" hieß es.

Wahrlich aus dem bunten Leben gegriffen! Ändere, lieber Leser, den Namen der französischen Stadt, und die Jahreszahl, so dürftest Du hier und da dieses Geschichtchen wiederholt in Deinem Gedächtnisse finden. X. S—l.

(Besuch bei einer türkischen Prinzessin.) Ein Schreiben aus Konstantinopel vom 27. August theilt unter Anderem Folgendes mit: „Der Hauptpunct, um den sich die Unterhaltung in unseren diplomatischen Salons drehte, war der Besuch der Gemahlin des französischen Gesandten, Hrn. v. Roussin, bei der ältesten Schwester des Sultans, Esmeh Sultanin. Zur bestimmten Stunde ward Frau v. Roussin, von einer Dollmetscherin und ihren beiden Töchtern begleitet, am Hauptthore von vier abyssinischen Eunuchen empfangen, die ihr aus dem Boote halfen, und sie mit den Beweisen der schuldigen Achtung durch eine mit Marmor gepflasterte Vorhalle bis zum Fuß einer Treppe führten, wo sich die vornehmste weibliche Dienerschaft der Sultanin zum Empfange des Gastes aufgestellt hatte. — Sie waren in ihrem Staatsanzug, der durch einen sehr unkleidsamen Spenzer mit sehr schlecht aussehenden Bauschärmeln gar sehr von der oft beschriebenen, türkischen Tracht verschieden ist. Einige, deren Geschmack noch mehr durch Neuerungssucht verdorben war, trugen falsche Locken, und Eine oder Zwei hatten sich durch den Wunsch, echt europäisch zu erscheinen, sogar verleiten lassen, Männerhemden mit gesteiftem Kragen und Manschetten anzuziehen, und die Reize ihres Alabasterhalses unter einer schwarzen Cravatte zu verbergen. — Nachdem die Begrüßungen des Orients vorüber waren, wurde Frau v. Roussin durch einen stattlichen Saal, dessen Decke auf zwanzig zierlichen Säulen ruhte, nach dem Gemache geführt, wo Besuche vom Range verweilen, bis die Prinzessin sie vorläßt. Bald darauf trat ein großer Zug junger Mädchen ein, von denen Einige auf Präsentirtellern geschnittene Glasgefäße mit eingemachten Früchten, Sorbets und Limonade, Andere silberne Rauchfasser mit duftenden Wohlgerüchen und Kaffeh trugen. Diese Erfrischungen wurden dem edlen Gaste der Reihe nach präsentirt. Kaum hatte Frau v. Roussin den Wunsch geäußert, das Innere des Palastes zu sehen, als die gefälligen weiblichen Cieeroni sie zuerst in den Garten führten. Dieser besteht aus einem großen Stücke Feld, auf welchem die leidige Symmetrie die anmuthig freien Umrisse der Natur in Fünf-, Sechs- und Achtecke verschnörkelt hat. Eine Laube aus Geisblatt, Jasmin und Weinreben ward als Lieblingsplätzchen der Sultanin gewiesen. Hierauf wurde Frau v. Roussin in die von dem Gefolge der Prinzessin bewohnten Zimmer geführt, die sämmtlich klein, niedrig, unbequem und ungefähr so groß, als eine gewöhnliche Schiffscajüte sind. Auch die Zimmer der Sultanin entsprechen unseren Begriffen von Pracht nur

wenig. Die Einrichtung ist sehr einfach, und die aus Europa eingeführten Tische, Stühle u. s. w. ihres Palastes sind nicht besser, als sie jeder Wiener Bürger in seinem Hause besitzt. — Als das Essen bereit war, wurde Frau v. Roussin eingeladen, sich in das Besuchzimmer zurück zu begeben, wo eine Tafel nach europäischer Weise gedeckt war. M. S.

Geschichtliche Momente und Begebenheiten aus der Gegenwart.

1836. September 4. Der König von Neapel betritt, von seiner Reise nach Wien und Paris zurückgekehrt, wieder den Boden seines Reiches, nachdem er die vorgeschriebene Contumaz-Zeit, welcher er sich aus freiem Willen fügte, beendigt hatte.

— — 6. Die russischen Truppen übergeben der türkischen Behörde die Festung Silistria, nachdem die letzte Rate der, im letzten Frieden stipulirten Kriegsentschädigung gezahlt worden ist, und verlassen das rechte Donau-Ufer.

— — 10. Nach dem Beispiele, welches Spanien gegeben, wird auch in Portugals Hauptstadt der Königin die Annahme der Constitution von 1820 (der Spanischen von 1812 nachgebildet) durch eine Insurrection abgedrungen. Die Besatzung von Lissabon hatte sich hierbei mit der Nationalgarde vereinigt, und zur Nachtszeit die königl. Residenz umlagert, so daß die Königin ihre Einwilligung gegen 4 Uhr Morgens den Truppen verkünden ließ und die Grafen von Lumiares und Sa de Bandeira mit der Bildung eines neuen Ministeriums beauftragte.

Rückblick in die Vergangenheit.

Am 10. October 1806 fällt Prinz Ludwig Ferdinand von Preußen in der Schlacht bei Saalfeld. Der Prinz befand sich an der Spitze der preußischen Avantgarde. Das neunte französische Husaren-Regiment griff die Preußen an, ward aber mit Macht und Verlust zurückgeworfen. Plötzlich eilte das zehnte Husaren-Regiment zur Hilfe herbei, war aber durch einen Graben aufgehalten worden. Ein Lieutenant desselben, Guindey, setzte mit seinem Pferde glücklich hinüber, so daß er sich vor den Preußen befand. In diesem Augenblicke bemerkte er den Prinzen Ludwig, der, mit einem schimmernden Orden decorirt, rechts und links mit großer Lebhaftigkeit Befehle ertheilte. Von dem Gedanken ergriffen, wie ehrenvoll es für ihn sein würde, ihn zum Gefangenen zu machen, ritt er im Galop mit dem Säbel auf ihn zu, und rief: „Ergeben Sie sich. General, oder ich tödte Sie!" Der Prinz versetzte zur Antwort dem Husaren einen Hieb mit dem Säbel in's Gesicht. Da der Verwundete sah, daß sich der Prinz so tapfer vertheidige und sich durchaus nicht ergeben wolle, griff er ihn noch heftiger an, fest entschlossen, ihn nicht aus den Händen zu lassen, versetzte ihm mehre Hiebe, endlich einen Stich mit dem Säbel in die Brust. Guindey, dessen Pferd eine Kugel in den Hals erhielt, und dessen Uniform zwei Kugeln durchlöcherten, konnte nur durch den Beistand seiner Compagnie gerettet werden. Aber auch die preußischen Husaren wichen der Übermacht, während der Prinz, von seinen Wunden erschöpft, am Ufer eines kleinen Baches niedersank. Zwei französische Husaren beraubten ihn seiner Kleider, Guindey nahm seinen Orden, seine Papiere und seinen Degen. Unter dessen Briefen befand sich der eines Gliedes des königlichen Hauses, worin der Prinz gebeten wurde, sich nicht zu sehr der Gefahr auszusetzen: „denn man fühle eine traurige Ahnung, daß ihm ein unglückliches Schicksal bevorstehe" — Bevor die französischen Soldaten noch den Prinzen erreicht hatten, war das Leben, ohne daß er einen Laut von sich gegeben hatte, von ihm gewichen.

Am 13. October 1822 stirbt Canova zu Venedig. Schon als Knabe zeigte er großes Talent für Bildhauerei; unbemittelter Ältern Sohn, fand er bald die Unterstützung einiger Kunstfreunde, schwang sich schnell empor und behauptete den Ruhm, der erste Bildhauer der neueren Zeit zu sein, bis in sein Grab. Wien besitzt zwei der vorzüglichsten Meisterwerke dieses großen Mannes: das Grabmahl der Erzherzogin Christine in der Augustiner-Kirche, und den Theseus im Volksgarten. Der Fürst Esterhazy und einige andere Privaten besitzen gleichfalls Schöpfungen des unsterblichen Künstlers.

Hierzu die Beilage Nr. 41.

№ 41. Beilage zu № 122.

Blätter

für geistige Thätigkeit, wissenschaftliche Erörterungen und nützliche Studien.

Wien, den 10. October 1836.

Probleme, zur Lösung vorgelegt.

I.

Mathematische Aufgabe.

Sieben Zahlen besitzen die Eigenschaft, daß, wenn eine jede, von der ersten an, mit der ihr folgenden, die letzte aber wieder mit der ersten multiplieirt wird, nach und nach die Producte: 756, 504, 600, 300, 840, 2240, 1152, zum Vorscheine kommen. Es fragt sich nun:

1.) Wie heißen diese sieben Zahlen?

2.) Wie heißt die kürzeste allgemeine Formel, mittelst welcher diese und ähnliche Aufgaben gelöst werden können?

3.) Wenn anstatt sieben, eilf Zahlen gefordert werden, und die Producte a, b, c, d, e, f, g, h, k, l, m sein sollen, wie heißt dann die kürzeste, allgemeine Formel?

4.) Wie heißt die Regel, mittelst welcher sich durch Analogie der aufgestellten Formeln, für jede ungerade Anzahl von Zahlen, die obige Eigenschaften besitzen, allgemeine Formeln ableiten lassen, wenn die Producte, die durch Multiplication einer jeden, von der ersten an mit der ihr folgenden, und der letzten mit der ersten, entstehen, gegeben sind?

Benno v. Riethaller.

II.

Logogrifo.

Ristora il vivo F —
Nato dall' ombroso m — .
Poi maggiore diventato
Scorre per l'ameno prato.
E le parti si digiunte
Per un' arco son congiunte
Che è p — chiamato.

Filippo Melzer.

III.

Gnomegriph.

(Vier Wörter, acht Sylben.)

Die erste und die fünfte — wunderlich,
Wie um dergleichen kleine Dinge sich
Oft Großes dreht, sich Unbekanntes hellt,
Wenn Licht durch diese da auf jene fallt.

Hast Du ein reichlich Gut um Dich gehäuft,
So frägt es sich, wie es herangereift,
Ob Klugheit oder Zufall war dabei!
Ich weiß es nicht; — da frag' die nächsten drei.

Wenn mit dem gold'nen Schein das Glück entschwand,
Und ringend Deinen Händen sich entwand:
Da wette ich, Du rufst, vom Taumel wach,
Mit nassem Blick den herben Schluß ihm nach.

Sieh', arger Filz! dem Ganzen aufgeprägt,
Wie schlechter Wucher schlechte Zinsen trägt;
Was Unrecht in der Hast zusammenscharrt,
Hat nie des Himmels Segen uns bewahrt!

A. W. Brey.

Lösungen

der Probleme in Nr. 39 der Beilage des Zuschauers (S. 1157).

I. Lösung des Gnomegriphes von A. W. Brey:

„Ehre, dem Ehre gebührt!" so schallet der Ruf der Gerechten,
Aber nicht immer erreicht würdig den Kranz das Verdienst;
Schmücket weniger Dich das eigene, frohe Bewußtsein? —
Flitter — so ist's — überstrahlt oft das gediegene Gold.

Huszar Balint.

Ehre die Tugend, sie wird Dich erheben;
Dem, der sie fliehet, folge der Hohn! —
Ehre gebühre auch der Weisheit im Leben:
Tugend und Weisheit finden den Lohn!

A. A. Binder.

II. Lösung des Problemes vom P. Benno v. Riethaller, Capitular und Professor der Theologie im Stifte Melk:

Lies't man die, im gegebenen magischen Quadrate zerstreuten Buchstaben nach einem Schema, worin die Summe jeder Vertikal-, Diagonal- und Horizontalreihe = 111 ist, so findet man: (Spes Deus aeternae stationis conciliator.)

Dieser Vers heißt: Versus rhopalicus.

Rhopalicus versus dicitur versus, qui (clavae instar) a monosyllabica voce, ad duarum, trium etc. etc. syllabarum voces procedens adsurgit. S.

Herr Carl Zimmer, k. k. Staatsbuchhaltungs-Accessist, fand in diesen zerstreuten Buchstaben auch den Satz:

Solae sunt opes: doctrina, scientia et artes.

Von dem I. Probleme sandten noch richtige Lösungen ein, die Herren: Moriz Freiherr v. Fries, Johann Rattich, J. N. Heggelin, Moriz Richard, Carl Fleckles, G. Uffenheimer, Friedrich v. Heißenstamm, in Wien; Carl v. Stieber, Gutsbesitzer in Sobiesak; Anton v. Lanoy, k. k. Rath in Lemberg; Jos. Renadal, Postexpeditor in Znaim.

Erörterung.

— Bemerkung zur Beantwortung der naturhistorischen und landwirthschaftlichen Frage, in Nr. 37 der Beilage (S. 1098) des Zuschauers.

In rein landwirthschaftlicher Beziehung erscheint die vom Hrn. Conrad Hofmann gegebene Beantwortung der Frage über die abgefallenen Blätter der

Bäume, einseitig, weil dieselbe nur im Interesse des Forstwesens, mit gänzlicher Übergehung anderer und wichtigerer Zweige der Landwirthschaft, nämlich des Feld- und Weinbaues ꝛc., aufgefaßt worden scheint. Denn die Nadeln und Blätter aus den Wäldern zur Streu verwendet, müssen einen viel höheren Nutzen gewähren, als im Walde, wo es nur zufällig ist, wenn diese Abfälle vom Wind und Wasser nicht weggeführt werden. Ja, ich wage es zu behaupten, daß dieser Willkür der Elemente wegen, die von der Natur angewiesene Bestimmung nicht unter dem entlaubten Baume, sondern (so wie bei den Früchten, Holze und Stroh) in der bestmöglichsten Verwendung, nach dem Bedarfe der Welt, zu suchen ist. Auch weise ich auf das traurige Aussehen der Wälder, aus welchen niemals das Laub genommen wird, so wie auf den guten Zustand selbst nach drei trockenen Jahren jener, aus welchen das Laub jährlich, freilich immer aber mit Berücksichtigung der Lage, ausgeführt wird. — Eben so dürfte ich Recht haben, wenn ich dem Anfluge und Nachwuchse in dem festen Waldboden, vor jenem in der losen Schichte aus Moos und Laub den Vorzug gebe, weil die Festigkeit des Waldbodens die Feststellung der Wurzeln bezweckt, somit die Verheerung der Wälder durch die Windfälle geringer werden kann; wogegen seichter Grund, und übrigens auch die immer unter dem Laube befindliche Feuchtigkeit die Windfälle begünstigen.

Es ist demnach räthlich, in der allgemeinen Bestimmung dieser Frage alle Umstände genau zu erwägen, um sie langjährigen Beobachtungen, und den auf Erfahrung, Forstwissenschaft und oeconomischen Kenntnissen gegründeten Berechnungen aus verschiedenen Gegenden anheimzustellen.

Schebetau, am 18. Sept. 1836. Friedr. Pratiwinsky.

Schwungproben und Versuche.

Die Rose.

Mädchen, trotzt auf Eure Schönheit nicht!
Seht die Rose, die im Morgenstrahle
Ungeduldig aus der Knospe bricht,
Neuen Reiz mit jedem Blatt entfaltet,
Bis zur Königin mit Einem Male
Sie in voller Blüthe sich gestaltet!
Doch wie lange währet dieses Prangen?
Jedes Lüftchen, das vorüber weht,
Raubt ein Blatt ihr von den schönen Wangen,
Bis der Stängel ganz entblättert steht.

F. J. Schaffer.

Telegraph.

L. R—d—g: Die Homonyme, welche Sie dem Publikum vorlegen wollen, gleicht dem weltbekannten Spott-Räthsel von der „Pflaume.“ Wer wäre so stumpf, die ersten Verse:

„Nadelbehangen weisen es Dir Germania's Gauen,
Und als Philosoph zeiget dasselbe sich auch,“

nicht augenblicklich mit dem Ruf: „Fichte“ zu beantworten? Die Charade angenommen.

N. 135—A: Sie sind in der arte poetica zu wenig vorgeschritten, um nach der Palme der öffentlichen Anerkennung zu greifen. Wahrhaft schaudervoll ist die Leichtfertigkeit, mit welcher Sie die unschuldigsten Selbstlauter ersticken. Z. B. „streit't“ für streitet, „Well'n,“ für Wellen, „der treu'n Soldaten,“ für treuen ꝛc.; das Anhäufen gleicher Mitlauter macht das feine Ohr beben, wie in „Manch' Mauer“ das m, in „schon schau'n“ das sch. — Für die Ballade zeigen Sie Anlage, aber diese Art der Dichtung fordert einen durch Erfahrung und Weltansicht sehr geläuterten Verstand. Für viele poetische Sünden möchte der Schluß Ihres „Ritter Siegfried“ versöhnen, in welchem der König spricht:

„Wo ist der Held, der mir das Leben
Zum zweiten Male hat gegeben?
Wer ist der Held, der mich entriß
Dem Feind', und mich so schnell verließ?"

„Und Otto drauf: die bittern Thränen
Verrathen, mächt'ger König, Sehnen.
Dort, Herr, an jenem blut'gen Feld
Fiel Siegfried, jener kühne Held."

„Wie, Siegfried war's? — O theure Freunde!
Wie, Siegfried starb für seine Feinde,
Er starb für mich, der ihn verbannt,
Für's ungerechte Vaterland?"

„O laßt mich auf das Schlachtfeld eilen,
Bei Siegfried's Leiche will ich weilen.
Herr Otto, nehmet meine Kron',
Bleibt Vater mir und liebt den Sohn!"

Aber das unglückselige „H e r r O t t o, nehmet meine Kron'" hat Alles verdorben!

A. W. B: Daß Sie in Ihrem „Spätausfluge nach Baden" so gern mit Worten spielen, und das Wesen der Humoristik in Verdrehuugen des Ausdrucks suchen, mißfällt mir sehr. „Ob meine Flügel S t i c h halten gegen die s t e c h e n d e Sonne" — „machten Fächer und Zunge sich so l ü f t i g L u f t" u. dgl., dünkt mir erbärmliche Witzhascherei. — Was braucht d e r, welcher so viel Gemüth hat, wie Sie in der folgenden Stelle beweisen, Verrenkungen des Styles und der Gedanken! Sie erzählen:

„Bald öffnete sich die Pforte, und wir standen im Innern der Ruine (Rauhenstein). Vor mir lag das große Einschreibebuch. „Ach," seufzte ich, nachdem ich lange Zeit in ihm geblättert, darin die verehrten Namen mancher Gewaltigen und Edlen, und mancher, die mir lieb und theuer sind, aufgefunden, „wie viel Ähnlichkeit hat solch' ein Denkbuch mit dem w a h r e n Lebensbuche im Thale unten! Mühevoll klettert der Wanderer den Berg heran, schreibt seinen Namen ein, und die N a c h k o m m e n d e n finden es geschrieben, daß er — da g e w e s e n. So im Leben. Wer in die ehernen Tafel der Zeit Thaten des Ruhmes und rüstigen Strebens gegraben — mag er immerhin vom Berge des Lebens abgetreten sein, die Nachkommen finden es noch, daß er — gewesen. Und charakterisirt sich nicht in diesem, wie in jenem, der Mensch? Der G e l e h r t e, ernst wie die Nacht, schreibt bloß seinen Namen mit einigen mythischen Zügen ein. Der Student, immer bereit, seinen Gegner mit irgend einem Sprüchlein zu übertrumpeln, eine Stelle aus Horaz, ungefähr:

— — — — „Mihi non regia Roma,
Sed vacuum Tibur placet aut imbecille Tarentum."

oder sicher:

„Ille terrarum mihi praeter omnes
Angulus ridet."

Der Soldat spricht von seinem Muthe. Der Handwerksbursche zeichnet die Symbole des Glaubens, der Hoffnung und Liebe, schreibt darunter den Namen seines Mädchens, seinen eigenen, und (ist er ein Preuße) Vaterland und Geburtsort. Das Stubenmädchen kritzelt ein pfeildurchschossenes Herz mit einem 3 hinein. Ob das nun anzeige, daß ihr Herz t r e u oder D r e i e n schlage, will ich nicht entscheiden. — Der U n g e z o g e n e b e z i e h t die Seiten mit U n g e z o g e n h e i t e n. Nach langem Blättern kam ich zu einem weißen Flecke — mit Blitzes Schnelligkeit durchzuckte es mich:

„Habe ante oculos mortalitatem!"

„Greife zu," ließ sich die Stimme noch einmal hören, und — es war geschrieben. — Darauf schwang ich mich zur Terrasse empor. Nun, lieber Leser, wäre ich an dem P l a t z e, auszudrücken, wie meine wonnetrunknen Augen hin über die bepurpurte Landschaft glitten; wie ich des reinen Äthers in vollen Zügen schlürfte; wie meine Phantasie sich weidete an dem Geläute des Glöckleins im Dorfe, das zur Messe rief; wie das dunkle Grau der Fichten gespenstig mir zum Herzen sprach; wie ich die Arme weit ausbreitete, und wie ich hätte ziehen mögen mit den Vöglein, die nach Süden flogen. Dergleichen Seligkeiten aber haben die freundlichen Leser gewiß schon besser im herzigen Matthisson gelesen, oder wahrscheinlich auf Rauheneck und Rauhenstein selbst empfunden &c."

Aus Ihnen kann ein tüchtiger deutscher Prosaist noch gedeihen, wenn Sie Ihrem Geschmack eine edle Richtung geben.

G. K—k: Dem Gedichte: „der Mensch," fehlt eine interessante Pointe, obgleich Sie sich in der Form glücklich und leicht bewegen. — U. Hradisch v. St: d. d. Post beantw. — Bergamo an M: besorgt. — Zattig an P: Da vom Jänner 1837 für den Zuschauer nur halbjährige Pränumeration angenommen wird, erhalten Sie die Zeitschrift bis Ende December d. J. und wollen den Mehrbetrag von 1 fl. 30 kr. entweder im Expeditions-Comptoir zurückerheben lassen, oder s e i n e r Z e i t mit der Nachsendung eines gleichen Betrages das Abonnement vom 1. Jänner bis 1. Juli 1837 berichtigen.

D e r R e d.

Redacteur und Herausgeber: J. S E b e r s b e r g (wohnt in Wien; Stadt, Tiefengraben Nr. 166).

№ 123.

Der Oesterreichische

ZUSCHAUER.

Für Kunst, Wissenschaft, geistiges Leben.

Mittwoch, den 12. October 1836.

Den Sturm lass' wüthen,
Den Himmel lass' von düstrer Wolk' verdunkeln;
Bald glänzt in Blüthen
Die Erd', bald siehst die Sterne wieder funkeln.

Meine erste und letzte Liebe.

(Schluß.)

Die Zeit der Bewerbung um die Doctorswürde und das Beispiel meines Freundes waren jedoch im Stande, mein Gemüth in Etwas zu beruhigen; der Verstand trat wieder in seine vorige Rechte ein, und hieß die Stimme des Herzens schweigen, so daß ich mich wenigstens wieder den ernsten Studien widmen konnte, und dieselben glücklich vollendete. Mein Freund hatte mich eingeladen, auf dem Gütchen seines Vaters einige Zeit zu verweilen, und dann erst zu meinen Ältern, wohin er mich zu begleiten versprach, zu reisen. Was sollte ich thun? Der Gedanke an die liebliche Schwester meines Freundes war so reizend, so anlockend; denn die Schilderung, die mir Eduard von der malerischen Schönheit der Gegend machte, übertraf bei weitem Alles, was ich bis jetzt Ähnliches gesehen hatte. Ich vermochte dem Drange meines Herzens nicht zu widerstehen. Ein Paar Tage nur wollte ich bei der Geliebten verweilen, und dann mit doppelter Eile in die Arme der harrenden Ältern fliegen.

Nach einer Fahrt von einigen Stunden hielten die dampfenden Rosse vor einem recht artigen Landhause, das in einem reizenden Thale lag, von hohen Gebirgen umschlossen, deren Scheitel von riesigen Tannen gekrönt waren. Ein großer Garten umschlingt mit seinen Armen das Haus, und Floras liebliche Kinder, gemischt mit dem Golde und Purpur der Äpfel und Birnen, lächelten uns freundlich entgegen, und schienen schon im Voraus die sanfte Güte der Eigenthümer zu verbürgen. Den wirklich herzlichen Empfang von Seite des greisen Vaters meines Freundes, die schüchterne Freundlichkeit des blühenden Mädchens, die Wonnetage, die ich an der Seite des bald zutraulich sich zu mir hinneigenden Mädchens verlebte; das Alles zu schildern, finde ich nicht Worte, sind meine Kräfte zu schwach. Nur zu bald waren acht

Tage entschwunden, und ich mußte fort, mußte doch auch dem Wunsche der Ältern willfahren.

Alle Liebkosungen der Ältern, ihre zarte Sorgfalt, ihre Bestrebungen, mir Freude zu machen, konnten mich nicht aufheitern, konnten das Wölkchen, das sich auf meiner Stirne gelagert hatte, nicht verscheuchen; und so sehr ich selbst heiter zu scheinen mich bemühte; es war vergebens, die Schwermuth verließ mich nie ganz. Anfangs entschuldigte ich mich mit den Beschwerden der Reise, welche meine Kräfte abgespannt hatten; als aber mein Gemüthszustand immer derselbe blieb, und ich, ungeachtet ich mich schon längst erholt hatte, doch nicht heiterer, nicht fröhlicher wurde, mußte ich zu anderen Entschuldigungsgründen meine Zuflucht nehmen, die ich in dem Ernste meiner anzutretenden Laufbahn zu finden glaubte, da ich in der Residenz als Secundar-Arzt angestellt zu werden alle Hoffnung hatte. Ich wurde auch dahin berufen.

Wie war mir wieder so wohl, als ich die Kaiserstadt erblickte, meine Wohnung betrat, und in der Umarmung meines Freundes den herzlichen Gruß seines guten Vaters und seiner engelschönen Schwester empfing! Wie freute ich mich auf den Tag, wo ich sie wieder sehen sollte! Aber ach! vergebens hoffte ich auf die selige Stunde, wo mein Blick den ganzen Himmel voll Liebe und Seligkeit aus dem ihrigen trinken sollte. Sie kam nicht. Ein Brief, von des Vaters zitternder Hand geschrieben, brachte uns die traurige Nachricht, sie, seine liebe Tochter, liege todkrank darnieder, und trage sehnlichst Verlangen, den Bruder noch ein Mal zu sehen, und mich — ach, von mir stand kein Wort darin! — Doch es schrieb ja der Vater den Brief; wie konnte ich, außer einem Gruße, wohl mehr erwarten? Sie wußte aber auch gewiß, daß ich mit dem Bruder kommen würde. Ich betrieb daher die Abfahrt mit möglichster Eile, um ja recht bald, vielleicht den letzten Wunsch des kranken Mädchens zu erfüllen.

Zitternd sprangen wir aus dem Wagen, und flogen hinein zu der schönen Kranken. Bleich wie Lilien waren die sonst so rosigen Wangen, der Purpur der Lippen verschwunden, matt der Blick des brechenden Auges und schwer hob sich die Brust unter der leichten Decke, die wie eine Zentnerlast die arme Kranke niederzudrücken schien. Mir schwanden die Sinne, als ich den sterbenden Engel in stiller Hingebung duldend, in der Blüthe des Lebens schon hinwelkend erblickte, und bewußtlos sank ich im Zimmer zusammen. Als ich die Augen wieder aufschlug, befand ich mich auf einem Bette von mehren Personen umringt in einem andern Zimmer. Sobald ich mich in Etwas erholt hatte, versuchte ich, aufzustehen, und wankte zu der Kranken, die, als sie mich umsinken sah, beinahe aus dem Bett gesprungen wäre, hätte nicht ihr Bruder mit starken Armen die Schwache auf ihr Lager zurück gedrückt,

und die nun, in ängstlicher Besorgniß vom Schrecken gequält, wohl hundert Mal nach mir sich erkundigt hatte. Als sie mich wieder gesund erblickte, übergoß ein himmlisches Lächeln ihr Antlitz und mit einem Blick, in welchem der Liebe Wonne und Schmerz verschmolzen waren, bot sie mir die zitternde Rechte, die ich, an ihrem Bette auf die Knie niedersinkend, mit brennenden Küssen bedeckte, ohne daß eine Thräne die glühende Wange netzte, oder ein Laut über meine Lippen bebte.

Da gegen Abend die Krankheit heftiger wurde, stärker alle Pulse tobten, schwerer die Brust sich hob: erbot ich mich, bei der theuren Kranken zu wachen, und ließ mir, ungeachtet des heftigsten Widerspruches von allen Seiten, diesen Dienst nicht nehmen. Ich wachte ja über mein Theuerstes auf dieser Welt; über mein Leben, mein Glück wachte ich, und wer wird sein Liebstes so leicht fremder Sorgfalt anvertrauen? Voll liebender Besorgniß saß ich am Krankenbette, das Auge unverwandt auf die bleiche Kranke geheftet. Bald ließ die Heftigkeit des Fiebers nach, der unstät umherschweifende Blick wurde ruhiger, leichter wurde das Athmen und das Bewußtsein kehrte in die leidende Seele zurück. Wie aus einem schweren Traume erwachend sah sie mich lange an; dann füllte sich ihr Auge mit Thränen, ein süßes Lächeln umschwebte ihren Mund; zitternd umschlangen mich ihre Arme und zogen mich nieder an ihre blassen Lippen, die den ersten Kuß, den Kuß innigster Liebe unter Wonne- und Schmerzgefühlen auf meinen Mund hauchten. Ich zerfloß in Wehmuth; hätte ich mit meinem Leben das ihrige erkaufen können, wie gerne hätte ich es hingeopfert, wie gerne hätte ich den Tod, den schmerzlichsten Tod, erduldet! Zwar war noch nicht alle Hoffnung verloren, wenn anders eine jugendliche, frische Natur, die zärtlichste Pflege und alle Hilfsmittel geschickt angewendet, zur Hoffnung berechtigen können; doch den Busen der theuren Kranken erhellte kein Hoffnungsstrahl, kein tröstender Gedanke fand in ihrem Gemüthe Raum, nichts kettete sie mehr an das Leben, selbst der innigsten Liebe süße Gefühle vermochten es nicht, sondern erregten noch heftiger die Sehnsucht nach dem Jenseits, wo kein Schmerz, keine Thräne, kein Tod mehr der Liebe Bande löset.

Schaurig tönte die Mitternachtsstunde in zwölf dumpfen Schlägen vom nahen Klosterthurme, als sie mit leiser Stimme lispelte, wie das Säuseln der Abendlüfte im kühlen Pappelhain: „In dieser feierlichen Stunde schwöre ich Dir, daß ich Dich unaussprechlich liebe, von dem ersten Augenblick, wo Dich mein Auge sah; aber auch dort werde ich Dich lieben, dort über den Sternen, die am Blau des Himmels funkeln; denn meine Seele lebt fort, und in ihr meine Liebe! Schlägt mein Herz nicht mehr, stocken alle Pulse, sieht das gebrochene Auge nicht mehr der Sonne freundliches Licht, nicht mehr den Geliebten; dann wird Dir mein Geist erscheinen, Dir erscheinen in der

Stunde, als wir uns das erste Mal sahen, denn meine Seele lebt fort und in ihr meine Liebe!"

Noch ein Mal umschlangen mich die Arme, dann sank sie erschöpft auf ihr Lager zurück. Ein sanfter Schlummer schloß bald das thränenfeuchte Auge des geliebten Mädchens, und ihr Bruder lös'te mich auch von meinem Wachposten ab.

Schon waren acht Tage verflossen, und noch hatten wir keine Nachricht erhalten von dem Zustande der theuren Kranken. Die Angst, die Besorgniß war auf das Höchste gesteigert, als ein Brief ankam, der eben nicht geeignet war, uns mit Trost und Hoffnung zu erfreuen. „Noch ist keine Hoffnung der Besserung," so hieß es darin, „der Zustand der Kranken ist bedenklicher, denn je vorher." Wie mich diese Nachricht betrübte, läßt sich wohl leichter denken als sagen. Das Liebste auf Gottes Erde sollte mir der Tod entreißen! ich konnte den Gedanken nicht denken, ohne daß mein Innerstes ein Fieberfrost durchschauerte, und Thränen der Wehmuth dem Auge entstürzten. Die Worte: „Ich werde Dir erscheinen in der Stunde, wo unsere Blicke zum ersten Male freundlich sich begegneten;" diese Worte standen mit glühenden Zügen in meinem Gedächtnisse. Sollte es wahr werden? Noch ergoß sich zehn Mal der Sonne rosiges Licht über die herbstlichen Gefilde, und sie war mir noch nicht erschienen. Hatte der Tod seine kalte Hand wieder zurückgezogen von der lieblichen Blume, die er, kaum recht aufgeblüht, schon zerdrücken wollte? oder hielt sie, wie Jeder, der des Orkus Schwelle betritt, das unerbittliche Schicksal zurück? — Von bangen Zweifeln gefoltert, eilte ich nichts desto weniger jeden Tag zur bestimmten Stunde in mein Zimmer. Voll Ungeduld öffne ich rasch die Thür, und — wer faßt das Erstaunen, das mich ergriff — an demselben Fenster, in demselben Kleide, in derselben Stellung, wie das erste Mal, steht das Engelsbild vor mir; blaß nur waren die Rosen der Wangen —! Starr vor Schrecken wurzelt am Boden der Fuß, eiskalt rieselt es über den Rücken, die Glieder zittern, und ich sinke mit einem lautem Schrei in die Arme meiner geliebten T h e r e s e; die heiße Thräne, die aus ihrem Auge auf meine Wange rollt, der warme Hauch ihres Mundes, welcher den Willkommensgruß auf meine Lippen preßt, überzeugen mich bald von der Wahrheit dessen, was ich bezweifelt hatte. Sie lebte, und wollte mich Glücklichen auf diese Art überraschen!

Zwölf Jahre sind seitdem schon verflossen; sie ist meine Gattin, blühende Kinder umhüpfen uns, und noch immer sind wir mit gleicher, inniger Liebe uns zugethan; noch immer denke ich mit Wonne zurück an die holde Erscheinung, die nun, liebend und geliebt, an meiner Seite durch das sturmbewegte Leben wallet.

G. Lorenz.

Notizenblatt.

Das Interessanteste der deutschen Zeitschriften-Literatur.

— Die „Europa" enthält einige Auszüge aus des Viscomte von Chateaubriand Versuch über die englische Literatur, welche in dem, diesem Manne eigenthümlichen Style, die geklärtesten und ruhigsten Ansichten über die Literatur unserer Tage, ihre Ursachen und Folgen, mittheilt. Freimüthig und ausführlich beurtheilt er die Übertreibungen unserer Zeitgenossen, und stellt sonderbar genug, doch nicht ohne allen Grund, Shakespeare als die Ursache dieser gewaltsamen Gährung, die sich in der Literatur äußert, auf.

„Shakespeare," sagt er, „führt uns zu einer und derselben Zeit vor: das Trauerspiel im Palast, das Lustspiel auf der Straße; er schildert keine eigenthümliche Classe von Individuen; wie in der wirklichen Welt wirft er König und Sclaven, Patrizier und Plebejer, Soldat und Bauer, berühmte und im Dunkeln lebende Männer unter einander. Er unterscheidet keinerlei Gattung, er trennt nicht den Edlen von dem Gemeinen, den Ernsten vom Narren, den Traurigen vom Lustigen, Lachen vom Weinen, Freude vom Leid, Gutes vom Bösen. Er setzt die gesammte Gesellschaft in Bewegung, eben so wie er den ganzen Lebenslauf eines Menschen schildert. Der Dichter scheint die Überzeugung zu haben, daß unsere Existenz nicht auf einen Tag beschränkt ist, daß es eine gewisse Einheit von der Wiege bis zum Grabe gibt. Hat er ein junges Haupt unter den Händen, und kommt es mit dem Leben davon, so gibt er es uns ganz gewiß nur mit weißgebleichten Locken zurück. Die Zeit hat ihre Gewalt ihm abgetreten."

„Diese Universalität Shakespeare's hat aber vermöge der Macht des Beispieles und der zu weit getriebenen Nachahmung nur zum Verderben der Kunst gedient; sie hat den Grund zu dem Irrthum gelegt, auf welchen unglücklicher Weise die neue dramatische Schule erbaut ist. Wenn, um den Gipfel der tragischen Kunst zu erklimmen, es hinreicht, die unvereinbarsten Scenen ohne irgend ein verknüpfendes Band aufeinander zu häufen, Burleskes und Pathetisches durch einander zu rühren, den Wasserträger neben den Monarchen, das Kräuterweib neben die Königin zu stellen; wer darf denn nicht in vollem Ernste sich schmeicheln, auf gleicher Stufe mit den größten Meistern zu stehen? Jeder, der sich die Mühe nehmen will, nur einen einzigen Tag über Alles aufzuzeichnen, was ihm zugestoßen, seine Gespräche mit Leuten verschiedener Stände, die abwechselnden, unter seinen Augen vorübergehenden Gegenstände, Ball und Leichenbegängniß, Feste des Reichen und Elend des Armen — Jeder, der Stunde für Stunde ein richtiges Journal geführt hat, wird ein Schauspiel nach Art des englischen Dichters verfaßt haben."

„Halten wir die Überzeugung fest, daß Schreiben eine Kunst ist, daß es in dieser Kunst der Gattungen gar viele gibt, daß aber jede Gattung ihre eigenthümlichen Regeln habe. Gattungen und Regeln sind jedoch keineswegs willkürlich; sie entspringen aus der Natur selbst. Kunst hat nur geschieden, was Natur zusammengeworfen, sie hat die schönsten Züge auserwählt, ohne sich von der Ähnlichkeit des Modells zu entfernen. Vollkommenheit vernichtet nie die Wahrheit. In der vollen Vortrefflichkeit seiner Kunst ist Racine weit natürlicher, als Shakespeare; eben so wie Apollo in seiner ganzen Göttlichkeit mehr von menschlichen Formen zeigt, als ein egyptischer Koloß."

„Die Freiheit, Alles zu sagen und Alles darzustellen, das Getöse auf der Bühne, die Menge der Personen imponiren allerdings, haben aber im Ganzen sehr geringen Werth; das ist Freiheit und Kinderspiel! — Nichts leichter, als durch irgend ein Mährchen Aufmerksamkeit zu erregen und Vergnügen zu machen; das kleinste Mädchen nimmt es in diesem Puncte mit den größten Meistern auf. Ganz gewiß würde es für Racine eine wahre Kleinigkeit gewesen sein, jene Dinge, die sein guter Geschmack ihm wegzulassen rieth, in Scene zu setzen! — Hätte er gewollt, so würde man anstatt der herrlichen Erzählung des Theramen, Franconi's Rosse und ein furchtbares Ungethüm von Pappe bewundert haben; im Bajazet hätte man den Kampf dieses Bruders des Sultans gegen die Verschnittenen, und andere Kämpfe und Aufzüge, wie sie der entartete Geschmack der Gegenwart bietet, gesehen. — Racine ließ von seinen Meisterstücken nicht mehr weg, als was gewöhnliche Geister hinzugesetzt haben würden. — Das abscheulichste Melodrama kann tausendmal mehr Thränen entlocken, als die erhabenste Tragödie. — Echte Thränen sind nur solche, die von Orpheus Lyra hervorgerufen werden, und in welche sich eben so viel Bewunderung als Schmerz mischt. Die Alten gaben ja selbst den Furien ein schönes Gesicht, weil in Gewissensbissen sogar eine moralische Schönheit zu finden ist.“

„Jene Liebe für das Häßliche, die uns ergriffen, jener Abscheu für das wahrhaft Schöne, jene Leidenschaft für ekelhafte Krüppel jeder Art, jene Zärtlichkeit für Warzen, Runzeln und sonstige gemeine Formen können nur für eine Depravation des Geistes angesehen werden, und eine solche ward uns von jener so hoch gerühmten Natur nicht verliehen. Wenn es sich ereignet, daß wir irgend eine Art von Häßlichkeit lieben, so geschieht es nur darum, weil wir in ihr eine gewisse Schönheit finden. Sehr begreiflicher und natürlicher Weise ziehen wir ein schönes Weib einem häßlichen, die Rose der Distel, den Meerbusen von Neapel der Ebene von Montrouge, das Pantheon einem Schweinstalle vor; gleiche Grundsätze gelten für die moralische Welt. Fern sei von uns also diese animalisirte und materialisirte Schule, die uns endlich so weit bringen würde, einen durch irgend eine Maschine bewirkten Abdruck unseres Gesichtes mit allen seinen Fehlern höher zu schätzen, als unser durch Raphael's Pinsel hervorgezaubertes Bildniß.“

„Heutigen Tages, wo furchtbare aber wirklich ausgeführte Dramen seit vierzig Jahren uns beschäftigt haben, da strebt die der Gesellschaft mitgetheilte Bewegung, sich auch auf dem Theater mitzutheilen. Das classische Trauerspiel mit seinen Einheiten und seinen unbeweglichen Decorationen muß nothwendig kalt erscheinen; von Kälte aber zur Langweile ist nur ein Schritt. Hieraus erklären sich, ohne deßwegen als Entschuldigung zu dienen, die Übertreibungen der modernen Bücher, das Facsimile aller Verbrechen, die Erscheinung von Galgen und Henkersknechten, die Vorstellungen von Mord, Nothzucht, Blutschande, von Kirchhöfen, unterirdischen Gewölben und alten Schlössern. — In jetziger Zeit existirt weder ein Schauspieler, der im classischen Trauerspiele aufzutreten im Stande wäre, noch gibt es ein Publikum, um ein solches zu verstehen und zu würdigen. Unser Geist ist durch die Nachlässigkeit und den Eigendünkel des Jahrhunderts so verdorben, daß, wäre es möglich, die anmuthigen Gesellschaften eines Lafayette, einer Sévigné, oder einer Geoffrin und der damaligen Philosophen wieder hervorzurufen, sie uns sicher höchst geschmacklos erscheinen würden. Vor und nach der Civilisation, wenn man entweder noch gar

keinen Geschmack für geistige Genüsse besitzt, oder über einen solchen Geschmack schon wieder hinaus ist, sucht man sich mit Vorstellungen sinnlicher Gegenstände zu ergetzen. Völker beginnen und endigen mit Gladiatoren und Marionetten; Jugend und Alter sind kindisch und grausam.“

— Das „Morgenblatt“ enthält unter dem Titel: „Bruchstücke einer neuen Ars poetica,“ eine Reihe von Distichen, worunter sich vieles Treffende und Gelungene findet. Eines der Vorzüglicheren möge hier seinen Platz finden:

Principia Poeseos.

Anfangs galt die Natur, dann wurde der Geist unentbehrlich,
Endlich erfand man gar reine, geläuterte Form.
Wird man ferner so gut und schnell fortfahren zu läutern,
Bleibt uns als Poesie wirklich am Ende das Nichts.

— Eine neue Art von Stereotypie, welcher man sich jetzt in den Vereinigten Staaten Nordamerikas bedient, erklärt das „polytechnische Journal.“ Das sehr einfache Verfahren besteht in Kurzem darin, daß man das bedruckte Blatt Papier gehörig befeuchtet, zwischen zwei gut planirte und polirte Platten aus weichem Eisen bringt, dieselben dann erwärmt, und einem starken Drucke unterwirft, worauf die Schriftzüge auf das Eisen übertragen gefunden werden. Diese Platte wird hierauf mit verdünnter Salpetersäure benetzt, wodurch alle Theile, welche nicht mit Schwärze überzogen sind, angeätzt werden. Manchesmal werden die, auf diese Art gewonnenen Stereotype-Platten nach der Perkins'schen Methode gehärtet, so daß man 20 bis 25,000 Abdrücke davon liefern kann.

— Auch einer Art Fabrikation des Papiers in England aus verfaultem Holze, erwähnten die „Blätter aus der Gegenwart.“ Das faule Holz wird nämlich mittelst einer Soda-Auflösung zu einem Brei verarbeitet, an der Sonne gebleicht, unter den Holländer gebracht, und auf die gewöhnliche Weise behandelt. — In Nordamerika werden auch viele Holzspähne, Stroh, Maisstängel und Blätter mittelst Kalk oder einer Kali-Lauge zu Pack-Papier verarbeitet. Selbst in den österreichischen Staaten existiren einige Fabriken, die aus Stroh u. dgl. Ingredienzen ein sehr dauerhaftes Packpapier liefern. J. B. Tauer.

Herzensgüte im Österreichischen Volke.

— Als kürzlich im Dorfe Leizersdorf, bei Stockerau, zur Herrschaft Streitdorf gehörig, die Cholera in der größten Wuth unter den dürftigen Dorfbewohnern kein Haus vorüberging, ohne Jammer und Elend in demselben zu verbreiten, fast alle Einwohner darnieder lagen, mehr als die Hälfte ein Opfer der Seuche wurden, und schweres Unglück die armen Menschen darniederbeugte, da kamen aus eigenem Antrieb, trotz der Furcht vor Ansteckung, unter der Leitung des biederen Verwalters von Streitdorf, die nächsten, von der Seuche freigebliebenen Dörfer Wulmansberg, Streitdorf, Wiesen, Hackenbach u. a. m., das Abmähen des Hafers, das Einführen der noch im Freien stehenden, fast ganz verlorenen Ernte zu besorgen, die letzte Ruhestätte für die Armen zu graben, die Kranken zu warten und zu pflegen, mit Lebensmitteln zu versorgen, und so manche arme Familie vor noch größerem Unheil zu bewahren. Gott lohnte ihren menschenfreundlichen Sinn und ihre Herzensgüte, denn — wahrhaft wunderbar — keines dieser Dörfer ward von

der bösartigen Seuche heimgesucht! — Dieser Zug ist wohl nur ein kleiner Beitrag zur Geschichte der bekannten Herzensgüte unserer wackeren Landsleute — ich kann ihn nicht mit prunkenden Worten, sondern nur in schlichter Sprache vortragen; aber mein Gefühl sagt mir, daß, vorzüglich in der jetzigen Zeit, keine gute Handlung verschwiegen bleiben soll, wäre es auch nur, um zur Nachahmung anzueifern und dem Menschenfreunde den Trost zu bieten, daß die weit ärgere Krankheit unseres Jahrhunderts, als die asiatische Cholera, die Selbstsucht, noch nicht alle Herzen verhärtet hat. F. v. S—d.

Geschichtliche Momente und Begebenheiten aus der Gegenwart.

1836. September 25. Nachdem die im Königreiche Baiern noch unbekannte Cholera morbus in einzelnen Fällen sich in dem bairischen Orte Mittenwald gezeigt und von Seite der Regierung eben so weise als kräftige ärztliche Hilfs-Anstalten in's Werk gesetzt hatte: bricht sie in Alt- und Neu-Ötting mit großer Wuth und sprechendem Beweise für die Contagiosität aus; denn das Miasma entwickelte sich mit reißender Schnelligkeit nach der Ankunft eines fremden Mannes, welcher bald darauf an der Brechruhr starb.

— Sept. 23. Fürst Rasumoffsky stirbt im 84. Lebensjahre zu Wien, nachdem er, eine lange Reihe von Jahren kaiserl. russischer Botschafter am österreichischen Hofe und, nach eben so treu als ausgezeichnet geleisteten Diensten, von seinem Monarchen in den Ruhestand versetzt, in der Kaiserstadt einheimisch und durch die edlen Eigenschaften seines Geistes und Herzens bei Allen beliebt geworden war.

Rückblick in die Vergangenheit.

Am 13. October 1825 stirbt Maximilian I. (Joseph), König von Baiern, in seiner Residenz zu München. Er war 1756 geboren und trat die Regierung 1799 an. Unter den Regenten Baierns hat er sich durch sein edles und thätiges Bemühen, seinem Volke Einheit und weise Gesetze zu geben, durch eine verbesserte Gerichtsverfassung, durch zweckmäßige Veränderungen in dem Finanz- und Steuer-Wesen, durch Beförderung wahrer Volksbildung, des öffentlichen Unterrichts, der Wissenschaften und Künste hohe Auszeichnung erworben. Obschon Napoleon den bairischen Staat ganz für sich zu gewinnen und dessen Regenten durch die Bande der Verwandtschaft an sich zu fesseln gesucht hatte: so verkannte doch Maximilian nicht das wahre Interesse der Deutschen, und sein Übertritt zur allgemeinen Sache (Ried, am 8. October 1813) war von den entschiedensten Folgen. Dadurch hat er sich die Dankbarkeit und Verehrung aller Deutschen erworben. Gefällige Herablassung, menschenfreundliche Milde und anspruchlose Einfachheit der Sitten zeichneten Maximilian's Charakter sowohl im öffentlichen, als im Privatleben aus. Rührend war es, zu sehen, wie er als Gatte, Vater und Freund im Kreise der Seinen lebte, wie das Volk voll patriotischer Begeisterung überall, wo er sich zeigte, froh und jubelnd sich zu ihm drängte, und ihn im wahren Sinne des Wortes als Vater liebte und verehrte.

Am 14. October 1806. Die Schlachten bei Jena und Auerstädt werden zwischen Preußen und Franzosen zum entschiedenen Nachtheil der ersten geschlagen. Der schwer verwundete, commandirende Herzog von Braunschweig rief wiederholt: „Querfurt, Querfurt!" aus, wohin das preußische Heer seinen Rückzug nehmen sollte; sein Adjutant verstand in der Verwirrung „Erfurt," und so nahm das Heer gerade den entgegengesetzten Weg, den es nach der Meinung des Herzogs hätte nehmen sollen, wodurch die Folgen dieses unglücklichen Tages noch unheilbringender wurden. — Die preußische Armee war vernichtet.

Am 14. October 1529 hebt Suleymann die am 20. Sept. angefangene Belagerung Wiens, welches vom Grafen Niklas Salm, dessen Schwiegervater, Wilhelm von Ragendorf, und vom Pfalzgrafen Philipp dem Streitbaren vertheidigt worden, unter gräßlichen Verwünschungen wieder auf, nachdem sein Heer durch mißlungene Stürme, Hunger und Seuchen mehr als 30,000 Mann verloren. Das umliegende Land wurde ganz verwüstet.

Redacteur und Herausgeber: J. S. Ebersberg (wohnt in Wien; Stadt, Tiefengraben Nr. 166).

Gedruckt bei J. P. Sollinger.

№ 124.

Der Oesterreichische

ZUSCHAUER.

Für Kunst, Wissenschaft, geistiges Leben.

Freitag, den 14. October 1836.

Ihr Reichen! könntet Ihr den Dürft'gen in die Herzen seh'n —
Ihr würdet oft beschämt vor Euren goldbedeckten Tischen steh'n!

Die Porzellan-Schecke.

„Dir fehlt etwas, lieber Theodor," sagte Emilie, indem sie vom Stickrahmen zu ihrem Gatten, dem Supernumerär-Registraturs-Assistenten Friedeberg, aufblickte, der beinahe schon eine Viertelstunde lang in dem kleinen, engen Dachstübchen, welches sie bewohnten, mit großen Schritten umherging, sich verlegen die Hände rieb, bisweilen zu ihr trat, als habe er sich nun endlich dazu entschlossen, ihr das, was auf seinem Herzen lag, zu offenbaren; jedoch immer unverrichteter Sache wieder umkehrte, weil sie, gedrängt von der Oberhofmeisterin, die das neue Sammetkleid für den nahebevorstehenden Namenstag der regierenden Fürstin zur Gratulations-Cour bestellt hatte, kein Auge von den blendenden Silberfäden abwenden durfte.

„„O, nichts, nichts!"" erwiderte er mit geheimthuendem Lächeln. „„Was könnte mir fehlen?""

„Zunächst wohl," gab sie, ihn mitleidig ansehend, zur Antwort, „ein wärmender Mantel für die rauhen Herbsttage, für die weder das halbtuchene Sommerkleid noch der alte Bärenpelz des seligen Vaters gemacht ist. Auch von dem, was die Stickerei hier abwirft, kann er, leider! noch nicht geschafft werden; denn für die gute Mutter, die nach vielen schlaflosen Nächten nun so sanft und schmerzlos unter der Thränenweide ruht, ist ja die Apotheke noch nicht bezahlt. Ohnehin dingt die Oberhofmeisterin um jeden Groschen und zöge es sich nicht zur Sünde, Arbeit und Auslagen geschenkt zu nehmen."

„„Ach, lass' Dich den Mantel nicht kümmern, gute Seele,"" redete er ihr tröstend zu, indem er ihr traulich die Hand drückte. „„Der Herbst ist dießmal sehr gelinde, und wenn, wie unser Nachbar, der Gewürzkrämer, versichern will, der Winter plötzlich mit gewaltigem Froste hereinbricht, mache ich den Übergang aus dem Sommerrocke in den Bärenpelz, auch wohl ohne Mantel. Nein, nein!"" fuhr er nach einer kleinen Pause fort, „mir fehlt nichts; ich habe vielmehr etwas gefunden.""

„Gefunden?" fragte sie mit ungläubigem Befremden. „Das ist doch sonst Deine Art eben nicht; Du pflegst Dich im Gegentheile wohl eher auf das Verlieren zu verstehen! Lernte ich doch selbst," setzte sie, ihm freundlich in's Auge schauend, hinzu, „Dich zuerst von dieser, eben nicht sehr empfehlenden Seite kennen."

„„Und doch,"" entgegnete er herzlich froh, „„hat sie mich Dir wirklich empfohlen und mir in Dir den guten Engel meines Lebens zugeführt. Wie ich da so ängstlich und besinnungslos durch den Park lief, als ich das Medaillon mit dem Bilde meiner guter Großmutter, der treuen Pflegerin meiner wahrlich nicht freudenreichen Jugend, verloren hatte; jeden Spaziergänger darnach fragte, überall keinen Trost erhielt, mich endlich auch an Deine stolze Gebieterin wendete, und, innig gekränkt durch den wegwerfenden Hohn, womit sie, als ich ihr mein Kleinod beschrieb, über die Bagatelle spottete, „die ja des Aufhebens nicht werth sei," Dir, ihrem lieblichen Kammermädchen, Theilnahme erbittend in das Auge sah, und die Thräne gewahr wurde, die, herrlicher, als der unschätzbare Diamant in der Krone unserer Fürstin, in diesem sanften Auge glänzte; und wie Du, als ich noch eine halbe Stunde lang traurig umhergegangen war, mir, wie ein holder Genius, aus der Jasminlaube entgegen eiltest, mir das Medaillon, das ich dort, in den Don Carlos vertieft, verloren hatte, schnell in die Hand drücktest, und dann, ohne mein Dankwort zu hören, Deiner Herrschaft, die Dich nicht vermissen sollte, nacheiltest. Ein halbes Jahr nachher standen wir vor dem Altare. Und, nicht wahr, es hat Dir in den zwei Jahren, die seitdem verflossen sind, noch nicht leid gethan, daß Du die alte Großmutter so freundlich suchen halfst?""

„Guter Theodor!" erwiderte Emilie, sanft bewegt, indem sie schnell nach ihrem Tuche griff, um die Thräne der Wehmuth und des Dankes, die ihr in das Auge trat, nicht auf den Sammet fallen zu lassen. „Und jetzt," fragte sie nach einigen Augenblicken stiller Rührung, als diese allmälig der Neugierde wich; „jetzt hättest Du wirklich etwas gefunden?"

„„Ja wohl,"" gab er in einem sehr merklich herabgestimmten Tone zur Antwort. „„Denn spottwohlfeil kaufen ist ja wohl so gut, als finden.""

„Gekauft hast Du?" entgegnete sie kleinlaut. „O weh! darüber pflegt sich sonst nur der Verkäufer freuen zu können."

„„Dießmal auch der Käufer,"" frohlockte er mit stolzer Zuversicht.

„Und, was ist es denn, wenn man fragen darf?" fuhr sie mit einem Unmuthe, den sie nicht ganz zu unterdrücken vermochte, fort.

Sie sollte rathen.

„Was wirds denn sein?" erwiderte sie, von böser Ahnung verdüstert. „Vielleicht noch ein zweiter Papagei, mit dem Du theilen mußt, was Dir der erste von der Frühstücksemmel übrig läßt."

„„O!““ unterbrach er sie, den Spott nicht beachtend, „„größer, höher!““

„So wird es wohl gar," bemerkte sie, immer verdrießlicher werdend, „ein Strauß sein, der mir die Knäule vom Stickrahmen und Dir das Tintenfaß vom Pulte wegschluckt, wenn die halbe Semmel nicht ausreicht."

„„Kind, im Rathen bist Du ungeschickt,““ sagte er ungeduldig. „„Wer auf einem Strauße reiten will, muß mehr Athem haben, als ein armer Registratur-Assistent. Eine schöne stattliche Porzellan-Schecke ist es. Der Kammerdiener des Oberküchenmeisters pflegte sie vor einigen Jahren zu reiten; und denke Dir den schmählichen Undank! Da wird sie nun, weil sie das Unglück gehabt hat, an dem rechten Fuße etwas lahm zu werden und auf dem linken Auge zu erblinden, mit den ausrangirten Dragonerpferden versteigert. Für 5 Thaler wäre sie dem Leibel Moses zugeschlagen worden, wenn ich ihn nicht mit 10 Kreuzern überboten hätte. Nicht wahr, das heißt gut gekauft, so gut, als gefunden?““

„Ich will hoffen, Du scherzest nur;" fuhr ihn Emilie, die ihren Unmuth nicht länger verbergen konnte, etwas unsanft an. „Denn es wäre ja mehr als Tollheit, wenn Jemand, der sechs Treppen hoch unter dem Dache wohnt, noch um Weihnachten im Sommerrocke geht, und schon sein Frühstück mit einem unnützen Brotesser theilt, sich ein Reitpferd anschaffen wollte. Oder frißt etwa," setzte sie mit steigender Bitterkeit hinzu, „der lahmbeinige Krüppel Papierschnitzel und Seidenflocken?"

„„Wie Du nun wieder sprichst!““ antwortete er, eingeschüchtert durch die Unzufriedenheit ihres Tones. „„Krüppel! Ich bin ja auch, seitdem mich bei Leipzig die Lanze eines polnischen Uhlanen traf, am rechten Fuße lahm, und willst Du mich darum einen Krüppel schelten? Sieh,““ fuhr er, als er ihre unwillkürliche Rührung wahrnahm, freundlich begütigend fort. „„Du weißt ja, wie ich an dem Pulte verkümmern muß. „Bewegung! Bewegung!" ruft der gute Doctor mir zu, so oft meine bleiche, matte Gestalt an ihm vorüberschleicht. Aber wie dazu gelangen? Mit dem lahmen Fuße geht sich's leider herzlich schlecht! Vermag ich doch Deinem netten kleinen Schritte kaum zu folgen, und sehe auf Spazierwegen sehnsuchtsvoll nach jeder Ruhebank.““

„Wie gern gönnte ich Dir," erwiderte sie schon milder gestimmt, „den schönsten Rappen aus dem Marstalle des Fürsten. Aber die Armuth muß sich ja Vieles versagen; und die Unmöglichkeit in Deiner Lage, ein Reitpferd zu halten, leuchtet ja ein!"

„„Mir nicht!““ frohlockte er, schnell wieder heiter werdend. „„Denn sieh, unser Hauswirth hat in dem Stalle, in dem er die fürstlichen Artillerie-Pferde verpflegt, für mehr als eine Porzellan-Schecke Raum, und wenn ich ihm, wie es unter uns schon verabredet ist, die monatlichen Rechnungen für

das Kriegs-Commissariat anfertige, die ihm wegen seiner unleserlichen Krackelfüße bisher so viele Plage machten, erhält mein Gaulchen tagtäglich sein Bündel Heu und mitunter auch seine Metze Hafer. — Dort drüben bei dem Trödler hängt ja ein recht stattlicher Sattel. Was die Mäuse daran zerfraßen, verdecken die Rockschöße des darauf Sitzenden, und die vormals weiß gewesene Schabracke gilt jetzt für Perlgrau. Für einen Gulden schlägt er den Ladenhüter los. Ist doch, so lange wir hier wohnen, keine Nachfrage darnach gewesen. Auch leiht uns der gute Gewürzkrämer, für die Neujahrsverse, die ich seinen Kindern zu machen pflege, bisweilen noch einmal das nette Kabriolet, das auf dem Hofe seines Großvaters stehen blieb, als die Franzosen im siebenjährigen Kriege vor den heranrückenden Preußen so schmählich die Flucht ergriffen. Es ist seitdem durch die neue Art von Droschken so ziemlich wieder in die Mode gekommen; und ich glaube, wir werden damit Parade machen. Zur Anschirrung wird ja auch wohl Rath werden. — Und wie wär' es,"" fuhr er nach einer kleinen Pause, während welcher sie, um ihm nichts Wehthuendes zu sagen und seine Freude nicht zu stören, mitleidig geschwiegen hatte, fort. ""Wie wäre es, wenn wir schon übermorgen den ersten Versuch damit machten? Es ist der Namenstag unserer guten Landesmutter. Da soll in Ernestinenruh, wie mir der Hoffourier erzählt hat, ein brillantes Feuerwerk abgebrannt werden. Wer sähe so etwas nicht gern? Jedoch mein lahmer Fuß trägt mich so weit nicht fort, und wer an einem solchen Tage einen Miethswagen bezahlen will, muß monatlich mehr als 12 Thaler 6 gr. Gehalt beziehen. — Sieh, da soll uns die Porzellan-Schecke trefflich zu Statten kommen. Wir fahren, um den Kaffeh im türkischen Kaiser nicht fünffach bezahlen zu dürfen, erst, wenn wir ihn zu Hause getrunken haben, hinaus; kommen dann immer noch zur Zeit, und stimmen vom ganzen Herzen mit ein, wenn das Vivat von himmelblauen Sternen im Zauberglanze des bengalischen Feuers mit den Gebeten der Witwen und Waisen zum Himmel emporsteigt. Doch Schade, daß das Kabriolet nur zwei Personen faßt! Wie gerne nähme ich Deine alte Muhme mit! Die arme Kranke sitzt nun schon fünf Jahre auf ihrem Kämmerchen und sieht von der Welt nichts, als des Nachbars Hühnerstall, der dicht vor ihrem Fenster steht. Nun, auch ihr soll die Porzellan-Schecke zu Gute kommen. Über Berg und Thal, durch Wald und Flur will ich mit der guten Alten herumkutschiren, daß sie sich auch wieder einmal der schönen Natur erfreuen und ihre matte Seele daran laben soll.""

(Die Fortsetzung im nächsten Blatte.)

Sinngedichte.

Banill's Verse.

Goldene Verse schreibst Du, Banill? — Geprüfet im Feuer
Gleich dem Gold', an Gehalt, wahrlich! verlören sie nichts.

A. und B.

A. Herr Filzner bittet Sie zu Gaste.
Sie gehen nicht?
B. Weil ich nicht gerne faste.

Ärzte.

Lichtputzer ist der Arzt. Wenn in der Seele Haus
Die Lebenskerze dunkler brennt,
Geschäftig kommt der Mann gerennt
Und putzt das Licht — nicht selten aus. A. St.

Notizenblatt.

Bohrbrunnen in Österreich.

So eben hat der ständische Ausschußrath und Güterbesitzer, Herr Franz Ritter v. Heintl, bei J. P. Sollinger eine Schrift herausgegeben, welche unter dem Titel: „Über Bohrbrunnen und Springquellen zur Beseitigung der Wassernoth," einen beachtungswerthen Fingerzeig gibt, wie dem seit zwei Jahren so fühlbaren Wassermangel in einigen Vorstädten der Residenz und an anderen Orten der Monarchie abgeholfen werden könnte. — Allerdings wäre zu wünschen, daß Versuche zur Entdeckung von Springquellen gemacht würden, um so mehr, da die Lage der meisten Vorstädte Wiens hierzu nicht ungünstig ist. Die aus dem reinen Streben, dem Vaterlande nützlich zu werden, hervorgegangene Broschüre des Herrn Ritters v. Heintl (welcher bei so vielen, die öffentliche Wohlfahrt betreffenden Angelegenheiten eine richtige Beobachtungsgabe bewiesen und durch verständigen Rath und eifrige Mitwirkung für Landwirthschaft und Ökonomie namhaftes Gutes begründet hat) spricht sich ausführlich über diesen Gegenstand aus und stellt von den Gewässern im Innern der Erde eine interessante Hypothese auf, indem sie selbe mit den Blutadern des Menschen in eine Parallele setzt. Höchst interessant sind die Daten, welche eine gebohrte Springquelle in Oberdöbling betreffen und ganz geeignet sind, die Wichtigkeit dieses Gegenstandes in das hellste Licht zu setzen. Wir führen hier den Bericht des verehrten Verfassers an. „Ein merkwürdiges Beispiel einer reichen, erbohrten Springquelle steht zu Oberdöbting, in der Herrengasse Nr. 182. Der Besitzer dieses Hauses, der ehemalige k. k. Postmeister zu Wiener-Neustadt und Ginseldorf, Hr. Westerhauser, wollte für seinen, am Hause befindlichen schönen Garten im Jahre 1835 einen Brunnen graben lassen. Nachdem man 6 Klafter tief vergeblich gegraben hatte, wurde mit dem Erdbohrer noch 15 Klafter tiefer, aber ebenfalls noch erfolglos eingebohrt. — Der Brunnenmeister rieth dem Gartenbesitzer, das Unternehmen aufzugeben, in der Meinung, daß an diesem Platze keine Quelle vorhanden sei. Hr. Westerhauser aber ließ das Bohren fortsetzen. Als man neuerdings 4 Klafter tiefer gekommen war, sprang das Wasser plötzlich in solcher Menge hervor, daß die Arbeiter sich zu entfernen beeilten, und eine Ableitung desselben in den nahe vorbeifließenden Döblingbach unverzüglich hergestellt werden mußte. Auf die bereits während dem Bohren eingetriebenen, mit eisernen Reifen belegten Röhren wurde die Schlußröhre aufgesetzt, welche 10 Schuhe über die Erde heraussteht, dann die Öffnung rund herum fest verschüttet und geschlossen; so, daß außerhalb der Erde weder Pumpwerk, noch eine andere

Vorrichtung, als diese Schlußröhre bestehet, aus welcher das Wasser hervorspringt. Um zu erfahren, bis zu welcher Höhe das Wasser herauszusteigen vermöge, wurden auf diese befestigte Schlußröhre mehre Röhren bis zu einer Höhe von 27 Fuß aufgesetzt, und noch über diese hinaus sprang das Wasser hervor. Die Höhe zu der Tiefe von 25 Klafter oder 150 Fuß der Röhren in der Erde, lieferten den Beweis, daß hier das Wasser 177 Fuß von unten herauf in die Höhe springt. Die bloß zum Versuche aufgesetzten Röhren wurden abgenommen, die Schlußröhre, 5 Fuß von der Erde erhöht, wurde angebohrt, mit einer Ausleitungsröhre versehen, aus welcher das Wasser bequem in die untergehaltenen Geschirre eingeht, und das Übermaß in einen Bottich sich entleert, aus welchem es durch eine unterirdische Leitung in den Döblingbach abfließt. Dieser Bach vertrocknete sonst in den heißen Sommermonaten, und die daran bestehende, oberschlächtige Mahlmühle mußte oft stillstehen. Seitdem ist der Döblingbach durch die Westerhauser'sche Springquelle bereichert, und setzt die Mühle in lebhaftere Bewegung. Bei der ersten Eröffnung der Springquelle stieß sie in einer Minute 5 Eimer Wasser gewaltsam heraus; seitdem, also schon in's zweite Jahr und in zwei dürren Sommern, gibt sie in jeder Minute 4 Eimer, daher in einer Stunde 240 Eimer, und somit täglich 5760 Eimer Wasser von sich. Obgleich in den heißen und trockenen Sommern der Jahre 1835 und 1836 viele Quellen und Bäche ganz vertrocknet sind, so hat dennoch die Springquelle in dem Westerhauser'schen Garten zu Oberdöbling noch immer die gleiche Menge Wasser hergegeben, welches unausgesetzt freudig hervorquillt — ein Beweis, daß diese Quelle von atmosphärischen Flüssigkeiten nicht genährt werde. Das Wasser derselben ist sehr rein, frisch, zum Getränke erquickend, zu jedem häuslichen Gebrauche geeignet. Der Garteneigenthümer Westerhauser hat mir die Kosten dieses reichen, erbohrten Springbrunnen selbst mitgetheilt. Der Brunnenmeister mußte die Arbeiter, Werkzeuge und alles Zugehör liefern. Für das Ausgraben und Ausmauern der ersten 6 Klafter waren 17 fl. C. M. für eine Klafter, also für die 6 Klafter 102 fl. bedungen. — Für jede durchbohrte und mit Röhren verwahrte Klafter erhielt der Brunnenmeister nur 4 fl. C. M., also für 15 Klafter 60 fl. C. M. Auf die tiefsten 4 Klafter, weil die Arbeit beschwerlicher geworden, sind 5 fl. für die Klafter, also 20 fl. C. M. bezahlt worden. Die gänzliche Vollendung des Springbrunnens, die Ableitung des Wasserüberflusses und freiwillige Belohnungen der Arbeiter veranlaßten noch einige kleine Ausgaben, dergestalt, daß die gesammten Auslagen sich auf 200 fl. C. M. belaufen haben.»

Dieses wirklich interessante Beispiel einer äußerst reichen Springquelle, deren Ruhm an andern Orten, als in dem bescheidenen Österreich, längst unter den Trompetenstößen der Fama vielfach verkündet worden wäre, gibt einigen Stoff zum Nachdenken, und dürfte wohl mehrfältige Versuche anregen, deren Kosten keineswegs, selbst für den Fall des Nichtgelingens, abschreckend sind. — Überdieß enthält jene Broschüre noch Bemerkungen über die Ebbe und Flut, und viele anziehende Belehrungen über den Kreislauf und die Vertheilung der Gewässer im Innern der Erde.

C.

Miscellen.

(Das Physionotyp.) Die orientalische Schnellmalerei scheint in ihrer gasconischen Ankündigung die jahrelange Mühe einer Schule, die Raphaels, Cor-

reggio's ꝛc. (abgeschiedene Heroen der Kunst, verzeiht mir die Zusammenstellung Eurer Namen mit der orientalischen Schnellmalerei!) entbehrlich, und Alle, die es wollen, zu Malern zu machen, da doch sonst nur der Tausendste von Jenen ein Maler ward, die sich für ihr ganzes Leben der Kunst in die Arme warfen. — Ob man dasselbe günstige oder ungünstige Verhältniß des früher bestandenen Gebrauches in der Kunst zu dem jüngst sich gestaltenden, wie es bei der obengenannten Schnellmalerei in Anwendung kommt, auch auf folgende Erfindung in der Plastik anwenden kann, beliebe der Leser selbst zu urtheilen. Hr. Sauvage ist der Erfinder eines neuen Gesichtsmessers (Physionotyp genannt): — Da mit lebendigen Modellen, welche die Bildhauer oder Maler beständig vor Augen haben müssen, manche Unbequemlichkeit verbunden ist, so kamen dieselben auf den Gedanken, von solchen Theilen des Körpers, die sie studiren mußten, Abdrücke zu machen, und sie in Gyps darzustellen, den sie auf den lebenden Körper auftrugen. Bis aber dieß vollkommen gelang, währte es lange. Horace Vernet wäre bald ein Opfer eines solchen Versuches geworden. Bei Todten wendete man sie längst an; aber bei Lebenden war die Arbeit zu schmerzhaft oder zu unvollkommen. Doch diesen Übelständen half Hr. Sauvage mit seinem Physionotyp ab. Dieses ist ein sehr sinnreiches und einfaches Instrument, das die Formen des Gesichtes mathematisch genau abdrückt, und bei dessen Anwendung eine Berührung von weniger als zwei Secunden erforderlich ist. — Dasselbe ist eine ovale Metallplatte, mit vielen aneinander befindlichen kleinen Löchern, durch deren jedes ein Metallstäbchen, fast einer Stricknadel gleich, mit der größten Leichtigkeit verschiebbar ist. Die gesammten Nadeln geben dem Instrumente das Aussehen einer Bürste. Wenn man nun mit dieser Fläche von stumpfen Nadeln einen Körper, derselbe sei noch so weich, in Berührung bringt, so weichen die Nadeln dem geringsten Drucke mit unglaublicher Leichtigkeit, werden also mehr oder weniger zurückgeschoben, so daß sie den genauen Abdruck des damit in Berührung gebrachten Körpers wiedergeben. Man fixirt dann die Nadeln durch ein sehr einfaches Verfahren, und man hat eine metallische Form erhalten, die den abgedruckten Gegenstand getreu darstellt. Sauvage hat mittelst dieses Instruments eine große Anzahl Büsten von Staatsmännern, Gelehrten und Künstlern dargestellt. A. Silas.

— Die „Leipziger-Modenzeitung" enthält eine lustige Probe von Geistesgegenwart eines Mönches der alten Abtei St. Aubien. Es besteht nämlich unter der Obhut des Klosters daselbst ein Irrenhaus, in welchem die Kranken von den Mönchen sehr gut behandelt werden, und besonders, wenn sie etwas sanftmüthig sind, ziemliche Freiheit genießen und zu Arbeiten angeleitet werden, die ihren Kräften und Gewohnheiten entsprechen.

Dieser Mönch befand sich gerade in der Küche und unterhielt sich ruhig mit einem Dutzend Wahnsinniger, als der Eine unter ihnen mehre seiner Gefährten auf die Seite zog und ihnen den Vorschlag machte; „weil sie seit einiger Zeit so magere Brühe bekämen, den Bruder Moriz in den Kessel zu werfen, wodurch diesem Übelstande wohl abgeholfen sein würde!" — Alle waren einverstanden, und man näherte sich dem Mönche, um jenen in's Werk zu setzen. Dieser, seine ganze Kaltblütigkeit sammelnd, sah ein, daß Widerstand nichts helfen könne, stimmte ihnen vollkommen bei, gestand, daß sein Körper treffliche Brühe geben würde, und stellte sich zu ihrer Verfügung. „Doch," sagte er ruhig, „fällt mir etwas ein; wenn Ihr mich mit meiner Kutte und meinen andern Kleidungsstücken in den Kessel werft, wird die Brühe ver-

dorben und Eure Absicht vereitelt werden. Wartet nur einen Augenblick, bis ich meine schmutzigen Kleider ausgezogen habe, dann komme ich zurück und stehe Euch ganz zu Diensten.“ — „„Er hat Recht,““ sagten die Wahnsinnigen, „„das hatten wir nicht bedacht; lauft nur recht schnell, und kommt bald wieder, Bruder Moriz!““ — Bruder Moriz ließ sich dieß nicht zweimal sagen, und kam so bald nicht wieder, froh, dem Tod auf solche Art entgangen zu sein. T.

— Die Wissenschaften gleichen der Atmosphäre. — Um die Dünste zu vertreiben und den Frost zu scheuchen, fällten unsere Vorväter Wälder, reuteten Wildnisse und trockneten Sümpfe aus, und wir athmen jetzt sonder Beschwerde in der reinen Luft und dem gemilderten Klima, die das Resultat der Mühen von Generationen und des Fortschreitens der Jahrhunderte sind.

— Tugend, wenn sie sich auf Weisheit gründet, thront über Wechsel und Zufall, über allen Dingen einer kleinen und dumpfen Welt, über dem Olymp der Heiden, über den Sternen, die da bleichen, und über dem Monde, der auf seiner Bahn sich verdunkelt. A. B. B.

Geschichtliche Momente und Begebenheiten aus der Gegenwart.

1836. September 15. Der carlistische General Gomez bewerkstelligt die Vereinigung seines Corps mit Cabrera und Quilez bei Utiel und scheint, immer vorrückend in dem Augenblicke, wo ganz Spanien in leidenschaftlichen Zuckungen kraftlos darniederliegt, selbst Madrid zu bedrohen, so daß die Königin, von den gleichzeitigen Fortschritten der Revolution und der Carlisten hart bedroht, in ernstliche Berathung zieht, ob es nicht vortheilhafter sei, sich aus der Hauptstadt zu entfernen.

Rückblick in die Vergangenheit.

Am 14. October 1809 wird der Friede zu Wien zwischen Österreich und Frankreich durch den Fürsten Johann von Liechtenstein und den Grafen v. Champagny geschlossen, und auch für Frankreichs Bundesgenossen gemeinschaftlich erklärt. Ungeachtet die großen Erwartungen, welche Österreichs Rüstungen erweckt, nicht erfüllt worden, war der kurze Krieg doch von den wichtigsten Folgen für das künftige Europa. Durch die Theilung der französischen Kriegsmacht fand Spanien Zeit, sich besser zu rüsten, Wellington sein Feldherrntalent zu entwickeln; die Schlacht von Aspern vernichtete den Wahn von Napoleon's Unbesiegbarkeit, und ermuthigte Preußen, sich zu seiner künftigen ehrenvollen Rolle vorzubereiten. Schon damals wünschte der graue Held Blücher, sich mit seinen Waffenbrüdern dem österreichischen Heere anzureihen, um den Tag von Auerstädt blutig zu rächen; und der König von Preußen ließ durch seinen General-Adjutanten dem Kaiser von Österreich zu Totis sagen: „Ich bringe nicht bloß mein Heer, ich bringe mein ganzes Volk, wenn E. M. den Kampf wieder beginnen.“ Aber das österreichische Heer hatte während des Waffenstillstandes durch Lagerfieber mehr an Mannschaft verloren, als drei Heerschlachten ihm gekostet hätten. Dieser große Verlust machte den Frieden für Österreich nothwendig.

Am 15. October 1757 überfällt der k. k. F. M. L. Graf Haddik Berlin mit 3400 Mann und vier Kanonen. — Er erhebt eine Brandschatzung von 200,000 Reichsthalern und läßt den Rest seiner Heerschaar zur Deckung des Rückmarsches und Beobachtung des Feindes zurück. Dieser Zug erprobte im Kleinen die Fähigkeiten und den dispositionsreichen Kopf des großen Mannes. — Um die Kaiserin auf eine schmeichelhafte Weise zu erinnern, daß ihre Truppen in der Residenzstadt ihres Feindes gewesen, fordert Haddik auch zwei Dutzend Damenhandschuhe, mit dem Berliner Stadtwapen gestämpelt. Die Anekdote, man habe ihm zwei Dutzend, nur auf die linke Hand passend, eingepackt überliefert, ist die spätere Erfindung eines Witzlings. Die Kaufmannschaft zu Berlin war zu verständig, um nicht einzusehen, daß unter den damaligen Verhältnissen dieser unangenehme Besuch sich leicht wieder ereignen, und ihr Spott sehr unangenehme Folgen für sie haben könnte.

Hierzu die besondere Beilage.



zu № 124 des Oesterreichischen Zuschauers.

Die Kunst,

sich vor dem Uebel der Armuth zu wahren.

(Fortsetzung.)

Der Verständige aber hat eine Menge von Gründen, welche ihn die Nothwendigkeit und Nützlichkeit der Sparsamkeit einsehen lassen und ihm als Hülfstruppen bei dem Kampfe zur Seite stehen. Er kennt die Düsterheit der Lage, in welche sich der schlechte Wirth versetzt; ihn schaudert vor der Abhängigkeit, zu welcher uns der Mangel des Geldes verurtheilt; er weiß endlich den Segen, welchen ein guter Haushalt mit sich bringt, in seinem ganzen Werthe zu schätzen, und verachtet zu sehr die Ansprüche der Eitelkeit, des Flitters, der gemeinen Vergnügungssucht, um über letztere nicht leicht gebieten zu können.

Man glaubt nicht, wie viel sich mit kleinen Ersparnissen zurücklegen läßt! Ich wäre ein reicher Mann, wenn ich alles das Papier hätte, welches beim Schreiben (ohne daß deßhalb weniger geschrieben würde) durch Unklugheit unnützer Weise verloren geht; der würde alsbald zum reichen Manne, welcher alle die Bindfaden, wie sie in den Haushaltungen einer Stadt in den Kehricht geworfen werden, an sich bringen könnte! So bleibt mir in der Lebensbeschreibung eines unserer reichsten Wiener Kaufleute folgender Umstand merkwürdig: Er wurde als dürftiger Knabe zu jenem Principale gebracht, dessen Tochter er später heirathete. Dieser schlug das Gesuch, den Knaben in die Lehre zu nehmen, schlechtweg ab. Als er aber beim Fortgehen bemerkte, daß der arme Bursche eine Stecknadel an der Thürschwelle aufhob und sie auf seinen Tisch legte, nahm er ihn sogleich zum Lehrlinge auf und öffnete ihm die Bahn zu seinem nachmaligen Glücke. — Auf meinen Reisen hatte ich einst an einen Breslauer Kaufmann ein Empfehlungsschreiben abzugeben. Ich traf ihn eben mit dem Sammeln der Siegel von seinen Geschäftsbriefen, und mit dem Abschneiden des Randes, welcher in den ihm zugekommenen Briefen leer gelassen worden war, beschäftigt. Er lud mich zum Speisen ein. „Das wird eine schöne Tafel geben," dachte ich junger Mann; „was wird der Knauser zum Essen vorsetzen — vielleicht eine Rumforder-Suppe?" Als ich aber den Tag darauf zu ihm kam, trat ich in einen herrlichen Saal, und speiste auf Silber das köstlichste Mahl. Da ging mir ein Licht auf.

Um Dir, mein Sohn, einen lockenden Beweis von der schnellen Vermehrung des Geldes für immer vor die Augen zu legen, magst Du die Progressionen der Zinsen und Zinseszinsen von einem Capitale erwägen. Du wirst nach kurzer Berechnung finden, daß 100 fl. nur zu 4 Procent angelegt (die Zinseszinsen halbjährig zum Capitale geschlagen) in zwanzig Jahren schon 220 fl. 48 kr. betragen. Wenn Du jährlich 100 fl. zurücklegst, und diese Summe mit den 4procentigen Interessen zu Zinseszinsen anlegst, erhältst Du in zwanzig Jahren das schöne Capital von 587½ Gulden. Solche Berechnungen müssen den Denker zur Sparsamkeit leiten.

7.

Man wird reich durch Billigkeit gegen Andere.

Wer von Andern Geld gewinnen will, muß den Grundsatz anerkennen und im Gedächtniß behalten: „Daß die Menschen uns selten mehr gewähren, als wir ihnen durch Gegendienste leisten.“ Billigkeit aber ist das Bestreben, für dasjenige, was Andere an uns leisten sollen, durch die That ein Gleiches oder Aehnliches zu thun, verbunden mit den echten Gesinnungen der Humanität.

Die Meisten sind arm geworden, weil sie zu schnell reich werden wollten. Sie übersahen dabei alle Grundsätze der Billigkeit und des Rechtes, verloren das Vertrauen und die Zuneigung Derjenigen, mit welchen sie in Geschäftsverbindung standen, und verloren am Ende da, wo ihre Concurrenten durch ein klügeres Benehmen gewannen. Wer reich werden will, muß gewinnen, d. h. für seine Leistung mehr erhalten, als die daran gewandte Auslage an Geld oder Geldeswerth betrug. Aber um dieß lange zu können, muß der Gewinn nicht von Einem oder Wenigen in bedeutenden Beträgen, sondern von möglichst Vielen in sehr kleinen gezogen werden. Dieß ist das große Geheimniß für Alle, welche mit dem Publikum in Verbindung stehen, und vom Verkaufe im Kleinen, wie im Großen, leben wollen.

So leicht verständlich diese Lehre ist, so wenig wird sie im praktischen Leben beharrlich geübt. Um nur ein kleines Beispiel anzuführen! Es könnte noch leicht in dem gegenwärtigen Zeitpunkte, wo so viele Practiken und Versuche, Geld zu gewinnen, ausgebrütet und angewandt worden sind, daß es in der That jetzt schwieriger als früher ist, es von Nichts zu Vielem emporzubringen — ich sage, es könnte noch in dem gegenwärtigen Zeitpunkte durch den bloßen Handel mit Nahrungsartikeln Jener zum reichen Manne werden, welcher, den ihm nöthigen Gewinn auf eine große Zahl Abnehmer vertheilend, nur die beste und im Preise möglichst billige Waare lieferte. Aber wie Wenige gibt es, welche sich, dem Reize des augenblicklichen Gewinnes erliegend, von Verfälschungen und Bevortheilungen ferne halten! Wie viele Wirthe zeigest Du mir in einer großen Stadt, welche reine und ungemischte Weine feilbieten? Was wäre mit reiner, unverfälschter Milch, mit Mehl u. dgl. in unserem guten Wien noch zu machen? Aber in der Verletzung der Grundsätze der Billigkeit und der Klugheit ist die Ursache zu suchen, warum Menschen in den einträglichsten Gewerben oft kaum so viel erringen, um ihre Existenz zu fristen, während in derselben Sphäre Andere es zum Reichthum gebracht haben und immer noch bringen. — Darum behalte den Grundsatz: „Ein kleiner Gewinn, den man oft macht, ist besser, als ein großer Gewinn, den man nur selten macht.“ Napoleon sagte: „Die Massen entscheiden.“ Ein unbilliger Gewinn, sei er auch noch so groß, ist sogar ein Verlust. „Wer seine Grundstücke gut verpachten will,“ sagt ein gelehrter Landwirth, „verpachte sie niedrig.“ Und wenn Du über dieses Wort nachdenkest, wirst Du dessen Wahrheit in gewisser Gränze bestätiget finden.

Die Billigkeit fordert von Jenen, welche Handel treiben, daß ihre Waaren von möglichster Vollkommenheit und von der zulässigsten Wohlfeilheit seien. Wer diese Regel nie außer Augen läßt, wird bald das Vertrauen des Publikums gewinnen und in jedem Geschäfte seine Rechnung finden.

Aber nicht bloß im Kreise des Kaufmannes, sondern in jeder Lebenssphäre sei Billigkeit die Begleiterin Desjenigen, welcher Vermögen zu erwerben wünscht. Ja, sie selbst fordert die freiwillige Beschränkung eines in unserer Gewalt stehenden augenblicklichen Gewinnes, wenn dieser nur aus der Verlegenheit oder den dringenden Umständen eines Individuums gezogen werden könnte. Denn eine solche Mäßigung erwirbt Vertrauen, begründet den Ruf, und trägt in der Folge hundertfältige Zinsen. In Geldsachen hat die Fama für jede Handlung Tausende von Zungen, und das verlorne Vertrauen rächt sich an dem Armen nicht minder, als selbst an dem Reichen.

8.

Man wird reich durch Pünktlichkeit und Ordnung.

Die Seele alles Geldverkehres ist Ordnung. Man muß zu jeder Zeit über sein Vermögen und seine Ausgaben im Klaren seyn; daher immer eine deutliche und schnelle Uebersicht seiner Vermögensumstände genießen. Die Täuschung ist immer eine gefährliche Sache; im Verhältnisse unserer Ausgaben zur Einnahme ist sie die sichere Anwartschaft des Bettelstabes. Nur wer genau weiß, was er besitzet, kann die Ausgaben verständig regeln und seine Speculationen auf eine sichere Grundlage stützen. Ohne eine strenge, ja fast pedantische Ordnung ist dieß unmöglich. Wie Viele sind nur deßhalb arm geworden, weil sie nicht wußten, was sie besaßen, und nie erkannten, wie weit ihre Ausgaben reichten. Etwas buchhalterische Kenntniß, eine fortlaufende Bilanz der Einnahmen und Ausgaben, ist daher für Jedermann (ob er ein Paar Hundert Gulden oder viele Tausende im Jahre einnimmt; ob er Kaufmann ist oder von seinen Renten lebt; ob er irgend Geschäfte treibt oder in einer Kanzlei sein Dasein fortbringt) von hoher Wichtigkeit; denn die klare Einsicht in das Sollen und Haben muß selbst den Verschwender zum guten Haushälter bilden.

Die Pünctlichkeit in der Erfüllung unserer Verpflichtungen ist die Quelle des Credites; sie rieselt anfänglich nur tropfenweise aus einem armen und felsigen Gebiete; nimmt aber immer mehr Wasser auf, und kann leicht zum landbeherrschenden Flusse werden, der auf seinem Rücken Millionen fremden Eigenthums anvertraut trägt und die Fahrt mit reichem Segen verzinset. — Ein richtiger Instinct zieht den Geschäftsmann zu Demjenigen mit Vertrauen hin, von dem man merkt, daß ihm die Erfüllung seiner Zusagen und Verpflichtungen heilig sei. Der Credit ist aber in gewissen Beziehungen mehr werth als bares Geld. Was er leisten kann, hat das erste Handelshaus in der Welt, das der Freiherren von Rothschild, zur Genüge bewiesen.

9.

Man wird reich durch Muth und Ausdauer.

Alles Menschliche unterliegt dem Wechsel, selbst der Himmel, der uns umgibt, ist nicht immer blau und von dem Glanze der Sonne umstrahlt, sondern oft, und ehe man es erwartet hätte, ziehen Wolken an demselben auf und entladen sich in verheerendem Sturme. Aber nach dem Gewitter wird er um so freundlicher, die Luft reiner, und aus dem erquickten Grün der Saaten und von dem vermehrten Duft der Blüthen spricht die Tröstung zu dem Menschen, daß, wenn gleich Keinen aus seinem Geschlechte die Momente der Prüfung und des Unglücks verschonen, Alles vorübergehe, das Leid wie die Freude; daß nach

dem Unglücke meistens die Sonne des Glückes wieder scheine. — Es hat keine Hauswirthschaft gegeben, in welche nicht das Mißgeschick üble Zeiten gebracht hätte. Aber verliere nur nicht den Muth, denn was die Natur mit der einen Hand versagt, gibt sie mit der andern. So gedeiht z. B. bei dem Landwirthe in einem Jahre das Futter oder der Weinstock besser, wo das Getreide fehlschlägt; so bieten sich in den Gewerben, in welchen nur der Mensch und nicht die Natur mit ihm arbeitet, fast immer Mittel und Gelegenheiten dar, wenn das eine oder andere Gewerbe eingehet, das gestörte Gleichgewicht wieder herzustellen. In England verlor eine große Anzahl Seidenarbeiter ihr Brot, als die Regierung vor mehren Jahren die auf Seidenwaaren gelegten Einfuhrzölle herabsetzte. Aber bald eröffnete sich ihnen in der Fabrikation von Zeugen, welche aus Baumwolle und Seide gewebt werden, eine neue Erwerbquelle.

Wer Alles verloren gibt, hat Alles verloren. Die Aengstlichen kommen daher bei Schwankungen, welche in Geldsachen unvermeidlich sind, immer in Nachtheil; denn sie werden ihre Maßregeln immer in jenem Augenblicke ergreifen, wo der Zeitpunkt der ungünstigste ist. Am deutlichsten zeigen sich die Folgen verlorenen Muthes in dem verderblichsten aller Versuche, Geld zu gewinnen — bei dem Börsespiele und dem Handel mit Staatspapieren. Man kann darauf wetten, daß die ängstlichsten Gemüther immer in demselben Augenblicke verkaufen, wo bei Schwankungen der Cours den niedrigsten Standpunkt erreicht, und erst dann wieder einkaufen, wenn bei einem durch günstige Conjuncturen verursachten Steigen der unhaltbare höchste Standpunkt herbeigeführt worden.

Deßhalb gehört Ruhe des Gemüthes zu den großen Tugenden des Haushälters. In der Zeit der Gefahr, und da, wo Andere den Kopf verlieren, muß er mit kalter Berechnung in die Zukunft blicken und darnach seine Handlungsweise einrichten können. So wird er sich gewiß vor großem Schaden bewahren, und am Ende selbst von ungünstigen Zufällen und Ereignissen in der Folge noch Nutzen ziehen.

Mit solchem Muthe in der Verfolgung einer vorgezeichneten Bahn muß sich jedoch die Beharrlichkeit verbinden; denn wie auf dem Meere sich die Wellen thürmen und sinken, geht es mit allen Unternehmungen der Menschen, bei welchen ihre Hoffnungen bald steigen, bald fallen. Darum muß auch ein guter Hauswirth das Schiff seiner Pläne nicht so leicht vom Winde ergreifen und dem Spiele der Wogen Preis geben lassen; er muß seiner Zeit die Segel hübsch aufziehen und, wenn auch der Sturm kömmt, seine Bahn beharrlich verfolgen; am Ende wird es doch wieder licht in den Wolken, und das Meer wird wieder stille, und der geschickte Steuermann findet sich, wie der Nebel sich hebt, hart vor dem Gestade, wornach die Sehnsucht ihn trieb und das alle seine Hoffnungen erfüllt.

Wenn man einen Stein anblickt, wer sollte meinen, daß der fallende Tropfen ihn am Ende zu durchlöchern vermöchte; wer die hundertjährige Eiche ansieht, wer sollte denken, daß die geringe Axt, wenn auch nicht mit einem, doch mit hundert Streichen sie niederzufällen vermöchte. So ist der Beharrlichkeit im Leben nichts unmöglich. Und ganz recht sang ich in einem meiner Lieder:

Fest, standhaft, und der Sieg ist Dein!
Von manchem Schuft beirret und gekränkt,
Von manchem Edlen leider auch verkannt,
Ging ich, das kummervolle Haupt gesenkt,
Starr auf die Erd' den feuchten Blick gewandt.

Ein Ameislein gewahr' ich da beschwert,
Als ihm mein Tritt die ebne Bahn versehrt.
Mit jedem Sandkorn ringt das winz'ge Thier,
Ist bald am Ziel, stürzt wieder dann zurück,
Erhebt sich abermal, steigt dort, fällt hier —
Bezwingt im Ringen doch sein Mißgeschick.
So winzig, und so fest im Kampf zu steh'n!
Erkräftigt mocht' ich solchen Sieg erseh'n.
Wer fest nur will, muß Hinterlist besiegen,
Mag ihn die Hölle selber auch bekriegen;
Was kümmr' ich mich um feile Schurken viel,
Hinan mit Muth, das Gute ist mein Ziel!

Gedächtnißregeln

für den, welcher reich werden und bleiben will.

„Schlage bei einer Speculation eher den zu hoffenden Gewinn, als den zu besorgenden Verlust, zu niedrig an."

Denn bei einem Voranschlage dieser Art hat man sich selbst zu fürchten, das ist: das ungemessene Vertrauen, welches der Mensch in sein Glück setzt. Ohne ein so ungemessenes Vertrauen würde sich kein Glücksspiel und keine Lotterie erhalten. Besonders muß diese Maxime, welche auf alle Berechnungen der Zukunft ausgedehnt werden soll, dann sehr dringend empfohlen werden, wenn von Andern der Vorschlag zu einer Speculation gemacht wird; denn diese haben gewöhnlich den Stein der Weisen gefunden, und ersetzen das, was ihnen an Geld abgehet, an welchem sie trotz dem Reichthum aller Projecte, die ihr Gehirn erhitzen, immerdar Mangel leiden, durch eine wortreiche Ueberredungsgabe und eine erhitzte Phantasie, welche die gutmüthige Beute ihres Planes unmittelbar auf die Angel bringt.

„Eine jede Entdeckung oder Erfindung, welche einen Geldvortheil zu gewähren verheißt, ein jeder Verbesserungsvorschlag verdient wenigstens Prüfung."

Die Menschen würden noch mit allen Bequemlichkeiten des Lebens, in Kunst und Wissenschaften weit zurück sein, wenn sie immer hartnäckig an dem Alten klebten, und sich gegen alle Neuerungen in den Arten und Mitteln des Erwerbes gesträubt hätten. Allerdings haben die Recht, welche früher sehen, als glauben wollen. Aber das soll nicht so viel sagen, daß man die Vorschläge zum Besseren schlechterdings verwerfe. Die Lebensklugheit räth vielmehr, sie zuerst mit der Leuchte des Verstandes von allen Seiten zu untersuchen, und dann in kleinen Proben die Richtigkeit und den Werth der Entdeckung zu prüfen. Was wäre, um ein kleines Beispiel anzuführen, mit der wichtigen Erfindung der Schwefelhölzchen, dann der Verbesserung derselben durch die Zündhölzchen und endlich durch die Reibzündzeuge geworden, wenn der Erfinder sich gegen die Idee des Neuen verwahrt hätte. Welch ein Beweis für die Fähigkeit der Vervollkommnung aller menschlichen Dinge liegt in dem einfachen Fortschritte der Kunst, Licht zu machen. Von dem Reiben zweier Holzstücke des Wilden bis zum Reib-Zünd-Papierchen des Reichen — welch ein unermeßlicher Fortschritt!

„Der ist ein Thor, welcher sich mit dem Verdienste eines Taglöhners begnügt, wenn er Herrenlohn verdienen könnte.“

Mit Recht sagt Zachariä in seiner Wirthschaftspolitik (von welchem ich mehre Grundsätze hier entlehne): „Ein Pachter, der ein großes Landgut in Pacht genommen hatte, arbeitete Tag und Nacht, wie ein gemeiner Knecht. Nach wenigen Jahren war er zahlungsunfähig, ob er gleich ein ansehnliches Wirthschaftscapital auf das Gut mitgebracht hatte, auch nicht von Unglücksfällen betroffen worden war. Ihm folgte ein anderer Pächter, welcher keine Hand anlegte, sondern nur auf seinen Feldern und Wiesen herumritt und sah, ob und wie gearbeitet würde. Diesem wurde von Vielen ein noch schnelleres Verarmen prophezeiet, aber er wurde während seines Pachtes ein reicher Mann.“ — Aus solchen Beispielen sehen wir, daß man nicht den Groschen ansehen müsse, während es sich um Gulden handelt; und daß bei dem Erwerbe des Vermögens die Klugheitsregel gebietet, nicht bloß in Thätigkeit seine Kraft zu verwenden, sondern sie dahin mit Einsicht zu richten, wo sie mit dem nützlichsten Erfolge, auf die zweckmäßigste Weise, und mit der größten Sicherheit des Gelingens verwendet werden kann.

„Wer nichts wagt, gewinnt nichts.“

Büsch sagt in seinem vortrefflichen Werke über den Geldumlauf: „daß ein Kaufmann, der sich gegen jede Gefahr zu versichern sucht, nicht reich werden könne, ja vielleicht Gefahr laufe, zu verarmen.“ Und er hat ganz Recht, denn aller Erwerb beruht auf Speculation, und diese, als eine Berechnung des Zukünftigen, ist nichts als ein Wagniß. — „Erst wäg's, dann wag's,“ sagte ein deutscher Herzog; und in diesen wenigen Worten liegt der Fingerzeig, wie weit man im Wagen gehen solle, — nicht weiter als eine reifliche Berechnung, gründliche Kenntniß und richtiger Verstand es erlauben; niemals, ohne früher dem Verluste eine Gränze, und dem Unternehmen für jeden Fall eine Grundlage gegeben zu haben. — Die Frage, wie weit man im Wagen gehen könne, gegen welche Gefahren man sich zu versichern habe, beruhet auf der Wahrscheinlichkeits-Berechnung, und in dieser müssen sich für den Gewinn immer mehr Changen zeigen, als für den begränzten Verlust; im andern Fall ist alles Wagen Thorheit. Es ist darum eine Thorheit, auf Gewinn im Kartenspiele zu rechnen, wo in der Wahrscheinlichkeitsrechnung sich die Möglichkeit des Gewinnes zur Möglichkeit des Verlustes wie 1 zu 1 verhält; es ist eine Tollhäusler-Idee auf den Gewinn eines Treffers in einer großen Lotterie zu zählen, wo sich der Treffer zur Niete oft wie 1 zu 200,000 verhält.

„Das Hab' ist besser, als das Hätt' ich.“

Dieser Grundsatz muß in jeder Hauswirthschaft bis an die äußersten Gränzen verfolgt werden. Rechne daher auf keine Einnahme, bis Du sie nicht gemacht; zähle auf kein Geld, bis Du es nicht in den Händen hast. Auch weise keinen Schuldner ab, der Geld bringt, und ziehe die Hand nicht zurück, wenn Einer den verdienten Lohn Dir auszahlen will; denn wer weiß, ob sie wiederkehren, oder wohin sich das Geld verläuft, mit dem sie eben zahlen wollten. — Ja, mit einer vernünftigen Einschränkung, muß dem guten Wirthe sogar das Geld, welches er gleich haben kann, in geringerer Summe lieber sein, als eine größere Summe desjenigen, das in fremder unsicherer Hand, oder in den Wolken der Zukunft liegt.

„Scheue mehr die kleinen Ausgaben, welche täglich — als die großen, die nur selten wiederkehren.“

Wer täglich einen Kreuzer mehr ausgibt, als er auszugeben braucht, macht jährlich einen unnöthigen Aufwand von 6 Gulden 5 Kreuzern. Ausgaben dieser Art werden am leichtesten zu einem Bedürfnisse, und jede Gewohnheit läßt sich schwer ablegen. Wer einen Pfennig nicht eben so lieb hat, als einen Gulden, wird es leicht zugeben, daß er einen Gulden wechselt, und seiner los sein, ehe er dessen Verlust beinahe selbst inne geworden. Auch in der kleinsten Hauswirthschaft wird mit den kleinen Ausgaben jährlich eine nicht unbedeutende Summe verzettelt, die man um so mehr beklagen darf, da von den kleinen Ausgaben, die so leicht hätten erspart werden können, Niemand einen Genuß hatte.

„Wer sich ohne Noth Vorrath anschafft, ist ein Verschwender.“

Jeder unnütze Vorrath ist ein todtes Capital, d. h. ein Capital, welches keine Zinsen trägt. Viele Effecten verlieren mit der Zeit auch an Werth, oder ihren Werth. Mit einem Vorrathe geht man selten haushälterisch um. Man kann leichter kaufen, als verkaufen.

Dieses sind die natürlichen und augenfälligen Gründe, welche das Anschaffen eines unnöthigen Vorrathes dem weisen Haushälter verbieten; aber es gibt bei gewissen Dingen noch andere, die eben so nahe liegen und bedeutenden Schaden bringen. Viele Dinge und Effecten nämlich sind fressende Capitalien, d. h. Besitzthümer, welche durch die Kosten, die ihre Erhaltung verursacht, ihren eigenen Werth aufzehren. Darunter gehören Landhäuser, Pferde, Schmuckgegenstände, Möbel, Silberzeug und viele tausend dergleichen Gegenstände. Wer die Sucht besitzt, Uhren zu sammeln, braucht ein ziemliches Capital zu ihrer Ausbesserung und Erhaltung. Nehmen wir ein kleines Beispiel zur Darstellung des Nachtheils von unnöthigem Besitzthume an. Du kaufst z. B. eine silberne Kaffehmaschine um 200 Gulden Conv. Münze. In demselben Augenblicke hast Du an der Façon 25 Gulden Conv. Münze zum mindesten verloren, da, das Höchste angenommen, der Metall-Werth nur 125 Gulden beträgt. Nun kostet Dich aber der eitle Besitz der silbernen Maschine alljährlich die Interessen von 200 Gulden, d. i. 10 Gulden; rechnest Du nun Zinses-Zinsen dazu, so hast du trotz des innern Werthes der silbernen Maschine binnen 12 Jahren fast 400 Gulden verloren. So gibt es Viele, welche, von der Sucht befallen, entbehrliche Möbel und Bilder anzukaufen, erschrecken würden, wenn ihnen ein geschickter Rechner den ungeheuern Preis nachweisen wollte, auf welchen sich entbehrliche Möbel stellen, für die man oft ein Zimmer oder mehrere miethen, und sie nutzlos stehen lassen muß. Der gute Hauswirth kauft daher nur immer das unentbehrlich Nöthige, und bedenkt, daß man für Geld Millionen Gegenstände beziehen könne, während man mit einem Gegenstande oft seine Noth hat, ihn zu Geld zu machen, besonders wenn man hierzu gedrungen ist.

„Es ist besser, ein Gewerbe allein, als es mit Andern in Gesellschaft zu treiben.“

Bei dem Erwerbe ist Beharrlichkeit des Entschlusses und genaue Ausführung einer gefaßten Idee die Hauptsache. Das Sprichwort sagt mit Recht: „So viele Köpfe, so viele Sinne!“ Es ist daher selten an die Vereinigung aller Kräfte bei einem gesellschaftlichen Gewerbs-Betriebe zu denken, und schon der erfahrungsreiche Büsch bemerkt: „daß Handlungsgesellschaften selten gedeihen.“ Besonders sei man auf der Huth, wenn ein Gewerbsmann einen Gesellschafter sucht; denn

meistens hat er schon sein eigenes Geld zugesetzt und durchgebracht, und will es nun eben so mit dem Vermögen des Andern machen.

„Kaufe, wenn man dir eine Waare zum Kauf anbiethet; verkaufe, wenn man eine Waare von dir zu kaufen verlangt.“

In dem ersten Falle darf man den niedrigsten Preis bezahlen, in dem letztern den höchsten Preis zu erhalten hoffen. Richardo, der berühmte Schriftsteller über die Staatswirthschaftslehre, ein sehr reicher Kaufmann und Banquier, antwortete, als man ihn fragte, wie er es angefangen habe, um reich zu werden, daß er seinen Reichthum der treuen Befolgung dieses Grundsatzes verdanke.

„Der Hauswirth gehe bei dem Staatswirthe in die Lehre.“

Es ist eine treffliche Erfindung der neueren Zeit, daß man die Einnahme und Ausgabe des Staates in Voraus nach einer Wahrscheinlichkeitsberechnung anschlägt und beide mit einander ins Gleichgewicht zu setzen sucht, daß man ein Staatsbudget entwirft. Eben so sollte jeder Hausvater von Jahr zu Jahr sein Budget entwerfen, wobei er die außerordentlichen Ausgaben, und nach Umständen auch die Amortisation seiner Schulden, ja nicht vergessen darf. Auch wird er wohlthun, wenn er (wie die Staatshaushalter zu thun pflegen) die Ausgaben zu hoch, die Einnahmen zu niedrig anschlägt.

„Ein Jeder muß Lehrgeld geben.“

Man mache darum in jedem Gewerbe oder Berufe und in jeder Art von Unternehmungen Anfangs Versuche im Kleinen; vergesse auch nicht, bloß die Interessen, nie aber das Capital selbst zu wagen. Auch ist es nicht rathsam, vielerlei auf einmal anzufangen.

„Wer sich verbürgt, muß zahlen.“

Grundsatz eines guten Wirthes ist es, bei jeder Bürgschaft, die er eingeht, das verbürgte Geld für verloren zu halten und auf dessen Bezahlung bereit zu sein; da aber Niemand gerne verliert, so wird man sich nur dann für einen Andern verbürgen, wenn die Umstände erlauben, die verbürgte Summe als einen sichern Verlust oder als ein Geschenk anzusehen. Jedenfalls ziehe ich das Geschenk vor; denn im Augenblicke der Darreichung erntet man wenigstens Dank, indessen bei der Bürgschaft das Resultat fast immer nur Sorge und Verdruß bereitet.

„Zahle nur gegen Quittung.“

Es ist um des Lebens und Sterbens willen! sagt ein deutsches Sprichwort. Doch auch unter den Lebenden ist die Vorsicht, nur gegen Quittung zu zahlen, räthlich, denn für zwei Dinge haben die Meisten ein sehr schwaches Gedächtniß: daß man schon bezahlt worden ist — daß man noch nicht gezahlt hat.

„Man zahle nicht vor dem Verfallstage.“

Es kann sich bis zum Verfallstage immer noch manches ereignen, was den Schuldner der Nothwendigkeit, zu zahlen, überhoben haben würde. Vielleicht hätte er durch Dienstleistungen, durch Effecten, Waaren oder auf eine andere Weise, nur nicht durch bares Geld, sich seiner Verpflichtungen erledigen können. Man bedenke, daß Justinian in dieser Beziehung sehr weise sagt: ein Stück Wild gehöre noch nicht dem, der es verwundet, sondern dem, der sich seiner bemächtiget habe. Nam multa accidere possunt, ut bestiam vulneratam non capiat.

(Die Fortsetzung folgt in der nächsten Beilage.)

Redacteur und Herausgeber: J. S. Ebersberg (wohnt in Wien; Stadt, Tiefengraben Nr. 166).

№ 125.

Der Oesterreichische

ZUSCHAUER.

Für Kunst, Wissenschaft, geistiges Leben.

Montag, den 17. October 1836.

Man hat sich bald genug am Leide;
Drum gönnt dem Armen auch sein Bischen Freude!

Die Porzellan-Schecke.

(Fortsetzung.)

„Du gute Seele!“ unterbrach ihn Emilie innig bewegt und reichte ihm mit Freundlichkeit die Hand. „Ich kann Dir nicht zürnen; — nur fürchte ich, die Porzellan-Schecke werde Dir mehr Verdruß und Sorge, als Freude und Vergnügen in's Haus bringen.“

„„Da kömmt sie, da kömmt sie!““ rief er hocherfreut, und eilte von dem Fenster, das er schon mehrmals erwartungsvoll geöffnet hatte, hinweg, und hinunter auf die Straße, um dem lebensmüden Rosse das ihm bereitete Quartier anzuweisen, nach dem es sich schon herzlich zu sehnen schien.

Emilie blickte hinaus, sah die kopfhängende, schwachfüßige Jammergestalt, die so wenig durch die Liebkosungen, womit Friedeberg, als durch den Spott und die Neckereien, womit ein Troß von Straßenbuben sie bewillkommnete, zu einigem Leben aufgeregt werden konnte — und seufzte in der Stille, indem sie sich Mühe gab, ihrer Miene das, was sie bei diesem Auftritte empfand, nicht abmerken zu lassen, um Friedeberg, der so innig froh zu ihr hinaufschaute, nicht zu kränken.

Die, wenn auch noch so dürftige, Erfüllung eines längst von ihm gehegten Wunsches schien seinem, durch die Last erdrückender Arbeiten, durch die Körperschwäche, mit der er vom Schlachtfelde heimgekehrt war, und durch die Entbehrungen, die seine beschränkte Lage ihm zur Pflicht machte, so vielfältig verkümmerten Leben, zu dessen Erheiterung auch die, fast sclavisch an den Stickrahmen gebannte Emilie nur wenig beizutragen vermochte, neuen Reiz und neue Schwungkraft zu verleihen. — Er eilte jetzt, wenn es ihm vergönnt war, das Schreibepult zu verlassen, recht gern die ihm sonst so schwer gewordenen sechs Treppen hinunter zu seinem Gaule, kam dann so fröhlich, so geschäftig wieder herauf, hatte ihr so viele weitaussehende Pläne zu Ausflüchten und Lustreisen, zu denen die lahme Porzellan-Schecke gebraucht werden sollte, mitzutheilen, und wußte diese Luftschlösser mit so hellen, freund-

lichen Farben auszumalen, daß sie ihn gern gewähren ließ, und es für lieblos hielt, ihm sein unschuldiges Spielwerk zu rauben, und durch zurechtweisende Gegenrede die schönen Träume, bei denen er so manche mühevolle Stunde der harten Wirklichkeit leichter ertrug, zu verscheuchen.

Das alte Wagengebäude, das nun schon länger als ein halbes Jahrhundert in der Remise des Krämers gestanden, und den Hühnern zur Schlafstätte gedient hatte, wurde hervorgezogen und gesäubert. Wie seufzten die morschen Räder über diese unwillkommene Störung ihrer vieljährigen Ruhe! wie knisterte das spröd gewordene Riemenwerk, das längst seine Spannkraft verloren hatte! — Der Krämer stillte diese Klagetöne, so viel er es mit seinem Ölkruge vermochte, und sorgte gern für den freundlichen Nachbar, den er wegen seiner Bescheidenheit und Dienstfertigkeit recht lieb gewonnen hatte; er suchte ein altes Geschirre, wovon er selbst nichts mehr wußte, wie es auf seinen Dachboden gekommen war, aus dem Gerülle hervor.

Mit welcher innigen Freude schaute Friedeberg aus seinem Kappfenster hinaus, als ihm des Hauswirthes Christian mit schalkhaftem Lächeln die alterthümliche Equipage vor die Thür führte. „So komm' doch, Liebe, komm'," rief er in erwartungsvoller Ungeduld der noch zögernden Emilie zu, die wohl schwerlich den Muth gehabt hätte, sich einem so kurzsichtigen und ungeübten Wagenlenker anzuvertrauen, wenn sie sich nicht auf die Fügsamkeit des Rosses, dem jede Kraft zum Widerstreben fehlte, so zuversichtlich hätte verlassen können. Fast noch rascher als Friedeberg stieg sie auf den mit Drachenköpfen verzierten Stufen zu dem muschelförmigen Wagenkasten hinauf, um nur so bald als möglich den ängstigenden Blicken der Neugierde, die aus allen Fenstern der Nachbarschaft hervorgaffte, zu entfliehen.

„Herr Gevatter, Herr Gevatter!" rief die alte Steuereinnehmerin, indem sie, mit flüchtiger Hand ihren Kopfputz ordnend, eiligst vor die Thüre trat, dem neben ihr wohnenden Trödler zu, der zwischen Papagayenkäfigen, verblichenen Schildereien und rostigen Bratenwendern ein sanftes Mittagsschläfchen hielt. „Da drüben scheint der Hochmuthsteufel zu spuken! Sehen Sie doch, ich bitte Sie um Himmelswillen, die wunderschöne Equipage an, worin der lahme Schreiber und das eitle Kammerkätzchen nach Hofe fahren. Haben, wie mir die harthörige Schneiderin, die mit ihnen an einem Herde kocht, noch vorgestern erzählte, oft wochenlang zum Mittags- und Abendbrote nichts als Mehlsuppe, und wenn es hoch kommt, Sonntags eine Gänseleber oder ein Lammsköpfchen, und wollen Equipage halten."

„„Ist auch darnach!"" gab der Trödler, indem er mit Kennerblicken zu dem Wagen hinüberschaute, achselzuckend zur Antwort: „„Auf Pferdehandel versteht sich Unsereins zwar nicht: aber für die Chaise gebe ich nicht mehr, als das alte Eisen davon werth ist.""

„Und ich schwöre es Ihnen," fuhr die Gevatterin fort, „das Alles ist ihr Angeben. Er ist ein geduldiges Schaf, das nicht mucken darf. Da hat sie ihm nun keine Ruhe gelassen, bis er hingegangen ist und die lahmbeinige Mähre gekauft hat. Schadet ihm aber nichts! hat's ja nicht besser haben wollen! Mein Eurosinchen war ihm nicht wirthschaftlich genug; sollte keinen Schnellwalzer tanzen, sich um die Nachbarn nicht kümmern, die schönen Taschenbücher von Clauren nicht lesen, und weiß der Himmel, was er sonst noch Alles vorzuschreiben hatte. Da ließen wir den abgeschmackten Sittenprediger heimziehen. Wird ihm leid thun. Mein Alter ist mit dem Stallmeister des Oberschenken und mit dem Friseur des Oberkammerherrn ein Herz und eine Seele. Sie spielen jeden Abend in der Amitié ihr Solo mit einander. Da hätte er dem armen Schlucker schon längst zu einem guten Dienst verhelfen können. So aber sind der strenge Herr Moralist noch immer nicht weiter als bis zum Supernumerarius gekommen."

„„Und werden auch dabei bleiben müssen, Frau Nachbarin,"" erwiderte der Trödler mit wichtiger Miene. „„Werden dabei bleiben müssen! Unsereins erfährt denn auch so Manches, was nicht zu Jedermanns Ohren kömmt. In Geldnöthen geruhen vornehme Herren, die uns sonst kaum über die Achsel anzusehen belieben, Unsereinem bisweilen Privataudienz zu ertheilen, und da hat man denn ein Staatsgeheimniß weg, ehe man sich's versieht. Der drüben da, wandelt nicht auf Rosen! Möchte nicht in seiner Haut stecken! Ach, Frau Nachbarin, da wäre viel darüber zu sagen.""

„O sagen Sie, sagen Sie doch," bat sie dringend, indem sie sich, um ja kein Wort zu verlieren, zwischen Dreifüßen, Feuerzangen und Kohlenschaufeln hindurch den Weg zu ihm bannte. „Man erzählte sich schon längst so allerhand Wundersames von seiner Heirath. Es soll ein Medaillon von hohem Werthe, mit erbsengroßen Brillanten und unschätzbaren Perlen besetzt, verloren gegangen sein. Sie soll es gefunden haben, und um die Beute mit ihr theilen zu können, hat er sie geheirathet. Da hat sich denn aber bald nachher der Eigenthümer des verlornen Kleinods gefunden; sie haben damit herausrücken müssen, und sind nur mit Noth dem Zuchthause entgangen. Das hat ihm denn bei aller seiner Geschicklichkeit die ganze Carriere verdorben; und vornämlich sind der Herr v. N., dem, wie man sagen will, das Medaillon gehört, und der es von seiner seligen Frau Großmama ererbt haben soll, wie der böse Feind auf den Supernumerarius versessen."

„„Ei, ei, Frau Gevatterin,"" unterbrach sie der Nachbar, „„was haben Sie da sich aufbinden lassen! Nichts Medaillon! nichts Zuchthaus! nichts Großmama! Alles erlogen! Unsereins weiß das besser. Als ich neulich hinmußte auf das Gut zum Herrn v. N., um das alte japanische Porzellanervice zu versilbern, hat mir der Kammerdiener, der bei diesem Handel auch

nicht zu kurz kam, ein gewaltiges Licht aufgesteckt. Der Friedeberg ist Vormund des blödsinnigen Ahlsbachs, dessen Vermögen auf jenem Gute versichert war; und da haben denn der Herr v. N. geglaubt, ein Närrischer brauche nicht viel und könne eher etwas verlieren, als ein Vernünftiger, der das Leben mit Anstand zu genießen weiß. Sie haben den armseligen Vormund zu sich berufen lassen, haben ihm so allerhand weltkluge Vorschläge gemacht und geglaubt, er werde zu Allem Ja sagen, und den ihm zugedachten Antheil an der Beute mit gebührendem Danke hinnehmen. Der Herr Supernumerarius haben sich aber, so zahm und lahm Sie sonst auch sind, mit vieler Dreistigkeit, wie man zu sagen pflegt, auf die Hinterbeine gesetzt, und mit aller Bescheidenheit, jedoch sans gène so eindringliche Wahrheiten gesagt, und vom Berauben der Witwen und Waisen, vom Todbette, von göttlichen Strafgerichten und dergleichen so grauenhafte Reden geführt, daß dem Kammerdiener, der am Schlüsselloche horchte, ein kalter Schauer über den Rücken lief und ihm die ganze Nacht hindurch von Teufeln und Höllenflammen träumte. „Gnädiger Herr!" hat der strenge Sittenprediger beim Weggehen gesagt, „Sie haben wahrscheinlich mit mir nur zu scherzen beliebt. Aber auch damit, bitte ich, mich gütigst zu verschonen. Und damit ein solcher Scherz nicht zu Mißverständnissen führe, gebe ich Ihnen mein Ehrenwort, daß Niemand von dem, was zwischen uns hier vorgegangen ist, auch nur das Mindeste erfahren soll." Darauf ist er dann ganz wohlgemuth davon gegangen. Seitdem ist Herr v. N. gegen den armen Friedeberg so ergrimmt, wie ein — —""

Es fragte Jemand nach alten Regenschirmen, und das Gespräch war zu Ende.

(Die Fortsetzung im nächsten Blatte.)

Sinngedichte.

Der Ehmann in der Hölle.

Der Mann der zänkischen Cephise
Starb jüngst und ward zur Höll' entrückt.
Da fühlt er sich und ruft entzückt:
Wohl mir! ich bin im Paradiese.

An Kumpan,

den Leibhund des Kritikers Schnap.

Warum doch, bissiger Kumpan,
Bellst Du mit Wuth den Vollmond an?

Kumpan.

Ei, merkst Du nichts? — Ich imitire
Nur meinen Herrn, und — kritisire.

Der Scheinheld.

Du rühmst Dich tapfer, weil Dein Kopf
So manche Narbe trägt?
Wer Wunden kriegt, ist oft ein Tropf;
Ein Held ist, der sie schlägt.

An Memmius.

Mit eines Eselsbackens Wucht
Schlug Simson Tausend in die Flucht.
Du trägst vor Einem Gegner Scheu?
Und hast doch solcher Backen zwei! A. St.

Notizenblatt.

Almanach-Literatur.

Aurora, Taschenbuch für das Jahr 1837. Dreizehnter Jahrgang.

Der Freund des schönen Geschlechtes. Taschenbuch für das Jahr 1837.

Das Veilchen. Ein Taschenbuch für Freunde einer gemüthlichen und erheiternden Leetüre. Zwanzigster Jahrgang.

Diese drei Taschenbücher (die beiden letzten mit einem Kalender und Modenbildern, und alle drei mit vielen artigen Kupferstichen versehen) erscheinen in dem Verlage des Hrn. Heinrich Buchholz, k. k. Hofbuchbinders (Schottenhof Nr. 136), und sind von unserem vaterländischen Dichter, Johann Gabriel Seidl, redigirt. — Alljährlich sprechen sich die in- und ausländischen Zeitschriften günstig über diese periodische Erscheinung aus, und wir dürfen die Einleitung unseres Urtheiles mit der Versicherung beginnen, daß der Gehalt dieser neuen Erheiterungs-Leetüre gegen den ihrer Vorgänger nicht zurückgeblieben ist. Die Tendenz dieser kleinen Jahresgaben ist keine andere, als die aller Almanache: „eine leichte und angenehme Leetüre für das schöne Geschlecht zu liefern." Und geben wir mit Recht zu, daß Seidl's Taschenbücher in der Wahl ihrer Gegenstände mehr Reinheit, Anstand und Sittlichkeit berücksichtigen, als viele solcher goldberänderter Flugbüchelchen — so haben wir Alles gesagt, was sich zum Vortheil ihres Inhaltes immerhin sagen läßt.

Indessen sind wir der Meinung, daß bei der Umwälzung, welche den literarischen Verhältnissen droht, die Almanache den ersten Stoß zu erwarten haben. Die für den aufmerksamen Beobachter unverkennbare Richtung der Zeit nach dem Praktischen und Materiellen wird das Lese-Publikum bald abziehen von einer bloßen Unterhaltungs-Leetüre, in welcher es weder kräftige Nahrung für den Verstand, noch eine bestimmte Richtung für geistige oder sittliche Fähigkeiten findet. So werden alle Almanache, wie sie in den deutschen Gauen mit jedem Jahresschluß in vermehrter Menge auftauchen, bald in diesem Kampfe untergehen, und die erste Linie einer Niederlage bilden, in welcher die Vorposten, Romane nämlich und gewöhnliche Gedichte, schon längst geworfen worden sind, und die bald die sämmtliche Belletristik des Tages im Haupttreffen ereilen dürfte.

Die obigen drei Schwestern-Almanache könnten jedoch dem nahenden Sturme leicht entzogen werden, wenn Seidl sich ihrer mit derselben freundlichen Theilnahme und Liebe, wie seither, annehmen, und ihnen dazu das Siegel einer bestimmt

ausgesprochenen Tendenz ausdrücken wollte. Hätten wir Seidl's tiefes und zartes Dichtergemüth, seinen klaren, Alles richtig erfassenden Sinn, so wollten wir jedem dieser Taschenbücher eine besondere Linie ziehen, und jedem einen eigenen Lesekreis in den Bildungsstufen des schönen Geschlechtes gründen. Die *Aurora* würden wir dazu bestimmen, durch *prosaische* und *poetische* Gaben, welche dem eingerissenen schlechten Geschmack in der Kunst und der gährenden französischen und neuen deutschen Schule, wohlbewaffnet durch die Rüstung des classisch Schönen, muthig entgegen treten, wahrhaft die *Morgenröthe* eines besseren Strebens zu verkündigen. Es müßte eine Musterschule guter Unterhaltungs-Lectüre für das weibliche Geschlecht aus ihr gemacht werden, mit der charaktervollsten Richtung für reine Geschmacksbildung und jenen tiefen sittlichen Sinn, welcher die Gegenwart immer mehr untergräbt. — „*Der Freund des schönen Geschlechtes*" müßte ein Rathgeber für Frauen und Mädchen aufsteeten, um zu *gefallen*, zu *beglücken* und *glücklich zu werden*. Er würde *Moden* bringen, aber darunter die *einfachsten, wohlfeilsten* — und in der Einfachheit schönsten. Er würde dem Geschmacke, den Ansichten über Putz und Kleiderwahl jene Richtung zu geben suchen, in welcher die Schönheit nichts verliert und andere, viel wichtigere Seiten des Lebens gewinnen. Zu dem Allen würde er die Angelegenheiten des weiblichen Daseins, Erziehung, Hauswesen und Umgang, in praktischer Richtung zum Zwecke seiner Darstellung machen, und darüber den Zauber einer natürlichen Schilderung und eines gemüthlichen Vortrages gießen; er würde arbeiten helfen an *jener gänzlichen Umbildung der Mädchen und Frauen von Heute*, welche zur Verbesserung der gesellschaftlichen Lage so nothwendig ist. — Das „*Veilchen*" endlich müßte ein Erinnerungsbuch für Mädchen an ihre *Pflichten*, ein zartes Bildungsbüchlein für das weibliche Gemüth werden, ausgestattet mit guten *Liedern*, welche Frömmigkeit, Heiterkeit des Geistes und Reinheit der Seele befördern; mit *Geschichten* und *Erzählungen*, in welchen weibliche Würde und Tugend den endlichen Sieg erkämpfen oder das Bewußtsein erfüllter Pflicht uns *über* die Erde erhebt. In allen diesen drei kleinen Jahresbüchern sollte eine *praktische*, fest verfolgte Richtung unverkennbar, das Gepräge derselben neu und von dem gewöhnlichen belletristischen Almanach-Schlendrian ganz abweichend sein.

Dieß wäre eine Idee, die, nach dem Geist unserer Zeit von Manchem belächelt, doch vollkommen ernst gemeint ist, und deren Ausführung den Gemüths- und Geistesgaben eines *Seidl* nicht schwer fallen könnte, um so mehr, da die Grundzüge einer solchen Richtung in seiner Leistung bereits vorhanden sind und nur eine consequente und praktische Ausbildung noch zu wünschen wäre. — Prüfen wir aber diese Almanache, als periodische Unterhaltungsschriften, so fallen uns vorerst *Seidl's* eigene und ziemlich häufige Arbeiten darin auf. Sie alle tragen das Gepräge seiner Gemüthlichkeit, seiner leichten, herzlichen Darstellungsgabe und werden gewiß länger leben, als die Frist jenem Buche, in dem sie erscheinen, gesetzt ist. In der *Aurora* haben die Herren R. G. *Puff*, Adolph Ritter v. *Tschabuschnigg* und C. A. *Kaltenbrunner* als Erzähler Besseres zu leisten gesucht. Die beiden Letzten haben sich, wiewohl nicht mit besonderem Glücke, Jeder mit einem Aufsatz auch in das humoristische Fach gewagt. Im „Freunde des schönen Geschlechtes" ist das Phantasiestück von A. *Silas* (Höfelmayer) als gelungen hervorzuheben; und die Erzählung: „die Reise in's Bad," von Hyacinth v. *Schulheim*, macht uns mit einem

nicht hoffnungslosen, aber noch sehr jugendlichen Talente bekannt. Im „Veilchen“ sprachen uns Theodor Ehrlich's Novellet „der Rothkopf,“ und P. Renn's „Pilzmännchen“ an. Auch trafen wir hier „Geschichten und Schwänke, alten Chroniken nacherzählt von J. G. Seidl,“ nach Art und Weise derjenigen, wie sie die Leser des Zuschauers in diesem Jahrgang so gerne gelesen haben.

Was die äußere Ausstattung dieser im Preise wohlfeilen und mit recht netten Kupferstichen versehenen Taschenbücher betrifft, wird man nicht bald im Auslande würdige Nebenbuhler finden. In der Aurora wäre Krepp's Stahlstich, dann das zum „Bergsturz“ (S. 44) gehörige Bild vorzüglich gelungen zu nennen. Die Buchbinderarbeit an den Einbänden ist wirklich musterhaft. E.

Aus unserer Zeit.

(Erste Dampfmühle in der österreichischen Monarchie.) Da diese Blätter erst vor Kurzem (S. 1048) in den „Momenten aus der Gegenwart“ eine Nachricht über die erste Dampfmühle in Deutschland enthielten, so werden Sie gewiß auch gerne einer über die erste in der österreichischen Monarchie Ihre Spalten darbieten. Diese wurde nämlich am 20. September d. J. zu Ödenburg mit dem befriedigendsten Erfolge in Gang gesetzt. Sie wirkt mit 8 Pferdekraft, soll aber nur zur Probe dienen, und im Falle eines günstigen Erfolges, welcher allerdings zu erwarten steht, einem noch größeren Werke Platz machen. Sie ist auf Actien unter der Leitung des Hrn. v. Rupprecht, der hierauf ein Privilegium erwirkte, und zwar auf zwei Gängen und einem dritten Aushilfsgange, für den Fall, daß eine Reparatur der beiden anderen nothwendig wäre, erbaut worden. Der „österreichische Beobachter,“ welchem diese Notiz entnommen ist, und der nähere Details über diesen interessanten Industriezweig erwartet, spricht sich über die Einführung von Dampfmühlen in wasserarmen Gegenden überhaupt, und insbesondere im Eisenburger- und Ödenburger-Comitate, wo die Wassernoth manchmal so groß ist, daß die Landleute ihr Getreide bis ins Mürzthal zur Mühle führen müssen, sehr vortheilhaft aus; besonders würden sie dann eine Wohlthat sein, „wenn es wahr ist, wie es in mehren öffentlichen Blättern — Zuschauer vom 31. August d. J. — sich findet, daß die in Mannheim erbaute Dampfmühle in 14 Stunden — es ist nicht gesagt, auf wie viel Gängen — 120 Malter Getreide zu Mehl verarbeitet.“

— Der Verfasser des epischen Gedichtes: „Cristophoro Colombo,“ Hr. Ludwig August Frankl (für dessen Widmung der König von Sardinien ihm eine werthvolle goldene Dose, mit Brillanten geschmückt, zustellen ließ), hat auch von dem „Corpo di Città di Genova“ ein Schreiben erhalten, welches die Wiener Zeitung vom 30. September mittheilt, und aus dem wir nachfolgende Stelle herausheben wollen:

„Wir ehren und haben zu aller Zeit nicht minder als anderswo das Verdienst dieses unseres Großen geehrt, der vielleicht unter allen Lebenden am Meisten die Verhältnisse der Erde in's Unendliche umgestaltet hat, so viel es ein Mensch mit glücklicher und frommer Kühnheit vermag, welche aber Andere in nur zu große Grausamkeit verkehrten. — — Doch ist von seiner Vaterstadt kein Monument, weder aus Marmor noch aus Bronze, ihm errichtet worden, und das mit weisem Bedacht, weil die wunderbare Entdeckung Colombo's nicht gewinnreich seinem Vaterlande, vielmehr ihm Verlust brachte durch Schwächung des Handels und der Macht.“

Bei der Lesung dieser Stelle drängt sich unwillkürlich der Gedanke auf, ob es nicht für manche Städte, die im Begriffe stehen, ihren berühmten Söhnen Denkmähler zu errichten, rathsamer wäre, aus ähnlichen Rücksichten dieses zu unterlassen, da diese doch nur, und nicht zu ihrer Ehre bezeugen würden, daß sie solche Geister, wie Genua einen Columbus, ohne Unterstützung gelassen und sie gezwungen haben, in der Fremde eine neue Heimat zu suchen. Eduard Herbst.

Lesefrüchte.

— Ein herrliches Wortspiel findet sich in einem dramatischen Werke Metastasio's, es lautet: „Gelosia — gelo sia!"

— Cowley sagt: „Mit vierzig Jahren muß man aufhören, sich mit Kleinigkeiten zu beschäftigen und mit dem Leben zu spielen."

— In der Westmünster-Abtei befindet sich ein Monument, das folgende, höchst ehrenvolle Inschrift trägt:

„Hier ruht ein gar berühmt' Geschlecht:
Denn alle Brüder waren tapfer,
Und alle Schwestern tugendhaft."

— Ein spanisches Sprichwort sagt: „Gäbe es in der Welt weder Narren noch Schurken, wir wären Alle einig!" A. Giftschütz.

— Im Alter sollten wir uns erinnern, daß wir jung gewesen sind — und in der Jugend sollten wir daran denken, daß wir alt sein werden.

— Es ist ein großer Unterschied: zu suchen, Alles und Jedes lächerlich zu machen, und in Allem und Jedem etwas zu suchen, worüber mit Recht gelacht werden kann. M. S.

Geschichtliche Momente und Begebenheiten aus der Gegenwart.

1836. September 21. Der spanische Brigade-General Alaix greift den carlistischen Parteigänger Gomez bei Villa-Robledo an, und schlägt ihn in die Flucht, nachdem er 1260 Gefangene, 2 Kanonen und mehrfaches Gepäcke im Stich gelassen.

— — 23. Die berühmte europäische Sängerin Malibran stirbt zu Manchester, wo sie bei einem Musikfeste durch zu große Anstregung sich eine Brustader gesprengt hatte, kaum im erreichten 28. Lebensjahre, im vollen Glanz ihrer bezaubernden Anmuth und auf dem Gipfel ihres Künstlerruhmes.

Rückblick in die Vergangenheit.

Am 15. October 1793 wird die mörderische Schlacht bei Wattigny begonnen und an dem nächsten Tage Abends erst beendet. Das französische Heer war unter Jourdan bereits im Rückzuge begriffen, als es staunend vernahm, daß österreichische Heer ziehe sich über die Sambre zurück. Ein Adjutant des Prinzen von Coburg hatte die ihm gegebene Ordre mißverstanden und den Rückzug einiger Regimenter veranlaßt, welchen andere folgten.

Am 16. October 1466 wird Conrad Peutinger zu Augsburg geboren. Er war eines der berühmteren Mitglieder des von Maximilian I. gestifteten gelehrten Vereines, **Societas Danubiana** genannt, um Österreichs Geschichte vielfach verdient und Liebling des Kaisers. Auch seine Gemahlin Margaretha Welser und seine Tochter Juliane waren wegen ihrer Bildung geachtet. Aus seiner Sammlung der Alterthümer befindet sich die berühmte Karte, **Tabula Peutingeriana,** einst ein Eigenthum des Prinzen Eugen von Savoyen, nun als eine denkwürdige Seltenheit in der hiesigen kaiserl. Hofbibliothek.

Hierzu die Beilage Nr. 42.

№ 42. Beilage zu № 125.

Blätter

für geistige Thätigkeit, wissenschaftliche Erörterungen und nützliche Studien.

Wien, den 17. October 1836.

Probleme, zur Lösung vorgelegt.

I.

Mathematische Aufgabe.

Zu den Vortheilen, welche wir der Infinitesimalrechnung zu verdanken haben, gehört unstreitig auch die fruchtbare Anwendung der Lehre von dem Maximum und Minimum; und die Wichtigkeit dieses Zweiges der Differentialrechnung ist so unverkennbar, daß wir desselben bereits in vielen Lehrbüchern der Elementar-Mathematik, wenn auch unter nothwendiger Beschränkung, erwähnt finden. Ohne Belege für meine Behauptung hier aufzuweisen, will ich die Anwendung der oben erwähnten Lehre in einem Probleme zeigen.

Es soll nämlich in eine Kugel ein senkrechter Cylinder eingeschrieben werden, dessen Inhalt ein Maximum wäre. Der Halbmesser der Kugel findet sich auf folgende Art. Verbindet man die Spitze eines gleichwinkligen Dreiecks mit der Mitte der diesem Winkel gegenüberstehenden Seite, und zieht aus einer zweiten Winkelspitze durch die Mitte der ersten Verbindungslinie eine Grade, welche verlängert die Dreiecksseite trifft: so ist das kleinere Segment der zweiten Verbindungslinie gleich dem Kugelhalbmesser. Die Fläche des gleichwinkligen Dreiecks ist zu 300 Quadrat-Zoll berechnet. — Nun entstehen die Fragen:

1.) Welches ist der allgemeine Ausdruck für den Inhalt des fraglichen Cylinders?

2.) Welches sind die Dimensionen der Kugel und des Cylinders, und welches die Soliditäten beider Körper für den speciellen in der Aufgabe enthaltenen Fall?

Die Resultate mit 3 Decimalstellen, mit Berücksichtigung der vierten Ziffer.

Prag. J. P. Hackel.

II.

Charade.

Viele bauen oft die Letzte
Träumend in der Ersten auf,
Wenn des Schicksals wirrer Lauf
Ihrer Hoffnung Ziel versetzte.

Suche nicht beim schwanken Ganzen
Zuflucht vor des Schicksals Wuth:
Unsres Lebens stärkste Schanzen
Sind Gelassenheit und Muth.

Thalerhof. Carl Grober.

III.

Aenigma.

Pallas me docuit texendi nosse laborem,
Non telae radios poscunt, non licia telae;
Nulla mihi manus est, pedibus solum omnia fiant.

J. B.

Lösungen

der Probleme in Nr. 40 der Beilage des Zuschauers (S. 1186).

I. Lösung der Charade von J. G. Seidl, k. k. Professor in Cilli:

Wendekreis.

II. Lösung des französischen Logogriphes von G. Heussy, Lehrer der französischen Sprache und Literatur bei den durchlauchtigsten Söhnen Sr. kaiserl. Hoheit des Erzherzogs Carl:

Lion — loin.

Lösungen beider Probleme, meist durch poetische Einkleidung im Werth erhöht, sandten ein, die Damen: Caroline v. Felsegg, geborne Freiin Stillfried; Marianne v. Neumann; Bertha König; dann die Herren: Huszar Balint*, Friedrich Freiherr v. Schütz zu Holdhausen*, Moriz Richard*, Philipp Melzer, Carl Reich, Sigmund Schlesinger, Carl Fleckles, G. Uffenheimer*, Carl B. Rippel, J. B. Schramm, Dr. Ballhr.*, Carl Peschky, Johann Rattich, J. N. Heggelin, Franz Holl, in Wien; Conrad Hofmann, von Schönbrunn; Joseph Renabal, und Vincenz Glasner, von Znaim.

Schwungproben und Versuche.

Die zwei Flaschen.

„Du stiehlst," sprach eine Flasche
Champagnerwein zu ihrer Nachbarin,
„Das Geld den Käufern aus der Tasche,
Denn Zinn, auch noch so schön geputzt, bleibt Zinn.
Und Du, bloß künstlich nachgemacht,
Wähnst jene Wundergaben,
Womit mich die Natur bedacht,
Als Surrogat in Dir vereint zu haben?
Wirf Perlen, lass' mit lautem Knalle hoch
Den Stöpsel an die Zimmerdecke fliegen!
Die Spielerei wird doch
Des Kenners Gaumen nie betriegen.
Ich bin das wahre Panacee,
Um Grillen aus dem Kopf zu jagen;
Kann Frohsinn wohl das Nämliche
Von Deiner Wirkung sagen?"

„„Madam'!"" versetzt die Nachbarin,
„„Ich will mich nicht erheben,

Nur, daß ich nicht so theuer bin,
Kann mir zum Absatz Hoffnung geben.
Sie steigern Witz zu glänzendem Humor,
Vom Witzigen genossen;
Mein Zecher ist beglückt, bringt mühsam er hervor
Wortspiel', und abgeschmackte Possen.
Drum werd' ich auch so stark verbraucht,
Versendet selbst in Kisten,
Und mit Begierde abgeschlaucht,
Vom Heer der Humoristen,
Das, nicht einmal mit Mutterwitz
Gehörig ausstaffiret,
Geräth es erst durch mich in Hitz',
Sogar jeanpaulisiret.

X.

Buntes aus der Vergangenheit.

Erinnerung an den Professor Schindler.

Am 22. Juli 1836 wurde der so hochgeachtete Künstler, J. Schindler, Professor der Zeichenkunde zu Wien, dieser Welt entrückt. Er war den 28. Juli 1787 in St. Pölten geboren, und entwickelte in seiner frühesten Jugend ein entschiedenes Talent für die Zeichenkunst. Es gelang seinem unermüdeten Fleiße und wahrhaft künstlerischem Streben, dasselbe zu jener Vortrefflichkeit auszubilden, welche die öffentliche Anerkennung sowohl seinen Lithographien, die auch im Auslande rühmlich bekannt sind, als Schindler's Leistungen im Gebiete der Malerei, wo sich die Vielseitigkeit seines Talentes im schönsten Lichte zeigte, schon im Leben angedeihen ließ. Es verdient daher das Andenken an einen Mann, der mit seinem künstlerischen Sinn, insbesondere den eines edlen Menschen verband, heilig gehalten und sein Verlust tief bedauert zu werden. Leider schied er von uns in dem noch kräftigen Mannesalter von 49 Jahren, und manches schöne Werk, das, in seiner Idee entstanden, nur noch der Ausführung harrte, ist der Künstlerwelt und seinen Freunden für immer verloren gegangen! Wir erinnern an den wackeren Künstler, da so eben sein Bildniß in treffender Ähnlichkeit erschienen, und von den Kunsthandlungen Wiens der Öffentlichkeit übergeben worden ist. C.

— Buchholz, ein Invalide der Garde, von riesenhafter Größe, stand vor Friedrich II., König von Preußen, um ihm Rechnung von seinem Privatschatz abzulegen; denn er war sein Tresorier. Vor Alter zitterte der Greis und ließ ein Blatt auf die Erde fallen. Als er es wieder aufheben wollte, fiel er, und warf einen Tisch um, worauf des Königs liebstes Porcellan stand. Wieder aufzustehen, war beinahe unmöglich, da ihm der Schrecken alle Glieder lähmte. — Ohne ein Wort zu sagen, suchte Friedrich ihn aufzuheben; es war nicht möglich, er mußte seine Leute aus dem Vorzimmer rufen. — Buchholz stand zitternd; der gute König nahm eine goldene Tabatiere, legte 100 Louisd'or hinein und reichte sie dem Greise mit den Worten: „Da hat Er etwas für den Schreck; wir werden alt und schwach." Gz.

Telegraph.

M—r: Die „Gedankenspähne" können gelegenheitlich als Lückenbüßer mitgetheilt werden; die „Probleme" sind in der Form zu sehr vernachläßigt. Nehmen wir z. B. den Vers:

„Den, der mit ihr stets kommt, den wird man selten preisen,"

Hier schleppen neun einsylbige Worte an dem Dichterkarren! Das wiederholte „den" und „der" stoßt Einem die Seele aus dem Leibe, und das Flickwort „stets" erschreckt mehr, als ein unversehener electrischer Schlag. — Sie umschreiben das Wort „Noth" auf folgende Weise:

Dem Armen dreimal Weh, den schwer in seinem Walten
Die Erste quälend drückt, ihm wird sich nichts gestalten;
Und was sein Eigenthum, muß er mit Müh' verdienen,
Was nur den Namen reich, es hat ihm nie geschienen.

Diese Verse sind ganz sündhafter Natur; die Gedanken geschraubt, der Ausdruck unrichtig und fehlerhaft, und die ganze Umschreibung so matt und unglücklich, daß Einem das Wasser in die Augen tritt.

P. M: Die Beschreibung des Brandunglückes, welches Ihr väterliches Haus betroffen, ist der Wahrheit getreu und in einem guten Style geschrieben. Die Einzelnheiten dieses allerdings sehr traurigen Ereignisses sind jedoch, so schmerzlich sie Sie selbst berühren müssen und so interessant sie für den Kreis Ihrer Bekannten bleiben werden, nicht besonders merkwürdig oder von ähnlichen Unglücksfällen abweichend, um auf einen größeren Leserkreis jene Wirkung hervorzubringen, die sie auf das Mitgefühl Ihrer nächsten Freunde immer haben sollen. — Saaz v. M. G: Das sind wohl Worte, aber noch immer keine Gründe für die Rechtschreibung des Wortes „Fliegel" statt Flügel." Es scheint mir über diese kleine Angelegenheit schon genug verhandelt werden zu sein. — Nrw: Den Anekdoten fehlt die Spitze, den Problemen eine fleißigere Bearbeitung, dem nicht talentlosen Verfasser der Wille, das Beste zu leisten. Nicht die Menge der Leistungen, sondern ihr Gehalt und Werth gründen den Namen eines Autors.

P—r: Ihre „Epigrammatischen Exemplare" haben mich in eine üble Laune gebracht. Das ist sehr wenig, lieber Freund, bei so hoher Meinung, die Sie von Ihrem Talente zu haben scheinen. Sie haben eine ganz eigene Art, die Sylben zu beugen, und glauben in den einfachsten und natürlichsten Gedanken witzige Pointen gefunden zu haben, z. B. „Unser Treiben:"

Im Großen nur kleine, im Kleinen Riesenschritte
Zu machen, ja dieß ist des Menschen Art und Sitte.

oder, wie geschraubt und gesperrt ist der Ausdruck in „Umgekehrt:"

Wir gleichen, so von uns'rer Bahn wir uns entfernen,
Den ähnlich ihren Wegen ungetreuen Sternen;
Doch so, daß dort ihr Strahlenschweif zur Zierde wird,
Durch unsern Fehlerschlepp sich unser Glanz verliert.

Zu dem allen ziehen Sie den Witz mit den Haaren herbei, wie in dem „Ein Widerspruch:"

Ist das nicht toll,
Die Freiheit gier'ge Zeit,
Wer glaubt es wohl,
Will Preß- und Druckfreiheit.

Oder verbrauchte und alte Gedanken in schlechten Versen wiedergegeben, so daß sie sich der Wiedergeburt eben nicht freuen dürfen, wie in „Selbstmord ohne Tod:"

Die Nymphe Alge brach dem Pan, wie viele Andere
Es thun, die Treu. Der arme Mann!
Ich weil', er that sich Leides an?
Ja denkt, er hängte sich; woran? An eine — Andere!

Ich glaube, daß Sie in der Prosa Ihre Kräfte besser und nützlicher verwenden würden; denn schätzbare Kenntnisse mangeln Ihnen keineswegs.

Redacteur und Herausgeber: J. S. Ebersberg (wohnt in Wien, Stadt, Tiefengraben Nr. 166).

Gedruckt bei J. P. Sollinger.

№ 126.

Der Oesterreichische

ZUSCHAUER.

Für Kunst, Wissenschaft, geistiges Leben.

Mittwoch, den 19. October 1836.

Erst, wenn der Ärmere versucht, es dem Reichen in Befriedigung überflüssiger Bedürfnisse nachzuthun, geht ihm ein Lichtchen auf: daß hochgepriesene Bequemlichkeiten auch ihre Lasten haben, und wie man nichts in der Welt so bald satt werden mag, als die Dinge, über welche das Geld allein gebieten kann.

Die Porzellan-Schecke.

(Fortsetzung.)

Die kreischenden Räder des schwerfälligen Kabriolettes rollten indeß langsam die Straße hinunter. Jeder, an dem die alterthümliche Equipage vorüberzog, blickte ihr nach und begleitete sie mit seinen Glossen. „Soll ich das Pferd leiten?" fragte ein muthwilliger Junge. „„Sieh, wie fromm es ist!"" fuhr ein Zweiter fort. „„Ich stelle mich dicht davor, und es steht lieber still, als daß es mich umwürfe!"" — „Nein!" fügte ein Drtiter hinzu, „es besinnt sich, wohin der Weg geht."

„Wenn Du die Peitsche nicht brauchest," sagte Emilie, die kein Auge aufzuschlagen wagte, „so kommen wir vor finsterer Nacht nicht hinaus."

„„Eile mit Weile,"" erwiderte Friedeberg. „„Ich habe das Peitschen mein Lebtage nicht leiden können, weder bei Menschen, noch bei Thieren. Unsere gute Porzellan-Schecke thut, so viel sie kann; und wie schwer man mit einem lahmen Beine fortkommt, weiß ich am Besten! Auch fährt sich ja langsam am Sichersten. Man ist nicht in Gefahr, umzuwerfen, und genießt das Vergnügen ohne Zittern und Zagen. Sahst Du das todtenbleiche, von Seelenangst verzerrte Gesicht der jungen Dame, mit welcher der schnurbärtige Herr vor wenigen Augenblicken an uns vorüberflog? Dachte ich doch, das zierliche Wägelein müsse in tausend Stücke zerbrechen und das schäumende Roß in alle Welt gehen. Die Ärmste hat mich gedauert!""

„Mich nicht," bemerkte Emilie zu seinem Befremden. „Es war meine vormalige Herrschaft, das Fräulein Rosaura. Keine Furie kann gewaltiger quälen, als dieses Engelsbild durch seinen Eigensinn und seine Launen. Wie manche bittere Thränen hat sie mir ausgepreßt! Jeder Ball, zu dem ich sie putzen mußte, hat mir größere Angst bereitet, als ihr das stürmische Vorüberfliehen, das einer Höllenfahrt nicht unähnlich sah. Der Schnurbärtige, der

mit ihr so gewaltsam davonflog, ist der Jagdjunker von Grauwolf, den die Aussteuer lockt, und der, um dem Schuldthurme zu entgehen, das Glück und die Ruhe seines Lebens diesem bösen Feinde verschreiben muß. Vielleicht straft er sie durch die Todesangst, die er sie auf jener Schnellfahrt über Stock und Stein fühlen läßt, für allen den Ärger, womit sie ihm schon die Seligkeit seines Bräutigamlebens verkümmert."

„„Da lobe ich mir,"" entgegnete Friedeberg „„meine Porzellan-Schecke; die kann zu einem so lieblosen und sündlichen Rachegeschäfte schon nicht gebraucht werden.""

„Zu nichts, wie es scheint," gab Emilie, verdrießlich werdend, zur Antwort. „Es müßte denn zum Leichenzuge sein, dem unsere Spazierfahrt an Schnelligkeit gleich kommt."

Ihn störte jedoch dieser Spott in seinem Vergnügen nicht. Mit sanften Schmeichelworten redete er dem langsam forthinkenden Gaule zu, daß er sich zusammen nehmen, und auch ein wenig traben möge und freute sich mehr, als der reiche Lord, dem sein flügelschneller Wettrenner den Preis gewann, über den Lebensfunken, der in der matten Schecke für einige Augenblicke aufzuleuchten schien, wenn stattliche Rosse an ihr vorübereilten und sie durch muthiges Schnauben zur Nacheiferung aufforderten.

„„Wir kommen gerade zur rechten Zeit nach Ernestinenruh,"" fuhr er, als sie wohl eine Viertelstunde lang mißmuthig geschwiegen hatte, freundlich zu ihr gewendet, fort. „„Es beginnt schon zu dunkeln, und, wie mir der Hoffourier sagte, soll das Feuerwerk noch vor der Abendtafel abgebrannt werden. Wir dürfen dann vor keinem Gasthause, wo schon das Hineingucken Geld kostet, anhalten; sondern bleiben auf unserem Wagen, der zum Glücke ziemlich hoch gebaut ist, und schauen von ihm das Feuerwerk eben so vergnüglich mit an, als der Fürst von seinem Balkon.""

„Das Beste bei der Sache ist," erwiderte sie verstimmt, „daß uns in diesem Dunkel Niemand sieht. Denn wie würde der fade Witz aller Milchbärte und die giftige Zunge aller Klätscherinnen über uns herfallen, und in wie vielen Salons und Gesindestuben würden wir morgen zum Gegenstande der Unterhaltung dienen müssen.

„„Doch nur morgen,"" fügte er, durch seine heitere Laune sogar zur Satyre ermuthigt, lächelnd hinzu; „„denn schon übermorgen verdrängt uns — ein Fräulein, mit dem Dieser oder Jener, der noch unbeweibt ist, öfter als mit Anderen tanzte! oder auch wohl ein Hut, den sich Diese oder Jene aus Paris kommen ließ; oder ein Todesfall, zu dem man dem lachenden Erben scheelsehend Glück wünscht. Ach, die Welt hat sich noch mit tausend anderen und tausendmal interessanteren Dingen zu beschäftigen, als mit dem armen Supernumerarius und seiner lahmen Porzellan-Schecke. Vornämlich

jetzt, da, was ich Dir in der Unruhe mitzutheilen vergaß, Prinz Adolar, der Bruder unserer Fürstin, heute früh ganz unerwartet zum Feste gekommen ist, und die Aufmerksamkeit der ganzen Residenz für sich allein in Anspruch nimmt. Ist es wahr, was man von ihm erzählt, so lebt ja kein Mannsbild auf Erden, das ihm gleich kommt. „Schön," sagte der Hoffourier, der ihn aus dem Wagen steigen sah, „schön ist er, wie das Engelsgesicht in der fürstlichen Gallerie, schlank wie eine Tanne, majestätisch wie Carl der Große in Oberon, und sanft wie ein Lämmchen." Aus Rom soll dieser seltene Phönix kommen, und die Fürstin, die mit ungemeiner Liebe an ihm hängt, soll durch sein unerwartetes Erscheinen auf's Höchste erfreut worden sein.""

„Der Hoffourier hat nicht zu viel gesagt," erwiderte Emilie. „Ich sah den Prinzen vor sieben Jahren, als er nach Rom ging und unsere Fürstin incognito auf dem Belvedere besuchte. Sie gingen Beide wohl eine Stunde lang ganz allein in der Orangenallee auf und nieder. Ich war damals noch bei meinem Onkel, dem Hofgärtner, und hatte also Gelegenheit, das fürstliche Geschwisterpaar ganz unbemerkt zu beobachten. Da habe ich denn wohl gesehen, daß auch Durchlauchtigen Herzen der Gram und die Sorge nicht fremd bleiben. Die Fürstin weinte und auch aus Adolars düsterem Auge rollte manche kummerschwere Thräne herab, die er vergebens zurückzuhalten suchte. Was sie miteinander sprachen, vernahm ich nicht; denn sie blieben von dem Kiosk, in welcher ich mit dem Aufstecken der seidenen Festons beschäftigt war, zu fern. Aber diese Thränen und die wehmuthsvollen Blicke, womit die Fürstin in das bleiche Gesicht des Schmerzerfüllten schaute, ließen wohl errathen, daß von keiner Hofgalla, keiner Etiquetten-Angelegenheit die Rede sei. Schon nach wenigen Stunden setzte der Prinz seine Reise fort und kehrt erst heute davon zurück. Unglückliche Liebe soll, wie mir Rosaura in einem Augenblicke guter Laune traulich mittheilte, der unversiegbare Quell seines Kummers sein. Der unglückliche Prinz suchte verzweiflungsvoll den Tod auf dem Schlachtfelde; doch eine tiefe Kopfwunde, die er erhielt, gab ihm nicht diesen, wohl aber den noch furchtbareren Wahnsinn. Den hat nun zwar die Kunst der Seelen- und Leibesärzte vor einigen Jahren hinweggebannt; doch ist in einer schwärmerischen Melancholie, die den unglücklichen Prinzen beherrscht und ihn bei seiner äußern und innern Liebenswürdigkeit überall zum Gegenstande einer theilnehmenden Rührung macht, noch immer ein Rest von jener schauerlichen Krankheit zurückgeblieben. Er will auf dem Schlachtfelde seinen Schutzengel gesehen haben, und alle Philosophen der Welt reden ihm diese Träumerei nicht aus; und so läßt man ihn denn gewähren, und thut, entweder aus Liebe oder aus unterthänigem Respecte, als glaube man selbst daran.

Immer dichter wurde, je mehr sie sich dem fürstlichen Lustschlosse näherten,

die wogende Menschenmasse, mit welcher die Landstraße bedeckt war und immer schwieriger wurde dem Kurzsichtigen in dem zunehmenden Dunkel das fortwährende Ausweichen und Wiedereinlenken. „Herr! wo wollen Sie denn hin?" schrie ihn hier ein in's Gedränge Kommender an. „„Plagt Sie der Henker!"" schallt dort ein Anderer, den er bis in den Chausseegraben trieb. „Platz da!" riefen leichtfertige Spötter, „die Schnellpost kommt!"

Dem armen Friedeberg wurde denn doch allmälig nicht wohl dabei zu Muthe und er athmete erst wieder leichter, als er sich der großen Esplanade vor dem Schlosse näherte, auf welcher das Feuerwerk, zu dessen Anschauung sich Tausende von Menschen versammelt hatten, in der nächsten Stunde abgebrannt werden sollte. Die matte Schecke ließ sich das sehnlichst erwartete „Steh!" nicht zwei Mal sagen; desto unzufriedener waren aber alle die Schaulustigen damit, die sich durch die pestofassende Equipage gewaltsam von dem Plätzchen verdrängt sahen, auf dem sie nun schon einige Stunden lang gestanden, und das sie mit Fäusten und Ellenbogen bis dahin so ritterlich vertheidigt hatten. „Fort da mit der Karete!" donnerte rechts die Baßstimme eines handfesten Grobschmides. „„Nun, das fehlte auch noch,"" kreischte links der gellende Diskant eines alten Mütterchens, „„daß er sich mit seinem Müllereſel hierher stellte!""

„Ich bitte Dich, um Himmelswillen," flüsterte Emilie ihm zu, „mache, daß wir hier fortkommen!"

„„Ja, wohin aber?"" fragte er, verlegen um sich blickend. Da tönte ihm aus dem drohenden und scheltenden Gewühle eine wohlbekannte Freundesstimme entgegen. „Sieh da unsern Friedeberg! Wie kommt der menschenscheue Philosoph hier in den Spektakel hinein! Lenkt um, Freundchen, lenkt um, und fahrt bei mir hier rechts an der Esplanade vor. Da könnt Ihr Euer Grauschimmelchen, oder was es sonst ist, vor der Thüre festmachen und mit Eurem Frauchen zu mir hereintreten. — Ein Gericht „Gerngesehen" steht schon auf dem Tische und an einem wärmenden Gläschen Punsch soll es auch nicht fehlen."

(Die Fortsetzung im nächsten Blatte.)

Hoffnungsgrün.

Wenn am Himmel aufgegangen
Jungen Tages Morgenlicht,
Strahlt vor meinem Angesicht,
Wie mit jungfräulichem Prangen,
Erdenlebens heit're Bühn'
Hoffnungsgrün.

Wer dich, Leben, weiß zu fassen,
In der vollen, reinen Brust,
Dem entquillt aus Gram noch Lust;
Er kann lieben nur, nicht hassen:
Frühling sieht er ewig blüh'n —
Hoffnungsgrün.

Liebe athmet alles Leben,
Und ihr rosig Zauberband
Macht die Welt zum Heimatland,
Wo mich Wonnen rings umschweben;
Ewig will das Herz erglüh'n
Hoffnungsgrün.

Selig schwinden hin die Stunden,
Die entschwundnen sind Gewinn,
Denn von gradem, biedren Sinn,
Hat mein Herz den Freund erfunden;
Meine Zukunft träum' ich kühn
Hoffnungsgrün.

Herbstlich an den Bäumen hangen
Gelbe Blätter, dürres Laub,
Jedem Windeshauch zum Raub; — —
Reiz und Anmuth sind vergangen:
Muth! sie sind nach kurzer Sühn'
Hoffnungsgrün!

Muß ich in die Grube sinken,
Sei's mit froh vertrau'ndem Muth:
War ich schwach, — ich war doch gut;
Und ein Jenseits seh' ich winken,
Nach den Sorgen, nach den Müh'n —
Hoffnungsgrün.

M. D. Cavllha.

Notizenblatt.

Buntes aus der Vergangenheit.

(Mitgetheilt vom Dr. Engel aus Iglau.)

Es dürfte für manchen der Leser dieses Blattes nicht uninteressant sein, zu vernehmen, welche Ansichten im Gebiete der Länder- und Völkerkunde bei unseren guten Vorfahren gang und gäbe waren. Zugleich mögen die Stellen, die wir in dieser Beziehung aus einem vor uns liegenden, zu Frankfurt a. M. wahrscheinlich gegen das Ende des 16. Jahrhunderts gedruckten Werklein — „Elucidarius, von allerhand Geschöpfen Gottes, den Engeln, den Himmeln, Gestirns, Planeten, uud wie alle Creaturen geschaffen sein auf Erden, eine kurze Anzeugung“ — mittheilen, ein Pröbchen der damaligen Schriftsprache, und einen Beitrag zu den staunenswerthen Fortschritten der Cultur (wenigstens in intellectueller Hinsicht) der neueren Zeit liefern, und so dem Gehalte und der Form nach zu der wohlthuenden Bemerkung Veranlassung geben: daß es doch ein Glück sei, im 19. Jahrhunderte geboren, und unter dem wohlthätigen Einflusse des Lichtes der Aufklärung, so blendend es andererseits dem Auge schwacher und unvorsichtiger, oder irregeleiteter Menschenkinder sein mag, aufgewachsen zu sein.

„Die Welt ist in drey theil getheilt, das ein theil heißt Asia, das andre Europa, das drittheil Afrika.“

„Asia fahet an da die Sonn auffgehet, an dem Paradeiß entspringet ein Brunnen, darauß rinnend die vier Wasser Pison, Gihon, Tigris und Euphrates. Dem Paradeiß aller nechst ligt India; in das Land ist unmöglich zu kommen, wenn jenseit rinnt das wendel Meer, jenthalb Indus, da ist so groß Gewildt, das in vier jaren dadurch niemandt kommen mag. Es hat viel und mancherley Völker, mancherley wunder gestalt und sitten, gegen undergang die Berg, in mitten sendig, gegen auffgang leutloß. — —“

„Nun aber ist der Priester Johann, oder Jones, anstatt eines Königs in diesem Land gerühmpt, den sie Giam nennen, der so mächtig ist, daß er zwey und siebenzig andern Königreichen gebeut und vor ist. Dieser Priester Johann ist kein Priester, noch auch kein geweichte Person, sondern Fürst und Herr. Wenn er im

Land gehet oder reihtet, tregt man jen ein Creutz und gülden Gefeß voll Erdtrichs vor, daß er seiner tödtlichen Condition und deß Leidens Christi erinnert werde.“

„Grama ist der stul und Hauptstatt dises Bapstes, nit mit Mauwren, sondern mit Gezelten, aus Seiden und Purpur gewandt. — — Die Landsknecht oder besoldten Kriegsleut werden all mit eim in die Haut geschnittnen Creutz gemerkt.“

„Das ganz Libia ehrt den greuwel Machometis. Vil und mancherley Zungen haben sie. Etlich wohnen in der Wüste, etlich niesen allerley Schlangen, und deuten jre rede mehr denn sie aussprechen. Etlich haben kein Haupt, sondern Augen und Mund an der Brust. Auch mit Hundsköpfen seyn Menschen im Land India, unn reden bellend, nehren sich mit Vogel gesang, und kleiden sich mit Thierheuten. Etlich haben allein ein Auge ob der Nasen an der Stirn, und essen allein Thier Fleisch, täglich mit den Greiffen streitend.“

„Etlich sind beyderley Geschlechts, Mann und Weibes, die rechte Brust ist Männlich, unn die linck Weibisch an jnen.“

„Gegen dem Paradeiß, bey dem Fluß Ganges, seyn etlich, die essen nicht, denn sie haben so ein kleinen Mundt, daß sie das Getrank mit einem Halm eynflössen, unn leben vom geschmack der öpfel unnd' Blumen, unnd sterben bald vom bösen Geschmack. Etliche sagen, am eussersten Ende Indien Land, von aufferwertz bey dem brunnen Ganges, sey ein Volk gar on Mund, am ganzen Leib rauch mit mieß der äst bekleidet, allein vom lufft und geschmack lebende.“

„Daselbst seyn auch Leut on nasen, anstatt der Nasen löchlin habende. Etlich haben unden groß Lefftzen, daß sie das ganz Angesicht damit bedecken. Etlich haben Hörner, lang Nasen unnd Geiß Füß, deren etlich leben 400 Jahr. Alda seyn auch Leut fünff Elnbogen lang, werden nicht krank, denn biß zum Tod. Etlich in India wohnen in Wassern, halb Menschen, und halb Pferds gestalt habende. Weiber mit Bärten biß auff die Brust, auff den Hauptern glantzend, eben, on Haar.“

„In Cripa seyn schön Leut mit Kranchshelsen, und Schnebeln. Sind auch Leut einer Elen lang, über acht jar nit lebende, die wohnen im Gebirge Indie, an einem gesunden und alleweg grünen ort, und haben ein sondern streit mit den Kränchen, ihre Weiber geberen in fünff jaren. Etlich ander sind on Nack, haben jre Augen auff den Schultern.“

Doch das sind alles Naturwunder einer sehr weit entfernten Terra incognita, und wir wollen dem Verfasser verzeihen, daß er sich durch die Autorität eines Plinius, Solinus u. A., auf welche er sich hie und da beruft, hinreißen ließ, Sachen als Wahrheiten drucken zu lassen, die jene ehrwürdigen Schriftsteller vor Jahrhunderten niedergeschrieben hatten. Aber in unserem heimatlichen Erdtheile wird er wohl besser bewandert sein? Das wollen wir gleich sehen!

„Von sondern einzähligen Ländern Germanie.“

„Behem, ein Provintz in Teutschen Landen, mit einem Wald eyngefasset, hat am Auffgang Merheren zum anstoß, gegen Mittag Österreich und Beyerland, gegen dem Niedergang das Nortgew, und gegen Mitternacht Schlesien unnd Meißen.“

„Ein voll Land, Schmalz- und Treydreich, ein sehr kalt Land, aber reich mit Fischen unnd Thieren. Under anderem haben sie ein Witdt, das sie auff jr Spraach

Loni *) nennen, ist wie ein wilder Ochß, mit stürmlichen Gehörn, hat under dem Kinbacken ein hangende Blasen, die füllet es gejaget mit heissem Wasser im Lufft, das sprenget es auff die zu lauffenden Jäger, oder die Hunde, das brunnet nicht anderß denn wie Feuwer, was es trifft, dem gehet Haut unnd Haar ab mit grossem schmertzen."

„Anglia ligt Ringßweiß mit Meer umbfangen, von allem unserem Erdtrich getheilt, die Nacht wird da zu Sommerzeyt so das Solstitium ist, nimmer finster, und so der Tag im Winter am kürzesten ist, nimmer liechter. In dieser Insel ist ein fromb, schön, wolgestalt Volk, und gerade Leut über die Franzosen, aber forchtsam, und gar schöne Frauwenbild. Da ist kein Wolff, da gehet das Vieh on Hirten selbß frey auff der Weyd."

„Hybernia, halb so ein groſse Insel als Engelland. Diese hat kein vergiffte unütze Thier, als Spinnen, Frosch, Wölff, Füchs 2c. Bleibet auch keins, dahin geführt, ein wunder gute Luft, fruchtbar Land, ein Paradieß. Diß Volk aber ist ungezogen, grausam."

„Paris, die Königliche und hochgenannte Statt der Gallier, hat nach der Trojanischen Niderlag jren Anfang gehabt von Paride, dem Son Priami, der mit seines Bruders Son, Franco genannt, nach dem Trojanischen Krieg in Galliam reyset, allda ein Statt und Volk zurichtet, also daß die Franzosen von den Trojanern jren ursprung haben. Nu zu Paris hat der König etwan Hof gehalten, dahin Carolus der groß ein hohe Schule hat gelegt, unnd von Dionisio Aeropagita dem Bischoff von den Aposteln dahin geschikket, zu dem christlichen Glauben bekehrt worden ist, im vier und zwanzigsten jar nach Christi Geburt."

„Die Franzosen sind von art ein partheiisch Volk, sicher in einem jeden sondern Hauß, schön und weiß, darzu fröhlich, halts für ein ehr, von der Sonnen braunfarb und verbrennt zu werden, arbeitsam, zu aller noth gedüldig und anhebig, trotzig, und hat mehr sterck denn verstandt."

„Ungerland. Diß Königreich ist gar umbhangt mit neun Hägen, mit Eychem und allerley hartem Holz; ein Hag hat zwentzig Schritt oder Schuh in die Höhe, der erste Hag umbgehet das Ungerlandt, darnach in zwenzig Meilen aber ein ringweiß neher umb das Land, darnach aber zwentzig meilen aber einer, so viel an Ring und umbfang kleiner, und so fortan bis auf den neunten. Außwendig sind die Häg all mit großen dicken Wasen überlegt, und gleich mit einer Mauren umbmauwret, darnach steht ein Gestreuß und Hecken, daß drüber nit liederlich zu kommen ist. Da zwischen, nemlich die zwentzig Meilen, zwischen eim jeden Zaunhag ligen Stett, Märkt, Dörffer, etwan zettet und zerstreuwet, etwan so nah an einander, daß man einen Menschen von einer Herberg zu der andren hören mag."

Mehr bedarf es nicht, um einen Begriff von den Ansichten eines deutschen Gelehrten der Vorzeit zu geben, denn es war damals nicht so leicht, ohne gewissen Ruf ein Werk zum Drucke zu bringen.

*) Was hierunter der Verfasser wohl gemeint haben mag, ist kaum zu erklären. Ich wage nur so viel zu bemerken, daß im Böhmischen der Elephant (!) slon, vielfache Zahl: sloni, heißt.

Gnome.

— Vollkommene Glückseligkeit ist unserem irdischen Zustande unmöglich; denn Hobbes sagt mit Recht, daß unsere Natur vom Verlangen unzertrennlich ist; und

schon das bloße Wort Verlangen — nämlich Begehren dessen, was wir nicht besitzen — macht es nothwendig, daß unsere Glückseligkeit hienieden nicht vollendet sein kann. Doch gibt es einen Weg, auf welchem sich das erlangen läßt, was wir wenigstens irdisches Glück nennen können, nämlich den, daß wir eine aufrichtige und rastlose Thätigkeit für das Wohlergehen Anderer an den Tag legen. — In dieser Maxime ist Alles enthalten, was Edles in der Moralität, Erhabenes in der Religion, oder Unwidersprechliches in der Wahrheit aufgefunden werden kann.

Geschichtliche Momente und Begebenheiten aus der Gegenwart.

1836. September 12. In Osnabrück, als dem Geburtsorte Justus Möser's, wird ein, dem Andenken dieses Gelehrten bestimmtes Standbild aus Erz, dessen Kosten durch Subscription gedeckt worden, aufgestellt.

— — 27. Der französische Gesandte bei der schweizerischen Eidgenossenschaft, Herzog von Montebello, überreicht dem Vororte Bern eine Note, worin er in Betreff der Sache eines gewissen Conseil (in deren Behandlung und Veröffentlichung das französische Ministerium eine Beleidigung Frankreichs erkennt) Widerruf und Genugthuung verlangt, und bis diese gewährt, allen Verkehr mit der Schweiz für abgebrochen erklärt.

Rückblick in die Vergangenheit.

Am 18. October 1813 wird die Völkerschlacht bei Leipzig erkämpft. Sie hatte bereits den 16. bei Wachau und Möckern begonnen, ward nach einem Stillstande am 17. wieder durch einen allgemeinen Angriff der verbündeten Heere fortgesetzt, und das französische nach einem neunstündigen Kampfe bis vor die Thore von Leipzig zurückgedrängt. Fast eine halbe Million Krieger standen sich gegenüber. Den Tag darauf (19.) wird die Stadt erstürmt, und das französische Heer zieht sich, von Blücher verfolgt, über Erfurt und Fulda zurück. Heeren sagt in seiner Geschichte von diesem Siege: „Der Sieg bei Leipzig machte den deutschen Krieg im vollsten Sinne zum Volkskrieg. Die Fürsten und mit ihnen die Völker (nach deutscher Sitte), die Fesseln des Rheinbundes abwerfend, erhoben sich. Schon vor dem Siege gab Baiern das Zeichen; Würtemberg, Baden, die Andern folgten. Wer Waffen tragen konnte, ergriff sie. Der Pflug und die Werkstätte wurden verlassen, die Hörsäle und Kaufladen standen leer; ja selbst Jungfrauen, ihr Geschlecht verläugnend, eilten gerüstet in die kämpfenden Reihen, während die Frauen, Seuchen und Tod nicht scheuend, in Vereine gebildet, die Kranken und Verwundeten pflegten. Hermann's Geist schien erwacht, und die Tage der Leiden wurden für Deutschland die Tage seines Ruhmes! Ewig lebt ihr Andenken, kommenden Geschlechtern zum Beispiel, in der Geschichte unseres Volks!"

Am 19. October 1813 ertrinkt Fürst Joseph Poniatosky, Oberfeldherr des polnischen Kriegsheeres und Marschall von Frankreich, in der Elster. Er erhielt von Napoleon den Befehl, den Rückzug des geschlagenen Franzosenheeres zu decken. Er sammelte daher, nachdem er die glänzendsten Proben seiner Tapferkeit an den Tag gelegt, seine Truppen zu neuen Angriffen gegen die andringenden Sieger. Schon waren diese in den Vorstädten Leipzig und hatten leichte Truppen auf das andere Ufer der Elster geworfen, als der Fürst mit einem nicht zahlreichen Gefolge an dem Fluße ankam, dessen Brücke von den Franzosen gesprengt worden war. Der Augenblick drängte; so ungünstig auch die steilen Ufer zu einem Übergange waren, sprengte der Fürst doch ohne Zaudern mit seinem Pferde in den Fluß; aber dieser verschlang Roß und Mann. Erst am 24. wurde der Leichnam aufgefunden, und am 26. mit den, dem Range des Verstorbenen angemessenen Ehren beigesetzt. Später ward er einbalsamirt und nach Warschau geführt. Kaiser Alexander erlaubte, daß sein Leichnam in der Domkirche zu Krakau, wo die Könige und die Helden Polens ruhen, beigesetzt wurde, und der berühmte Thorwaldsen hatte den Auftrag erhalten, ihm ein Denkmahl zu verfertigen — ein Denkmahl, welches Denjenigen, der es setzen ließ, eben so ehrte, als den, welchem es gesetzt worden ist.

Redacteur und Herausgeber: J. S. Ebersberg (wohnt in Wien; Stadt, Tiefengraben Nr. 166).

Gedruckt bei J. P. Sollinger.

№ 127.

Der Oesterreichische

ZUSCHAUER.

Für Kunst, Wissenschaft, geistiges Leben.

Freitag, den 21. October 1836.

Ich habe einen Mann gekannt, der immer am heitersten ward, wenn die Gewitterwolken die tiefste Schwärze erreichten. „Jetzt," sagte er, „müsse der Sturm einbrechen, der desto kürzer daure, je heftiger er wüthe — und dann wisse man ja, um wie viel blauer der Himmel wieder werde, wie schöner die Gestirne erglänzen, und welch' eine duftgeschwängerte, milde Luft nach solchem Ausbruche wehe."

Die Porzellan-Schecke.

(Fortsetzung.)

Es war der Hoffourier, der so freundlich einlud, und was konnte dem geängstigten Friedeberg und der fast zum Weinen gebrachten Emilie willkommener sein! Die alte Porzellan-Schecke arbeitete sich, als habe auch sie den Labung verheißenden Freundesruf vernommen, mit verdoppelter Anstrengung durch das lärmende Gedränge hindurch, und langte, begleitet von tausend Schmäh- und Spottreden, immer noch rasch genug vor der Fourierwohnung an. Dem armen Supernumerarius war lange nicht so wohl und behaglich zu Muthe gewesen, als es ihm hier in dem netten Stübchen seines alten Freundes, an dem reich besetzten Tische, vor dem aromatisch duftenden Punschnapfe und unter fröhlichen Menschen wurde, die er sich fast alle durch seine Herzlichkeit und theilnehmende Gefälligkeit verpflichtet hatte. Auch Emilie fand unter den Frauen der Gesellschaft einen Kreis von Bekannten wieder, die einst, gleich ihr, als Kammerjungfern gedient hatten, und von denen manche jetzt, verheirathet, zum Theil ein noch schwereres Joch trug und an jenes leichtere, vormals so sehr geschmähte und so freudig abgeworfene mit schmerzlicher Sehnsucht zurückdachte. Emiliens Erscheinen gab diesen Erinnerungen neuen Stoff, denn auch sie hatte, gleich ihrem Theodor, durch freundliche Dienstfertigkeit manches dankbare Herz für sich gewonnen. „Weißt Du noch, Milchen," rief ihr die Eine zu, „wie Du zwei Nächte nacheinander auffaßest, um den Spitzenschleier meiner alten Comtesse auszubessern, den ich durch mein Ungeschick beim Waschen so abscheulich zerrissen hatte? Ich war damals Braut, und da trägt man denn der schönen Träume so viele mit sich herum, daß man die Wirklichkeit mit allen ihren Schleiern und Wäschen darüber vergißt." — „Um so schmerzlicher aber," fügte sie seufzend, mit einem

Seitenblicke auf ihren Gemahl, hinzu, „wird man späterhin aus allen diesen Träumen geweckt!" — „Denke Dir," wendete sich die Andere an den Ihrigen, indem sie ihm das leere Glas, das er nun schon zum vierten Male der fleißig credenzenden Wirthin hinreichte, schnell aus der Hand nahm: „Denke Dir, ihre schönen, langen Haare schnitt sie sich ab, als ich die kostbaren Geflechte, die meine Xantippe sich aus Paris hatte kommen lassen, mit dem Kräuseleisen verbrannte, und in Todesängsten vergehen wollte, weil so blondes Haar sich nirgends auftreiben ließ."

Friedeberg war indeß mit dem Hoffourier vor die Thüre gegangen, von wo aus man die ganze Esplanade übersehen konnte, und der freundliche Alte ließ mit gesprächiger Laune die ganze vornehme Welt, die sich dort versammelt hatte, die Revue passiren. „Jener Todtenbleiche, der mit der Lorgnette die Damen mustert, ist Euch bekannt. Ist ja Euer gnädiger Gönner, der Herr v. N. Die beiden jungen Herren da, die Euern Grauchen das Leben so sauer machen, sind seine liebenswürdigen Söhne. Sie sollen an der Billardtafel, am Faraotische und bei der Champagnerflasche schon zu großen Hoffnungen berechtigen."

„„Und wer,"" unterbrach ihn Friedeberg, „„ist jener stattliche Reiter, dem man so ehrerbietig ausweicht, und dem Comtessen und Zofen so bewundernd nachschauen?""

„Allen Respekt!" erwiderte der Alte. „Es ist Prinz Adolar. Mit welcher Leichtigkeit er vorüberschwebt! Sollte man doch glauben, der Neapolitaner, den er reitet, wäre fromm wie ein Lämmlein, und gehorche dem bloßen Winke; und doch ist er das unbändigste Thier aus dem ganzen Marstalle. Schon Mancher, der sich gelüsten ließ, es zu besteigen, war froh, wenn er wieder lebendig hinunter kam. Aber es scheint seine Leute zu kennen. — Ich säße Euch nicht darauf, und wenn ich noch heute Hofmarschall werden könnte."

Jetzt trat der Hof, begrüßt von dem Donner des Geschützes und dem Jubelgeschrei des Volkes, heraus auf den Balkon. Ein Tusch von Trompeten und Pauken gab das Zeichen zum Abbrennen des Feuerwerks, und in einem Augenblicke leuchtete dem Balkone gegenüber eine prachtvolle Sonne auf, deren buntfarbige Strahlen die ganze Esplanade wie mit einem wundersamen Zauberlichte erhellten.

Aber in eben diesem Augenblicke setzt sich die durch jene Muthwilligen losgemachte Porzellan-Schecke, aufgeregt von dem Schalle der Trompeten und Pauken, dem sie einst, als noch der Husaren-General sie ritt, so oft hatte folgen müssen, in rasche Bewegung, eilt, durch das Lärmen der Volksmenge und durch das Prasseln und Zischen des Feuerwerkes erschreckt, über die Esplanade hinweg, schmettert das wankende Kabriolet gegen den Pfahl, der

die brennende Sonne trägt; er stürzt mit furchtbarem Getöse zur Erde und verpuffende Schwärmer fallen mit knatterndem Funkenregen auf den Prinzen und seinen Neapolitaner herab. Der Rappe bäumt sich mit unbezwingbarer Gewalt, schleudert seinen Reiter, der sich mit Aufbietung aller Kräfte im Sattel zu erhalten strebt, hinunter in den Sand, und schleift ihn, da der linke Fuß des Fallenden von dem Steigbügel festgehalten wird, in wildem Ungestüme mit sich fort. Von allen Seiten her ertönte das Geschrei des Entsetzens; aber ehe noch Einer von diesen Schreienden begriffen hatte, wie hier zu helfen sei, eilte schon Friedeberg, die fürchterliche Spannung seiner gelähmten Ferse kaum fühlend, dem Rappen entgegen, hob kräftig und rasch den Prinzen, dessen Fuß sogleich dadurch frei wurde, in die Höhe, und hielt den Bewußtlosen, der mit einem rührenden Lächeln zu ihm aufschaute, und dann ohnmächtig die Augen schloß, so lange in seinen Armen, bis der herbeieilende Hofstaat sich um ihn versammelt, und ihm, des Retters nicht weiter achtend, den Geretteten abgenommen hatte.

Mühsam half er sich sodann bis zu einem nahestehenden Baume fort, an den er sich, von Schmerze überwältigt, seufzend hinlehnte. Da trat der Herr v. N. mit einem Gardeoffizier zu ihm heran und rief mit triumphirender Rachsucht: „Hier, mein Herr Hauptmann, ist der Unbesonnene, dessen jämmerliche Equipage das furchtbare Unheil angerichtet hat! Ich bitte Sie, sich seiner zu versichern."

„„So folgen Sie mir denn,"" gebot der Offizier dem Erschrockenen, „„sogleich in die Wache!""

„Habe ich es doch gedacht," wehklagte Emilie, als ein Unglücksbote nach dem andern sich zu ihr drängte, um ihr mit unberufener Dienstfertigkeit die Nachricht von Friedebergs Verhaftung zu bringen, „hab ich es doch gedacht, daß ihm das Unglücksthier so etwas zuziehen werde!"

„„Ruhig, Frauchen, ruhig!"" tröstete sie der Hoffourier, indem er sich unter den Hüten der Gäste nach dem seinigen umsah. „„Friedeberg hat nicht Schuld; das lahme Scheckchen auch nicht! Ist ja ein unvernünftiges Thier; die jungen Herren hätten vernünftiger sein sollen. Hab' zu meinem Ärger ja Alles angesehen und werde zu reden wissen."" Er eilte auf das Schloß und ließ den Polizei-Director um Vernehmung bitten.

Das weitere Abbrennen des Feuerwerks war indeß eingestellt, die Tafel abgesagt und die versammelte Volksmenge im Namen des Fürsten gebeten worden, sich möglichst geräuschlos zu entfernen.

(Den Schluß im nächsten Blatte.)

Erinnerung

an Marie von Unkhrechtsberg, geborne Freiin v. Badenfeld.

(Gestorben am 21. October 1835.)

So ist ein Jahr dahingegangen,
Seit Dich der Himmel von uns nahm,
Seit Dich des Ew'gen Arm umfangen,
Und uns der tiefste Herzensgram!

Ein Jahr! — Wir können es nicht fassen —
Noch zu lebendig brennt der Schmerz —
So hat es wirklich uns verlassen,
Dieß Wesen, ganz Gefühl und Herz!

Dieß Wesen, eine Purpurrose,
Die ringsum Glanz und Duft gestreut,
Und doch dem Veilchen glich im Moose
An Demuth und Bescheidenheit!

Dieß Wesen, einzig zu vergleichen
Dem Äolsharfenvollaccord,
Der erdwärts zog aus Gottes Reichen,
Und wieder zog zum Himmel fort!

Doch ist es wahr — es deckt der Hügel
Lang ihren Staub mit ew'ger Ruh';
Lang schwang ihr Geist mit Engelflügel
Sich seiner ew'gen Heimat zu.

So ruhe, Staub! — So lebe d'rüben,
Du sel'ger Geist, im Engelchor!
Ich aber künde Deinen Lieben,
Was diese Welt an Dir verlor.

Ja, sie verlor an Dir ein Wesen
Von seltner Art, wie Gott es liebt,
Wie wir es wohl in Büchern lesen,
Doch wie's im Leben wen'ge gibt.

Ein Weib, das so voll Lieb' und Treue,
Bei hohem Sinn so still und schlicht,
So unbewußt der Himmelsweihe
In Herz und Geist und Angesicht.

Ach, eines jener Engelwesen,
Wodurch die Welt mit sich versöhnt,
Die Gott zu Mustern ihr erlesen,
Daß sie sich seiner nicht entwöhnt!

Gar kurz und schmerzlos war ihr Leben,
So kurz und schmerzlos auch ihr Tod —
Ein seliges Hinüberschweben,
Von Abendroth' zum Morgenroth'.

Ihr Scheiden sprach: „Der Traum hiernieden
Währt einen flücht'gen Augenblick;
Ihm folgt — nicht nur ein ew'ger Frieden,
Nein, auch ein ew'ges Himmelsglück."

Laßt immerhin den Staub zerfallen,
Ihr Geist lebt ja im ew'gen Licht:
Sie nur ist selig von uns Allen,
Wir Ander'n, ach! wir sind es nicht.

Doch bürgt sie uns, daß wir es werden:
Wie schnell erreicht uns ja der Tod —
Und weinen wir um sie auf Erden,
So betet sie für uns bei Gott!

Und sicher gibt's ein Wiedersehen,
Das nimmermehr ein Scheiden trübt,
Wo sich die Herzen ganz verstehen,
Wo Ein's das And're himmlisch liebt!

D'rum tröste Dich, gebeugter Gatte,
Verlass'ne Kinder, tröstet Euch,
Daß Gott sie Euch entrissen hatte —
Er nahm sie in sein ew'ges Reich.

Auch Euch, gebeugte Ältern, stille
Der Gnadengott den herbsten Schmerz!
Ergebt Euch d'rein — 's ist Gottes Wille:
Fortlebt Euch ja des Kindes Herz!

Ja, als ihr Ebenbild auf Erden,
Ließ Gott ihr Schmerzenskind Euch hier:
Was sie gewesen, wird es werden —
So fügt's der Ew'ge, glaubt es mir!

So lindre denn die tiefste Trauer
Um Euren Engel das Gefühl:
Die Trennung hat ja — keine Dauer,
Das Wiederseh'n — kein End' und Ziel.

Eduard Silesius.

Notizenblatt.

Aus unserer Zeit.

— Als ein wirklich erfreuliches Zeichen der Zeit, als ein bedeutender Fortschritt der Humanität dürfen die Anstalten betrachtet werden, wodurch man seit kurzer Zeit so sorgfältig sich bemüht, unsere verirrten Mitbrüder auch in den Straf- und Besserungshäusern auf den Weg der Ordnung zurückzubringen, und sie wieder zu ordentlichen Staatsbürgern zu bilden. Dazu dienen wohl am meisten eine streng geregelte Lebensweise; eine hinlängliche Beschäftigung, die Tröstungen der Religion, und die weisen Ermahnungen eines mit dem geistigen Zustande der ihm übergebenen vollkommen vertrauten Religionslehrers. Neuerlich hat man in Genf zu allen diesen Anstalten ein neues Verfahren in's Werk gesetzt, welches seine Wirksamkeit in der kurzen Zeit seiner Anwendung auf das Beste bethätigt haben soll; es ist das System eines vollkommenen Schweigens. Schon mancher verstockte Verbrecher änderte durch diese Maßregel seinen starren Sinn, indem dieses traurige Sichselbstüberlassensein ihn entweder zur Erkenntniß seiner Fehler brachte, oder durch die Peinlichkeit der Lage zu einem ruhigen und ordentlichen Verhalten zwang, während mancher reumüthige Sünder, aus Mangel an jenen furchtbaren Mittheilungen, die in den französischen Strafhäusern und Bagnos eine so traurige Steigerung der Verbrechen bewirken, gebessert und mit neuem Lebensmuthe in die Welt zurücktritt.

— Major Temple, welcher eben seine vor Kurzem gemachte Reise unter dem Titel: „Excursions in the Mediterraneans Greece and Turkey," erscheinen ließ, beschreibt unter anderen interessanten Mittheilungen auch die türkischen Truppen folgendermaßen:

„Als wir den Atmeidan oder Hippodrom besuchten, exercirte eben ein Bataillon der Nizam-Jedend oder neuen Truppen. Ich sah sie zum ersten Male unter Gewehr, und bedachte man die Sprödigkeit des Materials, und wie kurz erst die Leute ausgehoben waren, so erschien, was geleistet wurde, recht erträglich. Die Linie, drei Glieder hoch, war, wenn Halt gemacht wurde, nichts weniger als gerade; aber im Marschiren richtete sie sich zu meiner Verwunderung ganz ordentlich. Das Formiren der Colonnen, die Abstände, die Schwenkungen waren recht gut, jedenfalls weit besser, als ich es erwartet Lange nicht so befriedigend war indessen das Aussehen der Leute selbst; meistens junge, milchbärtige Bursche, und man schien lediglich nicht daran gedacht zu haben, sie nach der Größe zu stellen: oft sah man einen Burschen von 5 Fuß zwischen 6 Fuß hohen Männern, und umgekehrt. Die Kleidung besteht aus einer blauen Jacke mit rothem Kragen und Aufschlägen, ohne Schöße, blauen Kosakenhosen und schwarzem Lederwerk; die Unteroffiziere tragen Seitengewehre. — Viele Bajonette waren mit Gold eingelegt. Commandirt wurde mit französischer Betonung. — Die Garde-Reiterei, welche unter dem Befehle eines gewissen Obersten Calosso, eines Piemontesers, steht, der in der Armee Rustano-Bei genannt wird, beschreibt Temple so:

„Die Garde bilden drei Regimenter Reiterei und drei Regimenter Fußvolk; dieses Corps hat den alten Namen „Bostandschi's" beibehalten. Die Linie besteht aus neun Regimentern zu Pferd und sechzehn zu Fuß. Die Reiter-Regimenter haben 6 Schwadronen zu 96 Pferden. Die Flügel-Schwadronen sind als Lanciers organisirt. Die Mannschaft ist mit Säbeln, einem in keinem Schuh steckenden, sondern frei am

Tragriemen hängenden Carabiner und zwei Pistolen bewaffnet. Die Pferde sind klein, aber rasch; sie kommen meistens aus der Moldau und aus Bosnien, und haben bis jetzt dem Sultan sehr wenig gekostet, denn er bekommt sie meistens von den Paschas und reichen Privaten zum Geschenke. Sie werden aber nicht sehr sorgfältig gehalten, wiewohl die angewiesene Fourage zureichend ist. Sattel und Zeug sind englisch, und zwar nach Husarenordonnanz; aber statt zusammengelegten Decken brauchen sie Filz in mehren Lagen, was nach ihrer Erfahrung das Pferd am besten vor dem Gedrücktwerden schützen soll. — In der Haltung der Mannschaft zu Pferde war keine große Übereinstimmung zu bemerken, und dieß kann bis jetzt auch nicht wohl sein, wenn man bedenkt, wie sehr die neue Weise von der alten, nationalen abweicht. — Die Offiziere und viele von der Mannschaft geben sich indessen alle Mühe, sich den neuen Sitz anzugewöhnen, und paradiren gewaltig damit, wenn es ihnen gelungen. Die Uniform der Garde-Offiziere besteht in blauen Jacken und Beinkleidern, jene nach Husarenweise mit Goldschnüren bedeckt. Die Mannschaft hat neben den rothen Aufschlägen drei rothe Sterne oder Sonnen zu jeder Seite der mittleren Knopfreihe, und an den Beinkleidern doppelte rothe Streifen; Offiziere und Mannschaft tragen das einfache rothe Fez.

— Welche bedeutende Fortschritte die periodische Presse in unseren Tagen mache, sehen wir daraus, daß sogar auf den Sandwich-Inseln gegenwärtig zwei Zeitschriften erscheinen, die beide von Missionarien geschrieben werden, nämlich auf Owaihi: „Ke Kuhu Hawaii (der hawaiische Lehrer)," und auf der Insel Nawi: „Lama Hawaii (der hawaiische Aufklärer)."

— Bald werden wir neue Aufschlüsse über das von uns noch so wenig bekannte Innere Afrika's erhalten. Ein Provençale nämlich, mit Namen Baudouin, der im Jahre 1832 von den Arabern war gefangen worden, hat, da er tief in das Innere dieses räthselhaften Erdtheiles geschleppt wurde, Gelegenheit gehabt, auf seiner Reise durch die Wüste Sahara, große und schöne Städte, wie auch ungeheure Ruinen zerstörter Städte, und Trümmer mit Inschriften zu sehen, deren Charaktere gar keine Ähnlichkeit weder mit arabischen, noch griechischen, noch lateinischen Buchstaben hatten. Nach vierjähriger Gefangenschaft, und mühseliger Wanderung gelang es ihm endlich, zu entkommen, und gegenwärtig beschäftiget er sich mit der Ordnung seiner Materialien, um der civilisirten Welt die Resultate seiner Erfahrungen und Entdeckungen mitzutheilen.

— Ein ausländisches Blatt sagt über die Münchner-Pinakothek, der ausgezeichnetsten und berühmtesten Schöpfung des Königs Ludwig: „Die innere Einrichtung dieses herrlichen Gebäudes bleibt für Publikum und Fremde leider noch ein Geheimniß, welches erst gegen Ende dieses Monats enthüllet wird. „Bei Strafe der Absetzung" — lautet der Befehl des Monarchen — „ist es dem dort angestellten Personale untersagt, irgend Jemand, der beim Baue nicht beschäftigt ist, den Eintritt zu gestatten." Selbst Cornelius und Schnorr, die beiden Lieblingskünstler des Königs, konnten, da sie dort nicht arbeiten, nur mit größter Mühe in letzter Zeit für sich allein die Erlaubnißkarte bekommen, ohne aber für irgend einen andern Freund dieselbe Begünstigung zu erwirken. — Die Loggien der Pinakothek werden mit Arabesken-Darstellungen, welche die Geschichte der Malerei und Scenen aus dem Leben der berühmtesten Maler enthalten, vom Professor Zimmermann und dessen Schülern **al fresco** ausgemalt. Das Erdgeschoß enthält die Magazine, Registraturen, ein

großes Malerstudium, und die Säle für das Kupferstich-Cabinet, für die Handzeichnungen, und für die Vasen- und Wandgemälde. Der erste Stock begreift eine Vorhalle, dann nach der Länge des Gebäudes eine Reihe großer Säle, sieben von oben und Einen von der Seite beleuchtet, zur Aufbewahrung der großen Gemälde. Dann auf der Nordseite 23, mit den Sälen in Verbindung stehende, durch Seitenfenster beleuchtete Cabinete für die kleineren Bilder, ferner einen Reserve-Saal, einen Copir-Saal rc. Auf der Südseite laufen den Sälen entlang die erwähnten, mit Fresco-Malereien bedeckten Loggien, welche zu jeder Schule und Abtheilung einen besonderen Zugang gewähren. Die Höhe der Säle beträgt 50 Fuß; doch werden die Gemälde nicht über 27 Fuß hoch gehängt. Durch eine genaue Berechnung der Höhe des Gewölbes und dessen Strahleneinfalls ist alles Spiegellicht vermieden. Die Wände zwischen den Gemälden sind mit grünen Seiden-Tapeten bekleidet; die Decken enthalten reiche Ornamente in Gyps und Vergoldungen. Die Zahl der Gemälde, welche in der Pinakothek aufgestellt werden, beträgt gegen 2000 auserlesene Stücke.

— r.

Natur und Leben in unserem Himmelsstriche.

Ein schöner Herbst (wie wir uns dessen seit einem Jahrzehende nimmer erfreut), der vom 20. September bis 20. October uns einen fast ununterbrochenen klaren Himmel und die angenehmste mittlere Temperatur gönnte, hat das Winzerfest und die Weinlese hinausgezogen bis über die Hälfte des Weinmondes, die Jagdfreuden begünstigt und den Lustreisenden kaum erwartete Genüsse bereitet. Ungewohnt einer so dauernden nebel- und gefrierlosen Herbstfeier ward mancher Baum irre an dem Gesetze der Natur, und statt sich zum Winterschlafe zu betten, trieb die Linde, die junge Erle und vieles Gesträuche frische Blätter an die Stelle der, von der Sonne versengten; auch stellten viele Vögel ihre Züge ein, und größere Freude wogte in den Lüften und auf der Erde, als sie seit langem zu der Zeit geherrscht, wo die Sonne sich ihrem kleinsten Kreise nähert und mit reißender Schnelle die düstere Nacht ihre Übergewalt fühlbar macht dem fliehenden Tage.

Man bricht nun Vogelbeeren bei schönem Wetter, hängt sie an einem trockenen, luftigen Orte auf, um sie im späten Herbst und Winter auf den Herden und zu den Dohnen zu gebrauchen. Noch gehen die Haselhühner gern auf die Locke; bald aber werden sie auseinanderstäuben und paarweise in verwachsenen Haselbüschen und Buchenwäldern ihr trauriges Winterlager beziehen. Im October ist auch der Schnepfenfang am einträglichsten, denn nun fliehen sie um die Abendzeit aus den Wäldern auf die Äcker, wo sie ihre Nahrung suchen. Da merkt der erfahrne Jäger wohl die Stelle zwischen Wäldern und dem freien Felde, wo sie ihren täglichen Zug durchmachen, und lauert ihnen zur Stunde, wenn man Feierabend läutet, auf, mit dem gespannten Hahn an der guten Flinte und dem tödtenden Blei in derselben. Bei dem hohen und blitzschnellen Fluge, bei der listigen Vorsicht und dem guten Geruch der langschnäbligen Vögel bedarf es großer Klugheit und Jagdkenntniß, sie als ersehnten Leckerbissen zu stellen auf die Tafel des Reichen, der so weit geht in der Absonderlichkeit des lüsternen Geschmackes, daß er den Inhalt ihrer Gedärme zur Delicatesse seines Mahles erkoren. — Man fängt auch im October die schwarze Amsel mit dem hochgelben Schnabel und die braune Drossel mit ihren hellen großen Augen, indem man Laufbogen durch die Zäune und in die Mehlbeeren-, Wachholder-, Schlehen- und Hundsbeerengesträuche zieht, wohin diese fröhlichen Gesellen sich gerne ziehen, da sie in den entlaubten Wäldern die Klauen des gierigen Raubvogels fürchten. Zu Tausenden werden eben jetzt auf den Tannen Stieglitze, Grünlinge, Hänflinge, Finken, Emmerlinge und Sperlinge gefangen, welche letzteren sich in fast zahllosen Schaaren auf Feldern und Straßen sammeln. Listige Jungen, die sich einen guten Fang bereiten wollen, belegen daher einzeln stehende Bäume mit Leimruthen, jagen die, zu Tausenden im Felde sich zankenden oder belustigenden Sperlinge auf, welche stracks dem Baume zufliegen und so den jauchzenden Jungen einen fröhlichen Fang bereiten.

Auch der ärmste Bauernknabe hat nun seinen Vögelfang, indem er entweder den selbst verfertigten Meisenkasten auf den Apfelbaum des väterlichen Hausgartens pflanzt, oder, mit einem Rohr bewaffnet, dessen Spitze mit etwas Vögelleim bestrichen, unter den Weiden des

Dorfbaches wandelt, einige Töne pfeifend, welchen der gelbköpfige kleine Fliegenschnäpper, oder der bewegliche Zaunkönig gierig antwortet, und in seiner friedlichen Gemüthsart (vielleicht bewußt, wie viel er dem undankbaren Menschengeschlechte durch Insectenvertilgung im Sommer genützet) keine Gefahr fürchtend, bis auf die untersten Zweige des Baumes folget. Da sucht der Knabe, welchem sein noch jüngerer Bruder mit mühsam zurückgehaltenem Schweigen, leuchtenden Augen und geöffnetem Munde folgt, einen hölzernen Käfig zur Entgegennahme der längst ersehnten Beute im Arme, dem kleinsten der inländischen Vögel mit seinem Rohre nahe zu kommen. Gelingt das Wagstück — welch ein Gejauchze! Der jämmerlich zirpende Vogel wird heruntergenommen, unter dem Zuruf eines halben Hundert Jungen, die mit stillem Neide die reiche Beute anstieren, im Triumph zur väterlichen Hütte getragen und mit mehr Freude bewillkommt, als der entnervte, liederliche Spieler den Gewinn des großen Loses vernommen.

Auch die Städter machen nun noch einige Ausflüge in die Umgebungen, wohin sie Bekannte und Freunde zur Theilnahme des Winzerfestes oder der Jagdfreuden luden. Aber die rauhe Luft mahnt sie, bald in ihre Mauern zurückzukehren, wo die Weichlichern aus ihnen in diesen Tagen das erste Feuer in den Kaminen und Öfen zünden lassen, und sich stille des Sieges freuen, welchen der Verstand des Menschen selbst über die Kräfte der Natur und die Stürme des Winters errungen. Möge der Reiche, indem er die Wärme seines glänzendweißen Ofens im prächtigen Gemache mit Wohlbehagen empfindet, dabei auch der Armen gedenken, welche noch langehin dieser Behaglichkeit nicht genießen dürfen und mit ängstlichen Blicken der, für die Dürftigen drangvollsten Zeit im Jahre sich zuwenden. Ein guter Mensch kann keine gute Gabe im Leben, keine Bequemlichkeit, kein Glück genießen, ohne dessen Mitgenuß nicht auch seinen Nächsten zu wünschen! E.

Geschichtliche Momente und Begebenheiten aus der Gegenwart.

1836. Februar 7. An diesem Tage war seit siebzig Jahren zum ersten Male wieder Schnee in Canton (China) gefallen. Die erstaunten Einwohner hielten denselben für einen Zuckerregen. Als sie enttäuscht wurden, suchten sie die kuriose Substanz in Kästchen aufzubewahren, und wollten ihren Augen nicht trauen, als sie darauf gewöhnliches Wasser darin fanden.

— September 14. Der Gemahl der Königin von Portugal, Prinz Ferdinand, protestirt gegen die der Königin abgezwungene Annahme der Constitution und legt das ihm übertragene Commando des Heeres in einem Tagbefehle nieder, worin er erklärt: „Er werde denselben nicht eher wieder übernehmen, bevor die gehörige Disciplin, Gehorsam und Ordnung in dem Heere wieder hergestellt worden sind, und bevor dasselbe nicht wieder den Lehren gemäß handelt, welche ihm Dom Pedro ertheilt hat."

— — 25. Ein königliches Decret verordnet die Sequestration des Einkommens und Vermögens aller Geistlichen, welche sich aus dem Königreiche entfernt haben und fortfahren, im Auslande zu wohnen.

Rückblick in die Vergangenheit.

Am 20. October 1704 starb John Locke in einer der Umgebungen Londons, einer der scharfsinnigsten Denker, welche England hervorgebracht hat. Im Jahre 1632 geboren, begab er sich 1678 nach Paris, wo er sein weltberühmtes Werk: „Versuch über den menschlichen Verstand" — ein Werk, welches von dem tiefsten Studium der geistigen Natur des Menschen zeugt, herausgab. Die Veranlassung hierzu soll folgende gewesen sein: Einige denkende Köpfe stritten sich, wie man sagt, über einen Gegenstand, ohne sich einigen zu können. Locke, welcher dem Streite stillschweigend zuhörte, bemerkte, daß er, wie die meisten Streitigkeiten, auf einem Mißverständnisse der Worte beruhte. Er erhob diese Bemerkung zu einem allgemeinen Satze, stieg bis zu dem Ursprunge der Ideen, wie zur ersten Ursache hinan, untersuchte die Gedanken in ihrer ersten Entstehung und zeigte dann den Einfluß, welchen ein falscher Gebrauch der Sprache auf unsere Schlüsse ausübt. — Locke stand in seinem Vaterlande sowohl wegen seines patriotischen Eifers und seiner Einsichten, als wegen seiner Philosophie in Ansehen. Da er eine ausgebreitete Kenntniß der Sitten aller Völker besaß, so wählten ihn die englischen Colonien in Amerika zu ihrem Gesetzgeber und beeiferten sich, den Vorschriften, welche er für sie entwarf, gesetzliche Kraft zu geben. Er war großherzig, in aller Hinsicht ein edler Mensch und von der äußersten Gutmüthigkeit.

Hierzu die besondere Beilage.



zu № 127 des Oesterreichischen Zuschauers.

Die Kunst,

sich vor dem Uebel der Armuth zu wahren.

(Fortsetzung.)

„Fürchte die Augen der Menschen.“

Die Augen der Menschen können Dich zu Grunde richten, und haben schon Viele zu Grunde gerichtet. Aller Prunkaufwand ist aber ein Opfer, das man nicht sich, sondern den Augen der Anderen bringt. Wie schlechten Dank hat man dafür! Neid, Verleumdung, Verfolgung sind immer die natürliche Folge davon, wenn man mehr geputzt als Andere einherschreiten oder mit größerem Pomp und Aufwande als unsere Nächsten leben will. Statt der Bewunderung ernten die Meisten nur Bitterkeit und Abneigung ein; und am besten kömmst Du noch davon, wenn Du nur für reich ausgeschrien wirst. Aber welche Plackereien und Qualen hat dieser Ruf zur Folge! Er hetzt alle Aermeren, jede Feder des Eigennutzes und der Habsucht auf Dich; macht Dich häufig, wie ein gehetztes Stück Wild, zum Gegenstande der Jagd für die Unverschämtheit, die List und den Trug.

„Wer fordern kann, der fordere.“

Viele haben eine falsche Delikatesse, wenn es sich davon handelt, den verdienten Lohn für Dienstleistungen oder Arbeit in Empfang zu nehmen. Damit ist selten etwas gewonnen, denn das menschliche Gedächtniß ist sehr kurz, wenn es sich um erwiesene Dienste handelt. Die Redensarten: „Verlassen Sie sich auf meine Generosität, ich werde mich dankbar bezeigen!“ lauten auf gut deutsch: „Sie werden von mir weniger erhalten, als Sie zu fordern berechtiget wären, oder auch gar nichts.“ — Die Pflicht gegen sich selbst und gegen Andere fordert, daß man wohlverdientes Geld sobald, als Recht und Schicklichkeit es erlauben, erhebe, ohne dabei die Gesetze der Humanität, die Formen des Anstandes und der guten Sitte zu verletzen.

„Hast Du fremdes Geld in Verwahr, droht Deinem Hause Feuersgefahr.“

Ohne Noth nimm nie fremdes Geld in Deine Verwahrung; und dringt man Dir's auf, so schaffe es, wie einen unwillkommenen Gast, aus dem Hause, sobald es nur sein kann. Geld, welches müssig liegt, ist ein lockendes Ding, das selbst dem bessern Wirth leicht über eine nicht nöthige Ausgabe hinwegschlüpfen läßt, Versuchungen darbietet, und uns vielleicht in Verlegenheit setzt; denn auch der reichste Mann kann in eine augenblickliche Geldverlegenheit kommen. Die Hoffnung, daß er das, was man von dem anvertrauten Gelde nimmt, baldigst erstatten könne; der Gedanke, daß man nur borge, und nicht entwende, kann auch den sonst ehrlichen Mann verlocken. Aus diesem Grunde ist die Verwaltung von Cassen eine so schwierige Sache; und wer nicht eine eiserne Selbstbeherrschung besitzet, möge nie sich dem Berufe widmen, fremdes Geld zu verwalten.

„Wer sein Geld, ohne zu arbeiten, zu hohen Zinsen brauchen will, leihe es aus; wer sein Geld, ohne zu arbeiten, vermehren will, lege es in Landgütern an.“

Dieser sehr richtige Grundsatz ist einer der besten aus den Abhandlungen von der Staatswirthschaftslehre des Dr. Zachariä. Er sagt: „Seit der Entdeckung Amerika's ist der Werth des Geldes fast stätig gesunken, und eben so der Geldpreis der Grundstücke fast stätig gestiegen. Auch angenommen, daß sich die Ausbeute der Gold- und Silberbergwerke mit der Zeit vermindern werde, ja schon vermindert habe, so darf man doch der Hoffnung leben, daß, nachdem man gelernt hat, aus Papier Geld zu machen, das Sinken des Geldwerthes auch ferner fortdauern werde. Wenn daher auch die Grundrente allemal um ein bis zwei Procente niedriger steht, als der Zins von einem Capital, welches dem Geldwerthe des Grundstückes gleich ist, so steigt doch dieser mit der Zeit, während das auf Zinsen ausgeliehene Geldcapital zwar seinem Nennwerthe nach dasselbe bleibt, aber seinem reellen Werthe nach (d. i. in Beziehung auf die Möglichkeit, mit demselben Waaren oder Dinge des Bedarfes einzutauschen) sich mehr und mehr vermindert. Ein Grundstück, das vor Jahrhunderten seinen Eigenthümer auf eine anständige Weise ernährte, ernährt ihn auch jetzt noch auf dieselbe Weise. Anders verhält es sich mit einem Geldcapitale. — Diese Sätze sind für die Wirthschaftspolitik von hoher Wichtigkeit. Wer z. B. bloß für sich zu sorgen hat, oder bloß für sich sorgen will, — ein Junggesell also — wird besser thun, wenn er sein Geld auf Zinsen ausleiht. Dasselbe ist einem Familienvater zu rathen, der eine zahlreiche Nachkommenschaft, und kein sehr großes Vermögen hat. Wer seine Capitalien ausleiht, bezieht von ihnen in einem gewissen Grade Leibrenten.

„Betrachte Dein wachsendes Vermögen mit mißtrauischem Auge.“

Zu großer Reichthum ist gewöhnlich Ursache großer Armuth. Wen die Freuden des Ueberflusses und die Gewohnheit des Genußes einmal umfaßt und bezaubert haben, der sinkt leicht zur Vernachlässigung seiner Geschäfte herab. Wer aber glaubt, lau und nachlässig sein zu dürfen, der ist nicht mehr ferne von der Armuth. Ueberhaupt möge uns Reichthum nie stolz machen; denn sehr schön sagt Bruyere: „Nichts lehrt uns mehr einsehen, wie gering Gott irdische Schätze angesehen habe, als die Betrachtung derjenigen Menschen, welchen er sie versagt, und deren, welchen er sie gegeben hat.“

„In der Hauswirthschaft straft sich auch die kleinste Vernachlässigung.“

Nicht selten richtet eine kleine Vernachlässigung in irgend einem Zweige des Haushaltes großes Unheil an. „Weil ein Nagel fehlte, ging das Hufeisen verloren; der Mangel des Hufeisens ließ das Pferd straucheln, und der Fall des Pferdes war die Ursache, daß der Reiter das Genick gebrochen. Ein kleiner Mangel in der Haushaltung, ein Loch in der Wäsche, das beim ersten Aufbruche leicht hätte verstopft werden können, dann aber das ganze Linnenzeug unbrauchbar machte, genügen dem aufmerksamen Beobachter, um den schlimmen Zustand der Wirthschaft in einem Hause aufzudecken.

„Ein guter Zahler ist Herr von anderer Leute Beutel.“

Wer dafür bekannt ist, daß er pünktlich und genau zur versprochenen Zeit bezahlt, der hat bei jeder Gelegenheit alles Geld, das seine Freunde entbehren können, in seiner Gewalt. Dieß ist oft von dem größten Nutzen. Auch die geringsten

Kleinigkeiten, welche auf den Credit Einfluß nehmen, müssen sorgfältig beobachtet werden. Sieht Dich Dein Gläubiger an einem Billard, oder hört er Deine Stimme in einem Trinkhause, wenn Du bei der Arbeit sein solltest, da läßt er Dich schon den nächsten Tag um sein Geld mahnen, und preßt Dir's ab, aus Furcht, es in die Concursmasse verfallen zu sehen.

„Ein guter Herr, ein guter Diener.“

Ein guter Diener ist ein Schatz. Aber Treue und Anhänglichkeit lassen sich nicht erzwingen, sondern nur verdienen. Wer seine Dienstleute als Freunde behandelt (sie können seine besten Freunde sein), braucht dennoch nicht für sein Ansehen zu fürchten. Wer zu befehlen versteht (eine nicht leichte Kunst), findet dennoch Gehorsam und mehr, als ein Anderer, welchen bloß das Glück zum Herrn gemacht hat. (Daher ist es mehr als zweifelhaft, ob es zu billigen sei, wenn man eine scharfe Scheidelinie zwischen Dienstherrschaften und Dienstboten zu ziehen sucht.) — Es ist deßhalb so wichtig, wenn man Jemanden in seine Dienste nehmen will, eine gute Wahl zu treffen. Deine Großmutter, ein sehr wackere Frau, hatte eine eigene Methode, wenn sie eine Magd in ihren Dienst nehmen wollte, Diejenigen zu prüfen, welche sich zu dem Dienste meldeten. Sie gab ihnen zu essen. „Wie der Mensch ißt, so arbeitet er.“ — Eben so rathsam ist es, mit Dienstboten so selten als möglich zu wechseln. Darum sprach jene Magd, welcher von ihrer Dienstfrau der Dienst gekündigt wurde, ein sinniges Wort, als sie ihr antwortete: „Behalten Sie mich immer, eine Andere ist noch schlechter, als ich es bin.“

„Pflanze viel, baue wenig.“

Ein Schottländer gab auf seinem Sterbebette seinem Sohne den Rath, Obstbäume zu pflanzen, wo er sie und so viele er nur pflanzen könnte. „Während Du schläfst, sagte er, wachsen sie.“ (Du brauchst aber nicht zu schlafen, hätte man hinzusetzen sollen.) — Daß Gebäude nicht wachsen, weiß ein Jeder.

„Man benutze, aber überspanne seinen Credit nicht“

„Borgen macht Sorgen. Es ist besser, hungrig zu Bette zu gehen, als mit Schulden aufzustehen. Es ist leichter Schulden machen, als sie zu bezahlen. Mit barem Gelde kauft man am wohlfeilsten.“ Diese und andere Sprichwörter warnen zwar vor dem Schuldenmachen; gleichwohl ist der Credit eine Goldgrube für Den, der ihn zu benützen weiß. Es gibt sogar Gewerbe, welche, ohne daß der Gewerbsmann Credit hat und von demselben Gebrauch macht, schlechterdings nicht, wenigstens nicht mit Erfolg betrieben werden können. Die Frage ist also die, in welchem Grade man seinen Credit anstrengen soll. Die Frage, in dieser Allgemeinheit gestellt, läßt keine befriedigende Antwort zu. Denn nach der Verschiedenheit der Gewerbe, nach dem Betrage des Capitales, mit welchem das Gewerbe betrieben wird, und überhaupt nach Zeit und Umständen, ist auch das Maß verschieden, bis zu welchen man seinen Credit unbedenklich anstrengen kann. Doch läßt sich im Allgemeinen behaupten, daß am wenigsten der Landmann, sei er Grundeigenthümer oder Pächter, von seinem Credite Gebrauch machen soll. Der Gewinn des Landmannes ist nur mäßig, und wenn man von Jahr zu Jahr rechnet, höchst veränderlich Dieß sollte man wohl bedenken, ehe man den Entschluß faßt, den Credit der Grundeigenthümer, z. B. durch Pfandbriefe (für welche die gesammten Grundeigenthümer des Landes haften) künstlich zu steigern.

„Man soll nicht zu schnell reich werden.“

Wer sich von der Habsucht blenden läßt, und nicht mit Geduld, die zwar langsame aber sichere Vermehrung eines gut verwalteten Vermögens erwerben

kann, sondern in Eile reich werden will: muß sich nicht bloß auf ein gewagtes Spiel, sondern auf ein Wagspiel einlassen; meistens wird damit das entgegengesetzte Ziel erreicht, denn Viele sind mit der Eilpost des Wagespieles nur bis zur Hütte der Armuth gekommen, während sie in den Palast des Reichthums zu gelangen hofften. Man kann bei dem Sammeln des Vermögens um so leichter Geduld haben, da es mit der Zunahme desselben nur im Anfange langsamer, dann aber immer schneller geht; denn das Reichwerden steht gewissermaßen unter demselben Gesetze, wie das Fallen der Körper — ein Körper fällt, der Reichthum steigt mit beschleunigter Geschwindigkeit.

Das Capitel vom Schuldenmachen.

Schulden sind die fressenden Würmer an dem Eigenthume des Hauswirthes. Es ist freilich angenehm, augenblickliche Wünsche und plötzlich erwachte Bedürfnisse mit fremdem Gelde zu bezahlen; aber wenn Jeder bedächte, daß der Zahltag — sei er auch noch so spät hinausgesetzt — sicher und immer zur ungelegenen Zeit kömmt — wenn Jeder dabei bedächte, wie man sich dann von seinem Gelde nur schwer trennen und genug Bedürfnisse finden werde, die unberücksichtigt gelassen werden müssen, wenn der ehrliche Name gerettet und der eingegangenen Verpflichtung genügt werden soll; — wenn man überdieß erwägt, daß Schulden niemals verborgen bleiben, und dem Credite wie dem öffentlichen Vertrauen in unsere Solidität Eintrag thun; — wenn man zu dem Allen die Folgen berechnet, welche die allfällige Unmöglichkeit, am Verfalltage Zahlung zu leisten, für unsere Habe, unsere Ehre, unsern Erwerb, und unsere Angehörigen nach sich ziehen kann — Keiner würde bei solchem Nachdenken eine leichtfertige Schuld abschließen. Der Gläubiger, welcher in dem Augenblicke, wo er das Geld vorschießt, ein geliebter Freund, ein Rettungsengel erscheint — wird bald ein unangenehmer, lästiger Gast, endlich ein gefürchteter, grausamer Feind.

Es läßt sich, selbst bei den billigsten Zinsen, leicht berechnen, wie groß der Nachtheil desjenigen ist, welcher mit fremdem Gelde Bedürfnisse bestreitet, d. h. Summen ausgibt, ohne sie im Handel oder Gewerbe auf eine Weise so zu verwenden, daß ihr Erträgniß höher, als das dafür zu zahlende Interesse ist. Die Schulden haben auch noch das an sich, daß sie sich nicht nur durch die Interessen, die wir dafür bezahlen müssen, und durch die Kosten, welche in ihrem Gefolge sind, immer verderblicher ausdehnen; sondern, daß eine Schuld die andere nach sich zieht, und ihre Last selbst vermehrt, wie jene der Schneeflocke, welche von einem Berg endlich als Lawine herunterstürzt. Erfahrungen haben mich belehrt, daß von fünf Fällen, in welchen die erste unnütze Schuld gemacht wurde, kaum zwei Schuldenmacher sich vor dem gänzlichen Untergang gerettet haben, indessen die übrigen von einer Schuld in die andere fielen, und endlich auf eine beklagenswerthe Weise zu Grunde gingen.

Auch dann, wenn man mit einem aufgenommenen Capitale einen kleinen Vortheil erreichen könnte, will ich nicht rathen, sich in das abhängige Verhältniß eines Schuldners zu leichtfertig zu fügen. Was man etwa an Geld gewinnen kann, dürfte leicht an der Ruhe und an der Ehre verloren gehen.

Freilich ist es Solchen, welche Geschäfte oder Gewerbe treiben, nur selten möglich, ihre Speculationen mit eigenem Gelde allein zu betreiben. Ja, bei diesen fordert es die Klugheit, ihren Credit zu benützen; aber mit welcher Vorsicht, und unter welchen Bedingungen — dieß wissen Jene, welchen ihre Ehre,

ihre Ruhe und ihr Glück lieb ist, besser, als ich in wenigen Zeilen zu sagen vermöchte. Wenn ich Dir nun gesagt habe: Hüthe Dich, Anderen ein Schuldner zu werden; so kann ich mit derselben Wärme Dir empfehlen: sieh Dich vor, daß auch Andere Deine Schuldner nicht werden!

Ein kluger Hauswirth, dem seine Ruhe lieb ist, muß es sich zum festen Grundsatze machen, nie und Niemanden Geld zu verleihen, sondern da, wo er zu helfen im Stande ist, es lieber zu verschenken. Wie sich die Raben um das Aas sammeln, so umschwärmen Schaaren von leichten Zeisigen und liederlichem Volke den armen Hauswirth, bei welchem sie etwas Geld im Vorrathe wittern. Es gehört einmal zu den Lasten des Reichthums, daß sich die besten Freunde oft nur als listige Speculanten entlarven, daß Verwandte und selbst die, welche die Rechte des Blutes in unsere Nähe gestellt, die Gesinnung der Liebe oft heucheln, und nur darauf sinnen, wie sie ihren Eigennutz befriedigen und durch die Habe des Reicheren ihren erkünstelten oder wirklichen Bedürfnissen genügen können. Wer da nicht ein scharfes Auge hat, und mit festem Charakter gepanzert ist, sieht sich wahrhaft in der Lage eines gejagten Wildes, das man von allen Seiten mit Netzen und Fallstricken so lange umstellt, bis es endlich dem listigsten und gierigsten seiner Feinde erliegt. Mehr als einen Reichen habe ich in solchen Augenblicken, wo ihn der beste Freund getäuscht, wo vielleicht sein eigenes Söhnchen, als verzogener Taugenichts, nicht auf das Vaterherz, wohl aber auf des Vaters Beutel gerechnet, das Geld verwünschen gehört.

Man kann indessen vielem Verdruße ausweichen, und Verlusten vorbeugen, wenn man fest an dem Grundsatze hält, niemals Geld darzuleihen. Gibst Du dieß Deinen nächsten Umgebungen deutlich zu erkennen, so wird Jener, welcher nur etwas Zartgefühl hat, Anstand nehmen, in einer Darleihungssache Dich zu behelligen, und wer keck und unbescheiden genug ist, Dich nichts desto weniger in Anspruch zu nehmen, der ist einer kurzen, und nach Umständen auch rauhen Abweisung allerdings werth.

In Darlehenssachen bleibt der Verdruß nie aus. Bist Du ihm ausgewichen, indem Du das Geld hergabst, wirst Du ihm verfallen, wenn Du es forderst.

Das Capitel von den Darleihen.

Ich habe zu viele Menschen kennen gelernt, welche, nachdem sie mit saurem Schweiße in der größern Hälfte ihres Lebens sich Vermögen erworben hatten, nicht durch üble Wirthschaft oder schwindelnde Speculationen, sondern bloß durch die Unvorsichtigkeit, mit welcher sie ihr Geld fruchtbringend anlegen wollten, dem Uebel der Armuth verfallen sind. Ich spreche hier nicht von den Schuldenmachern und jenen kleinen Darlehen, aus welchen am Ende doch, wenn man zu addiren beginnt, große Verluste sich ergeben können, sondern von jener ernsten Fruchtbarmachung der Capitalien, welche zur Vermehrung des Vermögens eben so nöthig ist, als das Bebauen eines Grundstückes. Geld hat die merkwürdige Eigenschaft, daß es in kluger Hand fast ohne Mühe wieder Geld gebärt, und sich am Ende in steigender Progression durch sich selbst zu vermehren vermag.

Deßhalb ist das Capitel von den Darleihen ein sehr wichtiges. Ich weiß nicht, ob ich den Erwerb des Geldes oder die Verwendung desselben eine schwierigere Kunst nennen soll. Da ich jedoch viel mehr Menschen kennen gelernt habe,

welche Geld zu verdienen, als Solche, die es auch zu erhalten wußten, so glaube ich nichts zu wagen, wenn ich die Kunst, das Geld zu verwenden, für schwerer halte, als die, es zu erwerben.

Bei Darlehen muß man vor Allem auf die Sicherheit des Capitals, dann auf jene der Interessen sehen. Die Sicherheit des Capitales ist zwar viel; aber wenn man es mit einem schlechten Zahler zu thun hat, und die Interessen erst mühsam und vielleicht gar im gerichtlichen Wege (also mit Kosten) hereingebracht werden müssen: so ist der Schaden selbst bei etwas höherem Zinsengenuße beträchtlicher, als daß der Vortheil des gesicherten Capitales ihn allein ersetzen könnte. Man halte daher bei Darlehen an folgenden Grundsätzen unwandelbar fest: 1. Leihe nie Geld, ohne die gesetzlichen Formen bis auf den unbedeutendsten Schritt beobachtet zu haben. Wer mit denselben nicht genau bekannt ist, muß sich hierin bei einem durch Redlichkeit und Unabhängigkeit im reinsten Rufe stehenden Rechtskundigen Raths erholen.

2. Man leihe nie Geld ohne Pupillarsicherheit, d. h. unter Verpfändung eines festen Besitzthumes, dessen Werth die geliehene Geldsumme um zwei Drittheile übersteigt.

3. Man ziehe den sichern Zinsenzahler und den leichtesten Bezug der Interessen bei gleicher Sicherheit des Capitales vor.

4. Man überschreite nie die vorgeschriebenen landesüblichen Zinsen, oder lasse sich durch Vorspiegelungen eines selbst erlaubten Gewinnes nicht täuschen; denn hat uns der Gläubiger mit einer Uebertretung des Gesetzes in den Händen, so können wir darauf sicher zählen, daß er zur Zahlungszeit davon Gebrauch machen werde.

5. Man halte bei Darlehensgeschäften alle Arten Mäkler und Geschäftsmacher ferne, weil man durch diese selten wirkliche Vortheile und fast immer Kosten und Nachtheil erleidet.

6. Wenn man einen Theil seines Vermögens auf öffentliche Fonds anleget, so geschehe dieß bloß in der Absicht, unbekümmert um das momentane Steigen oder Fallen der Staatspapiere, die Interessen des dafür ausgelegten Capitals zu beziehen, nicht aber durch den lockenden Handel mit öffentlichen Papieren in's verderbliche Börsespiel verlockt, und endlich ruinirt zu werden.

7. Nie — merke Dir diese goldene Regel — nie wende Dein ganzes Vermögen auf Einen Zweig, und nie lege deine Capitalien auf Eine Hypothek an. Vertheile, wenn Du reich bist, Dein Geld in drei und auch mehr Theil-Capitalien. Lege einen auf Grundbesitz, den andern auf öffentliche Fonds, den dritten auf Privat-Hypotheken, den vierten auf Fabriks- oder Handelsinteressen an. Schlägt es in einem Zweige fehl, so gelingt's in dem andern; und trifft Dich ein Unglück (welcher noch so vorsichtige und erfahrene Geist kann alle Zufälle berechnen, und wo können wir vor dem Einbruch des Mißgeschickes sicher sein, da selbst aus dem heitersten Himmel oft ein Blitzstrahl niederfährt!) so wirst Du es leichter tragen, da Du nicht Alles, sondern nur einen Theil Deines Vermögens verloren.

Nie aber vergesse: es ist leichter, reich zu werden, als, es zu bleiben. Und ausgerüstet mit Weisheit und Rechtschaffenheit gleichst Du einem Felsen, welchem weder Bosheit, noch Neid oder Mißgeschick etwas anhaben können. Mich erkräftigte, als mich einst die Bosheit und der Neid sehr verfolgten, folgende Allegorie, die ich zum eigenen Troste niederschrieb.

Der Felsen und seine Gegner.

Wasser, Luft und Feuer verschworen sich gegen einen Felsen, der weit ins Land hineinblickte, und die Gegend beherrschte. Das Wasser schleicht heulend herbei, leckt zuerst mit leisem Gemurmel dessen Fuß, brauset dann in die Höhe, schlägt mit seinen Wogen keck an den Stein; aber in Schaum gelöset, stürzt die tolle Fluth immer wieder zurück, bis sie endlich in der Erde jämmerlich versiegt. Von der Sonne beschienen, sieht, in blendender Weiße, der Felsen des tückischen Gewässers schmutziges Ende.

Darauf kommt die Luft auf raschen nächtlichen Flügeln dahergebrauset. Der Wald beugt vor dem Sturme den Rücken, die Hütten entblößen das schlecht bedeckte Haupt; der Felsen aber steht fest, daß der wüthende Sturm in wimmerndem Geheul sich an ihm zerschellt, und endlich in seine Schlupfwinkel beschämt zurückkriechen muß. Ungekränkt und unbekümmert sieht der Felsen ins schöne Land hinein.

„Memmen!“ donnert das Feuer, indem es, ein Blitzstrahl, krachend, als fielen die Himmel ein, aus schwarzer Wolke ins Gestein niederfährt. Doch eine Ader echten Metalls in dem Felsen nimmt den Blitz auf, und führt ihn ohne Nachtheil einer unterirdischen Quelle zu, wo er zischend ersäuft, und zum Zeichen seiner Ohnmacht den Gestank des Höllenpfuhles hinterläßt. So blieb das Gestein Sieger in dreifachem Streit.

Einem Felsen gleicht der rechtschaffene und charaktervolle Mann. Gegen ihn mag sich die heuchlerische Blödheit, die rasende Bosheit, die ungerechte Gewalt rüsten; — die Träume des Blöden versiegen im Elemente der Wirklichkeit; die Versuche der Bosheit zerschellen an der öffentlichen Meinung und vor der Kraft des gesunden Verstandes; die ungerechte und mißbrauchte Gewalt endlich findet früher oder später einen mächtigern und parteilosen Richter. — So sind Rechtschaffenheit und Charakterstärke ein tüchtiger Schild; es prallen im Kampfe mit den Nichtswürdigen die Pfeile auf ihre Urheber zurück.

Die Merkzeichen der Armuth und des Reichthums.

Bruyere beschreibt auf eine sehr originelle Weise die Kennzeichen der Armuth, und im Gegensatze jene des Reichthums.

„Phädon hat thränenfeuchte Augen, einen abgestorbenen Teint, eine trockene Haut, einen mit wenigen grauen Haaren bedeckten und ganz kahlen Kopf, ein hageres Gesicht. Er schläft wenig, und sein Schlummer ist leicht; er ist zerstreut, ein Träumer, besitzt Geist, und doch dabei die Miene der Dummheit. Er läßt es außer Acht, dasjenige bemerkbar zu machen, was er weiß, oder von Dingen zu sprechen, die ihm bekannt sind. Thut er's auch manchmal, so zieht er sich schlecht aus der Affaire. Er erzählt kurz, aber kalt, er gewinnt keinen Zuhörer und zwingt Niemandem ein Lächeln ab. Er zollt demjenigen, was Andere sagen, seinen Beifall, er ist ihrer Meinung; er läuft, er fliegt, um ihnen kleine Dienste zu erweisen; er ist gefällig, artig, geschäftig; er ist geheimnißvoll über seine Angelegenheiten, lügt manchmal; er ist abergläubisch, kleinlich und furchtsam; er geht sachte und langsam, gleichsam, als fürchtete er, den Boden zu betreten. Er geht mit niedergeschlagenen Augen einher, und getraut sich nicht, sie vor den Vorübergehenden zu erheben. Bilden Mehre, um des Gespräches willen, einen Kreis, so ist er gewiß nicht darunter; er steht hinter demjenigen, welcher das Wort führt, und zieht sich zurück, sobald man ihn anblickt. Wenn man ihn sich

zu setzen ersucht, so setzt er sich nur mit vieler Mühe an eine Ecke des Lehnstuhles; er spricht in der Gesellschaft leise, und betont seine Worte schlecht, redet manchmal sehr frei über öffentliche Angelegenheiten, ist erbost über sein Jahrhundert, und selten gut zu sprechen auf Reiche und Große. Er öffnet seinen Mund nicht, es sei denn, um eine kurze Antwort herauszulispeln. Er reinigt sich die Nase, indem er seinen Hut vorhält, er spuckt leise vor sich hin, und kömmt ihm ein Niesen an, so unterdrückt er es ängstlich; nieset er aber dennoch, so bemerkt es beinahe Keiner aus der Gesellschaft. Er trägt von Niemanden eine Höflichkeitsbezeigung, kaum einen Gruß davon. — Er ist arm!"

„Ergast hat eine blühende Gesichtsfarbe, volle Wangen, die von Fett beinahe herabhängen, ein sicheres Auge, und einen festen Blick; sein Bauch ist unermeßlich dick, sein Schritt frei und kräftig. Er spricht mit Bestimmtheit und Selbstvertrauen, er macht mit dem, der sich an ihn drängt, nicht viele Umstände, fährt ihn mitunter gebieterisch an, er hört nur gleichgültig auf das, was man ihm sagt. Er zieht ein großes seidenes Sacktuch heraus und reinigt seine Nase mit Geräusch, er wirft seinen Speichel weit von sich weg, und nieset sehr laut. Er schläft bei Tage, schläft bei der Nacht, und dieß oft recht gut; er schnarcht, nicht selten sogar, wenn er Gäste bei sich hat. Er setzt sich eher zu Tische, als ein Anderer; er sucht sich auf Promenaden die besten Wege aus, er bleibt dort stehen, und Alles, was ihn begleitet, folgt seinem Beispiele; er geht weiter, und mit ihm fängt auch Alles sich neu zu bewegen an; er unterbricht den Wortführer, er widerspricht ihm, aber ihn unterbricht keine Seele, ihm widerspricht Niemand; man hört ihm so lange zu, als er zu sprechen gelaunt ist; Alles ist seiner Meinung, und jede Neuigkeit, die er zum Besten gibt, ist wahr und wird bewundert. Wenn er sich niederläßt, so sinkt er in einen hochgepolsterten Schlafsessel, er kreuzt ein Bein über das andere, er setzt den Hut tief gegen das Auge zu auf, damit er Niemanden sehe, oder wirft ihn weg, um seine Stirn mit Stolz und Keckheit figuriren zu lassen. Er ist aufgeweckt, lacht über Alles, ungeduldig, voll Verdacht, voll Zorn und Herrschsucht, ist ein Wüstling, politisch, geheimnißvoll in Hinsicht auf die Erscheinungen des Tages; er glaubt, daß er voll Talente und voll Geist sei, und die Meisten geben ihm Recht. — Er ist reich!"

Diese beiden Schilderungen sind allerdings aus einer aufmerksamen Beobachtung der Welt geflossen, und nicht ohne eine gewisse Bitterkeit, welche uns oft beschleichen mag, wenn wir die launige Hand der Glücksgöttin in der Vertheilung ihrer Gaben beurtheilen. Indessen sind Bruyere's Kennzeichen, so geistreich er sie auch hinstellt, für den praktischen Geschäftsmann nicht ausreichend. In dieser Zeit nimmt der Arme gar zu gerne die Maske des Reichen, und bei gewissen Gelegenheiten vertauscht der Reiche die Maske des Armen wieder mit der seinen. Der Arme nämlich — wohl gibt es deren sehr Viele, welche in Equipagen fahren und mit Titeln prangen — findet augenblicklichen Vortheil darin, des Credits würdig geachtet zu werden; indessen der Reiche, der aus Erfahrung die Qualen, wie sie an dem Besitze des Geldes kleben, kennen gelernt hat, sein Vermögen gerne verbirgt, weil er keinen Credit braucht und den Schlingen ausweichen will, welche List und Habsucht dem Reichthum unaufhörlich stellen.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Beilage.)

Redacteur und Herausgeber: J. S. Ebersberg (wohnt in Wien; Stadt, Tiefengraben Nr. 166).

№ 128.

Der Oesterreichische

ZUSCHAUER.

Für Kunst, Wissenschaft, geistiges Leben.

Montag, den 24. October 1836.

Die, welche die Kunst lieben und pflegen, haben von den Göttern, zum Ersatz für manches Übel, einen Freibrief erhalten. Den lästigen Quartiermachern des Menschengeschlechtes, die sich bei dem Sterblichen in zunehmendem Verhältnisse einnisten und in seinem Herzen und Kopfe zurecht lagern, so daß sie Verstand und Gefühl anfänglich beengen und endlich verdrängen — jenen Eindringlichen nämlich (man nennt sie Jahre, und in größerer Anzahl Alter) ist es verboten, Gewalt über den Liebling der Musen zu üben. Ihm lacht der reine, kindliche Sinn mit den Blüthen seiner Freuden immer, und an des Grabes Rande schlagen seine Pulse noch so warm, wie sie im Jünglingsherzen einst schlugen!

An einen greisen Stamm.

Mit Deinem blüthenüberschneiten
Und jugendlich umgrünten Äste,
Gleichst Du nicht einem fremden Gaste,
Geputzt mit Schmuck aus frühern Zeiten?

Du greiser Stamm, Lebenserprobter!
So vielen Lenz sahst Du erblassen,
Willst Du das Blühen noch nicht lassen,
Noch immer nicht, Du Sturmdurchtobter?

Den Göttern will ich's freudig danken,
Wenn ich es einst gleich Dir erfahre:
Bei weißem Blüthenschmuck der Jahre
Noch frische, grünende Gedanken!

Ludwig August Frankl.

Die Porzellan-Schecke.

(Schluß.)

Schon eine Stunde war seit jenem Unfalle vergangen, und noch immer lag der Prinz regungslos und ohne Bewußtsein, und gab der jammernden Schwester und den mit ihm beschäftigten Leibärzten nur durch leises Athmen den Trost, daß er lebe. Da schlug er endlich, wie aus tiefem Schlafe erwachend, mit sanftem Lächeln die Augen zu der, sich über ihn hinneigenden Fürstin auf, und fragte mit kaum vernehmlicher Stimme: „Hast Du ihn gesehen, Ernestine, wie er mich in seinen Armen hielt? Auf ihn hoffte ich, als ich hinunterstürzte, und mir die Sinne vergingen; und da kam er, und

riß mich aus des Todes Schrecken wieder in das Leben zurück. Nur mit Einem Blicke schaute mein brechendes Auge auf ihn hin; aber ich erkannte ihn; denn es war ja dieselbe Miene theilnehmender Liebe und himmlischer Milde, womit er dort auf dem Schlachtfelde mich anlächelte." Was er noch weiter sprach, verstanden nicht mehr die Umstehenden und er sank, von der Anstrengung erschöpft, allmälig in seine Ohnmacht zurück.

„Es scheint," bemerkte der alte bedächtige Obermedizinalrath, der die Phantasien seiner Kranken nie unbeachtet ließ, „als ob das Delirium Sr. Hoheit mit irgend einem früheren Ereigniß im Zusammenhang stehe, und Eure Durchlaucht haben vielleicht die Gnade, mir darüber einigen Aufschluß zu geben."

„„Schon seit Jahren,"" erwiderte die Fürstin, „„trägt mein unglücklicher Bruder ein Traumgebilde mit sich herum, das wir schonen und ungestört lassen, weil es zur Erheiterung seines verdüsterten Gemüthes sehr wohlthätig mitwirkt. Eine tiefe Kopfwunde und der Sturz von seinem, unter ihm niedergeschossenen Pferde, hatten ihn auf dem Leipziger Schlachtfelde zur Erde gestreckt und ihm seine Besinnung geraubt. In diesem bewußtlosen Zustande nun, in dem er von seinen Gefährten aufgefunden und in ein nahe gelegenes Dorf gebracht wurde, will er jene wundersame Erscheinung, mit der seine abirrende Phantasie sich auch jetzt wieder beschäftigt, und die wohl nur der Traumwelt angehört, gesehen haben. „Ich öffnete," pflegt er zu erzählen, „aus tiefer Betäubung erwachend, mühsam das erstarrte Auge, und mein erster Blick fiel auf einen Reiter, der mit gesenkter Lanze auf mich lossprengte, um mich Wehrlosen zu durchbohren. Da stand plötzlich mit dem Blicke erbarmender Liebe mein Schutzengel neben mir, trat mit kräftigem Fuße die drohende Lanze in den Staub, und indem ich dankbar zu ihm hinaufschaute, vergingen mir auf's Neue die von Schmerz und Schrecken betäubten Sinne. Mein Auge brach, und sah ihn nicht mehr; aber klar und unauslöschlich blieb sein Bild in meiner Seele." Diesem Genius will er nun auch heute seine Lebensrettung zu verdanken, will ihn gesehen, erkannt, sogar in den Armen desselben gelegen haben. Ach, es ist leider wohl gewiß, daß seine Vernunft durch dieses traurige Ereigniß auf's Neue zerrüttet ward. Und wer darf hoffen, daß sie zum zweiten Male genesen werde!""

„Geruhen Eure Durchlaucht, zu befehlen," bat der greise Diener des Äskulap, nach einigen Augenblicken ernster Überlegung, „daß Jemand von Denen, die bei jenem Umfalle und vornämlich bei dem Aufheben Sr. Hoheit zugegen waren, hierher beschieden werde."

Man rief die Kammerdiener des Prinzen; sie verwiesen an den Hoffourier, den sie, als sie zur Hilfe geeilt waren, in der Nähe des schon Geretteten gefunden hatten. Und mit welchem frohen Enthusiasmus schilderte

nun der gute Alte, als auch er über die näheren Umstände vernommen wurde, die mit Undank belohnten Verdienste seines armen Freundes.

Auch Friedeberg wurde nun gerufen, und der wohlbedächtige Arzt, der in dem Labyrinthe einer kranken Seele jeder leidenden Spur mit Sorgfalt nachzugehen pflegte, richtete seinen Forscherblick auf die gelähmte Ferse des von der Fürstin mit dankbarer Rührung aufgenommenen Retters, und befragte ihn mit gespannter Aufmerksamkeit über das Ereigniß, wodurch er zu dieser Verwundung gekommen sei?

„Die Leipziger Schlacht," erzählte Jener, „war beendet. In den entlegenen Gegenden des großen Kampfgefildes herrschte öde Stille, die nur von dem Röcheln der Sterbenden und den Klagetönen der Verwundeten unterbrochen wurde. Auch ich gehörte zu den Letzteren. Ein Säbelhieb hatte meine linke Schulter getroffen, und ein Kolbenschlag mich zur Erde gestreckt. Die Betäubung wich; ich raffte mich auf, verbiß den brennenden Schmerz, und wankte langsam über das schauerliche Leichengefilde hinweg. Wehmüthig wendete ich meinen Blick nach einem Jünglinge, der einige Schritte vor mir am Fuße eines kleinen Hügels lag, und mit Anstrengung seiner letzten Kraft das vom Blute überströmte Gesicht in die Höhe zu richten suchte. Da sprengt ein schon gefangen gewesener und glücklich entronnener Uhlan, von Wuth entbrannt über das Schlachtfeld daher; stößt hier und dort mit seiner Lanze einen sich mühsam Aufrichtenden zur Erde wieder hinab, und bedroht nun auch schon das Herz des seufzend aufathmenden Jünglings. — Mitleid und Entsetzen gaben mir Kraft, dem Unholde entgegen zu eilen, den mörderischen Stoß mit vorgehaltenem Fuße aufzufangen, die Lanze dadurch zu Boden zu drücken und rasch nach meiner im Gurte steckenden Pistole zu greifen. Noch ehe ich jedoch nöthig hatte, von ihr Gebrauch zu machen, war der Uhlan davon geeilt, und ich sank erschöpft und bewußtlos zu den Todten nieder, wo ich erst am folgenden Morgen gefunden, für noch lebend erkannt, und in das Lazareth getragen wurde."

„„Halten Eure Durchlaucht,"" fragte der Leibarzt, innig froh, daß er auch hier, wie so oft, die rechte Spur gefunden habe, „„den Genius Sr. Hoheit nun noch für ein leeres Traumbild?""

„Nein, nein," erwiderte die Fürstin, indem sie dem überraschten Friedeberg mit rührender Herzlichkeit die Hand reichte, die er ehrerbietigst küßte. „Er ist mir ja selbst auf das Freundlichste erschienen."

„„Geruhen Eure Durchlaucht jedoch,"" bat der besorgte Greis, „„zu erlauben, daß er einstweilen noch in's Nebenzimmer verschwinde, damit Se. Hoheit ihn nicht gleich beim Erwachen gewahr werde. Es wäre eine zu starke Erschütterung des Nervensystems zu befürchten, und man wird langsam zu

Werke gehen müssen, um in den Vorstellungen Sr. Hoheit das Geisterhafte des Schutzengels zu vermenschlichen.""

*

„Haben Sie schon gehört," fragte am folgenden Morgen die alte Steuereinnehmerin ihren Nachbar, der, über des Lebens vergebliche Mühen seufzend, seine Käfige und Bratenwender vor die Thüre trug; „haben Sie gehört, wie es dem jämmerlichen Supernumerarius auf seiner Spazierfahrt ergangen ist? Das soll ja ein furchtbarer Scandal gewesen sein! Meines Mannes Barbier hat es uns so eben haarklein erzählt. Er selbst ist zwar nicht dabei gewesen; aber seine Frau hat es von der neben ihr wohnenden Wäscherin erfahren, deren Dienstmädchen einen Schneidergesellen zum Bräutigam hat, dessen Bruder in der Garde dient, und gestern in Ernestinenruh gerade, als der Spektakel losging, vor der Schloßtreppe Schildwache stand. Denken Sie sich, der saubere Herr Friedeberg hat ein Gläschen zu viel getrunken, ist auf den tollen Einfall gekommen, sich mit seinem Karrengaule sehen zu lassen, hat das elende Thier mörderisch geprügelt, so daß es am Ende desperat geworden ist, Reißaus genommen, und die ganze Feuerwerksstellage über den Haufen geworfen hat. Die ist dann dem Prinzen auf den Kopf gefallen, hat ihm den Hirnschädel zerspalten, die Beine zerschmettert und mindestens sechs Rippen zerbrochen. Außerdem sollen noch zehn bis zwölf Menschen auf der Stelle zu Tode gekommen und mehr als fünfzehn gefährlich verwundet worden sein. Der Unheilstifter ist sogleich kreuzweise geschlossen worden, und soll heute früh in den Burgthurm gebracht werden. Wenn es auch nicht zum Rädern kömmt, meint der Barbier, wird doch gewiß der Kopf herunter müssen."

„„Nun das will ich denn doch mit ansehen,"" erwiderte der Trödler, indem er stöhnend den schweren Lehnstuhl niedersetzte, den er mühsam hinausgeschleppt hatte. „„Unsereins hat zwar keinen Augenblick Zeit, aber so etwas sieht man denn doch nicht alle Tage. Ich gönne es dem Kerl! Ist für mich immer eine fatale Personage gewesen. Aber geben Sie Acht, am Ende wird er doch begnadigt, und wir sehen wieder nichts.""

„Und was sagt der Herr nun von dem da drüben?" fragte des Hrn. v. N*'s Kammerdiener, der eben vorüberging.

„„Nicht wahr?"" antwortete der Trödler, „„der Kopf ist so gut als weg.""

„Bei Euch wohl!" fuhr Jener ihn an. „Denn nur ein Kopfloser kann sich so etwas in den Kopf setzen. Der da hat den seinigen oben drauf! — Die Durchlauchtigsten Herrschaften haben ihn aus der Wache zu sich hinaufrufen lassen, große Herrlichkeit aus ihm gemacht; er hat ihnen die Hände geküßt; ist Hofrath geworden und wird mit Sr. Hoheit dem Prinzen, als Höchstdero Vorleser und Gesellschafter, nach dem Belvedere ziehen. Wie das Alles

zusammenhängt, weiß der Himmel; aber so viel hat man schon heraus, daß eine Spukgeschichte dahinter steckt. Der Prinz soll ihn wegen seiner Todtenfarbe für ein Gespenst gehalten haben und ist vor Schrecken darüber wieder zu Verstand gekommen. Mein Herr will vor Neid und Ärger bersten, und hat obendrein noch der Herren Söhne wegen eine Nase erhalten — ja, ich schwörs Euch — länger, als die des Elephanten in der fürstlichen Menagerie. Ei der Tausend, da werden der neue Herr Hofrath nebst Frau Gemahlin in der prinzlichen Equipage nach Hause gebracht! Muß doch gleich hinüber, um beim Aussteigen behilflich zu sein."

„„Auch ich,"" erwiderte der Trödler, „„will mich doch gleich in die Sonntagskleider werfen, und dem guten lieben Herrn ein freundliches Willkommen sagen. Wir waren ja immer die besten Freunde mit einander. Und vielleicht kann Unsereins, da der Herr Hofrath sich jetzt doch anders werden einrichten müssen, auch hier und da ein Thalerchen verdienen. Will ihm doch das vom Hrn. v. N. gekaufte Porzellan-Service anbieten. Guten Morgen! Frau Gevatterin! guten Morgen.""

E. Herz.

Notizenblatt.

Almanach-Literatur.

Gedenke mein! Taschenbuch für 1837. Mit acht Kupfer- und Stahlstichen. Wien und Leipzig. Verlag von Friedrich Wilhelm Pfautsch.

Zeiten des politischen Friedens werden gewöhnlich durch Geringfügigkeiten bedeutsam; in Meinungen und Ansichten harmlos, ja gleichsam nur halbbewußt ausgesprochen, ersieht der Scharfblick den Samen künftiger großer Ereignisse. Und wie die Tage des Friedens nicht leere Blätter in dem Buche der Geschichte bilden, sondern vollgeschrieben sind mit den Symptomen aller nachfolgenden kriegerischen Jahre, so wird man ein Ähnliches in der Literatur wiederfinden. Zeiten, die fast nichts Großes schaffen, tragen in allen Erzeugnissen den Keim der nächsten Epoche in sich. Die literarischen Sonnen der letzten Decennien sind untergegangen, und eine ganze Wolke kleinerer Sterne zog auf, in feindlichem Gegenschein, in durchwegs prätendirter, manchmal wahrer Originalität, in echt- und unecht farbigem Humor. Möchte man doch, um eine Zeit erfolgreich für die Literatur zu nennen, nicht immer und ewig nach einzelnen großen Werken fragen! Die Gesammtzahl Dichter einer Nation bildet die Peripherie eines magischen Kreises, und die auftauchenden Genies fixiren dann das Centrum. Unsere heutige Literatur ist wahrhaft excentrisch, nicht sowohl, weil sie ihr Centrum übersliegt, als weil sie noch keines hat. — All' unsere Werke sind Peripherie, und eben darum so lange von Bedeutung, bis eine Centralsonne diesen Saturnusring überstrahlt. — Man hat es freilich verkannt, und berühmte deutsche Kritiker sangen Hymnen auf die freigewordene Literatur, und wie sie entfesselt sei von dem Weimarer Despoten; aber — der Geist ist ein geborner Aristokrat und das Genie wird ewig herrschen. Jahrtausende sprechen dafür, und jene Herren selbst, die der freigewordenen Literatur Tempel bauen, führen uns durch seine Pforte im Grunde nur unter ihr eigenes Joch.

Almanache und Zeitschriften sind nun die bequemen Portefeuilles für kleinere Pieçen, für Handzeichnungen in Feder- und Bleistiftmanier, und wer von ersteren Schriftstellern ausgeführte Tableaus besehen hat, wird mit erhöhtem Interesse eine solche Kunst-Ausstellung im Kleinen durchwandern; vorausgesetzt, es könne sich eine bestimmte geistige Tendenz auch in engeren Formen aussprechen, als in einer Tragödie von fünfzehn Acten. Das oben erwähnte Taschenbuch führt uns für dieses Jahr wieder eine Gallerie vielgekannter und beschriebener Autoren vor. Seidl fehlt nicht, der Gemüthliche, über alle seine Weisen einen Schmelz von so schwermüthiger Resignation breitend, als wolle er ein zerrissenes Herz damit überdecken. Sein „Kirchlein am Berge" würde ihm allein die elegische Meisterschaft sichern. Ich kann die wenigen Strophen dem Lesekreise dieses Blattes nicht vorenthalten:

Am Berge steht ein Kirchlein,
Vergessen steht es da,
Der Menschenwelt so ferne,
Dem Himmelszelt so nah'.

Auf seiner Pforte Stufen,
Die grünes Moos bedeckt,
Ruht selten nur ein Jäger,
Vom Wetter hingeschreckt.

Die rost'gen Glocken hangen
Seit Langem stumm im Thurm;
Der sie noch manchmal läutet,
Der Glöckner ist — der Sturm.

Die Blitze nur verschonen
Das stille Gotteshaus,
Und wählen sich die Wipfel,
Die es umrauschen, aus.

Wohl mocht' es Zeiten geben,
Wo mancher laute Zug
Mit Sang und Klang sein Opfer
Herauf vom Thale trug.

Jetzt wallen keine Beter
Den Waldpfad mehr empor;
Verscheuchte Vögel singen
Ihr Liedchen auf dem Chor.

Die Zeiten sind verklungen,
Verhallt ist Sang und Wort:
Der Geist der Andacht aber,
Der weht im Kirchlein fort.

Und sollt' es mit den Jahren
Auch ganz in Trümmer geh'n,
Noch um die Trümmer würde
Der Geist der Andacht weh'n.

Und überwüchs' auch Rasen
Schon wuchernd Schutt und Sand,
So sagte jedes Gräschen,
Daß hier ein Kirchlein stand.

Vogl, der edle Troubadour, der düstere Enk, mit seiner poetischen Individualität an Seidl streifend, und von ausländischen Schriftstellern Bechstein und Kind, haben das „Gedenke mein" mit frischen Immortellenblättern bedacht. Braunthal gab ein einziges Gedicht: „Cäsar." Die Pointe liegt unter einem Schleier, als wäre sie dem Dichter selbst nur halb bewußt. Braunthal sucht diese Manier nicht; er fällt unwillkürlich hinein. Seine Sachen wollen populär erscheinen, aber sie sind es nicht und können es nie sein, weil er objectlos dichtet. Wäre dieser „Cäsar" wirklich an eine Dame gerichtet; seine Galanterie müßte es unartig finden, sie mit einer verschlossenen und versiegelten Pointe zu necken. — Fast kein Charakter seiner Dramen leibt und lebt; sie sind nur allegorische Personen, das personificirte Alter etwa, die personificirte Jugend, und mit Sentenzen ausgestattet, wie sie sich für solche Jahre schicken. Dramatische Dichter von Beruf nehmen alle Charaktere aus dem Leben, und ein Fallstaff, ein Jago, ein Othello, ein Hamlet, sie sind stehende Masken in der Welt. Die eigentliche Sphäre unseres genialen Braunthal ist die Satyre. Dahin gehört die strengabgeschlossene Subjectivität, die es verschmäht, in die objective Erbärmlichkeit anders, als spottend und strafend hinauszutreten; dahin gehören Nadeln und Dolche mit Etui's en maroquin, dahin

der vergiftete Zucker einer tief vergrabenen Ironie, und dahin gehört endlich jener empfindliche Stolz, den Alles athmet, was Braunthal schrieb.

Die übrigen Mitarbeiter von Ruf gaben nur minder Bedeutendes für den poetischen Theil dieses Jahrganges. Erzählungen hat er welche von Interesse aufzuweisen. Früher spielten hartherzige Väter, stolze Brüder und eifersüchtige Vormünder die Tyrannen in der Novelle; heute kennt sie bloß Wahnsinn und Treulosigkeit. Wo sonst die Erzählung aufhörte, fängt sie jetzt an, mit süßen Geständnissen nämlich: diese stehen auf der ersten Seite, auf der zweiten dann Reue und Überdruß.

Die herrlich ausgeführten Sydero- und Chalkographien scheinen fast durchaus nach englischen Stichen gearbeitet, die typographische Ausstattung würdig der Strauß'schen Officin. Nur las ich in einem Ent'schen Gedichte: Gattin für „Göttin;" das ist doch offenbar ein Druckfehler. Wilhelm August.

Aus unserer Zeit.

— Die „Leipziger-Modenzeitung" erzählt in einer ihrer Notizen eine neue Erfindung eines englischen Offiziers, welche in einem Mörser besteht, der zweimal mehr Kraft hat, als der bisher gewöhnliche, und in einer Art Raketen, welche ein feindliches Schiff in einer Entfernung von mehr als 2000 Klaftern in Brand zu stecken im Stande sein sollen. Zugleich bietet der menschenfreundliche Hr. Erfinder dieses sein Werk Korsaren, Sclavenschiffen 2c. an, weil dadurch ein kleines Fahrzeug ein Kriegsschiff erster Classe zur Übergabe zwingen oder vernichten könnte.

— Unsere Zeit ist eine Zeit der Denkmähler. Mit Gewalt wollen die Söhne das nachholen, was die Väter versäumten, und so hören wir jeden Tag neue Aufforderungen, einem Monument irgend eines unserer berühmten Landsleute beizusteuern. Täglich bilden sich Vereine, die sich nicht selten, wie z. B. beim Schiller-Vereine, in die Haare fallen; allein zu unserem Unglücke sehen wir im Ganzen noch nicht viel vollendet. Unlängst hat sich erst wieder ein Verein zu einem Denkmahle für Beethoven in Bonn gebildet, welcher auch, besonders im Auslande, große Unterstützung gefunden hat. So haben in Mainz, Darmstadt 2c. musikalische und zum Theil auch theatralische Productionen größten Theils aus desselben Werken Statt gefunden, welche bedeutende Beiträge geliefert haben. In Salzburg hat sich so eben eine Gesellschaft gebildet, dem unsterblichen Mozart in seinem Geburtsort ein Monument zu setzen, über dessen Fortgang erst die Zukunft entscheiden wird. Sonderbar ist es aber, daß man nicht einmal in Wien, wo dieser unsterbliche Meister seinen Geist aushauchte, seine Ruhestätte mit Gewißheit angeben kann.

— Der Bruder des bekannten französischen Dichters, Alexander Dumas, Wolphe, hat eben ein Stück eingereicht, worin Don Juan und Faust die Hauptrolle spielen. Die deutschen Journale greifen dieses Factum, je nach ihrer Tendenz, unter verschiedenen Gesichtspuncten auf, scheinen aber vergessen zu haben, daß der talentvolle Grabbe, welcher so eben, ein großer Verlust für Deutschlands karg angebaute Poesien (12. September), zu Detmold nicht in den glänzendsten Umständen zu Grabe gegangen, auf die geistreichste und originellste Weise beide Mythen in ein harmonisches Ganzes zu bringen versucht hat.

— Eine Statistik der Verbrechen in England, welche erst unlängst über das Jahr 1835 erschienen ist, gibt uns den tröstlichen Beweis, daß die Zahl der Verbrechen sowohl in quantitativer, als in qualitativer Hinsicht sich vermindert hat, da die

Zahl der Angeschuldigten 1720 weniger betrug, als im Jahre 1834, 414 Transportationen und 784 Einkerkerungen weniger Statt fanden. Diese Verminderung zeigt sich in den Verbrechen augenfälliger, als in Vergehen; merkbarer in den Verbrechen gegen Personen, als gegen Eigenthum, und bei beiden fanden sich die schwersten derselben minder häufig wiederholt. Eine für den Menschenfreund besonders erfreuliche Bemerkung ist auch die, daß die Anzahl jugendlicher Verbrecher unter zwölf Jahren bedeutend abgenommen hat, woraus sich eine schöne Hoffnung auf den künftigen moralischen Zustand der unteren Volksclassen bauen läßt. T.

Geschichtliche Momente und Begebenheiten aus der Gegenwart.

1836. September 29. Um Mitternacht bricht in Magdeburg in einem dreistöckigen Eckhause der „grünen Armenstraße" Feuer aus, welches sogleich die hölzernen Treppen in demselben verzehrte, ehe noch die zahlreichen Einwohner des Gebändes erwachten. Eine ganze Familie sprang in der Verzweiflung aus dem dritten Stockwerke auf die Straße hinab; die Ältern warfen die Kinder zu den Fenstern hinaus und sprangen dann selbst nach, viele andere Personen eben so. Einundzwanzig Menschen haben auf diese schreckliche Weise das Leben eingebüßt, indem sie theils auf der Stelle todt blieben, theils noch in derselben Nacht verschieden.

Rückblick in die Vergangenheit.

Am 21. October 1619 hält Churfürst Friedrich V. seinen feierlichen Einzug in Prag, wobei viele Pracht herrschte. Unter die Seltenheiten desselben gehört eine bürgerliche Schaar, 400 Mann stark, in Taboritischer Rüstung, mit dem Kelch in ihrer Fahne. Diese maskirten Taboriten ahmten auch einige Waffenübungen der alten Taboriten nach. Aber bei dem Geräusch, das sie mit ihren Dreschflegeln machten, brach Friedrich in lautes Lachen aus; eine Unklugheit, durch die er schon am ersten Tage seines Aufenthaltes zu Prag die Zuneigung einer mächtigen, in ihrem Nationalgefühle gekränkten Partei verlor.

Am 22. October 1721 nimmt Peter I., der Große, den Titel eines Kaisers aller Reußen an. Nach dem mörderischen 21jährigen Kampfe mit Schweden nämlich, welchen der Nystädter Friede 1721 geschlossen hatte, war Rußlands Macht für immer gegründet; Liefland, Esthland, Ingermannland, Wiburgslehn und Kerholmslehn waren an Rußland abgetreten worden, das sich trotz seiner Anstrengungen noch im günstigen Zustande befand. Peter feierte den Frieden durch Gebete, Feste, durch eine allgemeine Amnestie, von welcher nur Mörder und nicht zu bessernde Straßenräuber ausgenommen wurden, und den Nachlaß aller Forderungen der Krone bis zum Jahre 1717. Hierauf baten ihn der Senat und die h. Synode im Namen des Volkes, „den Titel eines Vaters des Vaterlandes, Kaisers aller Reußen und den Beinamen des Großen" anzunehmen. Nach vielen Einwendungen des Czaars wurde am Tage des großen Friedensfestes (22. Oct. 1721) die neue Kaiserwürde ausgerufen, welche Preußen, Holland nnd Schweden sogleich, die übrigen Mächte erst später anerkannten.

Am 23. October 1748 unterzeichnet Graf v. Kaunitz-Rietberg den Frieden von Aachen, mit welchem der ungerechte Krieg um die östern. Erbfolge sich endigt. Wechselseitige Zurückgabe der von Frankreich und England gemachten Eroberungen (an Frankreich Cap Breton, an England Madras, an Österreich und Holland die Niederlande); Österreich tritt Parma, Piacenza und Guastalla zu Gunsten Don Philipps nnd seiner männlichen Nachkommenschaft ab, mit der Bedingung des Rückfalls von Parma an Österreich. Schlesien und Glatz werden von allen Theilnehmern dem Könige von Preußen garantirt, gleichwie abermals die pragmatische Sanction zu Gunsten Österreichs. Der Zweck des begonnenen Krieges, die Zerstückelung der österreichischen Monarchie, blieb glücklicher Weise unerfüllt.

Am 24. October 1714 ward Christoph Anton Graf v. Migazzi, nachmals Cardinal und Erzbischof in Wien, geboren. Er wurde 1745 Domherr zu Brixen und Trient; war in demselben Jahre bei der Kaiserkrönung Franz I. zu Frankfurt Auditor Rotæ; 1751 wurde er Coadjutor des Erzbischofs Mecheln und Erzbischof von Carthago, darauf Botschafter in Spanien, und 1756 Bischof in Waitzen. 1757 wurde er zum Erzbischof in Wien eingesetzt, erhielt 1761 den Cardinalshut, 1764 das Großkreuz des neu errichteten St. Stephans-Ordens und starb, nachdem er unter vier Kaisern oberster Seelenhirt zu Wien gewesen, 1803 in Wien. Viele schöne Kirchen, die er in seinem Sprengel erbaut, erinnern an ihn.

Hierzu die Beilage Nr. 43.

№ 43. Beilage zu № 128.

BLÄTTER

für geistige Thätigkeit, wissenschaftliche Erörterungen und nützliche Studien.

Wien, den 24. October 1836.

Probleme, zur Lösung vorgelegt.

Gnomegriph.

(Drei Wörter, vier Sylben.)

Den heißen Drang nach Licht, wo Nebel war,
Gebieter strenge uns das erste Paar.
Die dritte Sylbe geht mich niemals an;
Ihr Nachbar trifft wie sie zu Dir die Bahn.
Die schwerste Pflicht, der Neuen wie der Alten,
Wird nun das Ganze Deinem Blick entfalten.

A. W. Brey.

Lösungen

der Probleme in Nr. 41 der Beilage des Zuschauers (S. 1221).

I. Lösung der mathematischen Aufgabe von P. Benno v. Riethaller, Capitular und Professor der Theologie am regul. Benedictiner-Stifte Melk:

1.) Die sieben Zahlen heißen: 36, 21, 24, 25, 12, 70, 32.

2.) Die allgemeine Formel: $x = \sqrt{\frac{aceg}{bdf}}$.

3.) Die allgemeine Formel für eilf Zahlen heißt: $x = \sqrt{\frac{acegkm}{bdfhl}}$, wenn die Producte a, b, c, d, e, f, g, h, k, l, m, gegeben sind.

4.) Die allgemeine Regel, mittelst welcher man für jede ungerade Anzahl Zahlen von obiger Eigenschaft Formeln aufstellen kann, ist folgende:

Man stelle die gegebenen Producte mit ihren Zeigern nacheinander hin, nehme das Product jener Producte, die mit ungeraden Zeigern versehen sind, zum Zähler; das Product jener Producte, die mit geraden Zeigern versehen sind, zum Zähler eines Bruches, dessen Wurzel die verlangte Zahl x gibt; z. B. wenn neun Zahlen gefordert würden, und die Producte $\overset{1}{a}\overset{2}{b}\overset{3}{c}\overset{4}{d}\overset{5}{e}\overset{6}{f}\overset{7}{g}\overset{8}{h}\overset{9}{k}$ sein sollen, so wird $x = \sqrt{\frac{acegk}{bdfh}}$, weil **acegk** die ungeraden Zeiger: 1, 3, 5, 7, 9 haben, und **bdfh** die geraden Zeiger 2, 4, 6, 8. Aus eben diesem Grunde wird für fünf Zahlen, wenn die Producte $\overset{1}{a}\overset{2}{b}\overset{3}{c}\overset{4}{d}\overset{5}{e}$ sind; $x = \sqrt{\frac{ace}{bd}}$ sein.

B. v. R.

Richtige Lösungen dieses Problemes sandten ein, die Herren: Friedr. Edmund v. Siegel, Dr. der Philosophie; K. N. Nippel, Hörer der Theologie und Zögling des fürsterzbischöfl. Alumnates; J. B. Schramm, k. k. Oberlieutenant in der Armee; Ilder, Privatlehrer, Carl Zimmer, k. k. Staatsbuchhaltungs-Beamter in Wien.

II. Lösung des italienischen Logogriphes von Philipp Melzer, in Wien: Fonte, monte, ponte.

III. Lösung des Gnomegriphes von A. W. Brey:

Wer nach Reichthum strebt auf schlechten Wegen,
Und mit Trug und List sein Gut vermehrt,
Der hat Böses nur begonnen.

Denn ein unrecht Gut bringt keinen Segen,
Und Erfahrung hat den Spruch bewährt:
„Wie gewonnen, so zerronnen." C. Zimmer.

Richtige Lösungen des II. und III. Problemes sandten ein, die Herren: Huszar Balint, J. Stockmayer, Philipp Müller, Johann Krebner, Carl Zimmer, Ilder, Moriz Richard, Carl Reich, G. Uffenheimer, Max. Fleckles, Sigmund Schlesinger, Joh. Rattich, J. N. Heggelin, von Wien; Vincenz Alois Eberle, von Holleschau; Joseph Renadal, von Znaim; August Emmerich, von Klausenburg; Anton Fahringer, Cooperator in Raveisbach; Carl v. Nagy, k. Rath in Pesth; Vincenz Glasner, von Znaim.

Erörterung.

(Über die Auffindung der Werke des Sanchuniathon.) Wie sehr man sich vor zu frühzeitiger Freude bei Ankündigung eines wichtigen Fundes von verloren gegangenen Büchern des Alterthums zu hüthen habe, davon liefert die neueste Zeit ein auffallendes Beispiel. — Ich meine die Ankündigung von dem Funde der neuen Bücher Phönizischer Geschichte des Philo von Byblos, welche in die meisten deutschen politischen und nichtpolitischen Blätter überging (Zuschauer, Einleitungsband S. 231 und 264), zufolge welcher jene in dem portugiesischen Kloster Santa Maria de Merinchao (Provinz Entre douro y Minho) aufgefunden worden wären. Da wir von allen phönizischen Schriftstellern gar nichts besitzen, und auch von dem alten Geschichtschreiber Sanchuniathon, welcher die phönizische Kosmogonie und die alte Geschichte seines Vaterlandes nach öffentlichen, in den Tempeln aufbewahrten Urkunden verfaßt haben soll, nur einige Bruchstücke vorhanden sind, welche Eusebius in seiner Praeparatio evangelica; Libri primi capite nono, aus der griechischen Übersetzung des Philo von Byblos, der zu Nero's Zeiten gelebt, mittheilt: so wäre diese Entdeckung für die Geschichte des Alterthums von um so größerer Wichtigkeit, als wir bis jetzt die phönizische Geschichte nur aus hebräischen und griechischen Quellen zu schöpfen gezwungen sind. — Allein die Täuschung währte nicht lange, und bald hörte man, daß man in jenem Kloster von diesem Funde nicht das Geringste wisse. — Zur vollkommenen Evidenz wurde dieser Beweis jedoch erst durch die in den literarischen Zeitschriften Deutschlands erregten Debatten über diesen Gegenstand erhoben; aus welchen, insbesondere, in Folge einer darüber erschienenen Schrift des Drs. C. L. Grotefend: „Die Sanchuniathonische Streitfrage. Nach ungedruckten Briefen gewürdigt. Hannover 1836," und eines darin enthaltenen Briefes des Hrn. Röbelke aus Oporto (S. 18), mit

Gewißheit hervorzugehen scheint: das Ganze sei eine Mystification, und die noch zu beantwortende Frage wäre nur die, „ob der Herausgeber der Betrieger oder der Betrogene sei.“ — Indessen ist noch zu erwähnen, daß es keineswegs historisch gewiß sei, daß jemals ein Sanchuniathon existirt habe; wie es sogar sehr wahrscheinlich sei, daß der viel spätere Philo seine Übersetzung nur unterschoben habe, da das ganze frühere Alterthum von Sanchuniathon nichts weiß. Eduard Herbst.

Anzeige.

Die verehrten Leser dieses Blattes werden sich noch auf den mehrjährigen Mitarbeiter dieses Blattes, Spiridion Jowitsch, und manchen recht braven Aufsatz desselben erinnern, welcher, wie wir S. 779 d. J. angezeigt, in der Blüthe seiner Jahre an eben dem Tage aus dem Leben schied, wo er, nach einer schweren und kampfreichen Jugend, nach harten Entbehrungen und einer 16jährigen Praxis für ein Amt Anstellung und Besoldung erhielt. Auch werden sich unsere guten Leser eines Werkes erinnern, das Hr. Jowitsch, unter dem Titel: „Ethnographisches Gemälde der slavonischen Militärgränze,“ 1835 auf eigene Kosten herausgab, und das wir S. 937 der Feierstunden von 1835 als eine sehr brave Arbeit, ausgezeichnet durch volle Kenntniß des Gegenstandes und die dem talentvollen Manne eigene Gemüthlichkeit, sehr rühmend besprachen — von welchem Urtheil die übrigen Blätter nicht abwichen. Dieser Rückerinnerung fügen wir noch bei, daß der brave junge Mann, so lange er in Wien practicirte, bei guten Menschen Wohnung, Verpflegung und in seiner langen Krankheit wahrhaft älterliche Treue und Pflege gefunden, wiewohl sie selbst nichts zum Besten haben, und für die in Menschlichkeit dargebrachten Opfer den Lohn des Bewußtseins und den Segen des Geschiedenen — als Universal-Erben aber nur den größten Theil der Auflage obigen „Gemäldes der slavonischen Militärgränze“ in rechtlichen Besitz bekomen. Diese Erben (Carl Kunna, bürgl. Kleidermacher, und Gattin, wohnhaft in der Stadt, Weihburggasse Nr. 924, 2. Stiege im 4. Stock), lassen das 166 S. starke Werkchen mit Freuden um 24 kr. C. M. ab. Wie wäre es, wenn wir, Leser des Zuschauers, die wir Jeder eine kleine Büchersammlung haben (von welchen sich vielleicht Mancher auch mit Dank solcher guter Menschen erinnert, die ihn, als er arm den Studien oder der Vorbereitung zu einem Berufe oblag, beherbergten und väterlich pflegten, ohne allzuscharf nach dem klingenden Entgeld zu fragen) — wie wär's, wenn wir weder die kleine Ausgabe, noch die Höhe der Wohnung dieser guten Leute scheuten, und, einige Stufen näher dem Himmel, den Verstorbenen ehrend, seine Pfleger am Todtbette mit der Abnahme eines Büchleins erfreuten? So könnten die guten Leutchen von der kleinen Autorsünde des Erblassers ledig und zugleich für ihre Aufopferung wenigstens zum Theil entschädigt werden — eine Aufopferung, die unter jene Züge des Edelmuthes gehört, welche, heut zu Tage immer seltener werdend, nicht genug anerkannt werden können! Der Red.

Telegraph.

G. R.: Fehler in der Form, in der Scansion, selbst in den Endungen erlauben nicht die Aufnahme Ihrer Einsendung. Im Ganzen hängen Sie, was Form anbelangt, an Gottsched's alter, und was die Leichtigkeit bei der Gedankenversendung zur Presse betrifft, der neuesten Jüngerschule an; z. B.:

Erfüllt sich einst Dein Wunsch, trotz allen Schicksalsschlägen,
So wird Dir dieser Spruch die Leiden all' aufwägen!

Dann „Nachtigallen“ und „malen;“ die Flickworte „stets, einst, ja ꝛc.“ — λ: Einiges davon wird verwendet. — A. W. B: Jedes Gedicht muß eine helle Ansicht oder sittliche Lehre zur Basis haben. In dem folgenden Gedichte, dessen Form ziemlich gelungen ist, scheint mir beides zu fehlen. Der Dichter muß trösten, statt zu entmuthigen; in seinem Geiste muß sich die Kraft aussprechen, welche siegreich mit den Schwierigkeiten des Lebens ringt, oder das Hinneigen nach dem Jenseits durchblicken, wo die Erde nicht zusagt. Sie fingen in dem Liede „Schwermuth“ überschrieben:

„Was blickst Du so graus
In's Leben hinaus?“
Weil mir die Wolken den Himmel, so blau,
Hüllen in wölkendes, nächtliches Grau;

Und die Sternlein im Dunkeln
Immer düsterer funkeln,
Wie die Nebel sich neigen,
Wieder himmelan steigen;
Weil alle Blümlein, verwelkend sich thürmen,
Niedergemäht von den wildesten Stürmen;
Drum blick' ich so graus,
In's Leben hinaus!

Eben der Vergleich des Mißgeschickes mit den verdüsternden Wolken und den sterbenden Blumen hat erhebenden Trost in seinem Gefolge, da dem Sturme der lichte Tag, dem Winter der Frühling folgt. Die Ausdrücke „graus," die Metapher „verwelkend sich thürmen" sind wohl nur vom Reimbedürfnisse erpreßt?

Preßburg v. H. W. K: Zum Beweise der Achtung Ihres Talentes werde ich das Gedicht: „Dichterregel" aufnehmen; die übrigen sind zu sehr anacreontischer Natur, um in die Richtung des „Zuschauers" zu passen. Jedenfalls aber verdient Ihre poetische Gabe Anerkennung und Ermunterung. Ich sah aus Ihren Versuchen, daß in unserer Monarchie noch Dichter leben, die, ohne öffentlich aufgetreten zu sein, mehr Fähigkeit und Kraft besitzen, als viele von Jenen, deren Namen die Journale und Taschenbücher bis zum Überdruß posaunen.

F. J. S: Ich glaube, Ihnen schon gesagt zu haben, daß ich Aufsätzen mit persönlichen Beziehungen die Annahme in mein Blatt stets verweigern werde. Wie richtig Ihr Urtheil, wie treffend Ihre Bemerkungen auch sind, so scheinen Sie damit doch Einen im Auge zu haben, während Sie im Eifer für die Wissenschaft und auf eine weit edlere Weise nur den allgemeinen Vortheil berücksichtigen sollten. Um Ihnen jedoch meine Übereinstimmung mit Ihrer Ansicht kund zu geben, folgt hier der Theil Ihres Aufsatzes, welcher von dem Mißbrauche der Kritik handelt:

„In der That, der Krebsschaden der Afterkritik hat weit um sich gegriffen. Der edelste Gebrauch der wahren Kritik wäre wohl der, diesen kritischen Pharisäern die Larve herabzureißen, wie dem Esel die Löwenhaut, und sie in ihrer scheußlichen Nacktheit, in ihrem Nichts dem Publikum bloßzustellen, dem sie so oft und keck in's Auge gelogen. Ich kann mich irren, aber meine schlichte Meinung ist die: Um ein Kunstproduct richtig zu beurtheilen, dazu gehört mehr, als für die ersten Eindrücke eines Gemäldes, eines Tonstückes oder eines poetischen Werkes empfänglich zu sein; zu einem Kunsturtheile gehört nicht bloß Gefühl, sondern gereifte Überzeugung der Vernunft. Man muß zum Kunstrichter die Gabe so gut von der Natur empfangen haben, wie zum Künstler; denn so wie es ein Kunsttalent gibt, so gibt es auch ein Kunstrichtertalent; aber so sicher beide selten vereinigt gefunden werden, so sicher entwickelt sich letzteres später, als ersteres. Wenn auch oft ein Jüngling schon ein Kunstwerk schafft, weil ein Deus in ihm wohnt, quo agitante fervescit, so dürfte er doch schwerlich zum Kunstrichter berufen sein; und wenn auch der Künstler in Begeisterung, fortgerissen von seinen Gefühlen, schafft, so taugt doch gewiß dieser Zustand nicht zum Kunstrichter; der muß mit ruhigem Blute, mit Überlegung und Vernunft urtheilen, er darf nie die Regeln vergessen, nach denen ein Kunstwerk gestaltet sein soll, wenn sie auch der Künstler hier und da in Begeisterung übersehen. Der Kunstrichter muß ein Mann von geläuterten Ansichten sein. Er muß aber auch zugleich ein unparteischer, unbescholtener Mann im Gebiete der Kunst sein, wie jene Kampfrichter der Alten, die gleich den über Leben und Tod sprechenden Greisen im Areopag einen Eid schwören mußten, nur nach Recht und Wahrheit zu entscheiden. Ein wahrer Kunstrichter muß über die Gemeinplätze der Afterkritik erhaben sein, deren Urtheil nichts, als entweder bestochene Lobeserhebung oder unverschämter Tadel ist; er muß im Stande sein, ein Kunstwerk so in sich aufzunehmen, daß es klar und deutlich vor seinem Geiste liege, von den ersten Grundlinien, von der Gesammtidee an, bis zur gänzlichen Ausführung des Ganzen; er muß dem Ideengang des Künstlers folgen können, ohne sich durch schöne Form blenden oder von leidenschaftlicher Bewunderung zu einem parteiischen Urtheile verleiten zu lassen. — Darum, noch einmal, könnte die wahre Kritik nichts Verdienstlicheres thun, als der Afterkritik den Garaus zu machen. Hinaus mit ihnen zum Tempel, den ihr Fuß entheiligt! — Mag auch der Spruch: „Narren und Seiler muß man gehen lassen," bei den Kunstnarren Anwendung haben, weil sie selbst das Seil spinnen, das ihren poetischen Mißgeburten den Athem verschnüren wird, so kann man ihn doch nicht ausdehnen auf jene kritisirenden Narren, die Männer vom ersten Range herabsetzen und Eintagsgeschöpfe an ihre Stelle setzen wollen."

Redacteur und Herausgeber: J. S. Ebersberg (wohnt in Wien; Stadt, Tiefengraben Nr. 166).

№ 129.

Der Oesterreichische

ZUSCHAUER.

Für Kunst, Wissenschaft, geistiges Leben.

Mittwoch, den 26. October 1836.

Die Erfahrung ist eine Frucht, welche wenigstes dem nützen sollte, der sie selbst gebrochen hat.

Ein Seitenstück zum Kampfe der Horatier und Curiatier.

Der Kampf der Dreißig ist in der bretagnischen Geschichte nicht minder berühmt, als der Kampf der Horatier und Curiatier in der römischen. Das Ergebniß war bei jenen keineswegs so bedeutend, wie es bei diesem gewesen sein soll; der ritterliche Muth der wackern Bretonen war inzwischen nicht verschwendet: denn er wirkte begeisternd fort auf das Selbstgefühl ihres Volkes bis in späte Jahrhunderte.

Der Kampf der Dreißig fand im Jahre 1350 zwischen dreißig bretagnischen und dreißig englischen Rittern auf einer Ebene zwischen Ploermel und Josselin Statt. Es handelte sich um nicht mehr und um nicht weniger, als um die Entscheidung der Frage, welche von beiden Nationen den Preis der Ehre verdiene, und welcher von den beiden Anführern die schönste Dame habe. Richard Brembro hatte mit Geringschätzung von den bretagnischen Rittern gesprochen; eine Ausforderung Braumanoir's war die Antwort gewesen, und Brembro hatte die Ausforderung unbedenklich angenommen und den Seinigen einen zuverläßigen Erfolg versprochen, da eine Prophezeiung Merlin's seinem Geschlechte in jedem Kampfe den Sieg verhieß.

Brembro kämpfte tapfer genug, um die Prophezeiung Merlin's bei Ehren zu halten. Ein gleicher Muth beseelte die Übrigen. Hitze, Anstrengung und Erschöpfung zwangen die Kämpfer, einige Male innezuhalten. Während einer solchen Pause rief Braumanoir: „Gebt mir zu trinken." — „„Braumanoir, trinke Dein Blut!"" rief ihm Geoffroy Düboïs zu; was die Devise seines Hauses wurde.

Der Kampf der Dreißig fing an und endigte sich, wie der Kampf der Horatier und der Curiatier. Beim ersten Zusammentreffen schien sich das Glück für die Engländer, wie dort für die Curiatier, zu erklären. Ein bretagnischer Ritter fiel, zwei wurden schwer verwundet, und zwei andere gefangen. Brembro stürzte sich auf Braumanoir; aber ehe er ihn

erreichen konnte, kam ein andrer Breton ihm zuvor und warf ihn mit einem Lanzenstich vom Pferde. Im nämlichen Augenblick stieß ihm Geoffroy Dübois sein Schwert in die Brust und hieb ihm den Kopf ab.

Die Engländer waren durch den Fall ihres Anführers nicht entmuthiget. Croquart, ein bloßer Glückssoldat, nahm Brembro's Stelle ein. „Laßt alle Prophezeiungen Merlin's in den Wind gehen," rief er; „unsere Tapferkeit ist es, die uns den Sieg sichert." Sie schließen sich fester aneinander, unterstützen sich wechselseitig, und bilden einen Eisenwall, der undurchdringlich zu sein schien. Da fällt ihnen Guillaume von Montauban in die Flanke, verwundet nicht weniger als sieben derselben, und ergreift darauf, wie der letzte Horatier, die Flucht, um sie sich nachzuziehen. „Schändlicher!" rief ihm Braumanoir zu, „flieh nicht; ewig wird diese Schmach an Dir und Deinem Geschlechte haften." — „„Thue Du das Deinige,"" entgegnete Montauban; „„ich werde das Meinige thun."" Montauban's List entschied die Niederlage der Engländer, und den Sieg der Bretonen.

Merkwürdig ist es, daß, wie Livius erzählt, man sei schon zu seiner Zeit über die Namen der Horatier und Curiatier ungewiß gewesen, eine ähnliche historische Unsicherheit auch über mehre Namen der Theilnehmer an dem Kampfe der Dreißig herrscht. Ja, man behauptet sogar, daß vier Bretonen in der Reihe der Engländer gefochten haben; eine Schmach, welche die bretagnischen Geschichtschreiber natürlich nicht auf die Ihrigen kommen lassen wollen.

M. Enk.

Frühlings G'sangl *).

I.

Auf dá Hech wirds schan ábá,
Um's Bründl schan grüen,
Und dö Bám sán so tráwi
Mecht'n liebá schan blüehn.

Dá Fink is dár Erstö,
Ders siegt und ders singt,
Los nár aui von Fenstá,
Wie rá schlagt, dáß 's Olls klingt!

Wie dá Fink bin i selm,
Wie dá Früehling — mein' Lis'
Und i wir euks schan meld'n,
Wann Ihr's Herz brochár is.

II.

's Schneekáderl blüeht schan,
Und d' Schlüßelbluem á,
Schan so trozád und bozád
Sánd d' Bám — heidiá!

Und springt gáhlings d' Botz'n
Auf, is do Blüeh da,
Und aft kimmt á klain's Keferl
Zum Bám — heidia!

Mein Schatz will's nöt glaub'n
Na, i frag nix dárnah,
Kimmt's ietzt oder aft,
Kemmá thuets — heidia!

*) Als Proben und Ankündigung der nächstens bei Rohrmann und Schweigerd, k. k. Hofbuchhändlern, in Wien erscheinenden „Lieder in oberösterreichischer Volksmundart," von Franz Stelzhamer.

Die Schreibart ist im Ganzen die des bekannten P. Maur. Lindemaier: ai wird gelesen wie das französische oi; der Accent bedeutet das hohe á.

III.

's Bácherl singt wiedá
Sein wischpeláds G'sang,
Na, so wird iehm dert d' Weil
Auf da Rais nöt so lang.

Däß's umadum hallt
Singán d' Drescherl in Wald,
Und dá Gugátzá schreit,
Weil'n 's Schrein á so freut.

Dár Amurel frait
Wan i'n lieb han und gern,
Und dá Gißvogel sait,
Däß's bald rögnát wird wern.

d'Alstern und d'Krahn
Höm ietzt 's Grágätzn an;
Und dá Spatz und dá Ston
San so rödsäili won.

All's is so redi
Und All's thuet sö freu'n,
Hán, sollt denn i ewi
Á Drenzkidl seyn!

Eyá halei
Wie ri bin, däß i blei,
Daß i blei, wie ri bin
Kimmt má go nöt in Sinn!

IV.

In Mirz'n blüeh'n d'Beigerl,
Und d'Naosen in Mai:
Á Weil rödt má haimli
Gáh thuet Ains 'n Schrai.

In Mirz'n, da draut sö
Nu nix recht in d' Heh;
Denn ás füracht'n d' Blüeml
'N Reif nu und Schnee.

Aft treibt dár Abáril —
Weil á selm nöt recht waiß,
Was ár extará will,
Sánö Faxen und G'spaiß.

Heut lacht ár und lockt á,
Is freundli und rund,
Moring schnauzt ár und mockt á,
Das wár dá recht Kund!

I áchtát 'n gern
Und ás gáng schan dahin;
Mag mi awá nöt schern,
Weil — i selm á so bin.

V.

('s Maig'sangl.)

Dá Mai
Zügelt ollálai:
Wies und Feld wird grüen,
Staud'n und Bám thuet blüehn,
Zwier á lustigs Hündel
Hupft á liebligs Windel
Spat und frueh
Walda, waldzue.

Für d'Ahnl und für d'Maohmán
Find i Blümel und Blaomán
Grad gnue umadum;
Awá dö da, dö schená,
Dö bring i dá Leiiá,
I waiß schan — warum!

Dá Mai
Zügelt ollálai:
's Lercherl steigt in d'Heh
Singt — Juchhe, Juchhe!

'n Ámáling und Schwáüberl
'n Hánösserl und Däuberl,
Gehts so braun
Von Nöstá baun!

's Blomaiserl pfigätzt,
Und 's Naothmandl stigätzt
In dá Leith'n so scheu;
Und dahint'n in Häuserl
Da wischpelt mein Zeiserl
Sein Zilzilzilzen.

Dá Mai
Zügelt ollálai:
'n Jeds Gräserl had sán Wurm,
Á G'sang is und á G'surm
d'Weinfaltern sán so g'schäfti
Und schau! á läfti läfti
Umádum
Kroichts Keferl um.

A Löb'n is á herligs,
Wer á Herz had án ehrligs,

An ehrligs, á ganz's;
Wer's nöt had, das is trauri,
Wer's nöt kriegt, den bedaur i
So wahr i haiß — Franz!

Franz Stelzhamer.

Anekdoten.

In einem öffentlichen Intelligenzblatte war vor Kurzem folgender Antrag zu lesen: „Einem ledigen Mann, welcher gründlichen Unterricht in französischer Sprache ertheilen kann, wird freie Wohnung angeboten in Nr.*** 4. Stock links täglich bis 9 Uhr Früh."

Der Bewerber muß sich also um eine zweite Wohnung bekümmern, in welcher er von 9 Uhr Morgens an sich aufhalten kann?

— In einer Gegend im Hochgebirge, wo der Schnee sich in gewaltigen Massen thürmet, steht ein Pfahl mit folgender Aufschrift: „Warnung. Wenn der Schnee über diese Aufschrift sich erhebt, ist die Straße nicht fahrbar."

— In einer Gesellschaft war die Rede von einer Wahnsinnigen, und man erzählte mehre tolle Streiche, welche von Letzterer ausgeübt worden. Da stellte denn ein superkluges Frauchen die naive Frage: „Aber diese Wahnsinnige wird vermuthlich nicht recht bei Sinnen sein?" A. S—l.

Kleine Erinnerungsproben.

Aus den Gedichten des regierenden Königs Ludwig von Baiern.

Der Kronprinzessin, meiner Frau.

Das Ideal des Weibes, uns wollte der Himmel es zeigen,
Da gab gütig er Dich, schuf Dich zu unserem Glück'.

Bei Eintragung meiner früheren Gedichte.

Was ich einstens gefühlt, das lese und schreibe ich wieder;
Wer verarmet, zählt gern noch sein verlorenes Geld.

Einem jungen Mädchen.

Blühe, und freu' Dich der Blüthe, Du Liebliche, aber bedenke,
Daß, wo Blüthe nur ist, einzig der Schmetterling naht.

An Schiller.

Manch' Mal glaub' ich, daß Andere Dich, Erhab'ner, erreichen,
Lesend doch wieder in Dir, werd' ich des Irrthums gewahr.
Schiller! wie Du, spricht Keiner zum Herzen! Du fühlst mit dem Höhern,
Ziehst mich seelenvoll an, immer nur wieder zu Dir!

Meine Leidenschaft.

Eine Leidenschaft hab' ich, es ist nicht die Kunst, noch die Liebe,
Studium heißt sie, die sich immer verzehrend erneu't.

Notizenblatt.

Zur Länder- und Völkerkunde.

Die Basken.

Die Basken, eine in der neuesten Zeit wieder höchst interessant gewordene Völkerschaft, sticht durch Ursprung, Sprache, Gesetze und Lebensweise schroff ab von den beiden großen, kräftigen Völkerstämmen, welche abwechselnd über das Geschick Europas entschieden, und zwischen denen sie gänzlich eingeengt ist. Die Ströme ein- und auswandernder Völker fluteten ab und zu ohne bleibende Stätte, während die Basken, immer wieder frei erstehend, sich in ihrem Besitzthume erhielten, und mit Blut die Spuren verwischten, die jene zurückgelassen. Ihre Sprache ist wild aber einfach; eine primitive, mit keiner der europäischen zu vergleichende Sprachbildung, welche nur aus Substantiven und Verben besteht, und deren Flexion in ziemlich allgemeinen Regeln geschieht. Dabei ist diese Sprache ausnehmend bilderreich. Gott heißt in ihr: „Der Mann von Oben;" der Tod: „die bleiche Krankheit;" die Sonne: „das strahlende Licht;" der Mond: „das schwache Licht;" Jerusalem heißt in ihrer Mundart: „die Stadt des großen Gottes;" der Berg Sinai heißt: „der Berg des Schwures;" ꝛc. — Ihre Gesichtsbildung ist rein asiatisch; der Charakter dieser Züge ist Keckheit, und aus ihrem schwarzen, glühenden Auge leuchtet Verschlagenheit. Alle diese Eigenschaften machen den Basken zum gebornen Helden, und der schlichteste Hirte wird an der Spitze der Seinen ein Feldherr, als sei er dazu geboren und erzogen. Jauregyy, ein geborner Hirte, ist nicht der einzige Offizier in Don Carlos Heer, der nicht einmal seinen Namen schreiben kann. Dadurch sowohl, als durch den glühenden Nationalhaß der Basken gegen die Spanier und Franzosen, lassen sich leicht die bedeutenden Vortheile erklären, die Don Carlos erfochten. Allein sie kämpfen für Don Carlos hauptsächlich nur deßwegen, weil er gegen Spanier streitet, die sie gegenwärtig nur noch mehr hassen, in der Furcht, bei einer Regeneration Spaniens, und der Herstellung einer politischen Einheit durch dieselben ihre Privilegien und Freiheiten zu verlieren. — Sie hassen alle Spanier, und dieser Nationalhaß ist beiden Völkerschaften gemein, den französischen wie den spanischen Basken, die sich trotz der historischen und politischen Rücksichten für ein Volk ansehen, und einer für den andern stehen. Er geht so weit, daß wenn sie mit einem ihrer französischen Nachbarn zusammentreffen, der Kampf auf Tod und Leben beginnt. Ja, wenn ein Gränzbaske, von einem Feste nach Hause kommend, von seiner Frau gefragt wird, wie er sich unterhalten habe, kann man oft die Antwort hören: „Es ging sehr traurig her, man hat nicht einem einzigen Bearner das Hirn eingeschlagen."

Dabei sind sie in ihren staatlichen, wie in ihren Privatverhältnissen, höchst ungebunden. Stehlen heißt bei ihnen: einen Mißgriff des Geschickes ausgleichen, und der Dolch ist ihnen nichts weniger als eine verächtliche Waffe. Sie halten diesen für die Waffe des Mannes, und betrachten das Schwert als die Waffe des Feiglings, der sich den Feind fernhalten wolle, ihm nicht in's Auge sehen und Brust gegen Brust kämpfen könne.

Die historischen Erinnerungen sind am lebendigsten dem Gedächtnisse des Volkes eingeprägt. Die Kriegszüge Hannibals — ganze Reden, die er an ihre Väter gehalten haben soll, leben in ihrem Munde. In einfachen, aber gewaltig wilden und furchtbaren Liedern pflanzt sich das Andenken an Carls des Großen Züge, an die Schlacht im Thale Roncevql, u. s. w. fort. Eines des letzteren, ganz dem Charakter des Volkes gemäß, hat das Journal de l'institut historique im Urtexte und in der Übersetzung mitgetheilt: Ein Hirtenknabe steht auf einem Berge, und sein blinder Großvater fragt ihn, was er in der Ferne sehe. Da beginnt der Knabe in seiner kindlichen Sprache das furchtbare Heer Roland's zu beschreiben. Endlich fragt ihn der Alte, wie viele es seien, und der Knabe beginnt zu zählen bis zwanzig, wo seine Kunst zu zählen aufhört. Der Alte fragt beständig: Was siehst Du weiter, und so beschreibt der Knabe, wie die Berge sich von Basken beleben, wie die Felsen und die Bäume ihrer Kraft weichen, und wie sie diese, Alles zerschmetternd, in den Abgrund stürzen. Dann fragt der Alte abermals: „Mein Sohn, wie viele sind ihrer?" und der Knabe beginnt wieder zu zählen: Zwanzig, Neunzehn, Achtzehn u. s. f. hinab bis Einer, und bis auch dieser Letzte stürzt, womit das Lied endigt.

Streng hält der Baske die Gastfreundschaft; im strengsten Sinne des Wortes ist der Gast sein Freund und Bruder, und er setzt freudig sein Leben für dessen Sicherheit ein, wenn es die Nothwendigkeit erheischen sollte. T.

Miscellen.

— Was ein armer, ruheliebender Mann, der sich in Frankreich ansiedeln will, von den neuen Industrie-Speculationen auszustehen habe, trug in einer neulichen Versammlung der „philotechnischen Gesellschaft" in Paris ein gewisser Hr. Berville mittelst einer scherzhaften Erzählung vor: „Der Unglückliche kauft sich ein Gut an; allein in der Nachbarschaft werden Hochöfen und Eisengießereien angelegt. Der ruheliebende Nachbar kann fortan weder mehr schlafen, noch frei athmen, verkauft sein Gut mit Verlust, begibt sich nach Paris, und kauft hier ein Haus in der Vorstadt. Eben geht man damit um, die Gasbeleuchtung einzuführen, die ganze Gasse wird umgewühlt, der Mann kann weder ein noch aus. Das nächste Jahr wird eine Wasserleitung angelegt: nun wird wieder die Straße umgewühlt, und der Mann ist das ganze Jahr in seinem Hause wie belagert. Endlich dieses Umwühlens müde, verkauft er sein Haus, und sucht seine Ruhe abermals auf dem Lande; er findet ein recht angenehmes Landhaus; allein kaum hat er sich daselbst eingerichtet, als das Generalconseil des Departements eine schöne Landstraße anzulegen befiehlt. Nach dem Plane soll der Weg den Park des Gutsherrn durchschneiden, man kauft ihm das Gut ab; er gewinnt etwas dabei, und Jedermann wünscht ihm Glück zu seinem vortheilhaften Geschäft. Er aber geht seufzend nach Paris zurück, und beschließt, sich dießmal in der Vorstadt St. Honoré niederzulassen, weil sie neu und ganz mit den Verbesserungen und Verschönerungen des jetzigen Geschmackes versehen ist. Aber ach! Auch hierher verfolgt ihm die Verbesserungslust des jetzigen Zeitalters. Zum Glück hat er sich hier nur eingerichtet, als er sogleich darauf zu seinem Schrecken erfährt, die Eisenbahn nach Versailles solle über seine Wohnung weggehen. — Nun verzweifelt er gänzlich an seiner Ruhe, und wünscht wenigstens Einen Punct zu wissen, wo er ruhig die Natur genießen könne, ohne von der Industrie im Genusse gestört zu werden."

— Die „Zeitung für die elegante Welt" schildert in einer ihrer Notizen einen echten Zecher, Grafen Poppe von Henneberg, welcher am 1. März 1574 gestorben ist. Wollte dieser einmal beim Trunke recht lustig sein, so zog er eine feine, lange, härene Schnur, die er immer in seinem Beinkleide trug, durch die Ohrringe aller Anwesenden, damit Niemand sich den ausgebrachten Gesundheiten entziehen konnte. Hatte Jemand noch kein Loch in den Ohrläppchen, mußte er sich eines bohren lassen, zu welchem Behufe der edle Graf immer einen kleinen Bohrer bei sich trug!

— Ein neuerer englischer Reisender beschreibt das vielgepriesene Eden auf folgende Weise: „Eden ist eine beträchtliche Stadt, ein wahrhaft entzückender Ort, und wenn, wie die Einwohner behaupten, unsere ersten Ältern wirklich hier wohnten, so mag Eva ihren Ungehorsam schwer beklagt haben, als sie von hier vertrieben wurde, und sich in die dürre Gegend der umliegenden Höhen begeben mußte. Schöne Bäche mit klarem Wasser fallen in Cascaden von den benachbarten Bergen herab, schlängeln sich durch das Thal, und steigern die Pracht und Üppigkeit seiner Vegetation. Die Luft ist hier außerordentlich rein, und die Häuser sind gut gebaut; man zählt in der Stadt sieben Kirchen, und der Ton der Glocken ruft die Gläubigen zur Andacht, denn alle Bewohner Edens und der dazu gehörigen Dörfer sind Christen." T.

Lehrsätze.

— Die Kunst verbessert, was übel — und vervollkommt, was gut ist.

— Der Weise hat immer den Trost, daß er unvergessen bleibt. Ist auch die Gegenwart undankbar, so läßt ihm die Zukunft Gerechtigkeit widerfahren.

— Die Neigung zur Erhaltung unser selbst, die Untersuchung der Wahrheit, die Lust an dem, was recht und liebreich ist; das innige Vergnügen, wenn wir dieses vollbracht, der Verdruß, die Reue und heimliche Strafe, wenn wir es unterlassen haben, sind der menschlichen Seele durch kein Schwert eingejagt worden: sie stecken tiefer in unserer Natur, als eine menschliche Gewalt dringen kann.

— Man ließ zu gewissen Zeiten ab, Künste und Wissenschaften zu betreiben, und sie verschwanden; die Menschen wurden träg, schläfrig, faul, arm, dumm, barbarisch. Man übte die Künste wieder, und die Menschen wurden munter, arbeitsam, fleißig, reich, scharfsinnig und menschlich. J. Tuvora.

Anzeige für Freunde der Tonkunst.

Die Absicht der Gesellschaft der Musikfreunde des österreichischen Kaiserstaates, ihre bisherigen musikalischen Abendunterhaltungen, Zöglings- und Opern-Concerte, im nächsten Winter in der Art fortzusetzen, daß im Ganzen sechzehn Abend-Concerte, und zwar abwechselnd acht musikalische Abend-Unterhaltungen, vier Zöglings- und vier Opern-Concerte, in ihrem Gesellschafts-Saale Statt haben sollen, finden wir höchst zweckmäßig, weil sich hiervon bei den auserlesenen Kräften, welche nach der bisherigen Erfahrung dieser achtbaren Gesellschaft zu Gebote stehen, und die sich für diese Concert-Saison noch bedeutend vermehrt haben sollen, ein wahrer Hochgenuß erwarten läßt.

Wir laden daher die Mitglieder der Gesellschaft und übrigen Freunde der Tonkunst ein, von dem dießfälligen, in der Gesellschafts-Kanzlei und in den hiesigen musikalischen Kunsthandlungen bereit liegenden Plane Einsicht zu nehmen, und die mit dieser Unternehmung beabsichtigte Förderung einer guten Sache sowohl, als des Vergnügens des Publikums, theilnehmend zu unterstützen.

Rückblick in die Vergangenheit.

Am 25. October 1818 starb Ludwig Theobul Kosegarten, als Dichter und Prediger rühmlich bekannt. Er wurde 1758 zu Grevismühlen, einem meklenburg'schen Städtchen, geboren, erhielt daselbst seine erste Bildung, studierte zu Greifswalde, war eine Zeitlang Erzieher in einer adeligen Familie und wurde darauf Rector der Schule zu Wolgast in Schwedisch-Pommern. 1792 erhielt er die Stelle eines Propstes auf der Insel Rügen und 1793 den Ehrengrad eines Doctors der Theologie. Auf dieser patriarchalischen Insel lebte er im Genusse der Natur, seiner Familie, der Poesie, der Wissenschaften und in achtungswerther Ausübung seines Amtes eine Reihe von Jahren, bis er 1807 einen Ruf nach Greifswalde annahm und dort, zum Consistorialrath und Rector der Universität ernannt, aus dem Leben schied. Die Früchte seiner Muße, seine Poesien, seine Romane und Rhapsodien, Legenden, Oden und episch-idyllischen Gedichte sind mit tiefem Gefühle und lebendiger Phantasie reich ausgestattet und haben ihm einen vortheilhaften Ruf in der deutschen Literatur erworben.

Am 26. October 1596 ward die Schlacht bei Kereßtes zwischen dem kaiserlichen Heere, unter Erzh. Maximilian und Sigmund Bathory, und dem türkischen unter Sultan Mohammed, geschlagen. Die Schlacht war gewonnen, 109 Kanonen erobert, der Tag siegreich geendet, wenn Maximilian's Befehl, nicht zu plündern, befolgt worden wäre. Den Sieg der Türken führte der Lehrer des Sultans Seadedin herbei, welcher durch seine Beredsamkeit Mohammed bestimmte, auf dem Schlachtfeld zu bleiben, und mit dem Mantel des Propheten, der heiligsten Reliquie aus dem Schatze der Sultane bekleidet, fest die heilige Fahne zu halten; ihn entschied der Wessir Cicala, der mit der Reiterei des Vortrabes aus dem Hinterhalt über die Plünderer hervorbrach und in weniger als einer halben Stunde das kaiserl. Heer in die Moräste versprengte.

Am 27. October 1268 wird der letzte Hohenstaufen, Conradin von Schwaben, und sein Waffengefährte Friedrich von Baden, zu Neapel auf öffentlichem Markte enthauptet. Beide Prinzen umarmten sich auf dem Schafote und starben mit Heldenmuth. Ein Gutsbesitzer, Namens Frangipan, welcher die Flüchtigen auf seinem Boden traf und erkannte, hatte sie an Carl v. Anjou ausgeliefert. — Ein Frangipan wurde auch unter Kaiser Leopold I. zum Tode verurtheilt. Der Vater bittet um das verwirkte Leben seines Sohnes, dem Richter bemerkend: er sei der letzte Sprosse seiner Familie. „Hat Dein Ahnherr," entgegnet dieser, „nicht den letzten Sprossen des großen Kaiserhauses dem Schafot überliefert?" — So sprach sich nach vier Jahrhunderten die Weltgeschichte als schreckliches Weltgericht aus!

Am 28. October 1754 stirbt Friedrich v. Hagedorn im noch nicht vollendeten 47. Lebensjahre in Hamburg. Dieser liebenswürdige Dichter war längere Zeit bei dem dänischen Gesandten in London Privatsecretär, und wurde 1733 bei dem sogenannten englischen Court in Hamburg als Secretär angestellt. Diese Stelle war mit einem anständigen Gehalte verbunden und ließ ihm hinlängliche Muße und Unabhängigkeit. Er verheirathete sich, lebte fortan der Literatur, der Dichtkunst, der Freundschaft, und einem glücklich gewählten geselligen Umgange. Hagedorn versuchte sich mit Erfolg in der Fabel, Erzählung, dem heiteren Liede, ja sogar mit Leichtigkeit in manchen poetischen Tändeleien, die bis zu seiner Zeit nur mit großer Unbeholfenheit unternommen worden. Es fehlte ihm an schöpferischer Kraft, aber nicht an Gewandtheit, sich das Fremde mit Glück anzueignen. Die Reinheit seiner Sprache ist sehr zu loben, und aus allen seinen Dichtungen weht ein heiterer, vergnügter Geist, welcher beim Leser ein angenehmes Gefühl erweckt.

Redacteur und Herausgeber: J. S. Ebersberg (wohnt in Wien; Stadt, Tiefengraben Nr. 166).

Gedruckt bei J. P. Sollinger.

№ 130.

Der Oesterreichische

ZUSCHAUER.

Für Kunst, Wissenschaft, geistiges Leben.

Freitag, den 28. October 1836.

Das Einst in der Geschichte eines Volkes oder einzelner Menschen erwägen und mit dem Jetzt vergleichen — hat sein Ergetzliches nicht allein, sondern immer des Tröstlichen viel.

Wien vor hundert und einigen Jahren.

Die Regierung Kaiser Carl's VI. steht in den Annalen der Stadt Wien vor einem Säculum unstreitig als die ausgezeichnetste und glänzendste Periode da. Wohlthätige Anstalten und heilsame Verordnungen im Innern des Reiches, siegreiche Kriege nach Außen und andere Ereignisse von größter Wichtigkeit heben sie zu diesem ausgezeichneten Standpuncte hinauf. Bei der Ausdehnung der Länder, über welche der Kaiser den Scepter schwang, konnte der Glanz und die Pracht seines Hofstaates nur entschieden kaiserlich sein. Helden und Männer, wie sie sich um eben diese Zeit wohl um wenige Throne Europas gefunden haben mögen, standen dem Kaiser zur Seite. Prinz Eugen, ein Schreckbild den Türken und Franzosen, die Fürsten Schwarzenberg und Lichtenstein, die Grafen Sinzendorf, Stratmann und Colalto leuchteten als würdige Sterne neben der kaiserlichen Sonne. — Glänzende Ballfeste, prächtige Schlittenfahrten, prunkvolle Maskeraden (eine Art Subscriptionsbälle, zu welchen das Billet einen Ducaten kostete), die in der Klosterneuburger Au (wo für den Kaiser und seine Begleitung breterne Pavillons errichtet standen) sehr zahlreich abgebrannten Ernst- und Lustfeuerwerke (wovon das erstere mit der Erstürmung eines angelegten Castells begann und der Sprengung desselben unter fürchterlichem Gekrache endete, das letztere aber mit Raketen, Schwärmern, Feuerrädern, Lustpumpen und Triumphbögen sich befaßte), häufige Assembleen und Gesellschaften waren an der Tagesordnung und übten auf das städtische Leben den größten Einfluß.

Wiewohl nun der Bürger von Wien von den Zirkeln des Adels ausgeschlossen blieb, so wußte auch er seine Mußezeit auf eigene Weise zu verwenden. Jeder, der Bürger geworden, durfte Waffen und Uniform tragen; die Bürgerschaft bildete eine eigene Stadtgarde, focht tapfer gegen die Türken und bewahrt im Zeughause viele sehr interessante Trophäen. Ihre vorzüglichsten

Unterhaltungen waren der Besuch des Theaters am Kärnthnerthore, wo täglich, den Freitag ausgenommen, deutsche Komödie gespielt wurde, das Lust- und Vogelschießen (wo man einen auf einer Stange befestigten Adler stückweise herunterschoß), das Freudenschießen in den Rauchnächten, die Kirchweihfeste (von welchen das der heiligen Brigitta unweit der Leopoldstadt und das zum heiligen Markus, verbunden mit einem Jahrmarkte, die besuchtesten waren) und endlich das Kartenspiel, das sich um jene Zeit von Frankreich aus nach Deutschland verbreitet. Der gemeine Mann letzte sich an Thierhetzen in der Leopoldstadt, Seiltänzern und Possenreißern. Feierliche Aufzüge und Prozessionen, andächtige Wallfahrten nach Mariazell in der Steiermark, gemeinschaftliche Andachtsübungen vor den zahlreichen Gnadenbildern der Residenz, vorzüglich vor dem unserer lieben Frau zu Hernals und des heiligen Johann von Nepomuk auf mehren Brücken, waren um diese Zeit sehr häufig zu sehen.

Handel und Gewerbe, Fabrikwesen und Maschinenbau entwickelten sich allmälig zu einer ausgezeichneten Vollkommenheit. Die Geschäftsverbindungen zwischen Neapel und Antwerpen, Brüssel und Wien, die der orientalischen und ostindischen Handelscompagnie, erleichterte die Zusendung der Waaren, Wechsel und Briefe immer mehr und mehr. Quecksilber, ungarisches Kupfer, Sohlleder, Brocade, Damast, Seidenstoffe, goldene und silberne Bänder, Sammet, Tuch, wollene Stoffe, Spezerey-Waaren, gedruckte Kattune, Leinwand und eine unglaubliche Menge getrockneter Fische u. dgl., waren die vorzüglichsten Artikel, die theils in den Niederlagen der Hauptstadt sich häuften, theils über dieselbe nach den anderen vorzüglichsten Handelsplätzen versendet wurden. Schon im Jahre 1722 legte die orientalische Handelscompagnie die erste Kattun- und Barchetfabrik zu Schwächat an. Eine Seidenfabrik am Neubau und eine in der Leopoldstadt, die Instrumenten-, Maschinen- und Tuchfabrik, dann die Blechfabrik des Herrn Ferdinand Tenninger ebendaselbst, eine Strumpffabrik am Spittelberge und die Porzellanfabrik des Hrn. Claudius du Maroquer in der Roßau kommen schon im Jahre 1732 als sehr blühende vor. Kaiser Carl gab seinen Erbländern zur Förderung des Handels und der Gewerbe die erste Wechselordnung (1717 den 10. Sept.); führte zu ihrer Unterstützung ein eigenes Wechselgericht und die Fallitenordnung (1735) ein. Zur leichteren Waarenversendung entstanden nach allen Richtungen der Monarchie große und bequeme Kaiserstraßen, und eine Flotte im adriatischen Meere.

Die Pest, welche sich schon im Jahre 1712 gezeigt und im folgenden Jahre so sehr um sich gegriffen hat, daß binnen zwei Monaten (August und September 1713) über 4000 Menschen in der Stadt dahinstarben, trübte sehr den blühenden Zustand der Kaiserstadt. Die Gesundheits-Direction ließ

es nicht an strengen Maßregeln fehlen. Alle öffentlichen Schulen werden gesperrt, die Zusammenkünfte in den Wirthshäusern strenge untersagt, die Apotheken in und vor der Stadt geschlossen und die Medicamente durch die Fenster verabreicht. Den Trödlern wird das Aushängen und der Verkauf alter Kleidungsstücke verboten und allenthalben auf Reinlichkeit gedrungen. Der öffentliche Gottesdienst wird nicht mehr in Kirchen, sondern im Freien bei den Säulen am Graben, Hof und hohen Markt gehalten. Die Zünfte und Bewohner der Vorstädte bleiben vom Umgange am Frohnleichnamsfeste ausgeschlossen. Nebst dem großen Lazarethe in der Währingergasse entstehen noch zwei andere, das eine im Zuchthause der Leopoldstadt, das andere im Münz-Wardein'schen Hause an der Wien. Der Kaiser blieb mit ruhmvoller Standhaftigkeit in Wien; doch die Liebe zu diesem Monarchen war so groß, daß man ihm bei seiner Ausfahrt keinen Todtenwagen, Infectionskarren oder Krankensessel begegnen ließ. Wer bei Hof eine Erkundigung einzuholen hatte, brachte Zeugnisse mit, daß er aus keinem verdächtigen Hause komme. Trotz allen diesen Anordnungen wüthete aber die Seuche fort und raffte ihre Opfer immer zahlreicher dahin. Wie nun Kaiser Leopold bei der großen Pest (1679) die schöne Dreifaltigkeitssäule am Graben erbauen ließ: so nahm nun auch Kaiser Carl seine Zuflucht zu den Heiligen. Am 22. October 1713 mußten sich auf ein gegebenes Zeichen vom Stephansdome alle Gerichtsstellen, die Clerisei und die Zünfte in der Augustiner-Hofkirche versammeln und sich von da prozessionsweise in die Kathedrale zu St. Stephan verfügen. Der Kaiser, das Ministerium und der ganze Hofstaat begaben sich ebenfalls in die Kirche zu den Augustinern, und von da nach St. Stephan, allwo über dem Hochaltare das Gnadenbild unserer lieben Frau (von Pötsch) und die Reliquien des heil. Boromäus aufgestellt waren, vor welchen der Kaiser im Angesichte der ganzen Volksmenge das feierliche Gelübde ablegte, dem heil. Carolus Boromäus zu Ehren um Abwendung der Seuche eine Kirche zu bauen. Bei der hereinbrechenden Kälte der Wintermonate fand die Pest ihr Ende.

Aber auch andere Umtriebe und Unfug gefährdeten um diese Zeit zu wiederholten Malen die Ruhe der Stadt. Kaiserliche Verordnungen gegen das Spazierengehen, Schwätzen und Zirkelmachen in den Kirchen, gegen das überhandgenommene Betteln der Handwerksburschen, Invaliden, Abbrändler und Müssiggänger, gegen lärmende Nachtmusiker und nächtliche Ehrenbezeigungen, gegen das Schießen in den Rauchnächten (welche Freude sich bei der Geburt des Prinzen von Asturien so unmäßig geäußert, als wenn es die Erstürmung einer Festung gegolten hätte), gegen das Duelliren und Herausfordern; ferner allgemeine unvorhergesehene Visitationen zur Einbringung des Bettlervolkes und anderer geschäftsloser, verdächtiger Personen

folgten in dieser Zeit ununterbrochen auf einander. Insbesondere drohten die Tumulte der Schuhknechte, die ihren Meistern entliefen, verdächtig sich zu Rotten gesellten, und einige Male sich sogar Angriffe auf die Wachposten erlaubten, der Stadt Gefahr. Da alle Zurechtweisungen fruchtlos blieben, so knüpfte man zwei Rädelsführer der aufgegriffenen Tumultanten in Gegenwart der Anderen an den Galgen, und peitschte fünf aus dem Lande.

Das Zunftwesen (schon damals zählte man 50 Handwerke) verbesserte Kaiser Carl VI. durch die General-Zunftordung vom 19. April 1732. Gegen die gefährlichen Glückspiele, als: Faraon, Rauschen, Färbeln, Würfeln, Bancospiele, Bassadicci, Tredici, Quindeci, Trenta, Quaranta u. s. w. wurden die strengsten Spielgesetze erlassen. Der Bancohalter, Mitspieler und Spielhalter sollte mit 1000 Ducaten, mit Räumung des Hofes oder mit Landesverweisung bestraft, die Anzeiger solcher Spielwinkel aber mit einem Drittel der erhobenen Strafe belohnt und ihre Namen geheim gehalten werden.

Auch für die Verschönerung der Stadt durch öffentliche Gebäude ward sehr viel gethan. Die Carlskirche (1716), die des heil. Franz de Sales am Rennwege, das innere Schottenthor und die Bastei vor demselben (1724), das Portal des Thores vom Kohlmarkte zur Burg (1728), die Verzierungen dieser durch die herkulischen Säulen, der Bau der Reichskanzlei, der kaiserlichen Bibliothek (1726), der Reitschule, die Vollendung der vom Kaiser Leopold begonnenen, schönen corinthischen Josephs-Statue am hohen Markt, die Erweiterung des Akademiegebäudes in der Alsergasse (1730), die Erbauung des bürgerlichen Zeughauses (1731), des Belvederes, des heutigen Münzamtes, des Militärspitales, eines Siechen-, Waisen- und Armenhauses, eines Versatzamtes; die Verbindung der Akademie der bildenden Künste und Wissenschaften (welche Leopold I. gestiftet) mit der Maler-, Bildhauer- und Architekturschule, und endlich die Hinwegschaffung der Friedhöfe aus der Stadt (1733), sind Unternehmungen, die sich in dieser Periode ununterbrochen die Hände reichen. Das Bisthum wurde zum Erzbisthum (1726) und die Kathedrale zur Metropolitankirche erhoben.

Wenden wir uns vom bürgerlichen Leben zum literärischen, so sehen wir zwanzig Buchläden dem Publikum bereits die wohlgefüllten Schranken bieten. Aber 7—8, die ihre Schätze aus den Fundgruben Nürnberg und Leipzig beziehen, sind mit Werken gefüllt, in denen die Morgenröthe der Poesie und Philosophie des nördlichen Deutschlands wiederstrahlt. Die übrigen enthalten nur ärmliche und der sich entwickelnden Bildung ganz unangemessene Lectüre. Die kaiserl. Hofbibliothek, mit nahe an 200,000 Druck- und 100,000 Handschriften, die Graf Windhag'sche unweit dem Dominikanergebäude, über welche die Priester dieses Ordens die Inspection führten, die Universitätsbibliothek bei den unteren Jesuiten (welche aber selten offen

war) und mehre andere Kloster- und Privatbibliotheken sorgten für das Vergnügen des Publikums. An der Ritterakademie in der Alsergasse genoßen die Söhne des Adels Unterricht im Reiten, Fechten, Tanzen, in der Rechtsgelehrsamkeit, Mathematik, Historie, Geographie, Heraldik und Philologie. Die Akademie der bildenden Künste für Malerei, Bildhauerei und andere mechanische Künste kommt durch die weisen Anordnungen des Kaisers auf Verwendung des kaiserl. Hofmalers van Schuppen immer mehr in Aufschwung. Das Gymnasium im Profeßhause der Jesuiten am Hof in der Stadt zählt bereits über 400 Zöglinge. Die Universität hatte große Vorrechte. Sie war, so wie die in Prag, in 4 Nationen getheilt: in die österreichische und rheinische (zu welcher Schwaben, Baiern, Franken und Rheinländer gehörten), die sächsische (zu welcher Brandenburger, Pommern, Preußen, Dänen und Schweden gezählt wurde) und in die ungarisch-böhmische. Jede Nation hatte ihren Procurator; diese wählten den Rector magnificus, welchem vier Dekane, die vier Procuratoren der Nationen, die Seniores der vier Facultäten und zwei andere Assessores untergeordnet waren. Die Poesie und Rhetorik, die griechische und hebräische Sprache, die Philosophie, die Polemik und Dogmatik der Theologie lehrten die Jesuiten; die Jurisprudenz und Medizin hatten eigene Professoren und Doctoren, die in den Hörsälen lasen. Die ganze Gelehrsamkeit drehte sich um Latinität, scholastische Philosophie und Terminologie. Aristoteles stand in der Philosophie noch im größten Ansehen. Die Rechtsgelehrten hielten sich strenge an die Lehren der Canonisten und Civilisten. Die Sittenlehre, das Völkerrecht, die Welt- und Kirchengeschichte, so wie das Staatsrecht, wurden nach vorgeschriebenen Büchern und Heften gelehrt. Die Promotionen der vier Facultäten gingen mit größtem Pompe vor sich. Die der Philosophie wurden in Gegenwart eines kaiserl. Abgeordneten, aller Professoren und Doctoren in dem großen Auditorium der Universität unter Trompeten- und Paukenschalle vollzogen, die Promotionen der anderen Facultäten gingen im Dome zu St. Stephan vor sich. Für den Rector magnificus ward hier ein Thronhimmel errichtet. Eine Trabanten-Garde schloß außerhalb der Kirche einen Kreis. Alle Glocken wurden geläutet, Trommel und Trompeten schmetterten und donnerten, Chöre und Jubelgesänge stiegen mit Orgelbegleitung empor. Der Dekan hält eine Rede, worauf der Doctorant ein specimen publicum ablegte. Der Doctorshut eines Juristen kostete 1200 Gulden, der in den anderen Facultäten etwas weniger. Die Studenten, wie überall um diese Zeit, nicht im besten Rufe, verübten in den Vorstädten und Umgebungen allerlei Unfug. Bei Raufereien, Schlägereien und Plünderungen wurde ihnen sicher ein Theil der Schuld in die Schuhe geschoben. Als ein Beweis ihrer Unerschrockenheit wird insbesondere angeführt, daß ihrer Drei einmal sechzig

Schneider aus der Herberge verjagt. Dank sei es dem nun allenthalben verbreiteten Lichte, daß jene Zeiten, wo in den Vorhallen des Tempels der Weisheit noch Box- und Fechtübungen gehalten wurden, um nöthigenfalls dem geführten Beweise den gehörigen Nachdruck zu verleihen, für immer und ewig vergangen sind! A. W. Brey.

Notizenblatt.

Slavische Literatur.

Eine der willkommensten und für das Fach der Geschichte der Vorzeit wichtigsten Erscheinungen in der slavischen Literatur ist das unter dem Titel: „Slavische Alterthümer," in böhmischer Sprache erscheinende Werk, des Hrn. Paul Joseph Safarik. Wiewohl hiervon bis jetzt erst zwei Hefte erschienen sind, läßt sich doch daraus entnehmen, daß der Verfasser seine wahrlich schwierige Aufgabe auf das Rühmlichste lösen werde. Dieses Werk verdient in der That die volle Aufmerksamkeit jedes Geschichtsforschers, zumal in demselben in Betreff der slavischen Nation, der zahlreichsten in Europa, jener dunkle Schleier der Vorzeit gehoben wird, den völlig und zuversichtlich zu heben bis jetzt kaum andere Kräfte in dem Maße es wagen konnten, oder auch nur aufrichtig und unparteiisch wollten. Jeder berufene und vorurtheilsfreie Schiedsrichter muß gestehen, daß zu einer richtigen Beantwortung der Fragen über den Ursprung und die ältesten Wohnsitze der slavischen Völker, ihren einheimischen und auswärtigen Namen, nicht allein die Kenntniß der alten und neuen Historiographen und Geographen, sondern insbesondere auch eine gründliche Kenntniß der slavischen Sprache in allen ihren Dialecten, wie auch der jetzt noch in den Sitten und Gebräuchen lebenden Denkmähler der slavischen Vorzeit gehöre, um ein Gebäude dieser Art auf einem sicheren Grund erbauen zu können; wie denn überhaupt Niemand, der die Urgeschichte eines Welttheils, wo nicht eine Weltgeschichte zu schreiben wagt, in keiner Sprache der bezüglichen Völker, wenigstens der benachbarten und stammverwandten, Laie sein soll. Nur ein Slave, welchen echte Nationalität beseelt, kann mühsam die Spuren der grauen Vorzeit der Slaven da noch verfolgen, wo den Fremdheimischen das Dunkel des Alterthums abschreckt, der, vielleicht nebstbei von Vorurtheilen befangen, lieber die von Anderen betretene Bahn verfolgt, als daß er alle die richtigen oder unrichtigen Behauptungen und Muthmaßungen prüfend durchginge, um sie gehörig zu sichten, zu bekräftigen oder zu verwerfen.

Der Zweck des Verfassers der slavischen Alterthümer ist nach seinen eigenen Worten: eine gedrängte Zusammenstellung alles dessen, was aus glaubwürdigen Quellen nach einer genauen und umsichtigen Prüfung von dem Ursprunge, den ältesten Wohnsitzen, der Verzweigung, den Schicksalen, dem Charakter, der Lebensart, der Religion, den Gebräuchen, der Sprache, den Wissenschaften und Künsten der slavischen Nation theils von Anderen, theils von dem Verfasser selbst für gegründet anerkannt worden ist, damit auf diese Art das slavische Alterthum aus dem Dunkel der Vergessenheit und Nichtachtung gerissen, und ein Gegenstand der Würdigung aller Verehrer der Geschichte überhaupt, der einheimischen aber insbesondere, werden möchte.

Über den Ursprung, die ältesten Wohnsitze und Begebenheiten der Slaven sind die Meinungen der Schriftsteller, welche jemals über die Urzeit der europäischen Völker nachgedacht oder geschrieben haben, sehr verschieden. Die Einen halten die

Slaven für eine neue Nation, die erst im 4. oder 5. Jahrhunderte neben den Hunnen, Avaren und anderen Asiaten auf dem Felde der Geschichte bekannt wurde; die Anderen glauben, daß sie ein Urstamm Europas seien, der seit undenklichen Zeiten mitten unter den übrigen Volksstämmen dieses Welttheiles wohnte, und unter verschiedenen uralten Namen, die sich später gänzlich verloren haben, verborgen blieb; und wieder Andere halten die Slaven für ein Gemenge von den Überresten verschiedenartiger Urvölker, die zur Zeit der Völkerwanderung zum Theil zu Grunde gingen, oder sich mit anderen vereinigt hatten.

Über diese und noch andere Meinungen, nach denen es kaum noch einen alteuropäischen Volksstamm geben dürfte, dem nicht bald dieser, bald jener Schriftsteller die Abkunft der Slaven zuschriebe, sein Urtheil zu fällen, und selbst die Frage zu beantworten: ob die Slaven uralte oder neue Bewohner Europas seien; dann unter welchem Namen die Vorfahren der Slaven zuerst in der Geschichte erscheinen, und welchen Namen sie selbst einheimisch führten, war der erste aber auch der schwierigste Punct der Untersuchung. Die Gründlichkeit, mit welcher der Verfasser zu Werke geht, seine vielumfassenden Kenntnisse berechtigen zu der Hoffnung, daß durch Lösung dieser Aufgabe so manche falsche Meinung aus dem Bereiche der Urgeschichte Europas verbannt und über das Dunkel der grauen Vorzeit der Slaven ein bis jetzt noch entbehrtes, besseres Licht verbreitet werde. In dieser Beziehung dürfte ein solches Werk jedem Geschichtsforscher sehr willkommen, und deßhalb die Mittheilung desselben auch in einer anderen Sprache wohl erwünscht sein. Grbjk.

Natur und Leben in unserem Himmelsstriche.

In der Haushaltung des Landmannes wird eine große Thätigkeit merkbar. Kaum hat er den gährenden Most in den Keller gebracht und die Thüren desselben für längere Zeit gesperrt, so beginnen im Hause neue Arbeiten, wie sie der Jahreswechsel bringt. Das Kraut wird gehackt oder geschnitten und eingesäuert; das Obst, welches man nicht verkaufen will, gedörrt, gebacken oder eingesotten; der Hanf und Flachs gebrochen und gehechelt. Unsere Großältern, welchen die Pflege der Gesundheit mehr am Herzen lag, benützten die letzten Tage des Octobers, sich heilsame Wurzeln, als: Enzian, Alant, Eibisch, Kalmus, Galgant und Haselwurz, graben zu lassen und in ihrer Hausapotheke aufzubewahren. — Da das Fleisch durch die Wärme nun nicht mehr leicht verdorben wird, fängt man an zu schlachten, zu räuchern und einzupökeln. Man macht auch den Anfang, Federn zu schleißen, bindet Schöber, um die Strohdächer damit auszuflicken, und bessert so viel möglich, was an Wohngebäuden und an Ställen baufällig ist; denn die Strenge der Jahreszeit ist vor der Thüre, und wilde Winde, welche schnellsegelnde Wolkenmassen vor sich hertreiben, zeigen die Fehde des Sommers und des Winters an; und Regen, Kälte, Schnee, wenn auch noch nicht anhaltend, lassen uns fühlen, was wir zu erwarten haben. Dieß müßte uns wirklich traurig stimmen, wenn nicht die Wintersaat mitten unter den Stürmen frisch und grün aufgeschossen wäre und lachend zum Himmel emporblickte, als wollte sie uns mit der Gewißheit des kommenden Frühlings trösten. Auch ist die Erde, wenn gleich immer spärlicher blühende Pflanzen gefunden werden, noch nicht alles Schmuckes ledig und leer. Die riesenartige Trespe, die europäische Erdscheibe, der sichelförmige Durchwachs, das gedoldete Habichtskraut und die wahre Goldruthe stehen noch in voller Blüthe. Zu den Pflanzen, die in Wäldern blühen, gehören auch die meisten Waldschwämme, sehr viele Farrenkräuter, die meisten Flechten und Moose, deren Blüthenzeit noch immer fortdauert.

In den Lüften bewegen sich jetzt vorzüglich die Raubvögel. Es ziehen aus unseren Waldungen und Auen ab: der Flußadler, der rothe Milan, welcher den Schaden, den er durch den Mord junger Land- und Wasservögel verursacht, dadurch vergütet, daß er sich auch von Mäusen, Amphibien, Würmern und Aas ernährt; der Hühnerhabicht und der Wanderfalke, der Thurmfalke und der grauschnäblige Habicht, welche jetzt auch die flachen Felder verlassen, auf die sie sich beim Anfang des Herbstes aus ihren Wäldern, felsigen Bergen, alten Thürmen und Schlössern zur Jagd auf die Feldmäuse herabgezogen haben.

Der October dieses Jahres hatte vorzüglich in Beziehung auf die Fauna der Insekten viele Ähnlichkeit mit dem ersten Anfang des Frühlings. Da nicht zu häufige Reife eintraten und längere Zeit günstige Witterung herrschte, entwickelten sich mehre Arten von Schmetterlingen, welche im entgegengesetzten Falle erst der Lenz aus ihrer Puppenhülle gelockt haben würde. Diese Vorläufer jener angenehmeren Jahreszeit erstarren während der rauhen Wintertage und werden im Februar oder März des nächsten Jahres durch wärmere Sonnenstrahlen zum zweiten Mal in's Leben gerufen. Wir sahen in diesen Tagen, wenn sich der Herbstnebel auf den Wiesen verloren, den großen und kleinen Fuchs, das Citronenblatt, den oranienrothen Falter, den Waldargus und den Trauermantel. Wer während der Sommerzeit die Raupe des sehr geschätzten Oleanderschwärmers gefunden und bewahrt hat, kann nun die Freude genießen, in einem erwärmten Gemach ihn erwachen zu sehen. Dieser seltene Schwärmer ist nämlich kein beständiger Bewohner unserer rauhen Gegend; er kommt, wahrscheinlich durch Winde getrieben, aus Italien zu uns und läßt seine Eier an dem gemeinen Oleander zurück, welcher im Sommer in's Freie versetzt wird. Auf diese Art findet man die Raupen einzeln oder in Gesellschaft in unseren Vorstadtgärten oder in der nächsten Umgebung Wiens, wo diese Zierpflanze gezogen wird.

In den Teichen wird die Großfischerei getrieben, und so haben zuletzt auch noch die Fische einen argen Strauß mit der Habsucht der Menschen zu bestehen!

In der Stadt werden Abendgesellschaften und Lesezirkel häufiger; auch fängt die Erntezeit der Schauspielhäuser an. Statt heiterer Tage erfreuen uns nur selten einige freundliche Sonnenblicke. Aber auch in jener Ruhe, die über die Natur ausgebreitet ist, findet der fühlende Mensch erhebenden Reiz; in der schlummernden Pflanzenwelt gewahrt er, trotz allen einbrechenden Stürmen, trotz der Rauhheit der Luft und der Härte des Klimas, ein Bild von dem Zustande des Edlen und Schuldlosen, wenn ihn die Stürme des Lebens bedrohen. Es bleibet nichts so! E.

Geschichtliche Momente und Begebenheiten aus der Gegenwart.

1836. September 23. Der große Rath des Cantons Waadt in der Schweiz weigert sich, ein Mitglied des Repräsentanten-Raths zu den eidgenossischen Verhandlungen über die Wegweisung der politischen Flüchtlinge zu ernennen; gibt jedoch später den Ermahnungen der übrigen Stände nach.

— October 6. Der König von Frankreich begnadigt aus Anlaß seines Geburtsfestes 62 politische Verurtheilte, welche theils aus Republikanern, theils aus Chouans bestanden.

Rückblick in die Vergangenheit.

Am 29. October 1787 stirbt Johann Carl Musäus an einem Herzpolypen. Dieser originelle deutsche Dichter war 1735 zu Jena geboren, studierte Theologie, ward 1763 Pagenhofmeister am weimar'schen Hofe und darauf Professor am dortigen Gymnasium. Durch seine „Volksmährchen" ward er National-Schriftsteller. Seine Absicht dabei war, der weinerlichen Empfindsamkeit freie Spiele der Phantasie entgegenzustellen und durch den Wechsel lieblicher Dichtungen zu ergetzen, die um so mehr gefielen, als sie mit den in der Jugend empfangenen Eindrücken übereinstimmten. Als Schriftsteller ist er eben so unterhaltend als belehrend. Die gefälligste, munterste Laune, deutsche Offenheit und Biederherzigkeit, ungesuchte Anspielungen und eine Heiterkeit, die zuweilen zur possirlichen Lebhaftigkeit wird, drückte Allem, was er schrieb, den Stämpel auf. Er war auch als Mensch wegen seiner Gutmüthigkeit, Harmlosigkeit und Heiterkeit allgemein geliebt, und ein Unbekannter errichtete ihm ein einfaches, aber schönes Denkmahl auf seinem Grabe.

Am 30. October 1697 wird der Friede zu Ryßwik, einem Schlosse zwischen dem Haag und Delft, von Frankreich und dem Kaiser Leopold I. geschlossen. Frankreichs Politik war es gelungen, Trennungen unter den Verbündeten zu veranlassen und mit England, Holland und Spanien schon am 20. September den Frieden abzuschließen. Es behielt die Eroberungen im Elsaß und Straßburg, und gab dem Herzog von Lothringen, Leopold, dem Sohne des großen Helden Carl, sein rechtmäßiges Erbe zurück. Die beiden Friedensschlüsse Frankreichs mit dem deutschen Reiche zu Nimmwegen und Ryßwik wurden in Holland und Deutschland spottweise die Frieden Nimmweg und Reißweg genannt.

Hierzu die besondere Beilage.



zu № 130 des Oesterreichischen Zuschauers.

Die Kunst,

sich vor dem Uebel der Armuth zu wahren.

(Schluß.)

In unserer Zeit erkennst Du daher die Dürftigkeit an der Sucht, mit seinem Vermögen zu prahlen, an einem ängstlichen Aufwande, an einer gewissen Unruhe und dem ängstlichen Anschmiegen an Menschen, welche ihrer Vermögenskraft wegen im Rufe stehen. Die, welche am meisten von dem Besitze des Geldes reden, und von der Verlegenheit, dasselbe unterzubringen; die, welche in ihren Zimmern Kästen mit Gläsern aufstellen und aus selben silberähnliche Massen blicken lassen; die, auf deren Tischen Du die Banknoten und einzelne Thalerstücke gleichsam unbeachtet als Effect-Gegenstände prahlen siehst — die, welche Dich öfters um Rath fragen, wie sie ihre Capitalien am fruchtbringendsten anlegen können, die vielleicht selbst zum Scheine für den Fall der Noth ein Darlehen anbieten, diese könnten die Ersten sein, welche Dich mit dem Gesuche überraschen, ihnen „zu einem plötzlich vorgekommenen glücklichen Ankaufe; zur Ergänzung einer bedeutenden Summe, wozu nur die Kleinigkeit, um welche sie Dich ansprechen, „noch fehle, und womit sie ein bedeutendes Geschäft zu machen haben,“ Geld darzuleihen, welches Du, wenn Du es hergibst, wohl nimmermehr sehen wirst. Ein fast untrügliches Kennzeichen der Dürftigkeit in unserer Zeit ist das Bemühen, den Schein des Reichthums anzunehmen; aber nicht schwer wird es dem Beobachter der Welt, den trügenden Flitter von der leuchtenden Wahrheit zu sondern.

Den Reichthum hingegen erkennt man leicht an jener Sicherheit und Ruhe, welche er Denjenigen verleiht, die ihn besitzen. Die Unabhängigkeit, welche sie umgibt, die Masse von Dienstfertigen und Freunden, welche in einem solchen Hause aus- und eingehen; auch eine gewisse Zurückgezogenheit, und vor Allem ein sehr geregelter Haushalt sind Kennzeichen eines festgegründeten Vermögenstandes. Bis zum letzten Diener herab befinden sich in einer solchen Wirthschaft Alle im geregelten Zustande; eine behagliche Wohlhabenheit lacht uns aus, wenn auch alten, doch soliden und bequemen Möbeln entgegen; das ernste, meist volle und immer ruhige Gesicht des Hauswirthes; seine Anhänglichkeit an das Bestehende, sein Mißtrauen gegen großen Gewinn versprechende Speculationen, sein Haß gegen Lotterie und Spiel, in den meisten Fällen eine bis in das Kleine gehende Berechnung und Sparsamkeit, deren er sich nicht schämt, und wozu er in Gesellschaften ungescheut die Initiative ergreift — alles dieß sind fast untrügliche Kennzeichen eines sehr gesegneten und fest gesicherten Hausstandes.

Tugenden, welche der Reichthum fördert; Laster, welche sich mit ihm einschleichen.

Das Geld hat gewiß seine guten Seiten, und ich kenne kaum Eine Tugend, deren Ausübung es nicht erleichtert. Wenn ich es als ein Werkzeug der Mildthätigkeit, der vergütenden Gerechtigkeit und der thätigen Nächstenliebe nenne; wenn ich die Thränen der Freude zähle, welche der getröstete Unglückliche seinem Wohlthäter weint; wenn ich der Summen gedenke, mit welchen dankbare Söhne ihre armen guten Aeltern unterstützen; wenn ich bedenke, wie oft mit einer kleinen Summe Vergehen hintangehalten, Kummer und Sorge gestillt und Trostlose glücklich gemacht werden können; dann erst lerne ich den Werth des Geldes lebhaft erkennen, und dasselbe als Mittel zu allem Guten segnen.

Ein Mensch, welcher in einer glücklichen Vermögenslage schwebt, hat viele Wege, sich selbst und And're glücklich zu machen. Alles, was auf der Erde Reiz gewährt, hat für ihn doppelten Reiz, und was dem Menschen Schmerzen macht, bringt ihm nur halben Schmerz. Ist er gesund, so genießt er die Freude der Gesundheit in ihrer ganzen Fülle, denn keine Sorge verbittert ihm selbe. Ist er krank, so vermißt er wenigstens alle die lindernden Mittel nicht, welche bei einer sorgfältigen Pflege körperliche Leiden erleichtern und heben. Hat er das Glück, Vater zu sein, so gießt ihm der Gedanke, daß er seine Kinder wohlerzogen und versorgt in die Welt treten lassen, alle seine wohlwollenden Pläne für ihr Glück unterstützen kann, Ruhe und Freude in das Herz; und steht er als Weltbürger da, so hebt ihm das Gefühl, Gutes gewirkt zu haben nach allen Richtungen, den Schwachen gestützt, den Trauernden getröstet, als Bote des Himmels irdischen Segen verbreitet zu haben, die Brust mit gerechtem Stolze. Wo Jener, welcher Geld weise verwendet, hinblickt, tritt ihm die Freude entgegen; was er beginnt, hat er mit dem Glücke begonnen, und was er endet, hat er mit Ehren geendet.

Die Stimme der Verführung wird vergeblich dem guten Haushälter zuflistern, denn in seiner ruhigen und gesicherten Lage fehlt es an Nahrung hierzu. Ja, ich kenne wenig Tugenden, welche nicht durch einen rechtlich erworbenen Reichthum wo nicht begründet, doch unterstützt und befördert werden können. Wie sehr erleichtert Geld den Vorzügen des Geistes und des Herzens den Weg zur Vervollkommnung! Mögen daher Andere, dem Cynischen Philosophen nachahmend, das Geld, welches sie in ihrer Trägheit nicht erwerben wollten, oder in ihrer Unwissenheit und Liederlichkeit nicht erhalten konnten, lästern und schmähen, der Vernünftige wird in demselben stets das Förderungsmittel des Guten, die Stütze der menschlichen Unabhängigkeit und wahren Glückes erkennen, und sich endlich bemühen, das, was er mit Fleiß auf eine rechtschaffene Weise gewonnen, mit Klugheit zu genießen, und auf eine wahrhaft edle Weise zu verwenden!

Aber von einer andern Seite betrachtet, läßt sich nicht läugnen, daß Geldgewinn und dessen Besitz manches Unkraut des Bösen in unser Herz säen, sogar die Quelle sehr verächtlicher Laster werden können.

Leicht gewonnenes Geld macht den Menschen häufig verschwenderisch und leichtfertig in dem Haushalte; schwer erworbenes hingegen hart gegen Andere und geizig. Außerdem führt der Reichthum oft zum Hochmuth und zu der widrigsten Art des Stolzes, zum Geldstolze; zur Eitelkeit, zur Geringschätzung mannigfaltiger Tugenden und Vorzüge, welche den Vorzug des Reichthums weit

überwiegen. Die Mutter aller Laster und Verbrechen aber ist Geiz. Er entsteht aus der Ueberschätzung des Geldes und völligen Unkenntniß seines Zweckes.

Groß sind die Verirrungen, zu welchen er die Menschen hinreißt. Die heiligsten Gefühle der Natur und Religion macht er verstummen; den Menschen selbst setzt er oft zum Thiere herab und — wie fast bei keinem der Laster, folgt ihm hart auf dem Fuße die rächende Nemesis nach. Denn der Geizige wird von Niemanden geliebt, von Allen verachtet; Verwandte, selbst die, welche sein eigenes Blut gezeugt, leben nur leidend und klagend in seiner Nähe; das Mark seiner Gebeine dorrt aus, Angst und Furcht umtanzen, als strafende Furien, seinen welkenden Geist, und wenn er dahin geschieden und zur Erde bestattet worden, folgt ihm keine Thräne wehmüthiger Erinnerung, oft Fluch, oft das Gelächter unwürdiger Erben.

Es trachte doch Jedermann, der, gesegnet von Gottes Hand, durch Thätigkeit und Klugheit Vermögen erwirbt, daß er die Humanität, d. i. die reine Menschlichkeit in seinem Busen bewahre. Diese aber befiehlt, daß wir die Güter der Erde niemals als alleinigen Zweck unseres Daseins ansehen, sondern darin nur ein Mittel erkennen, uns selbst und Andere glücklich zu machen.

Grundsätze

für den Erwerb und die Verwendung des Geldes.

1. Achte den Pfennig; aber sieh zur Zeit nicht auf den Groschen, wenn es sich um Gulden handelt.

2. In Deinem Haushalte vermehre nie die Zahl der Dienstboten ohne die äußerste Nothwendigkeit; auch beschäftige so wenig Hände als möglich mit Deinen Angelegenheiten, denn viele Hände versplittern auf diese Weise im Kleinen eine Menge Geldes, ohne daß irgend Jemand Dir Dank wüßte, oder einen wahren Genuß davon hätte.

3. Für einen redlichen Menschen ist es nicht so schmerzhaft, Geld zu bedürfen, als es schuldig zu sein.

4. Gib Deinen Kindern immer einiges Geld in die Hände und mache sie frühzeitig mit der Geldwirthschaft und dem Werthe der Lebensbedürfnisse bekannt.

5. Ein einziges Laster zu unterhalten, kostet so viel, daß man zwei Kinder davon ernähren könnte.

6. Als Ludwig XI einen Bratenwenderjungen fragte, wie viel er verdiene, erwiederte dieser: „So viel als der König.“ — „„Und wie viel verdient denn Dieser?““ — „So viel als er braucht,“ war die Antwort des Jungen.

7. Kaufe so selten als möglich; wenn Du aber kaufen mußt, so kaufe das Beste, ob es gleich nicht das Wohlfeilste ist.

8. Eine schlechte Waare, wie wohlfeil sie auch sei, ist immer zu theuer.

9. Unter Deinen Bedürfnissen berücksichtige zuerst die Nahrung, dann die Wohnung, dann die Kleidung; endlich das, was das Leben verschönert und erheitert.

10. Ohne Gesundheit ist der Arme der Unglücklichste auf der Erde, und der Reichste schlimmer daran, als der Aermste. Wenn es sich daher um Erhaltung und Befestigung Deiner Gesundheit handelt, müssen alle Geldinteressen untergeordnet werden und schweigen.

11. So sehr Du Dich dagegen waffnen mußt, Dein Geld zu verlieren, so sehr scheue das Aufkommen jeder Leidenschaft und schneide schon die Grasspitze derselben bis an die Wurzel ab. Sogar die unschuldigen, wie die Sucht, Sammlungen von Kunstsachen, Büchern, Zeichnungen u. s. w., müssen mit immerwäh-

render Berücksichtigung Deines Vermögens und Deiner Verpflichtungen überwacht werden, denn sie tragen nichts ein, und kosten stets Geld.

12 Das kürzeste und beste Mittel, Geld zu erlangen, ist, „den Menschen, von welchen wir es erwerben, klar zu zeigen, wie auch sie dabei ihren Gewinn finden und ihr Interesse haben."

13. Um reich zu werden, bedarf man mehr Geist als Geschicklichkeit oder Erfahrung Man denkt darauf oft zu spät, fängt dann mit Fehlern an, welche man zu verbessern nicht immer Zeit und Gelegenheit findet; daher kommt es, daß Wenige in der Welt zu vielem Gelde kommen.

14. Was Du immer Dir selbst besorgen kannst, besorge auch selbst und verlasse Dich so wenig als möglich auf Andere. Bedarfst Du aber fremder Hülfe, so wähle den ehrlichsten und den geschicktesten aus den Arbeitern, ohne Dich durch die Wohlfeilheit der Andern beirren zu lassen.

15. Prahle nie mit Deinem Gelde, zeige auch nicht viel Geld, und halte davon nur das Nöthigste zu Hause. Wenig menschliche Naturen sind der Regung des Neides unzugänglich, und mit dem Neide ist der heimliche Haß verbrüdert. Vielen ist die Kehle abgeschnitten worden, weil sie durch den unbewachten Anblick des Geldes in dem Dürftigen den Versucher und das Verbrechen geweckt. Das zu Hause bewahrte Geld steht immer in der Gefahr des Feuers oder des Diebstahls.

16. Der Geizhals gibt, wenn er todt ist, an einem einzigen Tage mehr aus, als er in zehn Jahren seines Lebens gethan hat; und der lachende Erbe bringt in zehn Monden mehr an, als er sein ganzes Leben hindurch zu erwerben versteht.

17. Was man verschwendet, raubt man seinen rechtmäßigen Erben; was man aber schmutzig zusammenknickt, raubt man sich selbst. Ein weiser Mittelweg läßt uns selbst und Andern Gerechtigkeit widerfahren.

18. Man muß nie etwas begehren, was nicht an der Zeit ist. Die Erdbeere und die Pflaume im Winter, wie das Eis im Sommer, sind kostbare Dinge, und noch dazu schlechter, als sie Einer zur rechten Zeit fast umsonst haben kann.

19. Liebe in Deinem Wesen das Einfache. Ein hoher Titel zahlt hohe Taxen, und wer sich vom listigen Pöbel einen „gnädigen Herrn" schelten läßt, dem wird auch bald die Gnade, d. i. die übertheure Bezahlung aller erwiesenen und nicht erwiesenen Dienste, zugemuthet.

20. Sei niemals müssig, denn der müssige Zustand verlocket zur Ausgabe und kostet Dich wenigstens das Geld, welches Du im thätigen hättest erwerben können.

21. Geld macht uns nur dann glücklich, wenn es andere Umstände und vor Allem wir selbst zulassen, damit glücklich zu sein.

22. Groß sind die Qualen, welche des Geizigen harren. Am Tage quält ihn die Sorge, seine todten Schätze zu vermehren, zur Nachtzeit stört ihn die Furcht, daß sie ihm entrissen werden. Es ist kein Augenblick, in welchem er kummerlos wäre. Jetzt grämt er sich über die Vergangenheit, jetzt preßt ihm die Gegenwart den Schweiß einer Höllenangst aus, jetzt sträubt die Zukunft, in welcher er das Gespenst der Armuth sieht, ihm die Haare zu Berge.

23. Arbeit, Mäßigkeit und eine gute Einrichtung des Hauswesens, verbunden mit Verachtung aller Vorurtheile, der Mode und der Weichlichkeit, lassen einem braven Menschen Hülfsmittel finden, wo Andere keine mehr suchen; sie werden ein Ersatz für ein kleines Vermögen, sie bahnen die Wege, sich ein großes zu erwerben; sie werden eine Stütze der öffentlichen Achtung und oft die Vertheidiger der Rechtschaffenheit.

24. Es ist ein gar gemeiner und thörichter Wahn, wenn der Mensch glaubt, sein Glück nach dem Umfang der Gegenstände, welche er die seinigen nennt, messen zu müssen, ob er gleich täglich gewahr werden kann, daß nichts sein ist, als was er im Herzen trägt.

25. Bei dem Gelderwerbe verachte die Waffe der List oder des Truges; denn die List ist ein Pfeil, der auf Jenen zurückprellt, welcher ihn abgeschossen hat, und kein Anblick ist ergetzlicher, als der des betrogenen Betriegers.

Bedauern reget sich, wenn ich die Dummheit prellen sehe;
Doch lach' ich herzlich mit, wenn wohlverdienter Täuschung Wehe
Den schlauen Eigennutz vom Kopf peitscht bis zur Zehe.

Redacteur und Herausgeber: J. S. Ebersberg (wohnt in Wien; Stadt, Tiefengraben Nr. 166).

№ 131.

Der Oesterreichische

ZUSCHAUER.

Für Kunst, Wissenschaft, geistiges Leben.

Montag, den 31. October 1836.

Den jungen Adler kennst Du aus den Feueraugen,
Die junge Löwenbrut, wenn an der Brust sie saugen;
Nimmt's Dich noch Wunder, zeigt die höhere Natur
Des Menschen schon im Knaben ihre Spur?

Bertrand du Quesclin.

Bertrand du Quesclin, der im vierzehnten Jahrhundert den Engländern, mit Ausnahme einiger wenigen festen Orte in Guienne und der Normandie, alle ihre Besitzungen abnahm, er glühte schon in seiner ersten Jugend von Kriegslust und Heldengeist. Er war noch kaum siebzehn Jahre alt, als sein Vater ein Turnier zu Rennes ausschrieb, zu welchem die ausgezeichnetsten Ritter Frankreichs und Englands eingeladen wurden. Die bretagnischen Ritter wollten den Franzosen und Engländern an Glanz nicht nachstehen, und erschienen mit einem zahlreichen Gefolge und in den prächtigsten Rüstungen. Bertrand hatte gehofft, seinen Vater begleiten zu dürfen; allein dieser befahl ihm, zu Hause zu bleiben, weil er zu jung sei, um sich gegen die rüstigen und kampfgeübten Ritter zu versuchen, die auf dem Turnier sich einfinden würden. Höchst mißvergnügt über diesen Befehl, dachte Bertrand nur darauf, sich ihm zu entziehen; er entfloh, und gelangte nach Rennes. Dort folgte er der Menge, welche nach dem Turnierplatz strömte. Mit welchem lüsternen Neid sah er nicht diese reichaufgeschirrten Pferde; diese schimmernden Rüstungen, glänzend von Gold und edlen Steinen. Das Schmettern der Trompeten, der Beifall, welchen man dem Sieger zujanchzte, setzten ihn außer sich selbst. Er drängt und stößt, empfängt, bei seinem unscheinbaren Aussehen, die ausgetheilten Stöße mit Wucher zurück; und drang auf's Neue nach allen Richtungen vorwärts, bis er einen Platz gewonnen hat, auf welchem er Alles sehen kann. Aber auch jetzt kann er nicht bleiben. Er erkennt unter den Rittern, die sich zurückziehen, einen seiner Verwandten. Er drängt sich durch die Menge, er läuft nach der Herberge, wohin Jener zurückkehrte, er wirft sich ihm zu Füßen, und beschwört ihn, bei dem Ruhm, den er sich eben erkämpft habe, ihm sein Pferd und seine Waffen zu leihen. Der Ritter, hingerissen von dem Feuer des jugendlichen Muthes, das aus Bertrand's Augen

blitzte, gewährt ihm seine Bitte, wapnet ihn mit eigenen Händen, und läßt ihm ein frisches Pferd geben. Die herrlichsten Siege, welche Bertrand in der Folge errang, machten ihm nie eine so große Freude, wie dieser Erfolg. Er stürmte nach dem Turnierplatz zurück; er läßt sich die Schranken öffnen, und verlangt zu kämpfen. Einer von den Rittern nimmt die Ausforderung an, und Bertand wirft ihn gleich beim ersten Zusammentreffen vom Pferde. Einem Zweiten, einem Dritten macht er es nicht besser. Endlich sprengt sein Vater heran, um mit ihm zu kämpfen. Bertrand macht ihm eine tiefe Verbeugung, und senkt seine Lanze. Alles war erstaunt; Einige glaubten, er thue es aus Furcht, da Renaud als einer der tapfersten Ritter seiner Zeit bekannt war; Andere glaubten, daß er bereits matt geworden sei. Allein Bertrand kämpfte und siegte gegen Andere mit einer Kraft und Behendigkeit, welche unerschöpflich zu sein schienen. Renaud sah nun wohl, daß nicht Furcht den Unbekannten abgehalten hatte, mit ihm zu kämpfen: desto begieriger war er daher, zu erfahren, welcher Beweggrund das Betragen desselben gegen ihn bestimmt habe; eine Neugierde, welche alle Theilnehmer an dem Turnier mit ihm theilten, zu deren Befriedigung aber keine Aussicht vorhanden war, da man nicht erwarten durfte, der Unbekannte werde von irgend einem Gegner besiegt werden. Ein normännischer Ritter, den seine Stärke und Geschicklichkeit in ganz Europa berühmt gemacht hatten, hatte sich ebenfalls bei dem Turnier eingefunden; nicht sowohl um neuen Ruhm zu erwerben, als um die Erinnerung an den erworbenen aufzufrischen. Er hatte sich begnügt, zwei oder drei Ritter aus dem Sattel zu heben, und sich dann an das Ende der Bahn zurückgezogen, wo er sich mit den Damen unterhielt. Die Erfolge des neuen Ankömmlings zogen seine Blicke auf ihn; und da die Damen ihn baten, mit demselben eine Lanze zu brechen: so gehorchte er ihren Wünschen. Bertrand nahm die Ausforderung an. Mit einer unglaublichen Schnelligkeit schwenkten Beide ihre Rosse. Der Normann führte seinen Vorsatz mit großer Geschicklichkeit aus, und stieß Bertrand den Helm vom Kopfe: allein dieser faßte ihn dafür mit solcher Kraft, daß er ihn glücklich aus den Bügeln hob, und sehr unsanft auf den Sand legte. War das Erstaunen der Zuschauer groß: so war das von Bertrand's Vater noch größer. Er eilte auf seinen Sohn zu, und umarmte ihn. Dieser empfing den Preis; allein er wollte ihn nicht behalten, und bot ihn dem Ritter, welcher ihm seine Waffen geliehen hatte; eine Großmuth, welche die Achtung noch vermehrte, die sein Muth und seine Gewandtheit ihm bereits errungen hatten. M. Enk.

Die Begrüßung.

Bei den mißtrauischen Einwohnern von Java, die sich einander nie anders als bewaffnet nähern, und bei den affectirten, dabei falschen Chinesen, die

sich mit tausend demüthigen Entschuldigungen vor Andern ihres Gleichen niederknien, gibt es eine Menge höchst lächerliche und wirklich in das Bizarre ausartende Gebräuche gegenseitiger Begrüßung.

Die Griechen hatten gewisse Formeln, womit sie einander begrüßten, am Morgen: Zufriedenheit, am Abend: Gesundheit wünschend. Wenn ein Römer einen Andern grüßte, hielt er sich seine rechte Hand vor den Mund, und trat der zu grüßenden Person entgegen. — Ein Gleiches mußte man beobachten, wenn man sich Statuen von Gottheiten näherte; und beim Erblicken von Staats- und Magistratspersonen entblößte man das Haupt. Begegnete ein Bürger dem Andern, so blieb er stehen und küßte ihm zum Beweise der Hochachtung die Hand. Erschienen die Consulen auf der Straße, so mußte ihnen Alles Platz machen und, der zu Pferde war, absteigen. Die Krieger leisteten ihre Ehrenbezeigung durch das Senken der Waffen, wie es noch heutigen Tages üblich ist.

So gehörte es bei den Griechen und Römern zur Artigkeit und Bezeigung von Achtung, daß man Personen, die man grüßte, zugleich bei ihrem Vor- und Zunamen nannte, um zu beweisen, wie sehr man diese Namen aus besonderer Verehrung stets im Gedächtniß behalte.

Plautus spricht von Völkern, die sich beim Gruße an das Ohr griffen. — Die Krieger der alten Caledonier bezeigten ihre Gunst, Freundschaft und Dankbarkeit dadurch, daß sie dem Andern ihre Lanzen zu Füßen legten. Niedere Unterthanen, Sclaven und Bettler, die von Vornehmen Unterstützung verlangten, erschienen stets mit einem in Blut getauchten Schild und einer zerbrochenen Lanze. Die Franken rissen sich ein Haar aus dem Kopfe und reichten es jener Person, welche sie grüßen wollten.

In Japan grüßt ein Freund oder Bekannter den Andern, indem er einen Pantoffel ablegt, und in Hindostan nehmen sich die Grüßenden gegenseitig beim Barte. Nach Montaigne besteht bei einigen Völkern der Gebrauch, sich beim Grüßen den Rücken zu zeigen. — Die Bewohner der Philippinen bücken sich im Grüßen tief zur Erde und legen die flachen Hände auf ihre Wangen, indem sie zugleich einen Fuß mit gebogenem Knie emporheben.

Die Insulaner von Guinea legen sich gegenseitig Baumblätter auf's Haupt, die sie als Symbol der Freundschaft und des Friedens betrachten; und auf einer der Cykladen erfordert die Artigkeit, daß man das Haupthaar des zu Grüßenden mit Wasser begießt oder bespritzt.

Die meisten Insulaner des großen Oceans grüßen sich, indem sie gegenseitig mit den Nasen zusammenstoßen, welcher Gebrauch bei den Bewohnern der Sandwichsinseln und bei den Neuseeländern ebenfalls üblich ist. — Die Bewohner von Agenis hauchen in das Ohr der zu grüßenden Person und

reiben sich mit deren Hand leise in der Gegend des Magens. Wollen sich die Insulaner von S. Lorenzo (gr. Ocean) einander recht freundschaftlich bezeigen, so spucken sie sich in die Hände und reiben sich damit gegenseitig Gesicht und Stirne.

Die Chinesen legen ihre Hände über die Brust, nähern sich demüthigst, neigen den Kopf zur Erde und murmeln: „Isin, Isin!" Begegnet ein Chinese einer vornehmen Person, so hebt er seine Hände empor und neigt den Kopf bis zum Boden. Chinesen, die sich lange Zeit nicht gesehen haben, fallen bei gegenseitigem Erblicken auf die Kniee und berühren dreimal mit der Stirne die Erde. Diese Ceremonie wird oft zwei- bis dreimal wiederholt. Wer sich erkühnt, nach Art der Europäer zu grüßen, der hätte als geringste Strafe 50 Streiche mit dem Bambusrohr zu erwarten.

Stellt sich ein Einwohner von Neu-Orleans dem Oberhaupte seiner Nation vor, so begrüßt er dasselbe vor Allem mit einem heulenden Schrei, tritt dann, jedoch ohne links und rechts zu blicken, in den Hintergrund der königlichen Hütte und wiederholt diesen Schrei dreimal. Ein stiller Seufzer des Königs bedeutet ihm, daß er sich niedersetzen dürfe; der Unterthan dankt mit einem wiederholten Schrei, und so muß Jeder, an welchen der König eine Frage stellt, vor und nach der Antwort heulen.

In Indien schätzt man die Achtung und den Respekt nach der Entfernung, in welcher sich der Grüßende von der zu grüßenden Person befindet. Wenn daher eine hohe Person auf die Straße hinaustritt, sind eigene Leute aufgestellt, um auf die nächsten Personen zu schreien, daß sie aus Lebenskräften laufen mögen.

Der Europäer bezeigt seine Achtung und Verehrung, indem er die Kopfbedeckung abnimmt; der Orientale, indem er selbe aufsetzt; der Engländer schüttelt Euch die Rechte aus Leibeskräften, daß Ihr die Achsel zu verlieren glaubt; dabei bleibt sein Äußeres kalt und das Gesicht ausdrucklos. — Franzosen und Italiener drücken im Kuße und stürmischen Umarmungen ihr Gefühl aus, während der Deutsche mit prüfendem Blicke die Gesichtszüge des Freundes mustert.

Soweit über diesen von den urältesten Völkern geheiligten Gebrauch des Grüßens, und hier zum Schlusse nur noch eine freundschaftliche Ermahnung allen Jenen, welche diese Sitte vernachlässigen, sei es aus wirlicher oder bloß fingirter Zerstreuung, aus Stolz oder Eitelkeit. Der gebildete Mensch wird die Gebräuche und Sitten eines Landes aufmerksam berücksichtigen, sich wohl erinnernd, daß es Grobheit ist: Jene nicht zu grüßen, die es mit Recht ansprechen dürfen, und Rohheit: Denjenigen nicht zu danken, die uns mit freundlichem Gruße entgegenkommen.

C. Phil. Holm.

Sinngedichte.

Der Schuldenmacher.

Mit Geld recht flott zu leben,
 Das kann ein jeder Narr;
Doch ohne Geld zu leben,
Und doch Geld auszugeben,
 Das ist die Kunst fürwahr!

Anstand gegen den Geschlechtsartikel.

Den Nächsten lieben, ist wohl Christenpflicht;
Allein mein Weib ist ja — mein Nächster nicht.

August Schilling.

Notizenblatt.

Almanach-Literatur.

Siona. 1837. Von Hermann Waldow. Mit sechs Kupfer- und Stahlstichen. Wien und Leipzig. Verlag von Friedrich Wilhelm Pfautsch.

Der religiösen Muse gebührt ein eigener Kranz, vielleicht der erste um das Werden romantischer Poesie. Olympia's Marmorgott lag längst in Trümmern, die Barbarei Asiens hatte den letzten Funken antiker Kunst in den Staub getreten und die kostbaren Manuscripte der griechischen und römischen Dichter hatten sich, seltsam gewiß, in das Asyl christlicher Klöster geflüchtet. Sänger, vor Jahrhunderten verblichen, strömten den Reichthum ihrer Unsterblichkeit über die stille Einsamkeit geweihter Mauern aus, und dasselbe Auge, bestimmt, in christlicher Abnegation des Irdischen zu der bild- und farblosen Welt des Geistes aufzublicken, durchwanderte die Gallerie idealisirter Sinnlichkeit in den plastischen Schöpfungen der großen Heiden. Aus dieser innigen Verschmelzung von Geist und Natur, von Gedanken und Ideen, von Metaphysik und Kunst bildete sich jener eigenthümliche Genius heraus, den wir das Wesen der Romantik nennen, und der im deutschen Mittelalter Kind war, in dem Aufblühen unserer Sprache seit Gottsched mit Siegwart und Werther zum schmachtenden, träumerischen Jüngling reifte, um in neuester Zeit mit der Kraft des Mannes auch seine Leidenschaft zu vereinen und in der Blüthe seiner eigenen Pracht die Trauer des Herbstes voraus zu sagen. Religiöse Hymnen waren seine ersten Klänge, die Sprache des alten Latiums sein erstes Wort. Die neuen Sprachen lagen für den neuen Geist noch zu tief. So entstanden sie alle, die bewunderten Lieder, das Dies irae, Rore coelesti, Stabat Mater, und das Te Deum. Die einzigen Verse eines uralten Mettengesanges, welche Romantik sprechen sie, und wie entfernt von der Ausdrucksweise der Alten!

Gallo canente spes redit,
Aegris Salus refunditur,
Mucro latronis conditur,
Lapsis fides revertitur.

Die religiöse Muse mittelalterlicher Zeit wird uns aber nicht nur als Mutter der modernen Poesie historisch bedeutsam: sie ist auch das ewige Prototyp aller ka-

tholischen Kunst, der Maßstab alles Dessen, was in geistlicher Beziehung gedichtet, gesungen oder gebildet werden mag; denn da finden wir noch ruhige Einheit der Lehre, hohes Selbstbewußtsein ihres Zweckes und vor Allem wahre, glühende Andacht. — Ein Maler gestand, unsere Zeit male schöne Köpfe, aber keine Heiligen mehr, weil ihr der innerste Geist des Glaubens fehle. Wenn wir auch Beides nicht zugeben, werden wir doch die geheimnißvolle Macht echt religiöser Glut über Werke der geistlichen Kunst nicht läugnen können. Der verewigte Erzbischof von Olmütz, Fürst Chotek, fällte einst einem talentvollen Componisten ein treffendes Urtheil über seine Messe: „Ich hörte, daß Sie noch nicht ganz Katholik sind.“ — Und wirklich kömmt das Moment des Glaubens mit einer Kritik geistlicher Schöpfungen in enge Verflechtung. Wenn mir darum in dem oben angezeigten Taschenbuche manche Perlen vaterländischer Poesie, nach ihrer Art: werthvoll und bescheiden, in's Auge leuchteten, so spreche ich diese Erfahrung in belletristischer Hinsicht freudig aus, ohne in den Werth des Almanaches als Erbauungsbuch einzugehen. Auch halte ich wenige Herzen für so gefühllos und kalt, daß sie von keiner Blüthe der Siona sich warm überhaucht empfinden sollten.

Das Buch als einen Verlagsartikel des Hrn. F. W. Pfautsch aufzuführen, gibt hinlängliche Bürgschaft für die Eleganz der äußeren Ausstattung, die auch solcher Mitarbeiter, wie Enk, Halm, Seidl, Vogl u. A. würdig ist. — Um jedoch dem schönen Gesetze dieses Blattes, in Referaten über den Werth oder Unwerth literarischer Erzeugnisse dem Leser selbst etwas Urtheil einzuräumen, auch hier zu entsprechen, möge folgende Dichtung unseres J. G. Seidl, die mich am meisten angesprochen, einen Blick in das Ganze gewähren:

Vor dem Begräbnisse.

Wer will, seh' ihn noch einmal an!
Er liegt so still, so hehr;
Wer will, seh' ihn noch einmal an,
Bald kann er's nimmermehr!
Bald tragen sie ihn fort und fort,
Und tragen ihn hinaus,
Zur Kirche fort, zum Friedensort,
In's allerletzte Haus!

Dann könnt ihr ihn nie — nie mehr seh'n,
Und grämtet ihr euch krank;
Bald mußt' er durch ein Pförtlein geh'n,
Das hinter ihm versank.
Wie wollt ihr dann, so oft, so gern
Noch Manches ihm gesteh'n! —
Umsonst — umsonst — er ist zu fern,
Weit wär's, zu ihm zu geh'n!

Wie oft entsinnt ihr euch an Sprach'
Und Miene nicht mehr gut. —
Ihr eilt zu ihm in's Schlafgemach,
Wo er nun — nimmer ruht!
Ihr sprecht von seinem Sein und Thun
Mit „thut“ und „ist“ sogar,
Und denkt wohl nimmer, daß ihr nun
Müßt sagen: „that“ und „war!“

Und wenn ihr Abends um den Tisch
In stillem Kreise sitzt,
Dann ruft wohl Mancher froh und frisch:
„Still, still, wer pocht denn itzt?“
„„Wer sonst, als — er!““ so heißt es dann,
Bis Einer sich besinnt;
Da seh'n sich Alle schweigend an,
Und manche Thräne rinnt.

Er war ein Mann voll Herz, Verstand,
Voll Lieb' und Freudigkeit:
Im Leben hatt' ihn kein's erkannt,
Und wie hätt's ihn gefreut.
D'rum seht ihn jetzt noch einmal an,
Und knieet um ihn her!
Noch einmal küßt den Ehrenmann:
Bald könnt ihr's nimmermehr!

Der Leser kann hieraus ersehen, wie ernst die Tendenz dieses Almanaches sei. Er trägt (eine rühmliche Ausnahme unter den übrigen Jahresbüchlein) eine be-

stimmte Farbe, und hat gewiß die schönste Bestimmung, wie sie ganz würdig eines Buches, das beim Jubel-Eintritt des neuen Jahres an der, von den Thränen des Scheidenden noch nassen Schwelle geboren wird. Wilhelm August.

Miscellen.

(Eheliche Zärtlichkeit des Haifisches.) M. G. Lewis, welcher auf der Rückreise aus Westindien nach England zur See mit Tode abgegangen, erzählt in seinem in London erschienenen „Tagebuch eines westindischen Plantagenbesitzers, geführt während eines Aufenthaltes auf der Insel Jamaika," folgenden komischen Vorfall: „In einer Bucht von Jamaika spielten zwei Haien, ein Männchen und ein Weibchen, in der Nähe eines Schiffes. Letzteres wurde mit einer Harpune erlegt, worüber das Männchen sich gar untröstlich geberdete. „Che faro seng' Euridice?" Ei nun, was er ohne sie that, bleibt ein Geheimniß, was er aber mit ihr unternahm, das sah die gesammte Schiffsmannschaft alsbald zu ihrer nicht geringen Kurzweil; denn kaum war seiner Euridice der letzte Hauch entflohen, als er sich über sie hermachte, und sie mit dem besten Appetit von der Welt und so hastig, als nur möglich, aufzufressen anfing. Selbst die rohen Matrosen fühlten sich durch dieses ganz neue Merkmahl von Gattenliebe und letzter Ehrenerweisung dermaßen erbaut und zum Mitgefühl aufgeregt, daß sie, um diesen zärtlichen Witwer bei der Bestattung seiner Ehehälfte in seinem Wanst behilflich zu sein, die Schaluppe herabließen, und sofort mit ihren Äxten auf das bereits zum vierten Theil verspeis'te Haien-Weibchen weidlich einhieben. Den Witwer, dessen Heißhunger und Sehnsucht, die verblichene, wohlschmeckende Liebste, ganz mit sich zu vereinigen, immer mehr zu wachsen schienen, behagte diese merkwürdige Theilnahme ganz wohl; er sperrte den Rachen klafterweit auf, als gälte es, die ganze Schaluppe zu verschlingen, und schluckte ein Pfund nach dem andern von der theuern Ehehälfte hinunter. Ich zweifle nicht, daß er während dieses compendiösen Todtenmahles durch und durch überzeugt war, daß jeder Bissen geradenwegs zum Herzen gehe. — „Die Verblichene war fürwahr vollkommen consistent," mag er zu sich selbst gesagt haben, „sie war excellent, als sie lebte, und nun, da sie dahin ist, schmeckt sie eben so vortrefflich." R.

(Theure Curiositäten.) In London wurde im Jahre 1825 das Gebetbuch Carl's I., in welchem er noch auf dem Schafote las, für 700 Thaler verkauft. — Die Kleidung, welche Carl XII. in der Schlacht von Pultawa trug, und durch den Obersten von Rosen, welcher dem Könige nach Bender folgte, aufbewahrt wurde, ging in Edimburg für 2000 Pfd. Sterl. weg. — Der aus Elfenbein gearbeitete Ruhestuhl Gustav Wasa's, welchen der König von der Stadt Lübeck als Geschenk erhielt, wurde im Jahre 1829 für den Preis von 58,000 Gulden dem schwedischen Kammerherrn, M. Schinkel, zugeschlagen. — Ein Zahn von Newton wurde im Jahre 1816 von Lord Schaftesbury mit 5100 Thaler bezahlt. Der Lord ließ diesen Zahn mit Brillanten in einen Ring einfassen, und trug ihn beständig. — Der Stock, dessen sich Voltaire bediente, wurde in Paris von einem Dr. D. mit 125 Thaler bezahlt. — Eine Weste von Jaques Rousseau wurde für 950 Fr., und seine metallene Taschenuhr für 500 Fr. verkauft. — Kant's alte Perrücken wurden in der Auction im Jahre 1804, die eine mit 24 Thalern, und die andere mit 50 Thalern in Königsberg erstanden. — Eine Perrücke von Sterne wurde im Jahre 1832 in London in einer öffentlichen Auction für 1400 Thaler verkauft. — Wie Alexander Lenoir sagt, bot,

als die Körper der Heloise und des Abelard in die Gruft der Petits Augustin's getragen wurden, ein Engländer 100,000 Francs für einen Zahn der Heloise.

Öffentliches Leben in Wien.

(Kurze Berichte aus der Residenz.) Ich wünschte, daß Sie sich selbst von der schimmernden Eleganz der neu ausgestatteten Gewölbe bei der immer mehr in Anwendung kommenden Gasbeleuchtung überzeugen könnten. Blenden schon die wohlverzierten Aussenseiten mit den prächtigen Schildern, wie die Hofdame am Stephansplatze, die Zufriedenheit und der Schäfer in der Kärnthnerstraße, die Braut am Graben, die in ein neues Gewand gehüllte Französin in der Goldschmidgasse, der Pilger am Bauernmarkte; so herrscht auch in denselben Pracht und Luxus in den ausgewähltesten Waarenlagern. — Wie in dem Felde des Handels und der Industrie, so macht sich ein reges Leben auf jenem der Kunst bemerkbar. Die Schauspielhäuser haben ihre Ernte-Abende. In der letzten Hälfte d. M. gastirte der beliebte Tenorist Cramolini im Hofburgtheater mit Beifall; im Kärnthnerthortheater sind der k. preußische Hofopernsänger, Hr. Mantius, die k. baierische Hofopernsängerin, Fräulein v. Haßmann, willkommene Gäste; denken Sie sich die Leistungen der Herren Wild, Staudigl und Schober, wie der ruhmgekrönten Dlle. Löwe hinzu, so werden Sie meiner Versicherung nicht bedürfen, daß die neue Direction dieses Theaters redlich bemüht ist, dem kunstsinnigen Wiener Publikum den schönsten Genuß zu verschaffen. In dem Leopoldstädtertheater wird Raimund's Gedächtnißfeier mit einer Scenenreihe aus seinen Volksdramen bei vollem Hause und unter der lebhaftesten Theilnahme aufgeführt. Im Theater an der Wien locken noch immer die zwar erstaunungswürdigen, aber, meiner Ansicht nach, nichts weniger als ästhetischen Leistungen des Hrn. Klischnig, als Affen- und Froschdarstellers, eine Menge Schaulustiger an. Ihm schließt sich würdig ein Hr. Rappo mit seinem Sohne als gymnastischer Künstler an, der durch seine herkulischen Kraftstücke schon im Auslande viel von sich reden gemacht. Indeß kann ich mich nicht auf die Seite Derjenigen schlagen, welche solchen Bühnendarstellungen ein bewunderndes Wort reden. Meine Wünsche für die Volksbühne zielen höher, als auf gymnastische Productionen; und zum Theile mag der edlere Theil des Publikums ein Gleiches mit mir fühlen; die ernste Trauer um Raimund, welcher der Volksbühne eine so schöne sittliche Richtung zu geben begonnen, beweis't dieß zum Theile.

Auch einiger neueren Kunstproducte muß ich Ihnen erwähnen. Hr. Joseph Trentsensky in Wien hat eine einfache Vorrichtung erfunden, mittelst welcher man in Einer Minute mit dem Kostenaufwande von Einem Kreuzer W. W. das größte Bett zu erwärmen, frische Wäsche sogleich zu trocknen, und Cataplasmen (erweichende Umschläge) in ununterbrochener Wärme zu erhalten im Stande ist. Sein vollständiger Apparat aus Messing kostet 5 fl. C. M. — Hr. Henri Herz hat einen Dactylon erfunden, und hierzu 1000 Übungen bei Artaria herausgegeben, um die Finger zum Clavierspielen gelenkiger zu machen. Eine solche Maschine mit Federn, um die Schnellkraft der Finger zu befördern, kostet 50 fl., und die Übungen erhalten Sie gratis. — Die Tanzmusik-Freunde sind mit der Walzer-Preis-Concurrenz gewaltig beschäftigt. Den 23. und 30. October werden im Tanzsaale zum Sperl, die, einem Aufruf zu Folge eingesandten und gelungensten Walzer-Compositionen mit Preisen von 10, 6 und 3 k. k. Dukaten belohnt, und die Aufführung derselben von dem Capellmeister Lanner mit gewohnter Präcision übernommen. Auch die Soireen- und Tanzsachen sind Zeichen unserer Zeit! C. Z.

Rückblick in die Vergangenheit.

Am 1. November 1781 hebt Joseph II. die Leibeigenschaft in den österreichischen Staaten auf.

Am 2. November 1642 wird der Erzherzog Leopold Wilhelm auf dem Breitenfelde bei Leipzig in einer äußerst hartnäckigen Schlacht besiegt. Er bestrafte darauf das Madlon'sche Reiterregiment nach dem Kriegsgesetze, welches durch seine feige Flucht die Niederlage des kaiserl. Heeres herbeigeführt. Es mußte im Winterquartire zu Rokyczan in Gegenwart sechs anderer Regimenter und des Erzherzogs das Gewehr zu den Füßen des Feldmarschalls Piccolomini niederlegen; seine Standarten wurden zerrissen, die Offiziere zum Schwert und von den Gemeinen immer der zehnte Mann zum Strange verurtheilt; doch die Strafe der Letztern dahin gemildert, daß sie von ihren Waffenbrüdern erschossen wurden. Nur Diejenigen erhielten Gnade, die sich bei andern Gelegenheiten durch Tapferkeit ausgezeichnet hatten. Der Oberst Madlon wurde zu Prag öffentlich enthauptet.

Hierzu die Beilage Nr. 44.

№ 44. Beilage zu № 131.

BLÆTTER

für geistige Thätigkeit, wissenschaftliche Erörterungen und nützliche Studien.

Wien, den 31. October 1836.

Probleme, zur Lösung vorgelegt.

I.

Gnomegriph.

(Drei Wörter, sieben Sylben.)

Freund! Will'st Du der Sehnsucht Ziel sicher erreichen,
So lass' die vier Ersten nicht unbenützt weichen;
Doch mög'st, wie vor Nattern, vor ihnen Dich hüten,
Wenn einmal zum Bösen die Hände sie bieten.

Der fünften der Sylben, als Hauptwort gedacht,
Wird immer der Zoll des Gehorsams gebracht;
Du siehst vor ihr Einen — ja, Völker sich neigen,
Selbst tückischen Starrsinn geschmeidig sich beugen.

Die sechste und letzte — Freund, nimm Dich in Acht,
Nur sorgsam die Hab' in Verwahrung gebracht!
Sie strecken gar gerne die Fingerchen aus,
Und tragen mit Keckheit, was Dein ist, hinaus.

D'rum rath' ich Dir ernstlich, um ruhig zu leben,
Den Letzten nie die vier Ersten zu geben;
Sonst legen sie, heimlich sich schleichend in's Haus,
Den Sinn aller Sieben Dir buchstäblich aus.

Philipp Melzer.

II.

Frage an Freunde der italienischen Sprache.

Welche trostlose Witwe der Vorzeit könnte allenfalls ein Künstler beim Beginnen seines Werkes anrufen, und nach ihrem Namen — in drei Worte getheilt — das Wort „propizia!“ setzen?

A. Giftschütz.

Lösungen

der Probleme in Nr. 42 der Beilage des Zuschauers (S. 1257).

I. Lösung der mathematischen Aufgabe von Joseph P. Hackel, Kleriker des Augustiner-Ordens in Prag:

Bezeichnet man den Halbmesser der Kugel mit r, so ist der Halbmesser x der kreisförmigen Basis des gesuchten Cylinders, damit er den größtmöglichen Inhalt

habe $= \frac{r}{3}\sqrt{6}$, und seine Höhe $h = 2\sqrt{r^2 - x^2} = \frac{2r\sqrt{3}}{3}$, also sein Kubikinhalt $C = \frac{4\pi r^3\sqrt{3}}{9}$. — Für unsern besonderen Fall geht

r über in = 5.803 Wien. Zoll.
x „ „ = 4.738 „
h „ „ = 6.701 „

Der Kubikinhalt der Kugel K = 818.696 Kubik-Zoll.
und C = 472.675 „

Richtige Lösungen dieses Problemes sandten ein, die Herren: Moriz v. Ehrenfels, Conrad Müller, Dr. Friedrich v. Seebauer, Ilber, und J. B. Schramm, von Wien.

II. Lösung der Charade von Carl Grober:

In die Luft ein Schloß zu bauen,
Ist des Weisen Sache nicht.
Eitle Thoren nur vertrauen
Auf Luftschlösser-Traumgesicht.

Huszar Balint.

III. Solutio aenigmatis latini:

Aranea.

Richtige Lösungen des II. und III. Problemes sandten ein, die Herren: Johann Krebner, Carl v. Eisenthal, Sigmund Mauthner, G. Uffenheimer, Carl Peschky, Moriz Richard, Joh. Rattich, Sigmund Schlesinger, Ernst Steiner, Philipp Melzer, und Carl Reich. von Wien; Johann Naske, Amtsschreiber von Wischenau; Julius v. Löwenstein, k. k. Lieutenant in Preßburg; Joseph Renadal, Posterpeditor in Znaim; Vincenz Alois Eberle, Pharmaceut in Holleschau; Anton Fohringer, Priester des regul. Benedictiner-Ordens und Cooperator in Ravelsbach; Conrad v. Piller, Amtsverweser in Bochnia; Friedrich Pratiwinsky, von Schebetau; Vincenz Glasner, von Znaim; Carl v. Stieber, Gutsbesitzer in Sobiesak.

Erörterung.

Im Notizenblatte des Zuschauers (S. 1237) wird die Schrift, welche der niederöster. ständische Ausschußrath, Herr Franz Ritter v. Heintl, über Bohrbrunnen neuerlich herausgab, gleich dessen früheren trefflichen Werken, rühmlich angezeigt. Es heißt jedoch dort, daß Herr Westhauser, in der Herrengasse Nr. 182 in Oberdöbling, einen seit 1835 bestehenden, sehr gelungenen Bohrbrunnen besitze. Ich kenne diesen Brunnen seit seinem Entstehen; nur glaube ich, daß, da der Krottenbach Ober- von Unterdöbling strenge scheidet, der Brunnen aber sich am linken Ufer dieses Baches befindet, und seinen Reichthum an Wasser von dem linksseitigen Gebirge beziehen dürfte, die Ehre des Besitzes dieses Brunnens den Bewohnern von Unterdöbling gebühre. Indem ich mir die Freiheit nehme, die Redaction des „Zuschauers" hierauf aufmerksam zu machen, bin ich mit Achtung dessen langjähriger und wohlzufriedener Abonnent, Graf v. Klenau.

Schwungproben und Versuche.

Morgenfeier der Unschuld.

Sie kniet! —
Und leise umwehen die Lüfte
Das lockige, wallende Haar,
Und sanft zu dem Himmel erhebt sie
Das Auge voll Demuth so klar!

Der Strahl,
Der purpurumflossenen Sonne,
Fällt, durch das entzückende Grün
Der alterthummahnenden Eiche,
Im Glanz auf die Betende hin.

Den Blick,
Gewendet zu glücklicher'n Sphären,
Vom himmlischen Reize umhüllt,
In Ketten der Demuth und Liebe,
So kniet sie, von Andacht erfüllt!

Ihr Herz
Erhebt sie vom Staube zum Himmel,
Das jetzt für den Schöpfer nur schlägt,
Das Trugbild der Erde vergißt sie,
Weil höh'res Gefühl sie bewegt!

Gefühl!
Das nur aus dem himmlischen Borne
Herab zu den Sterblichen fließt,
Das Trost in die zagende Seele,
Und Ruh' in die heitere gießt.

Und sieh'!
Hell wirds im azurnen Gewölbe,
Ambrosischer Zephir durchwallt
Die reizenden Fluren der Gegend,
Und lieblich vom Himmel erschallt

Der Ruf:
„Weil Du nur um Tugend gebeten,
Nicht achtend auf irdischen Werth,
So hat auch der ewige Lenker
Des Weltalls, Dein Flehen erhört."

„Geschmückt
Mit diesen beglückenden Gaben
Durchwandle die irdische Bahn,
Und strebe, von ihnen umstrahlet,
Dich endlich dem Ziele zu nah'n."

Olmütz. Carl Dub.

Anzeige für Musikfreunde.

Der durch seine Kunstfertigkeit und sein wahrhaft musikalisches Genie so rühmlich bekannte Hr. Franz Stoll, wird Sonntag, den 6. November um die Mittagsstunde, im Saale der Gesellschaft der Musikfreunde ein Concert auf der Guitarre geben, die er bekanntlich mit demselben unbestrittenen Rufe, wie Paganini die Violine, spielt. In diesem Concerte will er ganz neue Compositionen vortragen, welche den Freund wahrer Kunst einen besonderen Genuß erwarten lassen. Ein Detail hierüber geben die erschienenen öffentlichen Ankündigungen.

Telegraph.

A. F: Die „Gratulation eines Enkels zum Geburtstag seines Großvaters" gehört in den engern Kreis einer Familie, nicht in den weiten eines ausgebreiteten Lesekreises. — Aus der Menge von „Räthseln," welche für die Beilage des Z. eingesandt und mir wahrhaft eine egyptische Plage werden, kann ich nur solche wählen, die sich durch Neuheit des Gedankens, durch Reinheit der Form oder irgend eine sittliche Wendung auszeichnen. Dieß läßt sich nicht auf Verse anwenden, wie:

„Das Erste kann man an den Füßen finden
Das Zweite pflegt das Erste fest zu binden.
Soll'st Du das Ganze nicht errathen können,
So müßt ich Dich, verzeih, das Erste nennen."

1563: Der prosaische und poetische Inhalt Ihrer freundlichen Sendung von 17. d. M. sollen, wenn sie an die Reihe kommen, mitgetheilt werden. — 9[2]: Die beiden Anekdoten sind

zu kleinlich. Ihr Herbstlied zeugt von einem warmen und edlen Gefühle. Sie werden hierbei von der Leichtigkeit des Ausdruckes, die Ihnen zu Gebote steht, sehr unterstützt. Indem Sie Bild an Bild drängen, haben Sie schon viel vor den Gukguks-Dichtern des Tages voraus, die Wort an Wort ohne Seele und Gehalt in den Wald hineinschreien. Aber der Mangel ernsten Studiums der Kunst zeigt sich in dem allen. Z. B.

Herbstlied.

Mag Einer besingen
Die holde Natur,
Wenn Lämmchen umspringen
Auf blühender Flur;
Wenn Nachtigalltöne
Entzücken den Hain,
Den zärtliche Schöne
Durchwandeln allein;
Wenn kosend das Täubchen
Sein Liebchen umschwirrt,
Und liebend das Weibchen
Entgegen ihm girrt;
Wenn würzige Düfte
Vom Rosengesträuch
Durchströmen der Lüfte
Unendliches Reich,
Wenn milder die Strahlen
Der Sonne erglüh'n
Und schneller in Allen
Die Pulse hinflieh'n;
Wenn emsig die Biene
Die Felder durchstreift
Und lüstern die Spinne
Nach Süßigkeit greift:

Mir schaffet die Sonne
Des Herbstes auch Lust,
Und strömet mir Wonne
Und Lieb' in die Brust;
Wenn seufzend sich beugen
Die Bäumchen zur Erd',
Die Äste sich neigen
Von Früchten beschwert;
Wenn röthlich die Traube
Die Rebe bekränzt,
Aus spärlichem Laube
Der Äpfel Gold glänzt:
Wenn trügrisch die Schlinge
Die Amsel umwebt,
An Spindeln die Schwinge
Der Zeisige klebt;
Wenn muntere Knaben
Und Mädchen geschürzt
Die himmlischen Gaben,
Von Nectar durchwürzt,
Zur Kammer hintragen
Bei Spiel und bei Scherz;
Da fühl' ich nur schlagen
In Wonne mein Herz."

Wie leicht hätten so matte und unpassende Ausdrücke, wie: „Wenn Lämmchen umspringen auf blühender Flur" — „den zärtliche Schöne (?) durchwandeln allein" dann der Gemeinsattel-Reim „Wonne" auf Sonne" — der tahmgepreßte Dactylus: „Äpfel Gold" und anderes vermieden werden können.

C. F—l: Wenn das Gedicht: „Das beste Ziel," auch nur in einer Beilage abgedruckt würde (wogegen Sie sich etwas anmaßend verwahren), würde ihm damit zu große Ehre erzeigt. Die Idee ist zwar nicht übel, aber weder neu, und die Ausführung platt. — Die Anekdote von dem betrunkenen Schauspieler taugt auch nichts und der Doppelsinn des Wortes: „Einheitzen," aus dem Munde des Lehrers, der seinen frierenden Schülern mit den Prüfungen droht, hat auch nichts Ergetzliches. — 1816: Was ich Oben von den „Räthseln" gesagt, nehmen auch Sie zur Richtschnur. Anagramme, wie Sie uns neuerdings mitzutheilen so gütig sind, hat der verflossene Jahrgang der „Feierstunden" so viele enthalten, daß wir unsere Leser zu ermüden fürchten. — II: Martern Sie mich nicht mit so gehaltlosen Dingen! — J. M. In dem Gedichte: „Der Verbrecher," finde ich keine poetische Idee, sondern leere Wiederholung des Jammers; weder edle Anregung des Lesers zum Guten, noch eine wirksame Abmahnung vom Schlechten. — J. F. P: In dem Sonette: „Der Dorn aller Zonen," ist die Idee zu allgemein, um auf das Gemüth wirken zu können; löblich ist die Reinheit des Ausdrucks darin.

Der Red.

Diese Zeitschrift erscheint in Wien (Expeditions-Comptoir des Zuschauers, Dorotheengasse Nr. 1117), wochentlich dreimal. Halbjährige Pränumeration in Wien und in allen Buchhandlungen der Monarchie 2 fl. 30 kr.; ganzjährige 5 fl. C. M. — Einzelne Blätter 8 kr. C. M. — Der „Zuschauer" kann auch durch jede k. k. Poststation für 3 fl. C. M. halbjährig vom 1. Juli bis letzten December 1836 bezogen werden.

Redacteur und Herausgeber: J. S. Ebersberg (wohnt in Wien; Stadt, Tiefengraben Nr. 166).

Gedruckt bei J. P. Sollinger.

№ 132.

Der Oesterreichische

ZUSCHAUER.

Für Kunst, Wissenschaft, geistiges Leben.

Mittwoch, den 2. November 1836.

Wer die Nacht als eine Feindin des Menschen zeichnen könnte — sie, mit ihrem milden Mondscheinglanze, mit dem funkelnden Sternendache! Die stille Nacht mit ihrem Friedensgesichte lenkt unsern staunenden Sinn so kräftig zur Anbetung des Ewigen hin, wie der laute Tag mit seinen perlenden Frühlingsblumen und flötenden Waldbewohnern.

Nachtbild.

Der Mond hängt leuchtend an dem Himmel,
Muthwill'ge Wölkchen rings um ihn;
Der Wölkchen störendes Gewimmel —
Er kann nicht ruhig weiter ziehn.

Da wirft, sie von sich abzuwenden,
Er zwischen sie sein Silber aus;
Schnell stürmen sie nach allen Enden,
Die Himmelsfläche weit hinaus.

Und heller wird es in den Räumen,
Rings tiefe Ruh' — ein Vogel nur,
Als spräch' die Waldung aus dem Traume,
Gibt singend noch des Wachens Spur.

Die Landschaft schläft, auf Silberzehen
Schleicht leise nur der Bach durch's Thal,
Ein Lüftchen scheint verirrt zu wehen,
Bald schläft auch das im Mondenstrahl.

Ein tiefer Friede webt im Kreise,
So heimlich tief, voll Seligkeit —
Und seinen Becher hält er leise
Dem Träumenden zum Trank bereit!

Ludwig August Frankl.

Begründung des Buchhandels.

Wenn wir allen menschlichen Einrichtungen und Anstalten so weit nachforschen, als uns die Geschichte Spuren davon zeigt, so finden wir, daß sie nicht planmäßig erdacht und ausgeführt, sondern durch Bedürfnisse erzeugt worden sind, einen sehr kleinen Anfang gehabt, und durch eine lange Reihe von Jahren jenen Grad von Vollkommenheit erlangt haben, auf welchem wir sie jetzt finden. Dieses war auch das Schicksal des Buchhandels. Erst

mußten Bücher vorhanden sein und gesucht werden, ehe ein Handel damit getrieben werden konnte. Die Hebräer hatten die Buchstabenschrift früher als andere Nationen, und mithin auch früher Bücher; gleichwohl aber mangelt es an geschichtlichen Beweisen, daß sie mit Büchern gehandelt haben. Die erste Spur davon findet sich bei den Griechen.

Vor Erfindung der Buchdruckerkunst konnten die Bücher nur durch das Abschreiben vervielfältigt werden. Wer Wissenschaften lernen wollte, der mußte sich die nöthigen Bücher selbst abschreiben, und wohlbemittelte Gelehrte ließen Sclaven und andere Diener im Schreiben unterrichten, und durch sie Bücher abschreiben. Nur auf diesem Wege konnten sie zu einer Büchersammlung gelangen. Derer, welche Bücher um Lohn abschrieben, wurden mehre, und einige Derselben verfielen darauf, Bücher ohne Bestellung abzuschreiben, und sie zu verkaufen. Dieses ist die erste Entstehung des Buchhandels, und Diejenigen, welche ihn trieben, nannte man Buchhändler. Bald aber fielen Andere darauf, Schreiber zu besolden, durch sie Bücher abschreiben zu lassen, und mit diesen einen größern Handel zu treiben. Die Gewinnsucht veranlaßte flüchtige und fehlerhafte Abschriften, worüber schon Strabo klagte.

Mit den Wissenschaften verbreitete sich auch der Buchhandel in andere Länder, wozu in Alexandrien ein besonderer Marktplatz bestimmt wurde. Die ersten Buchhändler zu Rom, deren Horaz gedenkt, waren die Brüder Sosii, unter der Regierung des Kaisers Augustus und mithin vor 1800 Jahren. Zwar folgt daraus nicht, daß nicht vor ihnen schon Andere in Rom mit Bücher gehandelt haben können; sie sind aber gleichwohl die Ersten, von welchen wir eine geschichtliche Kunde haben. Die Brüder Sosii hatten ihre Läden bei dem Tempel des Vertumnus und den Säulen des Janus; und mithin war auch schon hier ein Marktplatz für den Buchhandel; denn vermuthlich waren sie nicht die einzigen Buchhändler ihrer Zeit, obschon Horaz der Anderen nicht erwähnt. Wahrscheinlich waren sie die vorzüglichsten. Begreiflich ist es, daß sich die Buchhändler in der Folge vermehrt haben. Gellius spricht von einem Buchladen in der Straße **Sigillaria**; Martial von einem andern bei dem forum Caesaris und noch einem andern auf dem forum **transitorium**; und Plinius von einem Buchladen zu Licu. An diesen Buchladen waren die Titel der Bücher angeheftet, welche man in selben fand. In den Schriften der Römer findet man noch folgende Namen von Buchhändlern: **Atrectus**; **Decius**; **Ulpius**; **Dionysius**; **Tettienus**; **Felix**; **Jucundus**; **Secundus**. Einige ließen ihre Abschriften vor dem Verkauf fleißig collationiren und corrigiren, diese mußte man aber auch theuer bezahlen. Fast zu gleicher Zeit mit den Buchhändlern entstanden auch Buchbinder, das ist solche Leute, die sich mit dem Zusammenfügen der beschriebenen Perga-

mentblätter abgaben, deren Cicero erwähnt. Als die christliche Religion in Aufnahme kam, hielten sich die Bischöfe besondere Bücher-Abschreiber; in Klöstern beschäftigten sich die Mönche damit. Diejenigen, welche Religionsbücher abschrieben, wurden darauf eigends verpflichtet, daß sie fehlerfreie Abschriften verfertigen sollten.

Mit dem Einfall der Barbaren in Italien kamen die Wissenschaften und mit ihnen der Buchhandel in Verfall, aber durch die Anstalten Carl's des Großen auch wieder in Aufnahme. Eine sehr zweckmäßige Vorkehrung zur Verbreitung und Aufnahme der Wissenschaften war es, daß man die Buchhändler verpflichtete, den Preis der Bücher nicht zu hoch hinauf zu treiben. In den Privilegien der Stadt Wien war verordnet, daß die Buchhändler von ihren zu verkaufenden Büchern nicht mehr als den vierzigsten Pfennig für ihren Profit nehmen sollen, und in den Statuten der Universität zu Paris von 1275 wird über ihre Habsucht geklagt, und verordnet, sie sollten sich mit einem Profit begnügen, welcher vier Denarien vom Pfund betrage.

In ältern Zeiten standen die Buchhändler unter der Gerichtsbarkeit des akademischen Senats, und Carl der Große gab ihnen alle Rechte und Freiheiten der Mitglieder der Universität.

Die Erfindung der Buchdruckerkunst veränderte und erweiterte den Buchhandel sehr. Nun hörte der Handel mit geschriebenen Büchern nach und nach auf, und es kamen nur gedruckte in den Umlauf; nun waren die Buchdrucker die eigentlichen Buchhändler und verkauften ihre gedruckten Bücher. Sie druckten im Anfang nur solche Bücher, deren baldiger Absatz keinem Zweifel unterworfen war, und oft fehlte es den Gelehrten, welche neue Bücher schrieben, an Buchdruckern, welche es wagten, die Kosten des Verlags auf unsichern Gewinn daran zu wenden, und den Autoren selbst an Mitteln, ihre Bücher auf eigene Kosten drucken zu lassen, denn das Mittel der Pränumeration und Subscription war noch nicht erfunden. Da kamen bisweilen Fürsten, Städte und Privat-Personen zu Hilfe, und streckten die Kosten vor, bis der Verkauf der Exemplare sie wieder ersetzte. Unter diesen zeichneten sich die Stadt Augsburg, und unter ihren Bürgern die Welser und Fugger rühmlich aus. Der berühmte Kritiker und Buchdrucker des 16. Jahrhunders, Stephanus zu Paris, nannte sich Ulrich Fugger's von Augsburg Buchdrucker.

Endlich wurde man gewahr, daß auch mit dem Bücherverlag etwas zu verdienen sei; der Speculations-Geist erwachte und es fanden sich Buchhändler, welche es sich zum Geschäft machten, Manuscripte zu kaufen, auf ihre Kosten drucken zu lassen, und damit zu handeln. Diese nannte man Buchführer. Johann Reimann zu Augsburg, aus Öhringen im Hohenlohe'-

schen, war der Erste, der sich diese Benennung gab; er nannte sich 1508 der deutschen Nation namhafter Buchführer.

Anfänglich waren es meistens Buchdrucker, welche sich mit dem Verlag abgaben, nachher aber entstanden dreierlei: nämlich Buchdrucker, welche bloß um Lohn drucken; Verlags-Buchhändler, welche bloß mit selbstverlegten Büchern handelten; und Sortiments-Buchhändler, welche von allen Verlegern Bücher zum Verkauf übernahmen. Der Buchhändler und Buchdrucker Koburger zu Nürnberg war der Erste in Deutschland, der ein großes Sortiments-Lager hatte. Indessen geben sich in unseren Tagen viele Sortiments-Handlungen mit dem Verlag ab, und die reinen Verlagshandlungen sind selten. In kleinen Städten führen die Buchdrucker meistens einen kleinen Sortiments-Handel nebenbei.

Endlich formirten sich die Buchhändlermessen zu Frankfurt am Main und zu Leipzig. Die zu Frankfurt war die erste, und man will behaupten, schon 1485 habe Schöffer sie besucht, man kann es aber nicht hinlänglich beweisen. So viel ist indessen gewiß, daß die italienischen, französischen, niederländischen und holländischen Buchhändler die Frankfurter Messe vorzüglich besuchten. Im 17. Jahrhunderte waren die Holländer Elzevier und Jansson die thätigsten, und man glaubt, der deutsche Buchhandel habe vorzüglich ihnen seine technische Einrichtung zu verdanken. Später entstand die Leipziger Büchermesse, und hob sich so, daß die Frankfurter mit dem Anfang des 18. Jahrhunderts ganz aufhörte. So lange beide bestanden, wurden viele Bücher unter der Firma Frankfurt und Leipzig gedruckt.

Die Leipziger Büchermesse wird jährlich zweimal, an Ostern und Michaelis mit der gewöhnlichen Waarenmesse gehalten. Die Ostermesse ist aber die wichtigste. Hier versammeln sich die vorzüglichsten Buchhändler von Deutschland, tauschen ihre Bücher gegen einander aus, rechnen mit einander ab, bezahlen sich wechselseitig, und bringen die Commissions-Artikel, welche sie nicht verkaufen konnten, zurück. Diese werden von ihnen Krebse genannt, weil sie rückwärts gehen. In jeder Messe wird ein sogenannter Meß-Katalog gedruckt, das ist ein Verzeichniß aller neuen Schriften, welche in derselben erschienen sind. Unsere Zeitschriften belehren uns sodann, wie viel Schriften in jeder Wissenschaft heraus kamen, und welche, nach ihrer Ansicht, die vorzüglichsten seien. Jede bedeutende Buchhandlung in Deutschland gibt dann wieder ein Verzeichniß derjenigen Bücher heraus, welche bei ihr zu haben sind, und liefert dazu jährlich einen Nachtrag. Sonst fand man in diesen Verzeichnissen bei jedem Buche die Jahreszahl, wann es herauskam, und die wie vielte Ausgabe es sei, fleißig angemerkt; dieses aber vermißt man in den neuen Katalogen häufig und nicht gern. Eben so vermißt man in den Literatur-Zeitungen die Preise der recensirten Bücher.

Ebers stellte in der Encyklopädie von Ersch und Gruber, welche diesen Artikel ziemlich kurz abfertigt, im 14. Theil Seite 236 zwei Vermuthungen auf, womit wir uns nicht einigen können. Erstens sagt er, es fänden sich Spuren schon zur Zeit Martial's, und mithin vor achtzehnhundert Jahren, von einem eigenthümlichen Verlag. Als Grund dieser Vermuthung oder Behauptung wird angegeben: es scheine, Tryphon habe die Xenia und Apophoreta Martialis, und Quinctus Pollius Valerianus dessen Jugendgedichte besessen. Wie man aber aus diesem Besitz auf einen eigenthümlichen Verlag schließen könne, können wir nicht einsehen. Die Besitzer können auf gar mancherlei Art dazu gelangt sein, können sich solche haben abschreiben lassen oder wohl selbst abgeschrieben haben.

Eben so unwahrscheinlich finden wir die zweite Vermuthung, schon damals sei den Schriftstellern ein Honorar bezahlt worden, weil Lessing aus einem Epigramm des Martial dargethan habe, es seien von seinen Werken zweierlei Exemplarien vorhanden gewesen, ein größeres und ein kleineres. Atrectus, welcher die größere, und Julius Lucensis, der die kleinere Abschrift verkaufte, verschafften sich solche durch ihre Abschreiber; daraus folgt auch noch nicht, daß sie selbe von dem Manuscript des Martial haben abschreiben lassen, und noch weniger, daß sie dem Martial ein Honorar dafür bezahlt haben. Möglich wäre es schon, aber erwiesen ist es nicht, denn von der Wirklichkeit läßt sich zwar auf die Möglichkeit, aber nicht von dieser auf jene schließen. Durch solche Vermuthungen dürfte sich schon manche Unrichtigkeit in die Geschichte eingeschlichen haben.

Dr. Fischer.

Zurechtweisung.

Gespensterglaube lächerlich zu nennen?
Blint, übereile Dich nur nicht zu sehr!
Wenn Körper ohne Geist nicht wandeln können,
Sprich, guter Blint, wie wandelst Du einher?

R.

Notizenblatt.

Aus unserer Zeit.

— Aus Frankfurt schreibt man: „Obgleich bei Eröffnung des Pavillons, worin der große Wallfisch ausgestellt ist, die Aufstellung desselben noch nicht ganz vollendet war, so hat sich doch eine große Anzahl Schaulustiger eingefunden, um dieses riesenmäßige Thier in Augenschein zu nehmen. Unter den Anwesenden befinden sich viele Personen von hoher Auszeichnung. Sämmtliche Notabilitäten schrieben ihre Namen in das Album ein, welches sich in dem literarischen Cabinet befindet, das in dem Kopfe dieses enormen Wallfisches errichtet ist, und haben ihre Bewunderung und Erstaunen über dieses Wunder der Schöpfung bezeugt, welches so gut erhalten ist.—

Heute Nachmittag, von 4—7 Uhr, wird Harmoniemusik in dem Bauche dieses See-Ungeheuers Statt finden.»

— Französischen Blättern zu Folge wurden am 28. und 30. August auf der Rhede zu Boulogne an Bord der englischen „Sloop Allianee,» mit einem neuen Destillir-Apparate, nach der Methode der Herren Wells und Davis, Versuche angestellt, das Meerwasser trinkbar zu machen. Diese Versuche fielen befriedigend aus. Beim Verbrauch von beiläufig 15 Pfund in der Stunde gab der Apparat in demselben Zeitraume beiläufig 6 österr. Maß; eines Wassers, welches die Seife gänzlich auflöset, eben so trinkbar und angenehm, als das süße Wasser ist, und chemisch geprüft, weniger kalkartige Salzsubstanzen, als das damit verglichene Brunnenwasser enthält. Zugleich machte man auch die Bemerkung, daß dieses Resultat bei größerer Sorgfalt viel günstiger ausfallen dürfte, und es wären die seefahrenden Nationen auf diesem Wege einer großen Sorge, einer Quelle so vieler Leiden und Mühseligkeiten, als der Mangel an reinem Wasser ist, ziemlich enthoben. T.

— Die „Prager Zeitung» enthält in ihren letzten Blättern Folgendes: Die in der neuesten Zeit aufgekommene Mode, Bärte unter dem Kinn zu tragen (welches nicht im mindesten gut läßt, sondern oft ekelhaft aussieht), dürfte bald einen gewaltigen Stoß erleiden. Der Baron Alibert in Paris hat in seinen Vorlesungen im Hospitale St. Louis gezeigt, wie solche Bärte schon in der Römerzeit eine arge Krankheit (varus mentegra) erzeugt hätten. A. W. S.

(M. Malibran.) Seit dem Tode der berühmten Sängerin Malibran enthalten die meisten Journalspalten nichts als Erinnerungen und Klagelieder an sie, wobei viele in ihren bewundernden Ausdrücken weder Maß noch Ziel zu halten verstehen. Was aber uns betrifft, werden wir den Tod eines braven Schullehrers, der im Schweiße seines Angesichtes und durch zwei Drittel seiner freudearmen Lebenszeit Tausende zur ersten Stufe des Wissens und der Erkenntniß geführt, mit wenigstens gleicher aufrichtiger Theilnahme beklagen, wie das Hinscheiden einer Opernsängerin, deren künstlerisches Verdienst übrigens keinem Zweifel unterliegt und damit auch nicht geschmälert werden soll. In unserer an Monument-Entwürfen so reichen Zeit haben sogleich Bewunderer der M. Malibran an die Stiftung eines Denkmahls gedacht. Es soll, wie das Echo sagt, auf Actien, jede zu 10 österr. Lire, in Mailand errichtet und dabei eine Medaille geprägt werden, mit der Inschrift: „Gli ammiratori eressero in Milano nel 1837.» E.

(Deutsche Literatur.) Die Zahl der philosophischen Werke hat in den letzten fünfzig Jahren fast um die Hälfte abgenommen, während die, welche sich auf Handel und Fabriken beziehen, von 1786—1836 sich wie 1 zu 8 verhalten. — Es scheint sich also auch daraus zu ergeben, daß wir allmälig von der Manie für philosophische Systeme genesen, und die Aufmerksamkeit, welche man dem Handel und der Industrie im Leben zuwendet, sich bereits auch in der Literatur äußert.

(Kirchenmusik-Verein in Preßburg.) Dieser nützliche, zur Vervollkommnung der Kirchenmusik an der Dom- und Stadtpfarrkirche zum h. Martin mit vielen Opfern seit Längerem begründete Verein, hat die Aufführung classischer Tonwerke in zwölf Akademien beschlossen, welche im Stände-Saale des Landhauses in Preßburg diese Winter-Saison Statt finden, und dem Vereine eine noch größere Ausdehnung und Wirksamkeit geben werden. E.

(Baulust und Theurung in Dresden.) In einem Correspondenz-

briefe aus Dresden heißt es: „Eine unermeßliche Baulust, ein wahrhaft architektonischer Dämon, hat sich bei uns der reicheren Classe bemächtigt; die Häuser wachsen wie Sumpfblumen aus der Erde, und wenn man auf einige Wochen verreiset, kann man nicht behaupten, daß man sich nach der Rückkehr ohne Lohnbedienten zurechtfinden werde. Und was das Seltsamste ist: der Miethzins ist unablässig im Steigen! Dieß, wie die hohen Preise der Gemüse, in Folge des trockenen Sommers, und der Colonialwaaren, in Folge des Zollverbandes, haben Dresden den früheren Ruhm des wohlfeilen Lebens geraubt, und wir können jetzt unser Geld ohne Schwierigkeit loswerden, gleich den Berlinern und Parisern." *

Seltene Würdigung dramatischer Kunst.

„Einem ist sie die hohe, himmlische Göttin, dem Andern
Eine tüchtige Kuh, die ihn mit Butter versorgt."

In einer Zeit, wo vielen Theater-Directoren die Kunst nur die „buttervorsorgende Kuh" gilt, Jokus sich in Joko verwandelt hat, ist es gewiß lobenswerth, das Andenken eines wahren Künstlers (d. h. des Darstellers des Schönen, Wahren und Guten, des übersinnlichen in sinnlicher Form) eines Künstlers zu feiern, der nicht mehr unter den Lebenden wandelt, wo also an eine pekuniäre Nebenansicht nicht zu denken ist, und so würdig zu feiern, wie es Hr. v. Marinelli am 17. d. M. mit dem Lieblinge Thaliens, mit dem gemüthlichen, unvergeßlichen Raimund, gethan hat. Wir wollen hier nicht die Verdienste dieses echten Jüngers der Kunst, der, fern einem ekeln Tabernen- oder Dolce far niente- Leben, bloß der großen Natur und der Kunst lebte, nicht von dem klassischen Mimen sprechen; die Biographie Raimund's, seinen Einfluß auf Volksbildung, seinen Werth als Mensch, seinen tragischen Charakter zeichne eine andere Feder in einem großen Rahmen, zeichne die vorurtheilsfreie Nachwelt. — Diese Zeilen, sollen nur den Dank, im Namen der Kunst, dem Director Marinelli darbringen, der den Todten so geehrt. Die Thräne, welche am Schlusse jener Feier, die Hr. Weidmann mit nicht gewöhnlicher Poesie schmückte, in den Augen eines sehr gebildeten Publikums glänzte, war dem gemüthlichen Priester Thaliens gebracht — und sie zeigte dem Veranstalter dieses für Raimund's zahlreiche Verehrer unvergeßlichen Abends, er habe sein schönes Ziel erreicht. Glück diesem würdigen Bürger Wiens auf der Dornbahn der Kunst! — Den Sänger Cheristanen's aber schmückte vor den Augen der enthusiastisch gestimmten Menge des Lorbers Kranz an jenem Abende; leider, nur noch im Bilde — und zu gleicher Zeit fiel des Halbmondes Sichel mit ihrem melancholisch heitren Strahle auf ein frisches, stilles Grab im fernen Gebirge! Silas.

Gnome.

— Man sagt: ein Mann, ein Wort! und nicht: ein Weib, ein Wort! — Weil die Weiber gewiß keine Angelegenheit mit Einem Wort abthun können.

Geschichtliche Momente und Begebenheiten aus der Gegenwart.

1836. September 18. Von den portugiesischen Pairs übergeben 27 eine Protestation der Königin, worin sie ihr Erstaunen und Bedauern über die Annahme der Constitution von 1820 ausdrücken und deren Eidesleistung verweigern.

— October 1. Der carlistische General Gomez dringt in die Stadt Cordova ein, nachdem sich die christinische Besatzung und die Behörden derselben in das Fort zurückgezogen hatten; verließ sie jedoch wieder, nachdem er ihr eine starke Contribution auferlegt hatte, die Truppen der christinischen Generäle Rodil, Alaix und Escalante im Rücken als Verfolger seines Zuges.

— — 9. Die erste Eisenbahn in Rußland, von unserem Landsmanne Ritter v. Gerstner von St. Petersburg bis Zarskoje-Selo (s. d. J. S. 937) angelegt, wird zum ersten Male im Beisein des Hofes und zahlloser Zuschauer unter allgemeinem Beifall befahren. Ein Pferd zog einen Wagen, welcher mit seiner Last 600 Pud wog und 50 Personen trug, im Galop und Trab laufend, ohne Beschwerde nach sich. Die Locomotiv-Maschinen, welche man zur Fahrt täglich erwartete, werden ein überraschende Geschwindigkeit dieser reizenden Fahrt bezwecken.

— — 19. Die General-Versammlung des Baues der österr. Kaiser-Ferdinands-Nordbahn beschließt (nach dargelegten ausführlichen Belegen über die Ausführbarkeit, Zweckmäßigkeit und Nützlichkeit des großen Unternehmens) den Beginn des Baues jener projectirten Bahn, vorerst mit jener nach Lundenburg mit dem Seitenflügel nach Brünn, und hierzu die Einzahlung der zweiten Rate mit 100 fl. für jede Actie. — Von 83 anwesenden Mitgliedern hatten 76 unbedingt für den ganzen Bahnbau gestimmt.

Rückblick in die Vergangenheit.

Am 3. November 1766 stirbt Thomas Abbt, ein ausgezeichneter philosophischer Schriftsteller, zu Bückeburg in der Blüthe seines Alters. Er wurde 1738 zu Ulm geboren und entwickelte früh seinen Geschmack für die Wissenschaft. 1760 ward er Professor der Philosophie auf der Universität zu Frankfurt a. d. O. und schrieb hier mitten im Getümmel des Krieges seine Abhandlung „vom Tode für's Vaterland." 1763 bereisete er das südliche Deutschland, die Schweiz und einen Theil von Frankreich, gab darauf sein Werk „vom Verdienst" heraus und erhielt durch diese Schrift die Stelle eines Hof-, Regierungs- und Consistorialraths zu Bückeburg bei dem Grafen von Schaumburg-Lippe, der ihm mit besonderer Freundschaft zugethan war. Seine Schriften sind reich an Scharfsinn, Einbildungskraft und Geist, und gewiß würde er einer unserer vorzüglichsten Schriftsteller geworden sein, wenn er die reiferen Jahre des männlichen Alters erreicht hätte; aber auch so verdient er zu Jenen gerechnet zu werden, welche am meisten zur Veredlung der damals so tief herabgewürdigten deutschen Sprache beigetragen haben.

Am 3. November 1760 wird von dem Könige von Preußen, Friedrich II., dem F. M. Daun die Schlacht bei Torgau, die blutigste im Laufe des siebenjährigen Krieges, geliefert. Die österreichische Artillerie, eine Schöpfung des patriotischen Fürsten Wenzel v. Liechtenstein, wirkt furchtbar und schmettert gleich beim ersten Angriff des Königs 10 Bataillone preuß. Grenadiere mit einer Batterie schweren Geschützes nieder, so daß selbst der König voll Erstaunen Jenen, die ihn umgaben, zurief: „Haben Sie je ein so höllisches Feuer ausgehalten?" Die österreichische Reiterei führt mehre glückliche Angriffe aus, und wirft nach und nach das ganze Fußvolk von der Heerabtheilung des Königs, trotz seiner Tapferkeit, in den Torgauer Wald zurück. Der König erhält einen Streifschuß an der Brust und wird nach dem Dorfe Elsnitz gebracht. Auch Daun begibt sich verwundet nach Torgan, hält sich aber seines Sieges schon gewiß; denn war auch sein erstes Treffen geworfen, so hatte doch das zweite noch keinen Schuß gethan, und ein neuer Angriff der Preußen von Bedeutung schien nicht wahrscheinlich, da schon die Nacht einzubrechen begann; aber General Ziethen erstürmte noch zwischen 7—8 Uhr Abends die Anhöhen von Siplitz und entschied dadurch das Schicksal des Tages und des diesjährigen Feldzuges. Daun belehrt, es sei unmöglich, in einer so finsteren Nacht die zerstreuten Massen zu sammeln, befürchtete, die Ereignisse von Leuthen erneuert zu sehen, und ließ das Heer auf das rechte Ufer der Elbe rücken, was in solcher Ordnung und Stille geschah, daß die Preußen bei der Verwirrung, in welcher auch ihr Heer sich befand, nicht das Mindeste bemerkten. Jede der beiden Parteien hatte gegen 14,000 Todte und Verwundete verloren.

Redacteur und Herausgeber: J. S. Ebersberg (wohnt in Wien; Stadt, Tiefengraben Nr. 166).

Gedruckt bei J. P. Sollinger.

№ 133.

Der Oesterreichische

ZUSCHAUER.

Für Kunst, Wissenschaft, geistiges Leben.

Freitag, den 4. November 1836.

Das Leben — das Sterben — die Unsterblichkeit; diese drei bilden den Dreiklang der menschlichen Endlichkeit.

Jerusalem.

Von Marie Joseph de Geramb *).

Den 8. December 1834.

Vorgestern, des Morgens um 5 Uhr, verkündigte starkes Klopfen an der Klosterpforte die Ankunft meines Führers. Bei Anbruch des Tages stieg ich zu Pferde; der Führer ritt einen Esel, und mein Gepäck befand sich auf einem Maulesel. Ich war im Trappisten-Anzug; ein hölzernes Kreuz und ein Rosenkranz hingen an meiner Seite. Soll ich es zu meiner Schande bekennen, ich hätte auch nicht ungern den Säbel, den ich vormals trug, hinzugefügt. — Der Himmel, welcher bisher meine lange und mühselige Reise begünstigt hatte, war seit wenigen Stunden in Trauer versenkt und die Atmosphäre nebelig. — Der Gedanke an die Stadt, in der Alles von dem Heiland der Welt spricht, erfüllte mehr als jemals meine Seele, und beschäftigte mich ausschließlich. Die Anfangs ziemlich niedrigen Berge erheben sich allmälig, und gewähren einen nur traurigen und ernsten Anblick; es sind amphitheatralisch übereinandergestellte Felsen, an deren Seiten man bloß einige Ölbäume und Eichen sieht, die vom Blitz getroffen zu sein scheinen. Von Pfaden ist keine Spur vorhanden, überall Steine, die unter Einem wegrollen. Glücklicherweise sind die heimischen Pferde und Maulesel daran so gewöhnt, daß sie nur selten, selbst nicht an den schlimmsten Stellen, stolpern. Auf einer gewissen Höhe angelangt, wendete ich mich nach Süden,

*) Im Jahrgange 1835 der „Feierstunden" haben wir die Biographie dieses Trappisten, eines gebornen Ungars, geliefert. Nachdem er als Offizier nicht ohne Auszeichnung gedient und in einem Zweikampfe auf französischem Boden eine schwere Schuld auf sein Gewissen geladen hat: entsagt er der Welt, geht in den strengsten der geistlichen Orden, die Sünde der Jugend und ungezügelter Kraft mit Aufrichtigkeit und unnachsichtiger Strenge gegen sich selbst büßend. — In dem Bruchstücke des obigen Briefes beschreibt der Trappist den Eindruck, welchen der Anblick von Jerusalem auf sein Gemüth gemacht — und gewiß nicht ohne Interesse und ohne frommes Mitgefühl werden unsere Freunde seine Darstellung lesen. Der Red.

um die schöne Ebene Saron und das sie begränzende Meer zu betrachten; mein durch den unfruchtbaren Boden in Trauer versenktes Auge bedurfte dieser Erleichterung.

Auf dem Wege von Rama nach Jerusalem kommt man durch ein Dorf das sich Jeremie nennt; ich bezahlte daselbst eine Abgabe, oder vielmehr eine Zwangscontribution, an den Häuptling eines arabischen Stammes, den man, ohne die Menschenliebe zu verletzen, einen Räuberhauptmann nennen könnte. Er heißt Ibrahim-Abu-Gosch. Da man neuerlichst Reisende geplündert und ihren Führer erschlagen hatte, so war ich bei der Annäherung an diesen Ort nicht ohne Besorgniß, zumal, da ich durch einige dreißig auf der Erde liegende Araber reiten mußte, deren Turbane ich nur erst in Pistolenschußweite gewahr geworden war.

Je weiter wir indessen kamen, um so öder wurden die Berge und um so beschwerlicher die Pfade. Wir ritten zwischen weißlichen Felsen hin, wo wir nur hier und da einiges bleiche Grün erblickten, das sich die Ziegen einander streitig machten und einiges laublose Gebüsch, dessen Wurzel offen zu Tage lag. Von Zeit zu Zeit kamen einige Beduinen von schrecklichem Aussehen, und kaum mit einigen Lumpen bedeckt, einige zu Fuß, andere zu Pferde und bewaffnet, neben uns vorbei. Mein Anzug schien sie sehr zu überraschen; sie blieben stehen, und sahen mich starr an. Auf einigen schmalen Wegen war ich ihnen bisweilen so nahe, daß wir uns fast berührten. Mein Führer war einige Augenblicke besorgt.

Der Weg ging nun nicht mehr aufwärts; wir befanden uns in einer steinigen Ebene; es hatte angefangen ziemlich stark zu regnen, und wir hatten einen der schönsten Regenbogen vor uns, den ich in meinem Leben gesehen. Sein Glanz zeigte die Gegenstände, von welchen er zurückstrahlte, nur noch trauriger und düsterer.

Es war 4 Uhr; die heilige Stadt konnte nicht mehr fern sein. Mir pochte das Herz; ich athmete kaum; in jedem auftauchenden Gegenstande, den mein Auge erblickte, glaubte ich die heilige Stadt zu sehen. Als ich einen Thurm und einige Häuser gewahr ward, rief ich: „Da ist sie! . . . .“ Allein mein Führer sagte mir, daß es der Ölberg sei. Bei diesem Worte, an welches sich so fromme Erinnerungen knüpfen, entblößte ich tief gerührt mein Haupt; Thränen drangen in meine Augen. Mit entblößtem Haupte setzte ich meinen Weg fort . . . es verfloß eine Viertelstunde. O! wie lang wurde sie mir! . . . Auf einmal werfe ich mich lautlos, entzückt, vor Seligkeit zuckend, vom Pferde und in den Staub, ich bete Jesus Christus an, den Sohn des lebendigen Gottes, den Heiland der Welt; ich hatte Jerusalem gesehen!

Es war einige Minuten vor 5 Uhr, als ich barfuß durch das Thor des Vielgeliebten (Bad-el-Kazlil) in die heilige Stadt eintrat; ein Viertel nach

5 Uhr war ich in der Kirche des Heilands, ihn in seinem heiligen Sacrament anbetend. Die Franziskaner-Patres empfingen mich mit einer, der Hüter des Grabes Desjenigen, dessen Leben und Tod dem Glücke der Menschen geweiht war, würdigen Gottes- und Nächstenliebe.

Ich stellte dem hochwürdigen Pater Franz de la Grotte, Beschützer des heiligen Grabes, dem ich, auf Befehl Sr. Heiligkeit, von der Propaganda zu Rom empfohlen worden war, meine Empfehlungsbriefe zu. Nachdem man mir die Füße gewaschen und einige Nahrungsmittel vorgesetzt hatte, wies man mir meine Zelle, der des hochwürdigen Pater gegenüber an. Ich bedurfte der Ruhe, ich war erschöpft, mein Körper hatte gelitten und meine Seele hatte Eindrücke erhalten, welche keine Sprache ausdrücken vermag. Dessen ungeachtet konnte ich nicht schlafen; wenn ich manchmal einschlummerte, erwachte ich dennoch bald wieder. „Du bist zu Jerusalem," sagte ich zu mir! „Du bist zu Jerusalem, dreihundert Schritte von der Schädelstätte, vom Grabe Jesu Christi, deines Heilands...." und dieser Gedanke regte alle meine Seelenkräfte auf. Ich fragte mich dann und wann, ob es nicht ein Traum sei; die süße Überzeugung der Wirklichkeit benahm mir aber sogleich jede Art von Zweifel und ließ in meiner Seele ein köstliches Gefühl von Glück und Freude zurück.

Ich hatte mir vorgenommen, nach dem Aufstehen in die Kirche des heiligen Grabes zu gehen, und mich mit acht oder neun Ordensgeistlichen vom heiligen Lande, die sich immer daselbst befinden, darin einzuschließen; weil aber am andern Tage das Fest der unbefleckten Empfängniß war, und die Gemeinde es vielleicht seltsam gefunden haben würde, wenn ich es nicht mit ihr feierte, so verschob ich meinen Kirchgang nach dem heiligen Grabe auf einen folgenden Tag.

Bei Anbruch des Morgens war ich schon auf der Terrasse des Klosters, von der man die ganze Stadt und ihre Umgegenden übersieht. Die Sonne ging majestätisch hinter dem Ölberge auf. In geringer Entfernung von mir stand die Kirche des heiligen Grabes mit ihren hohen Kuppeln; weiterhin der Vorplatz und der Platz, wo vormals Salomons Tempel stand, und der das Thal Josaphat endete; rechts, vormals der Palast Davids. Auf den Knieen liegend, über das Geländer gelehnt, konnte ich mich an diesen Orten und Denkmählern nicht satt sehen. Kaum hörte ich den guten Klosterbruder, der sie mir zeigte, denn mein Herz hatte sie bereits geahnet, ehe er noch ihre Namen ausgesprochen hatte. Vor Allen verweilte ich mit meinem Blicke auf der Kirche des heiligen Grabes, an welche sich so schmerzliche und rührende Erinnerungen knüpfen. Ich mußte noch vierundzwanzig Stunden warten, ehe ich mich dahin begeben konnte; jeder Augenblick schien mir ein Jahrhundert zu sein. Ich war jedoch fest entschlossen, mich das erste Mal dem blutigen Felsen, wo die unsterbliche Gnade sich für uns opferte, und dem

heiligen Grabe nur allein und in der Stille der Nacht zu nahen. Ich wußte, wie schwer mir dieses werden würde bei der großen Menge griechischer und armenischer Pilger, die dieses Jahr nach Jerusalem gekommen waren; dessenungeachtet hoffte ich bald eine zur Vollziehung meines Vorhabens günstige Stunde zu finden. Mittlerweile wollte ich, vom Verlangen gedrängt, die via dolorosa kennen zu lernen, da ich meine Ungeduld nicht ganz befriedigen konnte, wenigstens einen Theil von den Orten besuchen, durch welche das erhabene Schlachtopfer schritt, als es das große Versöhnungswerk zu vollziehen ging.

Nachmittags 2 Uhr ging ich in Begleitung des Pater Perpetue von Solera, Secretär vom heiligen Lande, und eines Dolmetschers aus dem Kloster der Franziskaner-Patres. Meiner Seele hatte sich bereits eine tiefe Trauer bemächtiget, welche zunahm, je näher ich dem Schauplatze von so vielen Leiden kam.

Die Straße, welche nach der via dolorosa führt, ist nicht völlig so unregelmäßig, als dieser Weg selbst, und man steigt beinahe abwärts bis zur Stelle, wo Simon von Cyrene unserem Herrn sein Kreuz tragen half. Die erste Station, vom Abgange vom Kloster aus, ist die, wo Jesus, gefolgt von einer unermeßlichen Menge, sich zu den Frauen aus Israel umwendete, welche seufzend sein Schicksal beweinten: sie ist durch eine gemauerte Thür bezeichnet. Ich glaubte an diesem Orte ein Zeichen von Verehrung zu erkennen geben zu müssen; der Dolmetsch meinte, die Türken würden mich verhöhnen, wenn sie es bemerkten. Ich war nicht seiner Meinung: ich warf mich nieder, und wiederholte diese Huldigung von Anbetung und Schmerz an den vornehmsten Orten, wohin sich der Sohn des Ewigen mit dem Holze belastet schleppte, auf dem er die Sünden der Menschen zu sühnen ging, und Niemand sagte mir ein Wort. Wir waren im Weitergehen in der via dolorosa begriffen, als der mich begleitende Pater stehen blieb und zu mir sagte: „Hier ist es, wo Jesus seiner heiligen Mutter begegnete!" Diese Worte machten einen tiefen Eindruck auf mich: sie werden noch lange in meiner Seele wiederhallen. Und wahrlich, welches Wesen der Welt würde bei dem Gedanken an diese so zärtliche Mutter, die ihrem Sohne begegnet, der schon einmal unter der Last, die er trug, unterlegen hatte, sich nicht bewegt fühlen! — Er war von Henkern umgeben, verunstaltet, angespieen, mit Staub und Blut bedeckt! — Es war Jesus! es war ihr Sohn! derjenige, den sie an ihrer Brust gesäugt hatte! Der, den sie in ihrem Schooße erwärmt hatte! Der, mit dem sie nach Egypten geflohen war! Der, den sie in seiner Kindheit gewartet hatte! Mit dem sie das Brot der Armuth getheilt hatte! Der, dessen Abwesenheit von nur einigen Tagen ihr so schmerzliche Unruhe verursacht hatte! — Es war Jesus! Es war ihr Sohn! Es war ihr Gott, den sie zum

Tode gehen sah! Und zwar zu dem schimpflichsten, zu dem schmerzlichsten Tode! Es war ihr Sohn, den sie begleitete, und dessen mit Blut bezeichnete Spur sie mit ihren Thränen benetzte!

(Den Schluß im nächsten Blatte.)

Notizenblatt.

Vaterländische Poesie.

Nachgelassene Gedichte von Alois Zettler. Herausgegeben von Chr. Kuffner. Wien, bei Schmidl's Witwe und Ign. Klang, 1836.

Acht Jahre decket den Sänger dieser Lieder das Grab — und noch denkt die Witwe des geschiedenen Gatten in Liebe, läßt durch einen bewährten Freund die Spiele seiner geringen Muße prüfen und sondern, um Ihm durch deren Veröffentlichung (an die er im Leben nicht dachte) ein Denkmahl wenigstens in dem Herzen seiner Freunde zu stiften. Welch ein tüchtiger und edler Mensch muß Zettler gewesen sein, und welch eine zartfühlende Lebensgefährtin ist ihm geworden! — Doch zum besseren Verständniß des Ganzen unseres Kuffner's gemüthliches Vorwort, das so lautet:

„Hochachtung und eine Liebe, welche auch nach dem Tode des Geliebten in ihrer ehemaligen Kraft und Reinheit fortbesteht, haben die Gattin des Verstorbenen bewogen, ihm durch die Herausgabe dieser Gedichte, also durch sich selbst, ein Denkmahl zu setzen, damit Derjenige, der in ihrem Herzen lebt, durch geistigen Werth auch im Andenken der Welt lebe. Die Pflicht der Freundschaft hat mich bestimmt, die Anordnung des poetischen Nachlasses meines verewigten Freundes zu übernehmen. — Zettler's Gedichte werden — ich hoffe es — der Lesewelt eine angenehme Erscheinung sein, weil in denselben, fern von nichtiger Form-Künstelei und leerem Klingklang, ein reines, warmes, tiefes Gemüth spricht, harmloser Witz mit echtem Humor sich befreundet, eine geläuterte Phantasie wie milder Mondglanz leuchtet, und gehaltreiche Reflexion mit dem innigsten Gefühle erfreulich wechselt. — Alois Zettler war zu Brüx in Böhmen im Jahre 1778 von armen Ältern geboren. Seinen frühesten Unterricht erhielt er von dem, in der Mathematik und den schönen Wissenschaften wohlerfahrnen Kapuziner, Abjutus Tarnowsky, welcher an der Normalschule der Stadt das Amt eines Katecheten verwaltete. Zettler erklärt in seinen hinterlassenen, wenigen Notizen zu einer Autobiographie, daß er diesem würdigen Priester die früh aufgeregte Liebe für das Schöne, zur Lectüre, zur Musik und Handzeichnung, ja selbst zur Mathematik verdanke. In seinem eilften Lebensjahre besuchte Zettler das k. Gymnasium des Ortes. Ich lasse nun seine eigenen Worte folgen: „Adolph Stingl, vielleicht der beste Philolog und größte Jugendfreund des Piaristenordens seiner Zeit, legte die erste Grundlage zu den soliden Wissenschaften, und nährte nebenbei die Liebe für die Dichtkunst durch seinen Unterricht und sein Beispiel.“ — Der 17jährige Jüngling ging, mit einigen Vorkenntnissen ausgerüstet, auf die Universität nach Prag. Auf die Empfehlung des Kreuzherren-Commendaturs-Administrators, Christoph Sorgner, erhielt er von dem damaligen Ordensgeneral, Joseph Zeidler, ein jährliches Handstipendium, durch welches er, nebst der geringen Unterstützung von seinen Ältern, in den Stand gesetzt wurde, sorgenloser als Andere dem Studium der Philosophie obzuliegen. Professor Seibt und Meißner trugen

das Meiste zu seiner höheren Bildung bei. Nach vollendetem philosophischen Lehrkurse sollte er in den Orden der Kreuzherren treten. Er verlebte daselbst das Probejahr, verließ aber im Jahre 1799 den Orden und Prag, ging nach Wien, und suchte, mit wenigen Empfehlungen unterstützt, sein Glück. Anfangs konnte er sich nur kümmerlich durch Privatunterricht forthelfen. Zwei Jahre später wurde er Humanitäts-Professor an der k. k. Akademie der orientalischen Sprachen, und beschäftigte sich da sieben Jahre mit dem Unterrichte der Jugend." — In der Folge erhielt er eine Anstellung bei dem Landschafts-Obereinnehmer-Amte der n. ö. Stände, endlich als Hofconcipist bei der k. k. Polizei- und Censur-Hofstelle, wo er auch später die ehrenvolle Beförderung zum Hofsecretär erhielt. Ein Nervenfieber raffte ihn im zweiten Jahre nach seiner Verehelichung dahin. Er starb 1828. — Ein großer Theil der hier gesammelten Gedichte Zettler's ist in mehren österreichischen Taschenbüchern und Zeitschriften in den Jahren 1810—1816, theils anonym, theils unter fremden Namen erschienen. Er selbst spricht von diesen Gedichten bescheiden und mit innigem Zartgefühl: „Gerne bescheide ich mich, daß diese Blätter welk, und die Blüthen geruchlos seien. Immerhin! Aus diesen Blättern und Blüthen habe ich mir im Gärtchen meines Lebens einen Kranz gewunden, an den sich die angenehmsten Erinnerungen knüpfen. Ein Lust- und Ziergarten war mein Leben nicht, sondern ein bloßes Hausgärtchen auf magerem Grunde, in einem rauhen Klima, und ohne besondere Pflege. Der Armuth war auch ein solches Gärtchen als Eigenthum lieb. Nun ist das Gärtchen öde und verlassen. Wandern mußt' ich daraus, und mir blieb nichts, als dieser Kranz von Blättern und Blüthen, die ich als Knabe, Jüngling und Mann darin gepflegt und gesammelt habe." — So spricht der Sänger. Er ist nun auch aus dem Garten des Lebens ausgewandert in einen ewigblühenden Garten. Nachwelt! Nimm den bescheidenen Kranz, den er Dir zurückließ, freundlich auf!"

Nach dieser Einleitung werden die Leser keine Kritik seiner Gedichte verlangen, um so mehr, da der Beurtheiler selbst bestochen ist in seinem Gemüthe, denn seine Richtung für die Kunst, manche Ermunterung zum Edlen und Guten, das tiefe Gefühl von dem Werth eines Biedermannes, verdankt Er selbst jenem Sänger, welcher auf seinem wichtigen Standpunct in seltenem Maße die unbedingte Aufopferung für seine Pflicht mit dem edelsten und zartesten Gemüthe verband.

Um den Leser ein Urtheil über die Dichtergabe des Verstorbenen fällen zu lassen, folge (S. 48):

Das Herz.

Armes Herz! Du pochest immer,
Pochest ohne Ruh' und Rast!
Wirst nicht müde? Bist du nimmer
Ein zufried'ner Erdengast?

„Ach! Es zog zum Sinnen-Leben
Himmels-Liebe bei mir ein;
Muß nun einem Doppelstreben
Stets geschloß'ner Kampfplatz sein!"

„Keinem will der Sieg gelingen,
Immer währt der Wechselzug;
Will sich diese aufwärts schwingen,
Jenes lenkt herab den Flug!"

Armes Herz! Wann darfst du hoffen,
Daß sich endet solcher Streit? —
„Sind des Lebens Gräber offen,
Siegt der Liebe Reinigkeit!"

Wenn sich beide von dir winden
Nach des letzten Kampfes Lust,
Wem wirst du dich dann verbinden? —
Ruhst du todt in Menschenbrust?

„Wann das Leben kraftlos weichet,
Eil' ich in das Grab ihm nach;
Lieb', im Flammenkuße, reichet
Frieden dort, der hier gebrach."

Mir sei nur vergönnt, bei dem Berichte über das Dasein dieser Schrift, des Menschen in Zettler zu gedenken. Er war ein Freund der Wissenschaft, ein

Förderer und Mittler für alle Jene, welche den mühevollen und dornigen Pfad der Kunst sich erwählten. Seine Theilnahme war nicht erheuchelt, sie kam aus dem Innersten eines reinen Herzens; nie beschlich, in seiner Bescheidenheit und in seiner wahren Achtung für die Kunst, den redlichen Mann eine Regung des Stolzes oder Übermuthes. Aus einem großen Gesichtspunct sah er das Gebiet der Wissenschaft an, die länger lebt, als alle irdische Größe; er half sie fördern und heben, so viel er vermochte, und vieles Gute in der österreichischen Literatur war durch seine Anregung, seinen Rath, seine Theilnahm' in's Leben getreten. — Wackerer, edler Mann! Deine Gedichte wird Keiner zu richten wagen, der von Deinem Herzen zu reden weiß! Ruhe sanft in der Erde nach einem so thätigen und nützlichen Leben!

Ebersberg.

Erfahrungssätze.

— Der beste Rath, in der Welt sein Glück zu machen, heißt: „Sei ein Tauber, der hören, ein Blinder, der sehen, und ein Stummer, der sprechen kann."

— Das Unglück ist die Schule der Völker, aber Wenige lernen in ihr.

— Die guten Menschen verkennen sich öfter, als die bösen. M. R—d.

Natur und Leben in unserem Himmelsstriche.

Das Murmelthier begibt sich in den Winterschlaf. Es verbarg sich schon in der Mitte Octobers auf den höheren Alpen in seine mit vieler Kunst und Vorsicht gegrabene Höhle, welche eine Art von Gallerie in Gestalt eines lateinischen Y bildet. Der eine dieser Zweige dienet zum Eingang, der andere geht abwärts und dient als eine Art Wasserleitung zum Abfluß des Unrathes; der gerade Theil ist wagerecht und wird mit Moos und Heu gut gefüttert, wo die Alpenthiere, nachdem sie beide Seitengänge äußerst fest verstopft, wie Ballen aufgerollt und von eigenem Fette zehrend, sich dem Winterschlaf überlassen. „Merkwürdig ist es," sagt der Naturforscher Blumenbach, „daß man das Alpenthier auf der allée blanche in Savoyen theils auf isolirten Klippen findet, die wie Inseln aus dem Eismeere hervorragen, stundenweit von allem unbeeiselen Erdreich entfernt, und im ganzen Jahre nur etwa sechs Wochen lang vom Schnee entblößt sind; so daß es scheint, die Murmelthiere durchschlafen wenigstens zehn Monate im Jahre, und bringen nur einen äußerst kleinen Theil ihrer Existenz wachend zu." — Auch begeben sich in diesen Tagen andere Schläfer zur Ruhe: der Billich oder die Rollmaus, der Siebenschläfer, von seinem langen Winterschlafe so genannt (der wahre Glis der Alten, den sie verspeiselen und in eigenen glirariis mästeten); er ist in Krain und in einigen Bergen bei Salzburg zu Hause; die Haselmaus, welche sich zu ihrem Winterschlafe ein kugeliges, ziemlich festes Lager von Tangelnadeln und anderem kleinen Gestrüppe bereitet; endlich der Hamster, welcher in seinen Backentaschen in die, oft 7 Fuß tiefe Höhle reichen Vorrath für den Winter zusammenschleppt; auch das Erdzeiselchen gebraucht die Vorsicht, sich Winterzehrung in seiner Grube aufzubewahren. — Die gemeine Fledermaus, oder die Speckmaus (von der ich noch am 19. October einige mückenhaschend im Prater fliegen gesehen) kehrte in diesem Jahre später als sonst in ihre Höhle zurück, wo sie, an den Hinterfüßen sich aufhängend, ihren Winterschlaf hält. Auch gehen noch der Dachs und der Bär in den Wäldern herum und suchen Früchte, sich fett zu machen.

Der schöne Herbst, dessen wir uns in diesem Jahre erfreuten, ließ noch im Anfange Novembers folgende Pflanzen auf freiem Felde blühen: das grüne und das wirbelförmige Borstengras; der Hühner- und der Hirse-Fennich, das Fingergras und das niederliegende Mastkraut; die wollblumenartige Königskerze, die Melde; das Hunds-Meierkraut, das gelbe und weiße Klee-Blattkraut, die Glockenblume, das schwarze Bilsenkraut, der schwarze und Bittersüß-Nachtschatten, die Hundspetersilie — und unter allen diesen verdächtigen Kräutern das köstliche, heilbringende Tausendguldenkraut.

Zur Vorwinterzeit zeigen sich unter den Faltern aus dem „Eulengeschlechte": die schöne Dotterweiden-Eule oder der Zackflügel, der Blaukopf, die Preußlerbeer-Eule; aus dem „Spannergeschlechte" erscheint eine sehr wichtige Art, der Frühbirn-Spanner, dessen flügellose Weib-

chen bei Nacht an den Stämmen der Obstbäume hinaufkriechen und ihre Eier an die jungen Knospen absetzen, woraus sich im ersten Frühjahr grünliche Raupen entwickeln, welche zuweilen die ganze Obsternte noch im Keime vernichten; aus dem großen Heere der kleinsten Schmetterlinge, der Schaben und Winkler, schwärmen um die Mittagszeit ebenfalls manche schöne Gattungen; aber die meisten leben versteckt unter abgefallenem Laube.

Die Kälte wird jetzt bei dem bereits sehr tiefen Stande der Sonne immer fühlbarer und nähert sich, besonders Morgens und Abends, regelmäßig dem Gefrierpunct. Trübselig ist es im Freien; die versengte Flur, der entlaubte Hain, das im rauhen Winde auf der Erde rauschende Blatt, Alles mahnt uns düster an's Ende, und mit gutem Recht nennen wir diese Tage die traurigsten des Jahres. Wenn aber einmal der Schnee aus den Wolken stürzt, die Eisesbahn hergestellt ist, die Flüsse zur festen Masse geworden; wenn der in Flocken gekleidete Baum und das von Flaumen geschützte Hüttendach erglänzen mit Milliarden Sternlein im schimmernden Sonnenstrahl und der schönste Abendhimmel im goldgestickten Blau mit Millionen liebeglühenden Augen auf die ruhenden Fluren herniedersieht — da erscheint die Natur wieder in einer Größe und Herrlichkeit, die mit der Pracht des Frühlings eifert. — Und mit welchem Trost muß auch dieser minder erfreuliche Zeitpunct des Jahres die erfüllen, welche die Last des Alters gebeugt hat und denen das Gesetz der Sterblichkeit und der sinkende Körper den kalten Winter des Lebens gebracht. Wie mit Blitzesschnelle auf diese nebelvollen und düsteren Tage ein ruhiger Winter folgt, in dem alle jene Leidenschaften (die ihnen so manchen Kummer bereitet, so manches Glück gestohlen) stocken, wie das Gewässer im Strome, und auch in ihrem unruhigen Kopf mit dem Schnee der Jahre die Ruhe und Bedächtlichkeit einkehrt — wie dann auf den Winter der Natur jedes Mal der Frühling mit seinen bezaubernden Reizen folgt, so lacht auch ihnen, jenseits des winterlichen Grabes, ein schönerer Frühling, dessen Blumen nicht welken und dessen Sonne nie untergeht. Dann durchbricht der gereifte Schmetterling die Hülle; alle die Kräfte und Fähigkeiten, die für die engen Gränzen dieser Welt zu groß waren, entwickeln sich gleich seinen schimmernden Flügeln. Die unversiegbaren Wünsche nach dem Unendlichen sind erfüllt, und das veredelte Wesen schwebt von Seligkeit zu Seligkeit fort! E.

Rückblick in die Vergangenheit.

Am 5. November 1757 schlägt Friedrich II. in der Nähe des Dorfes Roßbach die vereinte französische und Reichsarmee binnen anderthalb Stunden nach einem überraschenden Angriff in die Flucht. Ein Theil des preußischen Heeres kam gar nicht in's Treffen, und der brandenburg'sche Sänger, Ramler, bezeichnet das Schlachtfeld sehr richtig durch die Worte: „Der Ort, wo sieben Krieger fünfzig jagten." — Die Thaten einzelner französischer Krieger wirkten hier nichts. Der König fand auf dem Wahlplatz einen französischen Grenadier, der sich gegen drei preußische Reiter wie ein Rasender vertheidigte. Friedrich's Befehl machte dem ungleichen Kampfe ein Ende; er fragte den Grenadier, ob er sich für unüberwindlich halte? — „Ja, Sire," antwortete dieser voll Geistesgegenwart, „unter Ihrer Anführung."

Am 6. November 1632 wird die berühmte Schlacht bei Lützen geliefert. Zwei bisher noch unbesiegte Feldherren stehen einander gegenüber. Aber Gustav Adolph fällt und rettet durch seinen frühen Tod seinen großen Namen bei der Nachwelt. Pappenheim's Ankunft mit seiner Reiterei auf dem Schlachtfelde scheint dem kaiserlichen Heere den Sieg zu sichern, aber auch er bleibt im Kampfgewühle, und ihres Anführers beraubt, ergreift ein Theil seiner Truppen die Flucht. Waldstein's Heldenmuth muß heute dem Ungestüme der schwedischen Schaaren weichen, die, von Bernhard von Weimar angeführt, den Tod ihres Königs zu rächen suchen. Pappenheim's Fußvolk kam zu spät auf dem Wahlplatze an, um dem kaiserlichen Heere den Sieg zu erringen. — Durch den Tod des Königs von Schweden wird Waldstein entbehrlich und sein zweiter Fall auch schon vorbereitet. Gustav Adolph's lederner Koller wurde nach Wien gebracht, und beim Anblick desselben rief Ferdinand aus: „Gern hätte ich dem Unglücklichen ein längeres Leben und eine fröhliche Rückkehr in sein Königreich gegönnt, wenn nur in Deutschland Friede geworden wäre." — Dieser Koller wird im kaiserlichen Zeughause noch immer als eine ehrwürdige Reliquie aufbewahrt.

Redacteur und Herausgeber: J. S. Ebersberg (wohnt in Wien; Stadt, Tiefengraben Nr. 166).

Gedruckt bei J. P. Sollinger.

№ 134.

Der Oesterreichische

ZUSCHAUER.

Für Kunst, Wissenschaft, geistiges Leben.

Montag, den 7. November 1836.

Du hochbeglückter Mann!
Der reinen Herzens noch das Bess're hoffen kann,
Der diese Lebenszeit als Probefrist betrachtet
Und all ihr Unglück nur als Schickung Gottes achtet:
Bezaubernd reißt fürwahr Dein fromm gesprochnes Wort
Den Christen nicht allein, den Heiden mit sich fort!

Jerusalem.

(Schluß.)

Wir waren bei dem Gerichtshause des Landpflegers Pilatus angekommen, wo Jesus Christus zum Tode verurtheilt wurde. Auf den Trümmern dieses Palastes und an der Stelle, wo der Heiland mit einer so gänzlichen Ergebung sein Todesurtheil empfing, schien es, als hörte ich noch das Mordgeschrei, das daselbst vor neunzehn Jahrhunderten erschollen war, und als vernehme ich inmitten desselben die schrecklichen Worte: „Sein Blut komme über uns und über unsere Kinder!" — — Ich glaubte, sie in blutigen Schriftzügen auf jedem von den Steinen zu erblicken, die mich umgaben!

Es war nicht sehr spät, und mich verlangte sehr, noch Gethsemane zu sehen; diesen Garten, wohin sich Jesus oft mit seinen Jüngern begab, und wo er am Vorabend vor seinem Tode durch einen Kuß verrathen wurde; ich bat den Pater Secretär und den Dolmetsch, mich dahin zu führen. Wir gingen durch das dem Ölberge gegenüberliegende Thor Bab-el-Sidi-Mariam: es heißt auch das St. Stephansthor oder das Marienthor, weil der Heilige durch dasselbe zum Märtyrertode ging, und weil es auch zum Grabe der heiligen Jungfrau führt. Wir stiegen beinahe sogleich an einem sehr jähen Abhang des Thales Josaphat nach der Stelle hinab, wo der heilige Stephan gesteinigt wurde: „Und sie stießen ihn zur Thüre hinaus — und steinigten Stephanum, der ausrief und sprach: „Herr Jesu, nimm meinen Geist auf."

Man zeigte mir die Stelle, wo Saul, der in seinen Tod willigte, die Kleider Derjenigen verbarg, die ihn steinigten: „Und die Zeugen legten ab ihre Kleider zu den Füßen eines Jünglings, der hieß Saulus — — Saulus aber hatte Wohlgefallen an seinem Tode."

Um in den Schmerzensgarten zu gelangen, muß man über den Bach Kidron. Dieser Garten gehört den Patres des heiligen Landes; er ist nur durch eine schlechte, drei Fuß hohe Mauer von Backsteinen befriedigt. Er ist mehr als hundert Geviertschritte groß. Man bemerkt darin acht Ölbäume von einer außerordentlichen Dicke und von einem so in die Augen fallenden Alter, daß man der Sage nach glauben kann, daß sie aus der Zeit Jesu Christi sind. Ich weiß wohl, daß Titus bei Belagerung der heiligen Stadt befahl, alle Bäume in der Umgegend zu fällen. Wenn man aber auch annehmen wollte, daß der Befehl streng vollzogen wurde, so scheint es mir doch erlaubt, und selbst nicht unwahrscheinlich, annehmen zu dürfen, daß einige stehen blieben, wie es denn selten, sehr selten ist, daß (ungeachtet des gemessenen Befehls des Generals, in einer durch Sturm genommenen Stadt Alles über die Klinge springen zu lassen) nicht acht oder zehn Personen und selbst mehre dem Gemetzel entgehen sollten. Übrigens ist es bekannt, daß die Ölbäume tausend Jahre alt werden können, und wenn selbst diejenigen, von welchen ich spreche, keinen andern Vorzug als den haben sollten, daß sie ihren Nahrungssaft aus einem mit dem Schweiße und dem Blute des für den sündigen Menschen leidenden Sohnes des Ewigen getränkten Boden gezogen hätten, so würde dieß, dünkt mich, schon hinlänglich sein, um die Aufmerksamkeit des Christen zu fesseln und von ihm eine Art von Huldigung zu verdienen. Auch nähert sich denselben Niemand ohne Ehrfurcht: der Grieche, der Armenier, der Araber selbst verehret sie wie wir.

Das Kloster in Jerusalem hält eine türkische Wache, damit diese Ölbäume nicht beschädigt werden, die ihres hohen Alters ungeachtet noch einige Oliven tragen, woraus man Rosenkränze macht; ihre Seltenheit scheint den Werth noch zu erhöhen, den man darauf setzt. Ich sammelte einige. Zu spät erfuhr ich, daß die Strafe des Kirchenbannes darauf stehe, wenn Jemand die Blätter oder Zweige anfasse, denn ich hatte mir schon erlaubt, einige abzubrechen, eine Unwissenheitssünde, die Sie hoffentlich sehr entschuldbar finden werden. Sie sollen sie dereinst sehen, wenn Gott mich zu Ihnen zurückführt. Gegen das Ende des Gartens befindet sich die Stelle, wo die Apostel einschliefen, als unser Herr sie verließ, um zu beten. Man versicherte mir, ihr Körper habe sich in dem Stein abgedrückt, auf welchem sie geschlafen hätten, und man sähe noch die Spuren davon. Ich sah jedoch nichts, was mich bewogen hätte, dieser Versicherung Glauben zu schenken. Etwas weiterhin ist die Grotte, in welcher Jesus betete; sie führt den Namen Grotte des Todeskampfes, und ist noch ganz in dem Zustande, in welchem sie sich zur Zeit unseres Herrn befand. Die Art von Gewölbe, das sie bildet, stützt sich auf drei Pfeilern desselben Felsen. Das Licht dringt durch eine oben angebrachte Öffnung hinein, über welcher sich ein großes Gitter befindet,

damit die Steine, welche die Türken heraufwerfen möchten, nicht hineinfallen. Vormals ging man auf gleichem Boden hinein, jetzt steigt man acht bis zehn Stufen hinab. Sie ist mit einer Thür verschlossen.

An dieser Stelle, einer die höchste Verehrung gebietenden im Universum, war es, wo der Weltheiland die Schrecken des Todes empfand, wo er gränzenlose Qualen erlitt, wo er seine Hände kraftlos zum Schöpfer erhob, und seinen Augen brennende Thränen entrannen, die, sich mit Blutschweiß vermischend, seinen geheiligten Leib überschwemmten; an dieser Stelle war es endlich, wo Jesus, der Unschuldige, die ganze Strenge des unerbittlichen Gerichtes trug. Gerade auf der Stelle des Todeskampfes steht ein Altar, über welchem sich ein Gemälde befindet, das unsern Herrn darstellt, wie er von dem Engel, der ihn zu stärken kommt, aufrecht erhalten wird.

Ein Ort, den man nicht sehen kann, ohne einen geheimen Schauder zu fühlen, ist der, wo Judas seinen Herrn verrieth. Es ist ein Raum von fünfzehn oder zwanzig Schritt Länge bei zwei oder drei Schritt Breite, zwischen zwei kleinen Mauern. Man nennt ihn **Osculo**, wegen der Stelle der Schrift: „Juda, verräthst Du des Menschen Sohn mit einem Kuß (osculo)?" Der Pilger entfernt sich sogleich, nachdem er den verrathenen und gebundenen Jesus angebetet hat, von Abscheu ergriffen.

Wenn der unglückliche Apostel nach dem verruchten Vertrag, wodurch er sich verbindlich gemacht hatte, seinen Herrn den Juden zu überliefern, statt daß er ihnen gesagt hätte: „Welchen ich küssen werde, der ist's;" an der Spitze eines mörderischen Haufens, den Degen in der Hand, auf Jesus gestürzt wäre, so würde bei dem allen in diesem ungeheuren, aber ohne Heuchelei verübten Verfahren, etwas weniger Scheusliches sein, die Seele würde bei diesem schrecklichen Gedanken weniger empört sein; wo aber stellen die Jahrbücher der Verbrechen ein entsetzlicheres Zeichen von Verrath, als das eines Kusses auf? — — „Der, den ich küssen werde, der ist's, den greifet und führet ihn vor die versammelten Priester." — Welche Rede! Das zärtlichste Liebeszeichen, um einen Freund, einen Wohlthäter, einen Vater zu verkaufen, und ihn seinen erbittertsten Feinden auszuliefern!

In gottehrendem Schweigen kehrte ich in das Kloster zurück.

Stoßseufzer.

Von Braun v. Braunthal.

Sagt, wo fließt die Quelle
Der Unsterblichkeit,
Daß daraus ich schnelle
Trinke noch zur Zeit?

Denn ich möchte leben,
Wenn ich nicht mehr bin,
Durch die Erde schweben,
Durch die Herzen hin!

Schlug so manche Saiten,
Manche Tonart an:
Ob man sich zu Zeiten
Wohl erinnert d'ran?

O wie gut ich's meinte,
O wie fromm ich's that,
Als da noch bescheinte
Sonne meine Saat!

Werden diese Keime
Halme werden, ach!
Wirklichkeit die Träume
Werden allgemach?

Fühlte mich nicht besser,
Wenn zum Wassertrieb'
Flog mein krit'sches Messer;
Gott! es war nur Lieb'!

Liebe, ängstlich Hoffen,
Daß solch' Überwachs
Werde, so getroffen,
Edler eines Tags.

Halte mich ja selber
Frei von Mängeln nie,
Bin nur nicht voll gelber
Blätter, jung, wie sie!

Wenn mein Leib zur Asche
Längst verwandelt schon,
Greift vielleicht zur Flasche
Dann ein Musensohn:

Lös't den Pfropf, füllt Gläser,
Stößt mit Freuden an,
Ruft: „In's Reich der Äser
Ging nicht dieser Mann!"

Der Obelisk von Luxor.

Der jetzt zu Paris eben im Aufrichten begriffene und seit einem Jahre oft besprochene Obelisk von Luxor wurde unter der Regierung Rhamses II., Königs von Egypten, begonnen, und unter seinem Bruder, Rhamses III., Sesostris der Große genannt, vollendet. Vier Dörfer nehmen jetzt einen kleinen Theil des Gebiets von dem ehemaligen Theben ein, welches sich zu beiden Seiten des Nils in dem Nilthale bis zu den Bergen erstreckte, und wo der jetzige Obelisk mit einem zweiten vor den Pforten eines zerstörten Tempels den Zeitenstürmen trotzte. Der Name Obelisk von Luxor, oder Louksor, kommt von dem Dorfe dieses Namens her, welches nebst Karnak auf dem östlichen, Gournou und Medinet-Abu aber auf dem westlichen Theile des Thebanischen Gebiets liegen. Alle Bauten, welche diese Orte umgeben, tragen den Stämpel einer gigantischen Würde. Luxor liegt 25 Meilen von Kahira, der Hauptstadt Ober-Egyptens, und es war im Jahre 1831, als die französische Regierung von dem Pascha von Egypten die Bewilligung erhielt, einen von den beiden Obelisken nach Europa zu transportiren. Es muß hier noch angeführt werden, daß man zur Zeit der Pharaonen die Sitte hatte, solche Obelisken vor den Tempeln der Götter, oder den Wohnungen der Könige, gewissermaßen als Signale zu deren Erkenntniß, zu stellen. Derjenige, welchen sie jetzt in Paris besitzen, der kleinste von den beiden, ist aus einem einzigen Granitblock gearbeitet, hat 72 Fuß Höhe, und wiegt 500,000 Pfund. Drei verticale Reihen von Hieroglyphen bedecken seine Fläche, die mittelste ist bis zu einer Tiefe von 15 Centimeter gegraben, die beiden andern kaum eingegraben. Auf allen vier Seiten finden wir den Namen und Vornamen Sesostris, so wie sein Lob und die Erzählung seiner Thaten. Die Thier-, Pflanzen- und menschlichen Glieder-Theile, welche wir auf demselben erblicken, sind eben die egyptischen Hieroglyphen, und deuten die Bestimmung des Monuments an. So erklären uns diese Zeichen die Thaten zweier Könige. Rhamses II. war es, der den Obelisk aus den Schachten von Syene aushauen und nach Theben schaffen ließ; da ihn aber der

Tod an der Vollendung hinderte, so vollendete Sesostris den Bau, und ließ überall, wo Raum auf dem Monumente war, selbst auf dem Fußgestelle, seinen Namen eingraben. Die Regierung Rhamses II. fällt um das Jahr 1850 vor Christi Geburt. Auf dem Basrelief der Opfer finden wir Sesostris mit dem Pschent, diesem Zeichen seiner Gewalt über Ober- und Unter-Egypten, auf dem Haupte, über ihm die geflügelte Sonne, wie er dem großen Thebanischen Gott, Amon-ra, Wein opfert. Auf der rechten Inschrift finden wir: „Dein Name ist so ewig, wie der Himmel; Deine Lebensdauer ist der Dauer der Sonnenscheibe gleich.“ — Man sieht also, es gab eben so gut egyptische Schmeichler, wie moderne, nur sind unsere heutigen kleinlicher, und bauen keine Obelisken. — Mehre römische Kaiser, wie Augustus, Caligula, Konstantin, haben den Gedanken gehabt, Obelisken zu transportiren. Papst Sixtus V. war der Erste, welcher deren Aufrichtung befahl. 800 Menschen, 24 Pferde, 100 Drehtaue, ein ganzer Wald von Zimmer-Arbeit, dreifach stärker als es nöthig war, begleiteten diese Operation, welche jedoch zu ihrer Zeit als ein Wunder belobt wurde. — Das Publikum kennt bereits aus früheren Berichten die talentvolle Mechanerie des Ingenieurs Lebar, so wie die geschickte Thätigkeit des Marine-Lieutenants Verninhac, um mit dem in Toulon erbauten Luxorschiffe den Nil hinauf zu steuern, und dann mit ihrer Fracht das Mittelmeer, so wie den Ocean zu durchschiffen. Dasselbe Schiff ist auch nach der Bretagne gesegelt, um bei Laber den Stein zum Fußgestell zu holen. Fünf geschnittene und polirte französische Granitblöcke, von einem Gewicht von 250,000 Kilogramm (2 Pf. 6 Loth Wr. Gew. = 1 Kilogr.), werden unstreitig das schönste Piedestal dieser Art in Europa bilden. Einer dieser Blöcke hat 15 Fuß Länge und 9 Fuß Breite. Die ganze Höhe des Fußgestelles beträgt 28 Fuß.

Aemilius.

Als der Römer Aemilius sah den besiegten Perseus
Hingeworfen, im Staub kläglich ihm küssen den Fuß;
„Feiger!“ rief er empört — „der Sclaven letzter, nicht König!
Der Du das eigene Blut schändest und meinen Triumph!“

A. St.

Notizenblatt.

Aus unserer Zeit.

(Feste Kohlensäure.) Die in der Sitzung der Akademie der Wissenschaften zu Paris vom 3. October gemachte Mittheilung des Hrn. Thilorier, mit der Wirkung von fester Kohlensäure, hat allgemein großes Interesse erregt. Die Kohlensäure erscheint in allen Dichtigkeiten, von der Stärke des Eisens bis zur Flüchtigkeit des Äthers, sie ist vier Mal ausdehnbarer als die Luft, und tausend Mal zusammendrückbarer als das Wasser. Wenn man die Kugel eines Thermometers in die Mitte einer Masse fester Kohlensäure bringt, so fällt das Thermometer in 3 Minuten auf 90 Grad unter den Gefrierpunct. Wenn man Quecksilber in eine Höhlung derselben bringt, so friert es in wenigen Secunden, und bleibt in diesem Zustande, so lange noch ein Rest der Kohlensäure übrig ist. Äther bildet eine halbflüssige Masse, wie schmelzender Schnee, aber Alkohol wird glänzendes, halbdurchsichtiges Eis. Übrigens

gefrieret Alkohol nur in unmittelbarer Berührung, nicht aber z. B. in einem silbernen Gefäße, welches in die Kohlensäure gesetzt wird. Auf den menschlichen Körper macht der hohe Kältegrad der festen Kohlensäure nicht jenen Eindruck, den man erwarten sollte. W. Z.

— Das „Echo du Monde savant" meldet eine wichtige physikalische Entdeckung von Faraday. Derselbe stellt den Satz auf, daß alle Metalle die Eigenschaft besitzen, so wie das Eisen magnetisch werden zu können, und zwar nicht bloß auf eine unsichere und schwache Weise, wie man dieß von mehren andern Körpern angenommen hatte. Er hat nämlich gefunden, daß in der gewöhnlichen Temperatur, außer dem Eisen und Nickel kein anderes Metall magnetisch wird; aber daß bei einer gewissen Temperatur, welche für jedes Metall eine andere ist, die magnetischen Eigenschaften bei demselben eintreten, welche, wenn die Temperatur höher wird, sich wieder verlieren, gerade so wie die Temperatur für das Schmelzen und für das Festwerden einer jeden Substanz eine fixirte ist. Das Eisen verliert seine magnetische Kraft bei der Roth- und Weißglühhitze, der Nickel aber schon bei dem Siedpuncte des Öles. — Es ist auch, wie Faraday sagt, viel natürlicher anzunehmen, daß eine gewisse Temperatur zum Magnetischwerden eines jeden Metalls nöthig sei, als daß das Eisen und der Nickel nur allein den Einflüssen dieser Kraft unterworfen seien, welche eben so allgemein verbreitet ist, wie die Electricität. W. Z.

Vaterländische Industrie.

Die Wiener Schmuckfedern- und Blumenfabrik am Graben, Nr. 1133.

Einen lebhaften Beweis von dem Aufschwung der vaterländischen Industrie und Gewerbe gibt auch die Blumenfabrik der Frau Anna Schilbe in Wien. Die in dieser großartig eingerichteten Anstalt verfertigten künstlichen Blumen, theils für den Putz, theils für Aufsätze und Tischzierden bestimmt, sind so täuschend, daß sie von manchem Kennerauge für natürliche Blüthen gehalten werden könnten. Merkwürdig ist die Menge von Ideen- und Phantasieblumen, welche, oft mit mannigfaltigen Federsorten geschmückt, einen wahrhaft bezaubernden Anblick gewähren und die Natur gleichsam herauszufordern scheinen. — Diese künstlichen Blumen werden aus allen Arten Linnen-, Woll- und Seidenstoffen erzeugt; ihre Bestandtheile erhalten, bevor sie zusammengesetzt werden, die nöthige Farbenmischung; Laub und Blätterwerk wird in Modeln gepreßt, welche es in der ganzen Bildung des Muster-Blattes, mit seinen Fasern und Rippen, uud in der natürlichen Krümmung wiedergeben. So entstehen die herrlichsten Bouquette, Guirlanden, Diademe und andere Zierden für Damen — denn wir wissen es ja, daß unter allen Arten des Putzes keiner natürlicher, keiner einnehmender ist, als die Zierde der Blumen!

Schilbe's Fabrik hat es in diesem Kunstzweige zu einer Vollkommenheit gebracht, welche mit den weltberühmten Pariser-Erzeugnissen dieser Art ebenbürtig in die Schranken tritt, und den Vorzug der Wohlfeilheit vor jenen hat. Bei der Besichtigung dieser Blumen werden einige Pariser Originale mit den Wiener Producten vorgezeigt, und, wiewohl ich ein Blumenkenner zu sein glaube, habe ich doch in mehr als Einem Falle die Wiener Copie für das Pariser Muster gehalten. Unter den Auszeichnungen, wie sie dieser Fabrik, in welcher täglich an Hundert Hände

arbeiten, geworden, war daher die Ehren-Medaille wohl verdient, welche ihren Blumen in der öffentlichen Industrie-Ausstellung von 1835 verliehen worden.

Außerdem besitzt diese Anstalt einen Reichthum an Schmuckfedern, deren sich keine andere rühmen kann. Aus allen Welttheilen sieht man hier die leichte Pracht zusammengetragen, um der Eitelkeit des Menschen zu fröhnen. Reiher aller Art, von welchen die äußerst seltenen schwarzen mit weißen Streifen, einer zu 300 Dukaten im Preise, die ausgesuchtesten Paradiesvögel, täuschend nachgeahmte Colibri, Marabouts, Adlerschwingen, und die herrlichen Pleureusen findet man hier aufgestellt — Alles, um der Lust und Prunkliebe des Menschen zu dienen.

So nimmt der eitle Mensch der Blume auf der Flur,
Dem Vogel in der Luft, was Anmuth ihm gegeben;
Verdeckt der Jahre Last, und täuschet die Natur.
Nichts fehlt ihm mehr dazu, als — ewig junges Leben!

C.

Neue Fortepiani von Seuffert und Seibl.

Mit Vergnügen gewahrt so der Vaterlandsfreund, wie sich unser Gewerb- und Industriewesen von Jahr zu Jahr zu einer höheren Stufe emporschwingt, mit regem Eifer bedacht, Neues zu erfinden, und das Alte zu verbessern. Viele unserer Gewerb- und Kunstproducte haben sich im Auslande einen bedeutenden Ruf erworben, und werden in großer Anzahl verschickt. Namentlich haben die Wiener Fortepiani überall Anerkennung gefunden, und die Namen Stein, Graf, Streicher, Seibl u. A. sind beinahe in ganz Europa geachtet. Die Kraft, der schöne Klang, die angenehme Spielart, so wie die Dauerhaftigkeit der Wiener Fortepiani, sind allgemein anerkannt worden, und hinsichtlich der Spielweise und des leichteren Anschlages hat man ihnen oft den Vorzug vor den französischen eingeräumt. — Bisher glaubte man alle diese Eigenschaften nur in den Flügeln erzielen zu können, und die Quer-Fortepiani hatten nur den Vorzug, daß sie weniger Raum einnahmen, standen aber den Flügeln an Fülle des Tones, so wie an Kraft und Metall des Klanges bei weitem nach. Die sogenannten aufstehenden Claviere hatten zwar in jener Hinsicht den Vorzug vor den Quer-Fortepiani sich errungen, doch war hier wieder der Nachtheil, daß der Spielende, wenn das Instrument an der Wand stand, den Zuhörern den Rücken zukehrte; und wenn es z. B. in die Mitte des Zimmers geschoben wurde, so war der Tonkünstler wieder, durch das Instrument verdeckt, den Augen der Zuhörer gänzlich entzogen. Da erfanden die Franzosen ein Instrument, welches auch diesem Übelstande abhalf, das nicht mehr Raum einnahm, als ein Quer-Fortepiano, und dessen Saiten nicht aufwärts über die Claviatur, sondern abwärts gegen den Boden gespannt wurden. Dieses Instrument, welches sie Piano droit nannten, vereinigte mit dem vollen Klange der Flügel zugleich jenen Vortheil der Quer-Fortepiani, daß es wenig Raum einnahm. In Wien waren beinahe zur selben Zeit die Claviermacher Seuffert und Seibl (Landstraße, Hauptstraße Nr. 56) auf dieselbe Idee verfallen; sie verfertigten ein Instrument, das vor dem Piano droit noch den Vorzug einer leichteren Spielart hatte, wiewohl auch diese nach dem Wunsche des Eigenthümers mittelst einer eigenen Vorrichtung modificirt werden kann. — Wir machen hiermit die Leser dieser Blätter aufmerksam, welche dieses Instrument in der Fabrik der Herren Seuffert und Seibl selbst in Augenschein nehmen können. M. S.

Geschichtliche Momente und Begebenheiten aus der Gegenwart.

1836. October 5. Der Erzbischof und Metropolit der orientalisch-griechischen Kirche, Stephan v. Stratimirovics, stirbt in seiner Residenz zu Carlovics, nachdem er den Tag vorher die Fürstin von Serbien mit ihren beiden Söhnen glänzend empfangen und mit einem prächtigen Bankette bewirthet hatte. Der würdige Erzbischof, welchen man lange nicht in so heiterer Stimmung gesehen hatte, erhielt von der Fürstin nach serbischer Sitte ein Hemd von Atlas mit Goldstickerei geziert zum Geschenke und erwiderte beim Empfang dieser Gabe: „dieses schätzbare Andenken solle Ihn einst in das Grab geleiten." Wohl mochte Er nicht geahnet haben, daß diese testamentarische Verfügung sich so schnell erfüllen möchte, denn wenige Stunden darauf, nach Mitternacht, starb der fast achtzigjährige Greis an einem Schlaganfalle, nachdem er durch 46 Jahre seinem hohen Amte mit Würde vorgestanden, sich durch die Beilegung der 1807 in Serbien ausgebrochenen Unruhen sehr verdient gemacht hatte und mit dem Großkreuze des k. k. österr. Leopoldordens beehrt worden war.

Rückblick in die Vergangenheit.

Am 8. November 1517 stirbt Franisco Ximenes, Cardinal und spanischer Premierminister, ein berühmter und wirklich großer Staatsmann, dem Spanien viel zu verdanken hatte, im 70. Lebensjahre. Eines armen Advokaten Sohn, brachte er es durch Geschicklichkeit und Fleiß zu höheren geistlichen Würden, ward Beichtvater der Königin Isabelle von Castilien und 1495 Erzbischof von Toledo, welche Würde er in seiner Bescheidenheit nur auf den ausdrücklichen Befehl des Papstes annahm. In dieser hohen Stellung schaffte er eine Menge Mißbräuche ab und sah streng darauf, daß die öffentlichen Stellen mit redlichen und geschickten Männern besetzt wurden. 1499 gab er das „alte Testament" in sechs Sprachen heraus — ein Unternehmen, das allein hingereicht hätte, ihn berühmt zu machen. Nach Ferdinands Tode (1516) ward Ximenes, durch seine Siege über die Mauren im höchsten Ansehen, während Carl's Minderjährigkeit Regent von Spanien. Während den zwei Jahren seiner Regentschaft brachte er Ordnung in die Finanzen, bezahlte die Kronschulden und brachte die veräußerten Domänen wieder an die Krone. Die spanischen Großen, die ihn wegen seiner stolzen und harten Behandlung haßten, demüthigte er; stellte das Ansehen der Gesetze wieder her und setzte die spanische Kriegsmacht auf einen achtungswerthen Fuß; alle seine Entwürfe und Ideen waren groß. Er besaß viele Klugheit und Standhaftigkeit, war langsam in seinen Entschließungen, aber schnell in der Ausführung; besonders förderte er, wie alle wahrhaft großen Männer, die Wissenschaften. Man hat ihm zwar nicht ohne Grund Stolz, Härte, selbst Grausamkeit vorgeworfen, aber die Umstände machten ein solches Betragen bisweilen nothwendig. Bei verschiedenen Gelegenheiten zeigte er sich als Menschenfreund, und als er bei seinem Einzug in das eroberte Oran die Menge der erschlagenen Feinde sah, vergoß er Thränen. „Es waren Ungläubige," sagte er, „aber Menschen, die man zu Christen machen konnte; ihr Tod hat uns den größten Vortheil des Sieges entrissen."

Am 8. November 1785 wird zu Fontainebleau zwischen Österreich und den Generalstaaten unter französischer Vermittlung ein Vertrag geschlossen. Joseph II. entsagt der freien Schifffahrt auf der Schelde jenseits seines Gebietes und seinen Ansprüchen auf Mastricht; bekommt die Forts Lillo und Lieffenshoek und enthält zur Entschädigung für den durch das Durchstechen der Dämme verursachten Schaden 10 Mill. hol. Gulden; die holländisch-flandrischen Gränzen werden nach dem Vertrage von 1664 gezogen. Die Beleidigung der kaiserl. Flagge sühnet eine nach Wien gesandte Deputation, um dem Kaiser feierliche Abbitte zu thun, die aber der hochherzige Fürst gleich beim Beginn der Rede durch einige gütige Worte unterbricht und somit das demüthigende Gefühl der Gesandten schont.

Am 8. November 1620 wird auf dem weißen Berge bei Prag die Schlacht zwischen dem kaiserlich-baierischen Heere, vom Herzoge Maximilian und Buquoy befehligt, und dem Heere Friedrich's V. von der Pfalz unter der Anführung des Fürsten Christian von Anhalt geschlagen. Verdugos Wallonen wandten durch ihr standhaftes Ausharren die Gefahr ab, als sich der Sieg auf die Seite des Fürsten Anhalt zu neigen schien. Durch das frühzeitige Ausreißen der ungarischen Hilfstruppen, die nur auf Rettung ihrer Beute bedacht waren, endigte sich diese Schlacht mit einer vollständigen Niederlage von Friedrich's Heer, der, von der Tafel gerufen, vom Strahöferthore aus nur noch die wilde Flucht der Seinigen mit ansehen konnte.

Hierzu die Beilage Nr. 45.

№ 45. Beilage zu № 134.

Blätter

für geistige Thätigkeit, wissenschaftliche Erörterungen und nützliche Studien.

Wien, den 7. November 1836.

Probleme, zur Lösung vorgelegt.

I.

Mathematische Aufgabe.

Ein regierender Fürst, welcher die Gränzen seines Reiches gegen einen, meist feindlich gesinnten Nachbarstaat durch Erbauung von Festungswerken zu sichern wünschte, in dem Zustande der Finanzen aber ein Hinderniß der kostspieligen Ausführung fand, erhielt von seinem Finanzminister den Vorschlag: ein Anlehen von 34,000,000 fl. $= S$, mit $4\frac{1}{2}\ \% \doteq p$ verzinsbar, gegen classificirte Schuldverschreibungen zu eröffnen, indem er zugleich auf den Tilgungsfond hinwies, der zum Einlösen dieses Darlehens die Bestimmung erhalten dürfte. — Der Regent, mit diesem zweckdienlichen Vorschlag zufrieden, befahl die Vollführung, und es fügte sich, daß die Einlösung der Schuldverschreibungen im Durchschnitte nach dem Course von $90 = k$ gemacht wurde, wodurch die Tilgung des ganzen Darlehens genau in $31 = n$ Jahren bewirkt worden ist. — Es fragt sich nun: Wie viel Percent $= x$ der Tilgungsfond jährlich reines Einkommen hatte, um die Einlösung unter obigen Ergebnissen bewirken zu können?

J. B. Schramm,
k. k. Oberlieutenant in der Armee.

II.

Räthsel.

Deutsch.

Meines Volkes kuhne Schaaren
Drangen vor viel hundert Jahren
Siegreich in Europa ein.
Wohl mit Recht, man muß bekennen,
Ließ es sich das Tapfre nennen,
Denn sein Ruhm blieb makelrein.

Englisch.

Was dem Leben Werth verleihet,
Und durch was der Mensch gedeihet,
Ist, barbarisch, mir versagt.
Doch der Wille weiser Mächte
Bürgt mir, tiefgebeugtem Knechte,
Daß die bess're Zukunft tagt.

A. Giftschütz.

III.

Gnomegriph.

(Vier Wörter, sechs Sylben.)

Wie eilen im Ersten so fröhlich die Stunden!
Wie lächelt das Leben so freundlich und süß!
Und naht sich die Vierte, ist Vieles entschwunden,
Was trügrisch uns dauernde Freuden verhieß!

Wenn helfend die Zweite und Dritte erscheinen,
Gelingen die schwierigsten Arbeiten leicht;
Und willst Du mit ihnen auch Lust noch vereinen,
Dann sind oft im Fluge die Letzten erreicht.

Bewahre des Ganzen gewichtige Worte,
Und webe sie, Jüngling! in's Wort, in die That;
Daß, wenn sich einst öffnet der Ewigkeit Pforte,
Im Scheiden nicht fluchst der verderblichen Saat.

Carl Grober.

Lösung

des Gnomegriphes in Nr. 43 der Beilage des Zuschauers (S. 1293), von A. W. Brey:

„Kenne Dich selbst!" Du erschwebst dann aller Vollkommenheit Stufe;
Aber das Leben ist kurz, und, ach! so lange die Kunst!

Huszar Balint.

*

Was die Erde gebiert, was rings umfasset das Weltall,
Tiefdurchdringend erforscht ward's von dem menschlichen Geist.
Er bestimmet den Platz und die Bahn Myriaden von Sonnen,
Und das wüthende Meer dämpft und bezwingt sein Verstand.
Endlos ist die Gewalt des menschlichen Geistes, doch Keiner
Hat das nächste Problem: „Kenne Dich selbst!" noch gelös't.

A. L. Greipl.

*

Willst Du, vom Schatten fern, im Strahle der Tugenden wandeln,
Schau' in Dein Inneres, Freund, prüfe und kenne Dich selbst.

Philipp Melzer.

Richtige, meist durch poetische Einkleidung im Werth erhöhte Lösungen sandten ein, die Herren: Johann Krebner, Sigm. Mauthner, Moriz Richard*, Ferdinand Ebersberg*, J. B. Kaappel, Carl Reich, G. Uffenheimer*, von Wien; Joseph Renabal, und Vincenz Glasner, von Znaim; Conrad Hofmann, von Schönbrunn; Raske, von Wischenau; Anton Friedrich Löwe, von Lemberg; Carl Moriz, von Grätz; Joseph Sigmund Eichstätten, von Radkersburg.

Raimund's sämmtliche Werke.

Das Verlagsrecht der sämmtlichen dramatischen Werke von Ferdinand Raimund haben die k. k. Hofbuchhändler, Rohrmann und Schweigerd, mit einer namhaften Summe an sich gekauft. Sie haben die Redaction derselben unserem braven vaterländischen Dichter, J. N. Vogl, übergeben, welcher diese Aufgabe nicht nur würdig lösen, sondern in einer Biographie Raimund's und in einem Vorworte den Standpunct angeben wird, von welchem diese echten Volksdichtungen zu betrachten und zu würdigen wären. Vier Bände werden die sämmtlichen dramatischen Erzeugnisse jenes Mannes enthalten, dessen Geist eine unerschöpfliche Goldgrube war, und dem vielleicht nur noch das letzte Geheimniß des Scheidemittels, classisches Studium, fehlte, um als einer der größten Sterne neben dem Schiller der Deutschen, und dem Shakespeare der Britten am Dichterhimmel ewig zu glänzen.

E.

Concertwesen.

Am 27. d. v. M. hatte die siebente Akademie der Zöglinge des Kirchenmusik-Vereines der Pfarre Alservorstadt, unter Mitwirkung mehrer Vereins-Mitglieder, im Saale zum goldenen Strauß in der Josephstadt, vor einem zahlreich versammelten Publikum Statt. Zuerst hörten wir die gut ausgeführte Ouverture zu „Joseph und seine Brüder," von Mehül, dann wurde ein, von Hrn. August Baumgartner gedichteter Prolog von einem Gesang-Schüler recht gut gesprochen. — Das Bundeslied von Göthe, Musik von Beethoven, vorgetragen von 36 Gesang-Zöglingen, dann die Doppel-Violin-Variationen von Stahl, gespielt von dem kleinen Alexander Leitermayer und Joseph Ekhart, dürfen wohl nicht mit Strenge beurtheilt werden, da es sich um Anfänger handelt; es wäre jedoch unbillig, das nach Möglichkeit Geleistete nicht anzuerkennen. Statt dem angekündigten, aus uns nicht bekannten Ursachen unterbliebenen Vocal-Quartet für vier Männerstimmen, hörten wir aus dem herrlichen Oratorium: „Christus am Ölberge," von Beethoven, ein Duett, gesungen von den Geschwistern Franz und Therese Leitermeyer, dann die Sopran-Arie mit Chor aus demselben Oratorium von Fräulein Leitermeyer. Diese junge Sängerin besitzt eine sehr angenehme Sopran-Stimme von bedeutendem Umfange; obwohl anfänglich etwas befangen, wußte sie solche doch im Laufe des Gesangstückes glänzend zu entwickeln und die volle Anerkennung der Anwesenden zu erlangen. Hr. Eduard Hügel hatte sich mit der Polonaise in A, von Pechatschek, eine sehr schwierige Aufgabe gestellt, und sie auch zum Theil glücklich gelöset. Seinem Vortrage in den Gesangstellen können wir den Beifall nicht versagen; auch ist sein Ton kräftig, doch seine Bogenführung noch nicht vollendet. Wir rathen ihm fleißiges Studium großer Meister und unausgesetzte Übung, wodurch allein ein hoher Grad von Fertigkeit erreicht werden kann. Mit Vergnügen erwähnen wir endlich des vom Hrn. Capellmeister Ritter v. Seyfried in Musik gesetzten Psalmes: „Psalite Deo nostro." Diese herrliche, erhabene, von den Streichinstrumenten pizzicando begleitete, mit überraschenden Übergängen geschmückte Composition ist von ergreifender Wirkung. Ganz geeignet, das religiöse Gefühl des Zuhörers anzuregen, mahnt es ihn, als ob er heilige Klänge aus der grauen, patriarchalischen Vorzeit vernähme. Wir danken dem berühmten Tonsetzer, im Namen aller zahlreichen Verehrer seines ausgezeichneten Talentes, für diesen Hochgenuß. — Hr. Michael Leitermeyer, dessen rühmliches Streben wir schon öfter zu erwähnen Gelegenheit hatten, besorgte auch dieses Mal die Anordnung und Leitung des Ganzen, und wenn man die große Mühe und den beharrlichen Fleiß würdiget, welchen der Unterricht so vieler Zöglinge erfordert, so kann man mit seinen Leistungen nur zufrieden sein und noch Besseres von seiner unermüdlichen Thätigkeit für die Zukunft erwarten. L—zz—r.

Telegraph.

L. R—d—g: wird aufgenommen. — (2917) Mit Talent gearbeitet und wird mitgetheilt werden, wenn die Masse der vorliegenden Probleme es gestattet. — 353: Sie reimen „verwirkt" auf „erwürgt" — eine poetische Gewaltthat, welche mir den Athem verschnürt. Das zweite Problem ist mehr gelungen. — J. Pr: Erbitte mir Ihren freundlichen Besuch, um über jene Vision mich mündlich zu erklären.

Goldenbrunn v. P: Ihr Aufsatz mit der Devise: „Süß ist der Lohn gespendeter Wohlthaten, noch süßer jener der erfüllten Dankbarkeit," ist mit Wahrheit und so geschrieben, daß man in dem Verfasser einen tüchtigen, edlen Menschen erkennt; das Factum selbst ist jedoch zu

speciell, um vor einem großen Lesekreise mit Beifall und Nutzen veröffentlicht zu werden. Nicht Jeder sieht nämlich mit den Augen des Schriftstellers und nicht jedes Gemüth fühlt mit dem seinigen.

A. F: Entsetzliche Reime: „Noth und Spott," — „Stamm und nahm!" diabolische Ellision: „Schley'r und Ungeheu'r!" Welch eine grausame Beschwörung des Selbstlautes a in: „Hat nicht Adam da allein —," welche Verhöhnung der Poesie in den prosaischen Versen:

„Wie den König deßhalb Niemand schmähl,
Wenn auch die Entadlung übergeht
Auf die Kinder und den ganzen Stamm,
Der doch an Vergeh'n nicht Antheil nahm!"

Freund! Sie besitzen kein poetisches Talent; aber, wie ich aus mehren Ihrer Arbeiten zu erkennen glaube, einen geläuterten Verstand, ein, wenn auch nicht feuriges, doch sehr edles Gefühl; und mit beiden würden Sie mit dem stillen, männlichen Wanderschritt auf dem rein wissenschaftlichen und literarisch-materiellen Gebiete weiter kommen, als mit den Luftschifferei-Projecten nach den Nebel- und Dunstgebieten der Klingklang-Poesie.

M. R: Ihre Arbeiten streifen in's Gebiet des Bessern, bleiben aber immer in der Sphäre der Mittelmäßigkeit. Es ist Talent vorhanden, guter Wille dazu, und — nur die Studien fehlen. Z. B.:

Herbstnebel.

„Wie soll's im Herbst nicht Nebel geben,
Entquillt da nicht der Saft den Reben?
Wird da nicht mancher Kopf benebelt,
Vernunft und Sinn durch Wein geknebelt?
Des Weines Dunst steigt zu den Höhen —
Ganz klar, daß Nebel draus entstehen."

Solche Dinge sind etwas, und doch wieder nichts. Welche Tendenz? Um nichts, als einen Witz darzubringen, muß man den Blitz in den Händen haben und loslassen; mit Schwefelrakettchen geht's nicht.

P. M: Die Charade wird aufgenommen. — Mähr. Trübau an H: Mit Vergnügen besorgt. — Beskerek an L: d. d. Post beantwortet.

F. J. Sch: Alle Ihre Arbeiten zeugen von einem erfreulichen Fortschritt. Die Form Ihrer Verse ist zwar in vielen Fällen noch nicht ganz rein, aber jedes Mal sieht man, daß Sie (was leider jetzt so Wenige thun) denken, bevor und indem Sie dichten. Von diesem Gesichtspuncte betrachtet, ist folgende Dichtung zu gut, um verworfen zu werden, und doch in der Form zu mangelhaft, um mit den besten Arbeiten dieses Blattes Eine Stufe einzunehmen. Gönnen wir ihr hier eine jeden Falls auch ehrende Stelle:

Prüfe Dich!

Der Liebe Lenz ist Jugend und der Träume Leben:
Es dämmern Phantasie'n, die ihre Flügel schlagen
Und rasch des Jünglings Wunsch vom Pol' zum Pole tragen,
Das Höchste wähnt zu hoch er nimmer für sein Streben.

Von Schlachten höret er — und seine Fahnen schweben,
Er forscht den Weisen nach — und will ein Gleiches sagen,
Er lauscht dem gotterfüllten Lied' — und ohne Zagen
Greift er zum Saitenspiel, die Töne zu verweben.

„Nur einen Augenblick! hör' aus des Gottes Munde,
Der Sieg vertheilt, der Orpheus Saitenspiel bezogen
Und Weisheit lieh Socraten — hör' aus Ihm die Kunde:"

„„Zu Allem nicht, zu Einem ward Dir Kraft gewogen;
Drum prüfe! — wehe, siehst Du in der letzten Stunde
Die Täuschung fliehn, die um Dein Leben Dich betrogen.""

F. J. Schaffer.

Redacteur und Herausgeber: J. S. Ebersberg (wohnt in Wien; Stadt, Tiefengraben Nr. 166).

№ 135.

Der Oesterreichische

ZUSCHAUER.

Für Kunst, Wissenschaft, geistiges Leben.

Mittwoch, den 9. November 1836.

Wer Bittenden versagt, was er leicht geben kann,
Dem Himmel sei's geklagt, der ist kein edler Mann;
Doch wer die Dürftigkeit mit Füßen höhnend trat,
Daß sie zum Himmel schreit — den Sünder werft auf's Rad!

Entstehung des Neusiedler-Sees.

(Sage.)

Herrlich ist der Anblick der spiegelnden Wasserfläche, welche dem Auge des einsamen Wanderers, der aus den dichten Buchen- und Eichenwäldern des Leytha-Gebirges heraustritt, plötzlich entgegen schimmert. Zur Linken liegt das betriebsame Städtchen Neusiedl, von dem die ganze Wasserfläche den Namen des Neusiedler-Sees bekommen hat, und von da aus zieht sich an dem östlichen und westlichen Ufer des Sees eine unabsehbare Kette freundlicher Dörfer bis an die Städte Rust und Ödenburg hin. An dem östlichen Abhange des Leytha-Gebirges reifet, besonders an den letztgenannten Orten, die köstliche Traube, während in den Niederungen fruchtbare Felder und üppig grünende Wiesen sich bis an den See hin erstrecken, wo dichtes Schilf das Ufer bekränzt. Zahllose Schaaren wilder Änten, Gänse, Rohrhühner und anderes Wassergeflügel plätschern lustig in den klaren Wogen herum, und finden in den dichten, breiten Rohrwänden einen sicheren Schlupfwinkel gegen die sie verfolgenden Jäger; in den kristallhellen Fluten selbst aber tummeln sich verschiedene Arten wohlschmeckender Fische herum, und suchen dem sie umzingelnden Netze oder den trügerischen Reußen, doch vergebens, zu entwischen. Aber so herrlich auch der Anblick des klaren Sees ist; so mag es doch noch weit anmuthiger gewesen sein zu der Zeit, wo, der Sage nach, die goldene Sonne sich nicht in den hellen Wogen spiegelte, sondern über blühende und segensreiche Gefilde ihr mildes Licht ergoß.

Es war ein heißer Sommertag, an welchem gleich glühenden Pfeilen der Sonne Mittagsstrahlen herabschossen auf die reifen Kornfelder, in welchen schon der gebräunten, leichtgeschürzten Schnitterinnen scharfe Sicheln rauschten. Kein Lüftchen hauchte Kühlung auf die glühenden Wangen — da

schritt langsam ein Wanderer einher, aus dem fernen Ungarlande kommend, und spähte ängstlich nach einem Quell, der seinen trockenen Gaumen befeuchten könnte. Auf einen Stock gestützt, wankt er müd' und entkräftet einher; ein kleines Bündel, seine wenige Habseligkeiten enthaltend, drückt den ohnehin von der Last der Jahre und ihren Sorgen gebeugten Rücken, und heiße Tropfen quellen über seine Stirne herab, das Silber des Bartes, welcher sein Antlitz beschattete, netzend. Aug' und Wange glühten, und die dürre Zunge klebte am Gaumen. Nun wirft er unter dem Schatten eines Baumes, welcher die wenigen Äste schirmend der Sonne entgegen hielt, das Bündel weg, und sinkt, unfähig, weiter zu gehen, nieder. So lag er einige Zeit vor Durst fast verschmachtend, als er plötzlich die Töne menschlicher Stimmen und Fußtritte vernimmt. Sich aufrichtend wird er zwei Jünglinge gewahr, die, Jeder einen Krug frischen Wassers tragend, gerade auf ihn zukommen. Obschon ihr Äußeres und die Worte des eben geführten Gespräches gerade nicht geeignet waren, Vertrauen zu erwecken, war doch die Qual des Durstes zu heftig, als daß er sie nicht um einen Labetrunk hätte ansprechen sollen. Doch vergebens war seine mit zitternder Stimme gesprochene Bitte; nicht die gebeugte Gestalt des Greises, nicht das vom Kummer gefurchte Antlitz, von spärlichen Silberlocken umflossen, nicht das matte, flehend erhobene Auge, nicht die elende Lage, in welcher sich der Wanderer befand, vermochten die eisige Rinde, die sich um die Herzen der beiden Jünglinge schlang, zu durchbrechen und ihr Mitgefühl zu erregen. Spott und Hohn waren der traurige Erfolg seiner demüthigen Bitte, ja vor seinen Augen stießen sie die indessen auf die Erde gestellten Krüge mit den Füßen um, daß das klare Wasser die Kleider des armen Mannes bespritzt, und aus ihrem ruchlosen Munde donnert der schreckliche Fluch: „Eher soll dieses Wasser zu einem unermeßlichen See heranwachsen, und uns und Alles vertilgen, als daß nur Ein Tropfen Deine Lippen befeuchte.“ Ein Thränenstrom entquoll den matten Augen des greisen Wanderers, und sich aufraffend, eilte er mit Anstrengung des letzten Restes seiner schwachen Kräfte von dannen, während die beiden Verruchten ihm ein lautes Gelächter so lange nachschallen ließen, bis er ihren Blicken durch den nahen Wald entzogen wurde.

Aber der Strahl des kommenden Tages weckte nicht mehr glückliche Menschen aus dem erquickenden Schlummer, nicht mehr ergoß sich der Sonne goldenes Licht über blühende Gefilde — brausende Wogen hatten in der Nacht die Menschen und den Segen ihres Fleißes von der Erde vertilgt, und ein See bedecket von dem Tage die Gegend, wo muthwillige Jünglinge die flehende Bitte eines müden Greises mit Hohn zurückgewiesen und dem weinenden Auge des alten Mannes mit einem Fluche begegnet.

G. Lorenz.

Nachfrost.

(Fantasie.)

Es legt der Frost die bleiche Wange
An's Seelenkerkerfenster mein,
Und reicht den Krug, den ich verlange,
Voll Asch' und Thränen, mir herein.

An meinem weichen Flaumenlager
(Den Flaum gab ein, jetzt todter, Schwan)
Ruht Fantasie, grabmüde, hager,
Den Sterbeblick noch himmelan.

Erinn'rung füllt mir die Phiole
(Aus einem einzigen Rubin)
Mit Wermuth, d'raus ich Stärkung hole,
Will ich in Ohnmacht sinken hin.

Der Krankenwärter, der Gedanke,
Geht im Gemache hin und her,
Des Wissens Lämpchen, dieses schwanke,
Beraubt des Öles, athmet schwer.

Wohl sagt die Stimme mir des Thurmes,
Jetzt sei es Mittag — Mitternacht,
Wohl mahnt der Donner mich des Sturmes
Noch an der Elemente Macht;

Bergströme tosen zwar, ihr Fallen
Durchdringt harmonisch meine Ruh',
Auch hör' ich süße Nachtigallen,
Die meinem Lenze jubeln zu:

Doch wieder legt der Frost die Wange
An's Seelenkerkerfenster mein,
Und reicht den Krug, den ich verlange,
Voll Asch' und Thränen, mir herein.

Braun v. Braunthal.

Die Versöhnung.

Picard, Fechtmeister zu London, gerieth mit dem Tanzmeister Glover in Streit. Die Folge war die Ausforderung zu einem Zweikampfe. Am festgesetzten Platze, wahrscheinlich nach der Mode in einem Gehölze, angekommen, zog Picard den Degen, und der schelmische Glover lächelnd unter dem Oberrocke — — seine Geige hervor, allsogleich einen gefälligen Menuet zu spielen beginnend. Heftig erzürnt über dieses Verfahren, schrie Picard, abermals beleidigt sich fühlend: „Zum Henker, was sollen die Scherze? Vertheidige Dich!" — „„Keine Scherze!"" entgegnete Glover. „„Die Ursache unserer

Händel war die Behauptung, Deine Kunst sei ungleich höher im Ansehen, als die meine. Ich widerlege Deine Meinung so eben, denn um meine Kunst zu üben, brauche ich keinen anderen Menschen; willst aber Du in Deiner Geschicklichkeit Dich zeigen, brauchst Du stets einen Zweiten, an dem Du Deine Kunst als Gegner auszuführen hast, wenn man Deine Fertigkeit beurtheilen will.»» Dieser Beweis stimmte die Feindseligkeit zum Lachen um, und weil denn schon ein Blut vergossen werden sollte, so ging man zur Versöhnungsscene über das, den Trauben in Champagne Entpreßte, ganz ritterlich her.

A. Greipl.

Sinngedichte.

Top.

Noch immer ist vom Kriegesherd,
Verwundet, Top zurückgekehrt;
Doch all' die Narben, die ihn schmücken,
Nicht zeigt er sie. „Warum?" Er trägt sie auf dem Rücken.

An einen Gecken.

Verwahrlost ist Dein Geist,
Dein Leib geputzt, genährt.
Sprich, ist ein schlechter Kern
Der goldnen Schale werth?

A. St.

Anekdoten.

Ein alberner, junger Mensch fragte eines Tages eine alte Frau, um ihrer zu spotten, wie alt sie wäre? „Ich weiß es nicht ganz genau," versetzte die Matrone, „aber ich hörte immer sagen, daß ein Esel von zwanzig Jahren älter sei, als eine Frau von sechzig Jahren."

— Der Dichter Crebilon wurde gefragt, warum er immer von einer Menge Hunde umgeben sei? „Weil ich die Menschen kenne," war seine Antwort.

— Diogenes sagte, indem er seinen Kohl wusch, zu Aristippus: „Wenn Du Kohl zu essen verstündest, so würdest Du den Großen nicht schmeicheln." — „„Und Du,"" entgegnete Aristippus, „„verstündest Du den Großen zu schmeicheln, würdest nicht gezwungen sein, Kohl zu essen!""

— Der Kanzler Baco erhielt einst einen Besuch von der Königin Elisabeth in einem Landhäuschen, das er sich vor seinem Glücke hatte bauen lassen. „Aus welchem Beweggrunde ließet Ihr Euch ein so kleines Haus bauen?" fragte die Königin. — „„Ihre Majestät,"" erwiderte der Kanzler, „„ich habe das Haus nicht zu klein — wohl aber hat Ihre Gnade mich zu groß für mein Haus gemacht.""

J. F. S.

Poetische Kleinigkeiten.

Aufschluß.

Die Stutzer sind nur deßhalb süße Herren,
Weil sie des Witzes Salz entbehren.

Bei dem Leichenzug eines Filzes.

Man kann mit Recht und Fug
Ihm Anerkennung geben:
Das war — der schönste Zug
Aus seinem Leben.

August Schilling.

Notizenblatt.

Aus unserer Zeit.

(Heldenthat in junger Zeit.) In der Stadt Orla in Rußland brach vor einigen Wochen im Hause eines ehemaligen Soldaten, dessen drei minderjährige Töchter allein zurückgeblieben waren, Feuer aus. Sein 13jähriger Sohn, der in diesem Augenblicke nach Hause zurückkehrte, stürzte sich in das brennende Gebäude und rettete mit größter Lebensgefahr seine Schwestern, von denen die Jüngste, ein zweijähriges Kind, schon stark verletzt war; ihm selbst ward das Haar gänzlich versengt. Als dieser jugendliche Heldenmuth zur Kenntniß des Kaisers kam, befahl er, dem Knaben die Rettungs-Medaille zu ertheilen, 2000 Rubel für ihn in die Bank zu legen, und sie dort bis zu seiner Volljährigkeit mit den Zinsen aufzubewahren, ihm die Rechte eines Oberoffiziers-Sohnes zu verleihen und die heldenmüthige That öffentlich bekannt zu machen.

(Maßregeln gegen die Cholera in Neapel.) Öffentliche Blätter berichten: „Die Furcht vor dieser Seuche war in Neapel sehr groß und die dortige Sanitätsbehörde hatte Maßregeln angeordnet, welche von den in Österreich, Baiern und Preußen angeordneten nicht nur ganz verschieden, sondern in der That geeignet waren, die allgemeine Angst sehr zu steigern. So hat sie Ärzte ernannt, die ausschließlich nur Cholera-Kranke besuchen dürfen und zu diesem Zwecke in einem besonders dazu bestimmten Hause von der Welt abgeschlossen wohnen müssen. Werden sie irgend wohin gerufen (was bis jetzt nur zweimal der Fall war, wo es, beiläufig bemerkt, nicht nöthig gewesen wäre), so steht ein eigener hermetisch geschlossener Wagen bereit, um sie, von Gensdarmen umringt, die Alles aus dem Wege treiben, nach dem Hause des Kranken zu bringen. Der Arzt, gehörig geräuchert und in Essig gebadet, ein Stück Kampfer im Mund, in einen langen schwarzen wachsleinwandenen Mantel gehüllt, in dessen Kapuze Öffnungen mit Gläsern angebracht sind, begibt sich bis an die Thüre des Kranken, um denselben in gehöriger Entfernung mit Ferngläsern zu betrachten und zu kuriren. Bei seinem Rückzug wird dieselbe Vorsicht beobachtet und abermals ein Essigbad mit Räucherung vorgenommen."

— Eine Tochter des Königs von Frankreich, die Prinzessin Marie, welche sich schon längere Zeit mit der Bildhauerkunst beschäftigte, hat nun ein Werk geliefert, welches die Anerkennung aller Kunstverständigen, sowohl durch die Idee, als durch die Ausführung derselben erregt. Es ist dieß eine Statue der Jeanne d'Arc in dem Augenblicke, wo sie einem Engländer den Kopf abgeschlagen hat. Die Entschlossenheit der Heldin, das große Erstaunen über den ersten glänzenden Erfolg ihres Schwertes,

der Schrecken des Weibes über das vergossene Blut, Alles malt sich in dem ernsten, schönen Gesichte der Jungfrau.

— Seit kurzer Zeit hat man die Bemerkung gemacht, daß die Felsen des griechischen Archipels so bedeutend über den Meeresspiegel in die Höhe steigen, daß, wenn sie so zu wachsen fortfahren, sie schon im Jahre 1840 vollkommene Inseln bilden werden. — Vielleicht gibt uns dieß die Hoffnung auf ein ganz neues Land?

— r.

Correspondenzwesen.

Zara, Ende October 1836.

Da Sie es zu wünschen scheinen, will ich recht gerne einige Skizzen über Zara und Dalmatien mittheilen, nämlich insofern ich bereits das Land gesehen habe. Eben von einer Commissionsreise in das Innere desselben zurückgekehrt, dürfte ich vielleicht Manches über dieses noch so wenig gekannte Land berichten, was der Erwähnung verdient, um so mehr, als ich nur das selbst Gesehene und Erlebte anführe. — Dalmatien gewährt dem Bewohner anderer Provinzen, besonders dem Deutschen, einen höchst überraschenden Anblick. Schon das Klima ist sonderbar. Dalmatien liegt südlicher als die Lombardie; und doch ist es hier nicht so heiß, als man erwarten sollte. Dieß gilt nicht bloß von den Seegegenden, wo die Passatwinde viel zur Kühlung beitragen, sondern selbst vom Innern des Landes (denn ich kam bis zur östlichsten Gränze und fühlte im August keine außerordentliche Hitze). Freilich ist jetzt, im October, der Unterschied bedeutender, wenn man Österreich's Klima berücksichtigt. Die Bäume sind noch frisch und grünbelaubt, wie bei uns im Juni, die Hitze von 10 bis 4 Uhr drückend, frische Küchenkräuter und kleine Rettige gibt es vollauf, und kein Mensch findet es für nöthig, an den Winter auch zu denken. — Auch Blumen und andere Lieblinge des Mais gibt es in Fülle, nur die so lästigen Schmarotzer der schönen Jahreszeit, Fliegen und Mücken, deren Dasein uns den Spruch bekräftigen hilft, daß „nichts Schönes vollendet auf Erden," treiben hier noch ihr ungestörtes Wesen.

Sie werden sich vielleicht noch eines Aufsatzes erinnern, den ich unter dem Titel: „Eine Nacht in Indien," vor mehren Jahren in Ihrer geschätzten Zeitschrift abdrucken ließ, und den ich in vielen anderen Provinzialblättern nachgedruckt las, ohne (wie es diese Herren zu machen pflegen) die erste Quelle angegeben zu finden. Ich las dieses Bruchstück zuerst im New-Monthly-Magazine, und diese Schilderung einer in der unbeschreiblichsten Furcht vor — Mückenstichen durchlebten Nacht, den complicirten Verwahrungsanstalten dagegen, die doch zuletzt alle den armen Geplagten nicht schützen können, war so lebendig gehalten, und schien mir das an sich selbst Kleinliche mit solchem Humor zu behandeln, daß ich schon der Ironie wegen nicht unterlassen konnte, sie zu übertragen. Der oben erwähnte häufige Nachdruck bewies mir, wie vielen Anklang er gefunden. Wie wenig mochte ich damals denken, daß ich bald in ähnlichen Umständen mich befinden und mit dem armen Engländer und Hrn. Nikolai — dem die italienischen Flöhe zu einem Namen, einer dritten Auflage, einer goldenen Medaille und ein Paar tausend Thalern verholfen haben — ein gar rührendes Terzett im Moll-Lamentabili anstimmen würde!

Es gibt hier eine Art Mücken, Musatti genannt, welche in Gestalt und Eigen-

schaften zunächst mit unsern Gelsen übereinstimmen. Ach, welche Qual bringen diese Thierchen über das arme Menschengeschlecht! Bei Tage tummeln sie sich im Sonnenscheine; kaum aber bricht der Abend herein, so kommen sie in die Zimmer und verbergen sich daselbst, bis das Licht erscheint. Nun braust, saust, zischt und summt es — ein Concert, welches

„Steine selbst bewegen,
Menschen rasend machen kann;"

ja, ich muß gestehen, daß ich einige Male bloß durch sie fieberisch aufgeregt, und des Abends zur Arbeit unfähig gemacht worden bin. Was soll ich aber erst von der Nacht sagen? — Wenn man sich ermüdet auf's Bett wirft, etwas lies't, schon im Halbschlummer das Licht auslöscht, und sich behaglich zurücklehnt, um den Gott des Traumes zu umfangen, — da vernimmt man fernes Donnergebrause, oder zuweilen den Klang einer feinen Drahtsaite; man fährt erschreckt auf, vermag sich kaum zu sammeln, und erinnert sich endlich nur zu sehr der zahllosen Feinde. Du zündest die Kerze von Neuem an, suchst Einige zu tödten oder sie doch zu verscheuchen; nun ist einen Augenblick Alles still. Du rückst Dich wieder in die vorige Stellung, und — nun beginnt das vorige Spiel wieder von Neuem, und so geht es fort, bis an den hellen Morgen, wo man die Läden öffnet, und schlafen könnte, wenn die empfangenen, entzündlichen Wunden Ruhe vergönnten. Die Bisse dieser Insekten sind nämlich fast giftig, verursachen in demselben Augenblicke eine hohe Geschwulst und ein unerträgliches Jucken. Schützen kann man sich nur sehr schwer und mit großer Vorsicht.

Der gute Engländer, der jenen Aufsatz in's Monthly-Magazine sandte, hat mir jedoch ein Mittel an die Hand gegeben, indem ich ein Leintuch wie einen Betthimmel ringsum aufspanne, und gleich einem Eichhörnchen darunter wegschlüpfe. Bei allen dem bin ich aber so zerstochen, daß, wenn ich jetzt nach Wien zurückkehrte, ich vielleicht gar oft mit Schiller sagen müssen würde:

„Meine Minna geht vorüber,
Meine Minna kennt mich nicht?"

und die mitleidigen Wienerinnen würden seufzen:

„Das ist das Los des Schönen auf der Erde!"

Der Boden in Dalmatien ist ungemein gut, ja üppig zu nennen, und fähig, alle Arten von Südfrüchten hervorzubringen. Wirklich sieht man auch, besonders auf den Inseln, wildwachsende Citronenbäume in Menge, und ganze Olivenwälder. Die Güte und Menge des Weines ist unglaublich. Bekannt ist das edle Product der Gegend von Ragusa, der herrliche Malvasier. Auch in den Seegegenden, z. B. bei Sebenico, Narecta erhält man ganz natürliche Weine, die sich dem Cypro an die Seite stellen dürfen. Sie sind unter dem Namen: Mareaschina bekannt, welches eine eigene Rebengattung bedeutet, zum Unterschiede von dem Maraschino, wie der altberühmte, in Zara selbst fabricirte und in alle Welttheile verführte Liqueur benannt wird. Alle diese Getränke sind ausgezeichneter Art; allein selbst die gewöhnlichen Weine sind bei ungemeiner Wohlfeilheit vortrefflich. — Der Malvasier ist der einzige Wein von weißer Farbe, den man hier sieht, obschon es weiße Trauben genug gibt, allein der Morlake ist zu bequem und unthätig, um ihn gehörig zu bereiten. Dieser Malvasier selbst wächst nur auf einer kleinen Bergkette, und ist so selten, daß man ihn nur durch Bekanntschaft und Gefälligkeit bekommen kann; die übrigen Weine werden meistens in der Gegend verbraucht, wo sie erzeugt werden, so daß Sie hier

viel leichter Malaga, und insbesondere Cypro, als einen inländischen Wein erhalten. Mit Nächstem mehr, mein lieber braver Zuschauer! Dr. Schlesinger.

Rückblick in die Vergangenheit.

Am 9. November 1674 starb John Milton, der große englische Dichter, zu London im 64. Lebensjahre. Schon in früher Jugend machte er sich durch große Fortschritte in den Wissenschaften, wie durch verschiedene politische Abhandlungen in lateinischer Sprache, vortheilhaft bekannt 1665 vollendete er seine berühmte und erhabene Epopee: „Das verlorne Paradies." Das ihm dafür bezahlte Honorar betrug nur 10 Pf.; überhaupt erregte dieses Meisterstück der englischen Poesie bei seiner ersten Erscheinung wenig Aufmerksamkeit. Erst nachdem Addison in seinem „Zuschauer" die Schönheiten desselben zergliedert hatte, fing die Nation an, sich damit näher bekannt zu machen. 1670 gab Milton eine „Geschichte von England," 1671 „das wiedergefundene Paradies" und ein Jahr später seine Dissertation „über die Religion" heraus. In neueren Zeiten ist ihm in der Westmünster-Abtei ein Denkmahl errichtet worden. Milton lebte sehr mäßig und hatte einen natürlichen Abscheu gegen starke Getränke. Seine Vergnügungen bestanden im Umgange mit seinen Freunden und der Beschäftigung mit Musik. Seine Kenntnisse waren sehr ausgebreitet; er verstand die hebräische, griechische, lateinische, französische, italienische und spanische, wie seine Muttersprache. Nachdem er (1650) blind geworden war, unterrichtete er seine Töchter in den ersten drei Sprachen, damit sie ihm bei seinen gelehrten Beschäftigungen hilfreiche Hand leisten konnten. Übrigens war er ein offener redlicher Mann, von seltener Fassungskraft, mit treffendem Witz und scharfen Urtheil versehen.

Am 10. November 1759 geht der deutschen Poesie die Sonne in der Geburt Friedrich v. Schiller's auf. Dieser große Dichter, Denker und Geschichtsforscher der Deutschen, dessen Werke mehr als irgend eines Andern Gemeingut seiner Nation geworden, in allen Volksclassen Entzücken und Bewunderung erregt haben und noch erregen, und der bei allen gebildeten Nationen unsterblich fortleben wird, war zu Marbach, einem würtemberg'schen Städtchen geboren. Dem Lesekreise dieses Blattes zumuthen, daß ihm die Lebensverhältnisse des ersten und edelsten Dichters deutscher Zunge unbekannt wären, oder ihm dessen vor allen Augen liegende Werke aufzählen, würde einer Beleidigung gleichen. Nichts daher von seinen Geistesgaben, nur einige Worte über die gleich seltenen Gaben seines Herzens! Haß gegen alles Falsche, Willkürliche und Rechtswidrige war ein Hauptzug in Schiller's Charakter. Ein reiner Ernst und Eifer für das Wahre und Schöne, weßwegen ihn A. W. Schlegel mit dem vollkommensten Rechte den „tugendhaften Künstler" nennt, und eine tiefe Ehrfurcht vor dem Heiligen erfüllte sein Herz. — Zutraulich und offen, redlich in Worten und Handlungen, gewann er schnell eines Jeden Vertrauen. Kein Stolz, kein Geltendmachen einer Überlegenheit, keine vornehme Zurückhaltung entfernten von ihm. Je näher man ihm kam, desto mächtiger zog er an. Seine lange Statur, sein hageres bleiches Gesicht, das die Spuren der Kränklichkeit trug, mochten im ersten Augenblick gleichgiltig lassen; aber dem Forscher leuchtete in seinen blauen Augen ein geistvolles Feuer; die gewölbte freie Stirn verkündete den Dichter und Denker, und sobald sich seine Lippen zur Rede öffneten, war über seinem Gesichte, dem in der Lebhaftigkeit des Gespräches wohl eine leichte Röthe anflog, eine unbeschreibliche Anmuth verbreitet. — Friedrich v. Schiller starb, am 9. Mai 1805, im 46. Lebensjahre unerwartet. Wohl nie erregte der Tod eines deutschen Dichters eine tiefere und allgemeinere Trauer, als Schillers frühes Hinscheiden. Im Ringen nach dem Ewigen, Göttlichen war er ein Opfer geworden für Wissenschaft und Kunst, wie Göthe von ihm sagt:

„Er wendete die Blüthe höchsten Strebens,
Das Leben selbst an dieses Bild des Lebens."

Am 11. November 1805 findet bei Weißkirchen, in der Nähe des Schlosses Dürnstein, ein blutiges Treffen Statt. Die französische Division Gazar wird von den Russen und Österreichern umgangen, von drei Seiten angegriffen und beinahe aufgerieben; Marschall Mortier wird leicht verwundet und entgeht der Gefangenschaft nur dadurch, daß er sich schnell in einen Weinkeller flüchtet. Die Vortheile dieses Sieges haben aber den großen Verlust nicht aufgewogen, welchen das österreichische Heer erlitten; der General-Quartiermeister Schmitt fiel nämlich gegen Ende des Treffens von einer Kugel durchbohrt, und mit seinem Lebenshauche schwand der leitende Geist der Schlacht. Ein bescheidenes Denkmahl, das ihm Dankbarkeit und Hochachtung seiner Waffenbrüder nahe bei Krems gesetzt (eben so bescheiden, als das Loudon'sche im Garten zu Hadersdorf), erinnert den Wanderer an diesen, um den österreichischen Staat hochverdienten Krieger.

Redacteur und Herausgeber: J. S. Ebersberg (wohnt in Wien; Stadt, Tiefengraben Nr. 166).

№ 136.

Der Oesterreichische

ZUSCHAUER.

Für Kunst, Wissenschaft, geistiges Leben.

Freitag, den 11. November 1836.

Wie viel der Wille des Menschen und feste Ausdauer in dem Ringen nach Kenntnissen und Bildung vermögen — lernen wir in dem Widerstand, welchen Noth, Vorurtheil und böses Geschick der edleren Natur so häufig entgegensetzen, recht deutlich erkennen.

Der Sohn eines afrikanischen Königs.

Ein Häuptling in Afrika, Namens Bouli, war Herr eines unermeßlichen, längs den Küsten von Guinea liegenden Landstriches, wo die englischen Schiffe häufig anlegten, um ihre Ladungen gegen die Landesproducte, und noch öfter gegen Sclaven umzusetzen, denn damals wurde der Sclavenhandel noch ganz frei getrieben. Bouli, dem die Verhältnisse, die er mit den Engländern unterhielt, gezeigt hatten, welche große Vortheile und welches Übergewicht die Civilisation, die Kenntnisse und die Erziehung diesen über die Afrikaner gaben, beschloß, seinem Sohne eine englische Erziehung geben zu lassen. Er sprach mit einem schottischen Capitän, Namens Swanstone, der Handel mit Elfenbein und Goldstaub trieb, über sein Vorhaben. Dieser verpflichtete sich, gegen eine gewisse Anzahl reicher Landesproducte Bouli's Sohn auf seinem Schiffe nach England mitzunehmen, ihm die beste Erziehung geben zu lassen, und ihn wieder nach Afrika zurückzuschicken, wenn des Vaters Absicht erreicht wäre.

Der junge Schwarze erzählte manchmal in einfacher, aber gewiß rührender Weise den Auftritt, welcher Statt fand, als man ihn dem englischen Capitän zur Erziehung unbedingt anvertraute. Sein alter Vater und seine Mutter, die viel jünger war als dieser, begaben sich mit ihrem zehnjährigen Kinde, in Begleitung einer großen Anzahl schwarzer Höflinge, auf den Gipfel eines Hügels, von welchem man das Meer erblickte. Die Königin schwamm in Thränen und umschlang ihren Sohn zärtlich mit ihren Armen. Der König schloß seine Hand in die seinige, und heftete von Zeit zu Zeit seinen Blick auf ihn, blieb aber ungerührt. Einige Augenblicke nachher kam der Capitän, erneuerte dem Könige seine gegebenen Versprechungen, und versicherte ihm, daß nichts versäumt werden sollte, seinem Sohne, seinen Verstandeskräften nach, die beste Erziehung zu geben. Endlich bestieg das Kind nach dem zärtlichsten Abschiede

das Schiff, auf welchem der Capitän ihm den Namen Thomas Jenkins gab. Er führte seinen Pflegbefohlenen darauf nach Harwik in Schottland, woselbst er einige Tage nach seiner Ankunft einer Krankheit unterlag, ehe er noch den jungen Jenkins in eine Erziehungsanstalt hatte bringen können.

Es war nichts geschehen, um das Schicksal dieses Kindes sicher zu stellen, das auf einmal sich selbst überlassen sah in einem fremden Lande, ohne Freund, ohne Beschützer, Keinen kennend, und nicht nur aller Mittel beraubt, die Wohlthat der Erziehung zu erlangen, sondern auch von den zum Leben unentbehrlichsten Dingen entblößt. Sein Beschützer war in einem Wirthshause zu Harwick gestorben, wo der junge Schwarze ihm alle die Sorgfalt und Aufmerksamkeit erwiesen hatte, welche von großer Liebe zeugten, obgleich er selbst von der strengen Kälte, die ihm völlig unbekannt war, empfindlich litt.

Man kann sich die Lage des armen und ganz verlassenen Knaben leicht denken. Ohne die sehr mitleidige Frau des Hauses, die den armen Jenkins in einen Winkel des Schornsteins ihrer Küche hinstellte, der einzige Platz im Hause, dessen Temperatur ihm zusagte, und edelmüthig allen seinen Bedürfnissen abhalf, würde der Unglückliche vielleicht vor Kälte und Hunger gestorben sein. Jenkins vergaß diese wohlthätige Frau nie und bezeigte sich stets sehr dankbar gegen sie.

Nachdem Jenkins ungefähr drei Monate in diesem Wirthshause gewesen war, kam er in das Haus des Herrn Lewis, eines der nächsten Verwandten seines Beschützers, der es übernahm, für ihn zu sorgen. Er gab ihn in eine Meierei, nahe bei Harwick, wo er kleine Kinder warten, die Aufsicht auf den Viehhof haben, kurz kleine Hausgeschäfte verrichten mußte. Jeder konnte bald bemerken, wie leicht es ihm wurde, den Dialect der Grafschaft zu lernen, und alle Verschiedenheiten der Aussprache sich anzueignen. So lebte Jenkins einige Jahre in der Meierei des Herrn Lewis. Als er stärker wurde, übergab man ihm die Besorgung des Viehes, und nachher mußte er wöchentlich ein- oder zweimal auf den Markt nach Harwick gehen, um die Erzeugnisse der Meierei zu verkaufen. Sein vortrefflicher Charakter, die Anhänglichkeit, die er gegen seinen Beschützer an den Tag legte, sein verständiges Benehmen bei allen seinen kleinen Verrichtungen, hatten ihn bei Jedermann beliebt gemacht.

Indeß, als er siebzehn Jahre alt war, willigte sein Herr ein, ihn an einen Herrn Laidlaw, einen sehr reichen Landbesitzer der Gegend, der sich für den armen Jenkins interessirt hatte, abzutreten. Der schwarze Tom, wie man ihn damals nannte, wurde in seiner neuen Behausung eine Art von **master Jack.** Herr Laidlaw, der sein außerordentliches Gedächtniß bemerkt hatte, schickte ihn, der Hausbedürfnisse wegen, fast täglich nach Harwick. Tom wurde zuletzt der erste Knecht der Meierei, denn man setzte ein gränzenloses Vertrauen in ihm. Bei diesen neuen Verrichtungen nun war es, daß er große

Anlagen zum Studiren zeigte. Man weiß nicht, wie Tom die ersten Kenntnisse erlangte. Es ist nicht unmöglich, daß der arme Schwarze sich nicht erinnert haben sollte, in welcher Absicht sein Vater ihn nach Europa geschickt habe, und unstreitig brannte er vor Verlangen, diesen Zweck zu erreichen, in so fern die traurigen Umstände, in welche das Geschick ihn geworfen, solches erlauben würden. Man vermuthet, daß Tom, unterstützt von einem guten Gedächtnisse, ohne daß Jemand es bemerkt, den Unterricht, den man den Kindern des Herrn Laidlaw ertheilt, habe benutzen müssen; vielleicht lehrten ihn auch die Diener des Hauses das Wenige, was sie wußten.

Mistreß Laidlaw hatte seit einiger Zeit bemerkt, daß Tom alle Licht-Enden, die ihm unter die Hände kamen, an sich nahm. Jeder wunderte sich, daß er die Überreste von Talg und Fett sorgsam sammelte, und sie in die Scheune trug, wo er schlief, ohne je zu sagen, wozu er sie gebrauche. Neugierde trieb die Dienerschaft, ihm nachzuspüren, wo man denn entdeckte, daß Tom, wenn die Schlafzeit gekommen war, sich nach seinem Schlafplatz in der Scheune begab, nicht aber um zu schlafen, sondern einen Theil der Nacht zum Lesenlernen zu verwenden und auf einer Schiefertafel die Buchstaben des Alphabets roh nachzubilden. Es ist begreiflich, wie Jeder über diese Entdeckung sich wunderte. Auch entdeckte man zu gleicher Zeit, daß der arme Schwarze eine Violine besaß, auf der er sich bei Nachtzeit, gewiß zum großen Verdruß der Pferde seines Herrn, übte, denen seine sonderbare Leidenschaft zur Musik mehr als eine Nacht Schlaf kosten mußte.

Herr Laidlaw, über Toms Lust zu lernen eben so erstaunt als erfreut, ließ ihn sogleich in die Dorfschule gehen, wo er in kurzer Zeit so rasche Fortschritte machte, daß Jeder darüber erstaunte, denn Niemand konnte glauben, daß in der schwarzen Haut Stoff genug sei, um einen Mann von Kenntnissen zu bilden. Obgleich Tom immer noch die Aufsicht über die Geschäfte in der Meierei zu führen fortfuhr, so wußte sein Lehrer ihn doch bald nichts weiter zu lehren, und er fing nun an, ohne Anleitung sich mit dem Lateinischen und Griechischen zu beschäftigen.

Einer von unsern Freunden, von dem wir den größten Theil des so eben Erzählten haben, lieh Tom alle zu diesem Studium nöthigen Bücher, und Herr und Frau Laidlaw unterstützten ihn bei seinem Vorhaben auch nach Kräften; es war aber in der Nähe kein Gymnasium und Tom fehlte es daher an Gelegenheit, gründlichen Unterricht zu erlangen. Man kann sich daher leicht die Mühen und Schwierigkeiten denken, auf welche der arme Schwarze beim Erlernen des Griechischen und Lateinischen, dieser Sprachen, deren Erlernung so schwer ist, stoßen mußte. Übrigens wurde Tom von seiner Herrschaft so milde und gütig behandelt, daß, wenn er von den Wohlthaten sprach, die er von derselben erhielt, eine Thräne in seinen Augen schwamm und

man leicht sehen konnte, daß sein ehrliches Herz von lebhafter Dankbarkeit durchdrungen war. Als Tom sich einige Kenntnisse im Griechischen und Lateinischen erworben hatte, beschäftigte er sich auch mit dem Studium der Mathematik.

Eine wichtige Epoche in Jenkins Leben wurde diejenige, wo er Besitzer von einem griechischen Wörterbuche wurde. Da er gehört hatte, daß in Harwick eine Bücherauction gehalten werden sollte, so begab er sich mit unserem vorhin erwähnten Freunde nach dieser Stadt. Das Besitzthum des armen Schwarzen bestand in zwölf Schillingen, dem Ertrag seines Lohnes; sein Kamerad versprach ihm indeß, ihm mit seinen kleinen Ersparnissen auszuhelfen, wenn er das eine oder das andere Buch kaufen wollte, so daß, als beide Börsen Eine geworden waren, Tom über ungefähr fünfzehn Schillinge gebieten konnte. Er bot daher auf das Buch, das er zu seinem Studiren für unumgänglich nöthig hielt. Alle Anwesenden wunderten sich, einen Schwarzen in einem Arbeitskittel sich vordrängen und auf ein Buch bieten zu sehen, das nur einem in seinem Studium schon vorgerückten Schüler von Nutzen sein konnte. Ein Mann von Stande, der Lord L. . ., der Jenkin's Kameraden kannte, nahm diesen bei Seite, und erkundigte sich angelegentlichst nach Ihm, und als seine Neugierde befriedigt war und er überdieß vernommen hatte, daß Tom und sein Freund nur über fünfzehn Schillinge gebieten könnten, so sagte er zu ihm, er möchte das Wörterbuch nur so hoch treiben als erforderlich sei, um den Zuschlag zu erhalten, er wolle dann das fehlende Geld zulegen.

Tom war beim Aufbieten so weit gegangen, als seine Mittel es ihm erlaubten, und mit tiefem Schmerz hatte er gesehen, daß das so eifrig ersehnte Buch ihm entgangen war, als sein Kamerad zu bieten anfing. „Was macht Ihr?“ rief er in großer Angst ihm zu. „Wisset Ihr nicht, daß unsere Casse dazu nicht reicht?“ Sein Freund schien jedoch auf seine Vorstellungen nicht zu achten, und einen Augenblick nachher hatte er das Vergnügen, dem glücklichen Tom das so heiß ersehnte Buch zuzustellen. Es war nur ein Schilling zuzulegen. Jenkins zog jubelnd mit seinem Buche ab. Es braucht nicht erst erwähnt zu werden, daß er den besten Gebrauch davon machte.

Man würde den Charakter dieses durch seine Naturgaben, wie durch seine Beharrlichkeit gleich merkwürdigen Afrikaners vielleicht gern kennen lernen. Tom Jenkins besaß die beste Gemüthsart; er war sanft und gut; man kannte an ihm kein Laster und sein Benehmen war so natürlich, so offen, und so gefällig, daß Jeder ihn liebte, der ihn kannte; kurz, es wurde Niemand im ganzen Districte allgemeiner geschätzt als er. Seine Herrschaft hielt große Stücke auf ihn, wegen des Eifers, der Treue und der Ergebenheit, womit er seine kleinen Geschäfte verrichtete, und Jeder konnte nicht umhin, sich für

ihn zu interessiren, wenn er die große Mühe sah, die er sich gab, um sich zu unterrichten. Wir haben vergessen, zu erwähnen, daß Jenkins keine Erinnerung an seine Muttersprache verblieben war, und daß er, da man ihn beim Eintritt bei seinem ersten Herrn getauft hatte, gern die Kirchen besuchte, an deren Gebräuchen er großen Gefallen fand.

(Den Schluß im nächsten Blatte.)

Beim Grabe meiner Schwester.

Könnt' ich jedem Aug' entwinden
Eine Thräne, und den Schmerz
Aller Weinenden empfinden:
Ach! er bräch' nicht so mein Herz,
Wie in Deiner Todesstunde, —
Nimmer heilt die blut'ge Wunde!

Könnt' ich alle Sprachen reden,
Und das Echo mich versteh'n,
Wenn zu ihm die Winde jeden
Meiner Seufzer um Dich weh'n:
Laut, mit tausend Zungen, riefe:
„Todt ist todt!“ es aus der Tiefe. —

Könnt' ich Schloß und Riegel brechen,
Pforten öffnen sonder Müh':
Deinen Mund brächt' ich zum Sprechen
Und Dein Ohr zum Hören nie.
Was des Todes Hand versiegelt,
Wird hiernieden nie entriegelt. —

Könnt' ich alle Sterne zählen,
Und aus ihnen, groß und klein,
Mir die schönsten, liebsten wählen:
Ließ' ich Himmel — Himmel sein,
Wüßt' ich Einem Stern' zu geben,
Deinem Auge, Licht und Leben.

Wär' ich reich an Geld und Schätzen;
Könnt' ein Monument ich Dir,
Obelisken ähnlich, setzen:
Riesig — stünd' es klein vor mir,
Kalt — wollt' ich's vom Stein' erbitten,
Daß er fühl', was Du gelitten.

Ruh' denn sanft bis zu dem Morgen,
Wo die Todten aufersteh'n;
Wo, befreit von Gram und Sorgen,
Wir im Licht' uns wiederseh'n;
Dann erscheint der Herr der Welten,
Schmerz mit Freude zu vergelten.

Franz Schauer.

Notizenblatt.

Literatur.

Gruppen und Puppen. Erzählungen, Novellen, Sagen, Bilder und Skizzen von Manfred. Zwei Bändchen. Leipzig, 1836. Bei Christian Ernst Kollmann.

— „Und wie es gewöhnlich geschieht, weil ein Thor durch eine Tänzerin betrogen, durch einen Lakei bestohlen wird und sich seiner Thorheiten wegen langweilte, wird um seinetwillen das Los eines armen Mädchens entschieden, ohne daß sie es wollte, und sie wird von nun an das Schicksal eines Menschen getretet, an den sie vorher nie im Leben dachte.“ — Diese Stelle des berührten Buches spricht das Thema einer seiner besten Erzählungen aus, welche im Grunde Nichts gibt — als schlichte Memoiren einer kurzen Ehe aus der modernen Zeit. Läßt das Schicksal junger Gattinnen, die ihre Männer verachten, bis zum Abscheu verachten, aber durch den Dämon Convenienz in ewigen Sclavenfesseln schmachten, nicht gar allerliebst sentimental? die Furienbrände, welche den hochzeitlichen Torus statt der Fackel Hymens beleuchten, sind sie nicht romantisch-keck und verzweifelt à la Robert, und zur

Nachahmung geeignet für speculative Ältern? Ein Lebehoch der großen Welt von dem Novellisten, daß sie ihn mit Stoffen versieht; denn solcherlei Scenen spielt sie zu Tausenden! Die Damen scheinen mir übrigens glücklicher daran, denn aus ihrem Leben spinnt sich immer noch ein artiger Roman heraus, wenn den Männern nichts mehr bleibt, als nackte Prosa. Denken wir uns nur einen Industriellen oder einen Kaufmann, oder einen Beamten, der die schönsten Jahre aus seinem Leben geopfert, um, einst begütert und selbstständig, Familienvater zu werden, der sein Leben, ich möchte sagen, aus Habsucht verschwendet. Endlich wird ihm ein Geschöpf durch den Willen von Tanten und Onkeln an den Hals gebracht, die ihn gerade so viel liebt, um seine unglückliche Frau zu werden. Haben die tausend und tausend bangen Pulsschläge, könnte man fragen, die in einer freudlosen Jugend kummervoll und leidvoll hinschlichen, und über dem gelogenen Traum einer freundlicheren Zukunft doch nicht still zu stehen vermochten, kein heiliges Recht auf das Reich der Herzen, auf die Poesie? Wohl haben sie es, aber der Beruf des Mannes ist ernster Art, und die heutige Zeit wirft andere Fragen auf seinen Arbeitstisch, als das Fleißpensum einer Elegie über verfehltes Glück. Und (wollen wir scherzen, wo der Refrain ein verlornes Leben heißt) so hat die unglückliche Frau, wenn sie will, wenigstens die Verehrer auf ihrer Seite, ein unglücklicher Ehemann aber, wenn er auch nicht will, die Lacher. Beneiden wir darum immerhin das Los der Frauen, der Erzählung des Hrn. Verfassers zum Trotz.

Um den Schattenriß der Männerliebe ganz aufzurollen, blättern wir ein wenig in einer zweiten Novelle Manfred's, in der Liebe des Künstlers, des Enthusiasten. Wie selten findet er und der geborne Dichter einen Gegenstand seiner Leidenschaft, der ihn versteht, und selbst ein Wesen seiner Fantasie und seiner Größe wird ihn im hundertsten Fall bewundern, im tausendsten nur lieben können. — Manfred sagt von seiner Serena: „Schmerzhaft berührte ihr Gemüth seine Nähe, sie sah in ihm einen zertrümmerten Bau, eine Ruine, eines besseren Schicksales würdig, aus der schöne Steinrosen und manches Immergrün sproßten." — Zum Grafen spricht sie: „Hätte ich Dich nicht kennen gelernt, ich glaube wahrhaftig, Sleisanno hätte einen größeren Eindruck auf mich gemacht, als ich wohl selbst gewünscht hätte; die Natur hat ihn nicht stiefmütterlich bedacht; die etwas barocke Kleidung, gehoben durch sein sonderbares Benehmen, und das Abwelken durch Kränkungen und Gram abgerechnet, müßte er ein Günstling gefühlvoller Frauen und Jungfrauen sein, denn er hat tief meine Seele, wie noch Niemand außer Dir, ergriffen; aber ich sehe ein, daß er kein Mann für eheliche Verhältnisse ist. Diese oft zufahrende Heftigkeit, dieser Mangel an fester, anmuthsvoller Manneswürde müßte ihm selbst die schöne Täuschung zerstören helfen, und wo seine Männlichkeit, der Mängel weiblicher Individualität schonend, deckend und schirmend hilfreich beistehen sollte, da würde Ungeduld, sein Erbtheil, hervortreten, mich an den Capellmeister mahnen und ihn, daß er keine Göttin besitze. Die großartige, männliche Sanftheit, der so gerne die weibliche, bebende Besorglichkeit vertraut und die schönste Bürgschaft des künftigen Vaterherzens ist; die stete Wachsamkeit für den Kreis der Angehörigen, die Einbürgerung innerhalb der Pfähle des häuslichen Glückes, wie ich es im Hause meiner Ältern kennen lernte — das Alles fehlt ihm. Er ist ein herrliches Gemüth, ein gefühlvoller Künstler, aber kein Mann für ein Weib, nur ein Genius für eine Künstlerin!" — Dieß ist nicht das Urtheil der Romanenheldin über den Romanheld allein; es ist

das Urtheil des ganzen Geschlechts über einen Unglücklichen, dessen Adel und dessen Fluch einmal die Kunst geworden. — Das Nachstück, worin es sich verwebt, ist in psychischer und dichterischer Beziehung die Krone der Sammlung. — „Die Österreicher haben auch Novellen!“ fällt bei so tüchtiger Schilderung dem Leser bei.

Mit weniger Glück versucht die Feder Manfred's, altdeutsche Zeit und Sitte abzubilden. Ein Land, bei Einer Sprache und Abkunft von Anbeginn allen heraldischen Wapenfarben unterthan, mit einem Ritterthum, das an hohen Jahren litt, und einem Städtewesen, das frühzeitig aus den Windeln geschält, kein Kindisches nicht verlernen konnte, gibt dem Erzähler ein zwar glänzendes, aber nicht sehr geebnetes Feld. Rechnen wir ein Volk dazu, englisch-nüchtern im Handeln, französisch-schwärmerisch im Fühlen, mit einem unläugbaren Anstrich von Pedanterie im Äußern und einer allumfassenden, pfeilschnell denkenden Genialität im Innern; träg, schwerfällig und bedächtig, wo Druck der Übermacht befiehlt, rasch zu handeln, und eilfertig, vorschnell und unbesonnen, wo es gilt, Meinungen niederzureißen, deren Sturz ein Jahrhundert untergraben soll: ein solches Volk, wie es das deutsche ist, will von seinem Dichter fast mehr Studien als Gefühl. Göthe war der Mann; die Sphynx der Deutschthümlichkeit hatte er im Innersten errathen, und wäre seine Muse genügsam, wie jene Schiller's gewesen, für sein Volk zu schreiben — wir hätten ein deutsches Lustspiel. Nur zu leicht wird in der Darstellung deutsche Biederkeit zum jammervollen Philisterthum, deutscher Kraftdrang zur Renommisterei, und deutsche Pietät zum Reineke Fuchs. Auch in kleineren Schilderein genügt es nicht, seine Helden mit: „wie mögt ihr nur,“ „getröst' ich mich,“ „däucht' mir doch“ und allen andern verstaubten Kostbarkeiten des altdeutschen Dialoges auszustaffiren, wenn der Gedanke selbst einmal nicht altdeutsch ist.

Über die folgenden Verse läßt Manfred von seinem eigenen Helden „jubeln!“

> Aus deiner Gnaden reichem Schrein
> Bedenke, Herr, das Mägdelein,
> Deß fromme Hand gar zart und fein
> Zum Bilde schuf den rauhen Stein.

„Herrlich, Bruder!“ ruft Einer aus, „mag ich all mein Leben lang Pinsel und Farben handhaben, solch' Sprüchlein aber brächt' ich nun und nimmer mehr zu Tage!“ — Welcher Prunk? Ich habe in der angekündigten Sammlung unsern talentreichen und höchst achtbaren Manfred als einen gewandten und gemüthreichen Erzähler kennen gelernt, und ihm viele und dankbare Leser vorauszusagen — doch um diese Verse beneidet ihn wahrscheinlich kein menschliches Herz. Wilhelm August.

Natur und Leben in unserem Himmelsstriche.

Am 29. October fiel der erste Schnee in Wien und dessen Umgebung. Schon am 20. waren die sogenannten Wintervögel (die Kolk-Raben) haufenweise in ihre gewöhnlichen Winterquartiere eingerückt. Sie kamen von den Ufern des Nils in Egypten, der kurz vorher, nach seiner jährlichen wohlthätigen Überschwemmung, in seine Gränzen zurückgetreten war. Bewunderungswürdig ist die Lebensweise, Disciplin und Ordnungsliebe dieser Vögel. Beim Aufgang der Sonne (also im Winter näher oder ferner der siebenten Tagesstunde) verlassen die, in den Auen Wiens Einquartierten zu mehren Tausenden vereint ihr Lager, ziehen von Osten gegen Westen mit lautem Gekrächze, im anscheinend trägen und doch so schnellen Fluge über die Vorstädte Wieden und Rossau dem Gebirge zu. So lange nicht häufiger Schnee fällt, vertheilen sie sich weit in dem Lande umher, so daß von Viertelmeile zu Viertelmeile nur ein Paar auf den Äckern getroffen wird, wo sie den Feldmäusen, verschiedenen eingesargten In-

sektenlarven und dem Kafe, das sie mit ihrem überaus scharfen Geruchsinn eine Meile weit wittern, voll Emsigkeit nachspüren; je strenger aber der Winter wird, und je häufiger die Schneemassen fallen, desto zahlreicher finden wir sie in unsern nächsten Umgebungen. Sobald die Sonne dem Untergang sich zuneigt, erheben sich, wie auf das Wort eines Commandanten, die entfernteren früher, die dem Rathlinger näheren später, so daß sie in großer Schaar wieder eintreffen in ihren Baumhöhlen und Schlupfwinkeln, stets in derselben Ordnung und Reihe. Der aufmerksame Beobachter erkennt unter ihnen bald die Älteren und Stärkern, welche als Leiter und Führer auf die Schwächeren Einfluß nehmen; auch schließen sich als geduldete Fremdlinge ihren Zügen die nahverwandten Krähen an, sich in die Ordnung der Menge fügend; und als arme Schützlinge fliegen ihnen plappernde kleine Dohlen nach, welche der Galgenvogel (so nennt man die Raben in der Volkssprache) gleichsam unterrichtet im Stehlen, wobei er an ihnen ganz gelehrige Schüler findet.

In den Gärten herrscht jetzt noch große Thätigkeit; die lebendigen Zäune und Gartenhecken werden gestutzt, fruchtbare Birnen- und Äpfelbäume versetzt, außerdem werden noch Linden, Buchen, Rüstern, Ahorn und Eschen versetzt. Auch macht man zahlreiche Versuche mit dem Föhren-, Tannen- und anderen Nadelgehölze, das aus dem dürren Waldboden gerissen und auf den reichen Gartenboden des Städters versetzt wird. Aber kein Bäumchen hat so viele Anhänglichkeit an seine arme unfruchtbare Erde, als diese gemein aussehende Pflanze. Nicht der fette Boden, nicht die schützenden Wände, nicht die ladungspendende Gießkanne des Gärtners, selbst der verführerische Reiz der Stern- und Virginischen Rasen, vermag die Sehnsucht des Bäumchens nach seinem lieben einsamen Felsgebirge zu stillen, und zwei Drittel der Entführten unterliegen meist ihrem Heimweh.

Auf dem freien Felde blühet nun nicht leicht mehr ein Kräutchen, es sei denn die Wiesenzeitlose und das sogenannte Schweinsbrot. Aber in unseren Gärten blüht noch vom Frühling an bis zum Spätherbste, das Löwenmaul, als der alte, liebende Knaben-Greis unter den Pflanzen; der dunkelrothe Sternkopf, der aus Ostindien zu uns gekommen, der Wermuth und Beifuß und die köstlich aussehenden Sternblumen (Astern), welche so lange ihre vollen, lichten Augen öffnen, bis der Frost mit seiner rohen Gewalt sie für immer schließt. — Um diese düstere Zeit lichter zu machen, brachte der Botaniker als einen schönen Herbstschmuck für unsere Gärten: die zweijährige Gaure, die Paetusa und die Herbst-Helene aus Amerika; den bittern und den doldenblumigen Bauernsenf aus Spanien, den morgenländischen Knöterig mit weißen und rothen Blumen aus der Levante, die Kapuziner-Kresse aus Peru, das zierliche Kreuzkraut aus Südafrika. Und zwischen diesen Fremdlingen in ihrer ausländischen Pracht blühet bescheiden und züchtig das heimische Dreifaltigkeits-Veilchen.

Traurige Stunden durchleben jetzt die Armen. Die Kürze des Tages, welche ihren Erwerb schmälert, die steigenden Bedürfnisse dazu, wie sie der Winter bringt, die Theurung der Nahrungsmittel: Alles setzt ihre Ausdauer und ihren Muth auf eine schwere Probe! — Wenn Regen und Schnee aus den Wolken stürzt, und ich den armen, halbbekleideten Arbeiter, ein frierendes Kind an der Hand, durchnäßt, nach Arbeit forschend, gewahre: indessen ein junger Taugenichts im Wagen stolz durch die Straßen stürmt und das schwer erworbene Erbe des Vaters vergeudet im Winter, wie im Sommer, so lange bis auch bei ihm die Noth anklopft — da möcht' ich ihm drei Dinge zurufen: „Sieh', wie die Armuth ein Übel ist! Lerne darum das Geld achten, das Dich vor so vielem Drangsale schützt! Aber lern' auch die Süßigkeit des Wohlthuns kennen und das segenreiche Bewußtsein fühlen, Anderer Noth und Sorge gelindert zu haben, wo Du es konntest!" E.

Rückblick in die Vergangenheit.

Am 12. November 1526 wird Zapolya zu Stuhlweißenburg zum König von Ungarn gekrönt. Er zwang den Bischof Stephan Podmanizky unter schweren Drohungen, ihm die Krone aufzusetzen.

Am 12. November 1757 erobert General Nadasdy die Festung Schweidnitz, welche ihm General Seers mit einer reichen Beute an Geld, Mund- und Kriegsvorräthen übergibt. — Friedrich II. sah diese Stadt als den Schlüssel von Schlesien an, und ließ sie gleich nach dem Dresdner Frieden nach einer von ihm selbst angegebenen neuen Erfindung befestigen.

Redacteur und Herausgeber: J. S. Ebersberg (wohnt in Wien; Stadt, Tiefengraben Nr. 166).

Gedruckt bei J. P. Sollinger.

№ 137.

Der Oesterreichische

ZUSCHAUER.

Für Kunst, Wissenschaft, geistiges Leben.

Montag, den 14. November 1836.

Mag Andern die Selbstsucht nur verachtungswerth scheinen; für mich hat sie etwas Grauenhaftes und Schreckliches, denn zu jeder Schandthat, die wider die Natur und gegen das menschliche Gefühl, führen ihre Wege.

Den ich nicht leiden mag.

Das Mäuslein, das mein gutes Linchen schreckt —
Sei ihm nicht bös', es ist ein liebes Thier;
Die Spinne, die aus ihrem Nest sich regt,
Was that sie in dem dunklen Winkel Dir?
Ob Ratte oder Mück' — jedwedes Wesen
Ist zum Genuß des Daseins auserlesen!

Ein Thier nur hat zum Hasse mich verführt,
Die Schnecke bloß, die sich allein nur lebt,
Jedwede Blum' beschmutzt, die sie berührt,
Sich, wenn Gefahr droht, in ihr Haus vergräbt,
Nicht Freund noch Schwester hat und Liebesschmerzen
Niemals gefühlt im eiseskalten Herzen.

Und so umfass' ich auf dem Erdenrund
Die Menschen auch ohn' engen Unterschied,
Hab' alle lieb aus meines Herzens Grund,
Wohin sie ihre Lebensfahrt auch zieht:
Ob Löw', ob Maus, ob Spinn' in seinem Handeln —
Man kann in Lieb' verschiedne Wege wandeln!

Nur Einer treibt das Herzblut mir zurück,
Der Schreckliche, zu schändlich für mein Lied —
Der Kopf und Herz verkauft um gnäd'gen Blick,
Der Glückes Stuf' im Tod des Bruders sieht,
Um den, stirbt er, zwei Augen nicht mal weinen —
Der Egoist mit Stirn' und Brust von Steinen!

Ebersberg.

Der Sohn eines afrikanischen Königs.

(Schluß.)

Tom war ungefähr zwanzig Jahre alt, als die Schulmeisterstelle in dem Dorfe Falnash erledigt wurde, die von der Abtei besetzt ward. Die von dem Abte von Falnash ernannte Commission trat zu Hadwick zusammen, um die Candidaten, die sich zu der Stelle meldeten, zu examiniren; unter den Bewerbern um dieselbe befand sich auch Tom Jenkins. Er erschien vor den Mitgliedern der Commission, ein Packet Bücher unter dem Arme und in einem Bauernkittel. Man denke sich ihr Erstaunen. Sie konnten nicht umhin, Zeugnisse über sein Betragen von ihm zu verlangen, die er ihnen vorlegte, worauf das Examen der Candidaten auf die gewöhnliche Weise vor sich ging. Das ist noch nicht Alles: Tom bestand in diesem Examen vor seinen drei Mitbewerbern so gut, daß die Commission ihn für den geschicktesten zu der Schulmeisterstelle erklärte. Tom war nun außerordentlich glücklich, endlich in eine Lage versetzt zu werden, die mit seiner Neigung harmonirte und worin er im Stande war, den Kreis seiner Kenntnisse zu erweitern.

Allein die süßen Hoffnungen, womit er sich wiegte, verschwanden, denn der Abt von Falnash wollte der Entscheidung der Commission nicht beitreten, geschreckt, wie er war, einen Schwarzen an der Spitze der Schule, und die Erziehung der Kinder in den Händen eines im Zustande der Barbarei geborenen Menschen zu sehen. So konnte Tom die Wohlthat des Concurses nicht genießen. Wir brauchen nicht erst zu sagen, wie viel er durch diese harte Entscheidung litt, die ihn so schwer das Unglück fühlen ließ, zur afrikanischen Race zu gehören, und wie elend seine Lage in dieser Welt war. Glücklicherweise empörte einige Personen, die Theil an ihm nahmen, diese Ungerechtigkeit, und sie beschlossen die Mittel aufzubringen, daß er in Concurrenz mit dem Candidaten, den man, mit Übergehung von ihm, zum Schulmeister gewählt hatte, eine eigene Schule anlegen könne, und warfen ihm auch den Gehalt aus, welchen er sonst bezogen haben würde.

Tom wurde daher mit Bewilligung der Einwohner von Falnash, bei welchen er sich beliebt gemacht hatte, als Schulmeister eingesetzt, und er that seine Pflicht so brav, daß in kurzer Zeit die Schule seines Nebenbuhlers aufgegeben und die seinige von dem größten Theile der Kinder des Dorfes besucht wurde; denn zur großen Freude seiner Freunde wurde Tom in kurzer Zeit ein vortrefflicher Lehrer. Er wußte sehr glückliche Methoden zu finden, um den Unterricht den Kindern beizubringen, und da er weder zur Strenge noch zu Strafen seine Zuflucht nahm, so erwarb er sich bald die Liebe seiner Schüler eben so sehr, als er die Achtung Derjenigen genoß, denen er seine Stelle als Lehrer verdankte.

Jenkins brachte fünf Tage der Woche in der Schule zu, und Sonnabends pflegte er nach dem sechs Meilen entlegenen Harwick zu gehen, um sich von dem Rector dieser kleinen Stadt über die Gegenstände, die er studirt hatte, examiniren zu lassen, um so seine bereits gewonnenen Kenntnisse immer mehr zu erweitern. Man schließe daraus auf Tom's Eifer und Beharrlichkeit. Tags darnach, früh Morgens, ging er dann wieder nach Falnash zurück, um dem Gottesdienste beiwohnen zu können.

Jenkins stand seiner Schule zwei Jahre vor. Als er sich im Besitz von zwanzig Pfund Sterling sah, beschloß er, das Winterhalbjahr auf einer Universität zuzubringen. Er glaubte damit einen Winter hindurch Alles bestreiten zu können; allein er wurde in seiner Erwartung sehr getäuscht, als der Herzog von Buccleugh, einer seiner Gönner, dem er sich anvertraute, ihm sagte, daß seine zwanzig Pfund kaum zur Entrichtung der Honorare für die Professoren zureichen würden. Der Herzog hob seine Verlegenheit aber, indem er ihm bei seinem Banquier in Edimburg einen Credit für Alles dasjenige eröffnete, was er im Winterhalbjahre auf der Universität brauchen würde, und Tom reisete nun, sobald er einen Lehrer gefunden hatte, der während seiner Abwesenheit der Schule vorstehen sollte, nach dieser Stadt ab.

Sobald er in der Hauptstadt von Schottland angekommen war, ging er zu dem Professor der alten Sprachen und bat ihn um eine Karte zu seinen Vorlesungen. Dieser, vor Erstaunen außer sich, betrachtete den Schwarzen einige Augenblicke, ohne ihm zu antworten; als ihm Jenkins aber gesagt, daß er schon mehre Jahre Latein und Griechisch getrieben habe, als er gezeigt, daß er mit diesen Sprachen leidlich bekannt sei, und zuletzt erklärt hatte, daß er lediglich nach Edimburg komme, um sich in seinen Vorlesungen zu vervollkommnen, so gab ihm der Professor edelmüthig sein Collegium frei. Das Erstaunen von zwei andern Professoren, die er gleichfalls besuchte, war nicht minder groß als das ihres Collegen, und nur Einer nahm Bezahlung von ihm an; so daß Herr Jenkins, wie man ihn jetzt nannte, kaum des Credits bedurfte, der ihm bei einem Banquier eröffnet worden war.

Jenkins war daher im Stande, den Winter auf der Akademie von Edimburg sehr anständig zuzubringen, und zu Anfang des Frühjahrs kehrte er dann nach Falnash zurück, um die Direction seiner Schule wieder zu übernehmen.

Es bleibt uns nur noch übrig, diesem schon sehr langen Berichte noch einige Worte hinzuzufügen, die aber, fürchten wir sehr, unsere Leser nicht befriedigen werden. Man würde es lieber gesehen haben, daß ein Freund der Menschheit, eine philantropische Gesellschaft, sich für das Geschick von Thomas Jenkins interessirt hätten, und man würde gejubelt haben, wenn man ihn in sein Vaterland hätte zurückversetzen können, ihn, dem es trotz seiner ihn betrof-

fenen, nicht wieder gut zu machenden Unfälle durch seinen Eifer, seine Beharrlichkeit, seine Resignation und seine Tugend gelungen war, die Wünsche seines Vaters zu erfüllen. Und wie glücklich würde sich dieser nicht gefühlt haben, der Stärke genug gehabt hatte, sich von einem geliebten Sohne zu trennen, wenn er dessen erworbene Kenntnisse und Talente gesehen hätte? Mußte man nicht auch denken, daß Jenkins Wissen ihn in den Stand setze, über den Geist seiner Unterthanen großen Einfluß auszuüben, und daß es ihm leicht geworden sein würde, in jenen barbarischen Ländern alle Wohlthaten der Civilisation einzuführen? Leider genoß Jenkins den Trost nicht, seinen Vater wieder zu sehen; ja es war ihm selbst nicht gestattet, den Boden seines Vaterlandes wieder zu betreten. Vor einigen Jahren schickte ihn die Gesellschaft zur Verbreitung des christlichen Glaubens, welcher er als ein Mann empfohlen worden war, den seine Kenntnisse und seine Tugenden zu einem vortrefflichen Missionär bei Sclaven der englischen Colonien eigneten, nach Isle de France. Der in sein Schicksal ergebene Sohn eines Häuptlings verfügte sich nach seinem Bestimmungsorte, wo er, kürzlich eingelaufenen Briefen zufolge, sich noch jetzt befindet.

Die englische Zeitung, aus welcher wir diesen Artikel entnehmen, schließt denselben folgendermaßen: „Die Geschichte, die man so eben gelesen hat, ist so außerordentlich, obgleich von der strengsten Wahrheit, daß wir sehr fürchten, daß der Leser sie nicht glauben würde, wären die meisten Thatsachen nicht gleichsam unter seinen Augen geschehen und wären wir demnach nicht im Stande, ihre Echtheit zu verbürgen.“ **1.**

Des Greises Abendlied.

Tagessonne, sinkest nieder,
Blickst dabei mich lächelnd an;
Freundlich ist Dein Scheiden wieder,
Wie Dein Gruß beim ersten Nah'n.

Segnend folgen meine Blicke,
Dankend Dir, beim Untergeh'n;
War auch frei vom Mißgeschicke
Nicht der Tag — doch war er schön.

Denk' nicht an des Tages Sorgen,
Denk' nicht an des Mittags Glüh'n;
Denk' nur an den hehren Morgen,
An dem tausend Freuden blüh'n.

Wie am Morgen alle Räume
Hoffnungsroth Dein Strahl umfing;
Hängst Du um des Greises Träume
Neu der Hoffnung goldnen Ring.

Und mein Blick folgt Dir mit Freuden,
Kann Dein Lächeln ja versteh'n;
Heißt: Es gibt kein ew'ges Scheiden,
Jenseits gibt es Wiedersehn.

F. J. Schaffer.

Notizenblatt.

Literatur.

Neuestes Gemälde von Wien; in topographischer, statistischer, commerzieller, industriöser und artificieller Beziehung. Nach eigenen Forschungen und den bewährtesten Quellen ganz neu bearbeitet von C. A. Schimmer. Wien, 1837. Druck und Verlag von J. P. Sollinger.

Die günstige Aufnahme, welche Hebenstreit's Handbuch: „Der Fremde in Wien und der Wiener in der Heimat" (erste Auflage, Wien, 1829, bei C. Armbruster) gefunden hat, ist unstreitig die Haupt-, wenn nicht die alleinige Ursache, von der schnell nach einander gefolgten Erscheinung ähnlicher Werke. A. Schmidl nahm dasselbe mit Benützung der zweiten Auflage (1832) stillschweigend zur Grundlage eines sogenannten Gemäldes der Kaiserstadt und ihrer nächsten Umgebungen (Wien, Gerold, 1833), unter dem Titel: „Wien, wie es ist;" berichtigte abermals stillschweigend manche in der Vorrede zur dritten Auflage des „Fremden in Wien" (1836) ihm angedeutete Irrthümer in der zweiten, zu einer Skizze eines Bildes von Wien umgewandelten Auflage seines Werkes (1837), und beseitigte die schiefen Urtheile gewisser Ausländer über hiesige Verhältnisse, auf deren Berichtigung er früher großen Werth gelegt hatte, wodurch er 46 Seiten Text ersparte. Fast zu gleicher Zeit war in der Carl Haas'schen Buchhandlung, Wien, 1836, erschienen: „Wien und seine Umgebungen;" ein Wegweiser für Einheimische und Fremde, welche die Merkwürdigkeiten in der kürzesten Zeit sehen und kennen lernen wollen, der jedoch nur ein höchst dürftiger aus J. Pezzl's Beschreibung von Wien (1826), und Hebenstreit's Fremden zc. (1836), entnommener, mit den auffallendsten Unrichtigkeiten versehener Auszug ist.

Nach solchen Vorgängen war es wohl sehr natürlich, wenn Referent das oben erwähnte: Neueste Gemälde von Wien, nach eigenen Forschungen und den bewährtesten Quellen ganz neu (das Neueste ist ja ganz neu!) bearbeitet, um so mehr mit gespannter Erwartung zur Hand nahm, als dessen Verfasser das bisher, sogar von Tschischka Geleistete für unzulänglich, und ein systematisch bearbeitetes Werk über die intellectuellen, materiellen und technischen Eigenthümlichkeiten der Hauptstadt, wie ihrer Umgebungen u. s. w. noch immer für wünschenswerth erklärt hat (Vorrede VIII. IX.). — Letzteres soll im Allgemeinen zugegeben werden; allein Hr. Schimmer irrt, wenn er Tschischka an Vollständigkeit und Gründlichkeit übertroffen, oder jenes wünschenswerthe systematische Werk geliefert zu haben glauben möchte. Abgerechnet das in jeder, auch in der kürzesten Zeit Scheidende und Werdende, enthält seine Arbeit nichts, was nicht bereits von seinen Vorgängern gebracht ist, und in der systematischen Anordnung steht sie bei Weitem jener in Schmidl's Gemälde oder Skizze, noch mehr aber der in Hebenstreit's Fremden nach, der in dieser Beziehung wohl kaum zu verbessern sein möchte. — Letzterem sind selbst ganze Stellen wörtlich entnommen; z. B. S. 50: „Jeden in Wien ankommenden Fremden u. s. w." S. 232: „Unverzollt dürfen eingeführt werden u. s. w.," verglichen mit dem Fremden S. 8, 18, 21 und dergleichen mehr, so daß im Ganzen nur die Reihenfolge der Gegenstände verändert ist, die logische Ordnung aber offenbar gelitten hat. Und wie im Titel des Werkes die wissenschaftliche Beziehung unerwähnt geblieben ist, so wird auch das in der Vorrede

versprochene (S. VIII.) treue Spiegelbild des conventionellen Treibens und Wirkens im öffentlichen Leben nicht nur vermißt, sondern S. 179 außerdem noch erklärt, „daß von dem conventionellen gesellschaftlichen Umgang in Wien durchaus nicht die Rede sein könne,“ wodurch also ein Gemälde der Kaiserstadt, wenn ein solches gegeben sein sollte, eine der anziehendsten Seiten verloren haben würde. Ob zur Staffage desselben das alphabetische Verzeichniß aller Doctoren der Arznei- und Wundarzneikunde, der Wundärzte, Zahnärzte, der Hofagenten, Hofkriegsagenten, berechtigten öffentlichen Agenten, Hof- und Gerichtsadvokaten, Stadtsequester, der sämmtlichen am k. k. Hofe accreditirten Botschafter, Gesandten und Geschäftsträger (die, beiläufig gesagt, eine ganz andere Stelle einnehmen sollten), von S. 85—94; ein gleiches Verzeichniß der bedeutendsten bildenden Künstler (S. 125); das der bedeutendsten Fabrikanten und Manufakturisten zc. (S. 128—156); der Wechsel-, Börse- und Waarensensale; der Großhändler, Banquiers und sonstigen Handelsleute (S. 160—173), dienen soll oder hinreichend ist; ob ein Auszug des Stämpelpatentes, die Angabe der Jahr- und Wochenmärkte im Erzherzogthume Österreich unter der Enns; eine gedrängte topographisch-statistische Darstellung dieses Erzherzogthumes (S. 233—250), auch zu einem Gemälde von Wien gehört? mag zwar dahingestellt bleiben, doch die Bemerkung gestattet sein, daß dieses Alles und Manches Andere in möglicher Vollständigkeit und alljährig berichtet in eigenen Nachweisungen und sogar in mehren Kalendern geliefert wird, mithin eine überflüssige Zugabe zu sein scheint.

Auch ist schwer einzusehen, welchen Nutzen der Fremde und Einheimische von einem Namensverzeichniß der Umgebungen Wiens ziehen soll, ohne alle Andeutung, wie einige oder mehre derselben bei einem Ausfluge zu verbinden sind, und worin eine Reise nach Ischl und dem 60 Meilen von Wien entfernten Gastein (S. 222) zu den interessanten Ausflügen gerechnet wird.

Übrigens ist die Mühe, welche der Verfasser auf die Zusammenstellung seines Werkes verwendet hat, nicht zu verkennen; auf Vollkommenheit dagegen hat er selbst keinen Anspruch gemacht, und so will auch Referent unter andern bloß bemerken, daß die Bücherzahl der Universitäts-Bibliothek (S. 100) über 104,000, und die jährliche Dotation nicht 1500, sondern 2500 fl. C. M. beträgt; die vom kunstreichen Frater David verfertigte, astronomische Uhr, und die Kunstsammlung der Augustiner (S. 111) nicht mehr vorhanden sind; der Eintritt zur Kanonenbohrerei (S. 128) gar nicht gestattet ist u. s. w. — Die Verschiedenheit der Schreibweise: commerziell und artificiell im Titel, und die Construction: „ohne welchen“ in der Vorrede (S. 1) u. dgl., gehört zu den übersehenen Kleinigkeiten. Das Verzeichniß der Eintrittstage zu den Kunstsammlungen ist aus Hebenstreit's „Fremden,“ wo es zuerst erschien, abgeschrieben, darin aber die später eingetretene Veränderung nicht bemerkt, nach welcher das k. k. Mineralien-Cabinet Mittwoch und Samstag zu sehen ist.

x.

Aus unserer Zeit.

— In einem Schreiben aus Dresden heißt es: „Der Versuch der Regierung, mitten in der Stadt hinter dem neuen Posthause einen artesischen Brunnen zu bohren, ist schon mehrmals öffentlich erwähnt worden. Zu gleicher Zeit begann ein wohlhabender Privatmann, der Zimmermeister Siemen, in dem wasserärmsten

Stadttheile, der Antonsstadt, auf dem rechten Elbeufer, dasselbe Unternehmen. Der artesische Brunnen der Regierung gibt etwas weniges Wasser, zu dessen Fassung nun ein Bassin gebaut wird; um so mehr zweifelte man an dem Gelingen des anderen Versuches. Plötzlich überraschte bei einer Bohrtiefe von 429 Ellen in einer Sandsteinschichte ein starker Wasserstrahl Alle auf das Angenehmste. Das Wasser strömt jetzt etwa vier Ellen über den Boden aus, wird sich aber noch höher spannen lassen. Der Brunnen gibt in Einer Minute gegen 650 Dresdner Maßkannen, mit einer Wärme von 16 ° Reaum.; das Wasser ist klar und ohne Beigeschmack. Im nördlichen Deutschland ist dieß wohl das erste Beispiel eines sich ergiebig zeigenden artesischen Brunnens. Viele Hunderte strömen stündlich hinzu, um sich durch den Augenschein von dem so günstigen Erfolge eines so oft belächelten Unternehmens zu überzeugen. Da dieser Sommer besonders trocken war, ist an der Nachhaltigkeit des Brunnens nicht zu zweifeln, und der Unternehmer wird, bei dem großen Begehr nach fließendem Wasser, seine gegen 5000 Rthlr. betragenden Kosten reichlich erstattet erhalten." — Unwillkürlich müssen wir bei der Lesung dieser Zeilen unsern reicheren Freunden, welche Grundbesitz in den wasserarmen Theilen **Wiens** haben, zurufen: „Ei, so grabt doch!" E.

— Es hat sich in Lüttich eine Gesellschaft gebildet, von welcher sich Gutes erwarten läßt. Sie hat sich die Aufhebung des Duells zum Zwecke gemacht, und ihre Mitglieder mußten nebst anderen Artikeln auch folgende mit ihrem Ehrenworte besiegeln: 1.) Nie sich in einen Zweikampf einzulassen, die Motive mögen sein, welche sie wollen, persönliche Vertheidigung allein, und den Moment eines unvorhergesehenen Angriffes ausgenommen. — 2.) Nie Zeugen eines Duells zu sein, was immer die Waffen sein mögen. — 3.) Der Gesellschaft sogleich jede Streitigkeit anzuzeigen, die eine Ausforderung herbeiführen könnte. — 4.) Alle in ihrer Gewalt stehenden Mittel anzuwenden, um eine Versöhnung zwischen Personen herbeizuführen, deren Streitigkeiten eine Ausforderung zur Folge haben könnten. — 5.) Sich bei allen Streitigkeiten einer Jury und ihrem Ausspruche zu unterwerfen. — 6.) Die Grundsätze der Association durch alle möglichen Mittel und Wege im Lande zu verbreiten."

— Als eine seltene Erscheinung im Gebiete der Naturgeschichte führen fast alle Journale das Pferd eines gewissen Herrn von Saur, des Eigenthümers des Schlosses Boyau bei Trelon (im Norddepartement) an, welches, noch dazu sehr jung, schon drei Mal die Farbe seiner Haut gewechselt hat. Bis in das zweite Jahr war es braun, dann wurde es weiß, nahm aber bald darauf wieder seine erste Farbe an. Gegenwärtig bekommt es lange, weiße Streifen längs des Rückens und der Schulterblätter, und es scheint wieder ein Apfelschimmel werden zu wollen. Alles, besonders die Ärzte der Veterinärschule zu Alfort, sind sehr gespannt auf die weitere Entwicklung dieser Naturerscheinung. — r.

(Beitrag zu den Flug-Projecten.) Unser Landsmann, Hr. Dr. Victor Mekarski Edler v. Menk, hielt in der dießjährigen Versammlung der Naturforscher zu Jena einen Vortrag „über willkürliche Ortsveränderungen in den freien Welträumen." In der gedruckten Abhandlung über diesen Gegenstand verspricht Hr. Dr. v. Menk ein größeres Werk und drückt vorläufig die Überzeugung aus, das große Geheimniß der willkürlichen Bewegung in der Luft gefunden zu haben. E.

Geschichtliche Momente und Begebenheiten aus der Gegenwart.

1836. October 12. In Constantinopel macht die von Smyrna hingebrachte Pest beunruhigende Fortschritte, so daß in einer Woche bei 1500 Individuen aus sämmtlichen Glaubensbekenntnissen und selbst Quartiere in Pera davon ergriffen wurden.

— — 15. Ein Rundschreiben des Ministers des Innern an die politischen Chefs der Provinzen (ein trauriges Denkmahl des Zustandes im spanischen Reiche) befiehlt ihnen, „alle Maßregeln zu ergreifen, um die Cortes-Deputirten auf ihrer Reise nach Madrid zu beschützen.“ So mußten Streitkräfte aufgeboten werden, um die Vertreter des Volkes an den Ort ihrer Versammlung zu begleiten.

— — 17. Der von Frankreich nach Madrid gesandte französische Botschafter, Graf Latour-Maubourg, überreicht der Königin von Spanien seine Creditive und eröffnet seine Sendung mit einer Rede.

Rückblick in die Vergangenheit.

Am 13. November 1805 erläßt Kaiser Franz II. eine Proklamation von Brünn aus an die österreichischen Völker, wodurch Er erklärt, „daß seine Absichten nur auf die Wiederherstellung des Lüneviller Friedens gerichtet seien, daß Napoleon aber solche Bedingungen vorschlage, die sich mit der Ehre und Selbstständigkeit der österreichischen Monarchie nicht vertrügen. Es bleibe daher nichts übrig, als mit den großen, noch unversiegten Hilfsquellen, welche er in den Herzen, in dem Wohlstande, der Treue und Kraft seiner Völker finde, sich an die noch ungeschwächte Macht seiner Verbündeten, des Kaisers von Rußland und des Königs von Preußen anzuschließen und bis auf mehr annehmbare Friedensbedingnisse im Kampfe auszuharren.

Am 14. November 1775 wurde in Frankfurt am Main P. J. A. von Feuerbach, ein in der Geschichte der Strafrechtswissenschaft und Gesetzgebung mit Achtung genannter Schriftsteller, geboren. Er stellte sich mit seinen Schriften an die Spitze der neuen Schule der Criminalisten, der sogenannten Rigoristen, welche bloß auf die Rechtsverfassung Rücksicht nehmen und das richterliche Urtheil ganz dem Ausspruche des Strafgesetzes unterwarfen. Als Professor in Landshut erhielt er den ehrenvollen Auftrag, den Entwurf zu einem baierischen Strafgesetzbuch auszuarbeiten, welches aber erst 5 Jahre nachher die königliche Genehmigung erhielt. Dasselbe wurde auch in Weimar, Würtemberg und Oldenburg der Bearbeitung neuer Landesgesetzbücher zu Grunde gelegt. Seine Verdienste erheben ihn 1817 zum Präsidenten des Appellationsgerichtes im Rezatkreise und 1821 zum wirklichen königlich bairischen Staatsrathe. Er starb vor einem Jahre, wegen seiner Rechtlichkeit und Geisteskraft im Leben berühmt und im Tode betrauert.

Am 15. November 1835 stirbt Jean Paul Friedrich Richter, unstreitig der erste Humorist Deutschlands und ein wahrhaft genialer Dichter. Er wurde 1763 zu Wunsiedl geboren, und widmete sich, gleich seinem Vater, dem Studium der Theologie. Er spricht sich selbst Recht und Urtheil in folgender Stelle des Quintus Fixlein: „Ich konnte nie mehr als drei Wege, glücklicher (nicht glücklich) zu werden, auskundschaften. Der erste, der in die Höhe geht, ist: so weit über das Gewölke des Lebens hinauszudringen, daß man die ganze äußere Welt mit ihren Wolfsgruben, Beinhäusern und Gewitterableitern von weitem unter seinen Füßen nur wie ein geschrumpftes Kindergärtchen liegen sieht. Der zweite ist: gerade herabzufallen in's Gärtchen und da sich so einheimisch in eine Furche einzunisten, daß, wenn man aus seinem warmen Lerchenneste heraussieht, man ebenfalls keine Wolfsgruben, Beinhäuser und Stangen, sondern nur Ähren erblickt, deren jede für den Nestvogel ein Baum, ein Sonnen- und ein Regenschirm ist. Der dritte endlich, den ich für den schwersten und klügsten halte, ist der, mit den beiden andern zu wechseln.“ In dieser Stufenleiter der Geister und Charaktere weiset sich Jean Paul nicht undeutlich seine Stelle in der letztbestimmten an Er begann in dem herrlichen Frühling der Jugend mit dem heitern Spiele der Kunst und das männliche Alter sah ihn im Gebiete der Wissenschaft, selbst in der Politik, seine schimmernden Flügel schlagen, aber doch auch immer wieder zu den heiteren Regionen der Kunst zurückkehren. Die Natur versucht jedesmal verschiedene Würfe, ehe sie den rechten trifft, mit Jean Paul hatte sie uns einen Humoristen gegeben, um den uns das Ausland beneiden muß. Wenn wir bedenken, wie sein glücklicher, immer neuer Witz selbst unter der Last der vielseitigsten Gelehrsamkeit nicht erlahmte, sondern gerade aus allen Fächern des menschlichen Wissens sich Honig für seine Zellen zu sammeln wußte: so müssen wir einen Genius bewundern, welcher in immer gesteigertem Grade bis zu den letzten Augenblicken seines Lebens die Aufmerksamkeit der Deutschen erregte und für die Eigenthümlichkeit seiner Schriften die lauteste Bewunderung gewann.

Hierzu die Beilage Nr. 46.

№ 46. Beilage zu № 137.

BLÄTTER
für geistige Thätigkeit, wissenschaftliche Erörterungen und nützliche Studien.

Wien, den 14. November 1836.

Probleme, zur Lösung vorgelegt.

I.

Gnomegriph.

(Vier Wörter, sechs Sylben.)

Hold, wie aus dem Knospenschooße
Veilchen sprießt und Frühlingsrose,
Stellte sich Constanze dar,
Als sie noch die Erste war;
Aber schon in Lenzestagen
Fand die Eitle mehr Behagen
An der Putzsucht Flittertand,
Als an Künsten und Verstand.
Sclavin jeder Modesitte
Ward sie durch die Zweit' und Dritte,
Ja, gewohnt war sie zu schmäh'n,
Und sich wie ein Pfau zu bläh'n,
Wenn auf ihren stolzen Wegen
Ihr ein Mütterchen entgegen,
Würdig, wie die Vierte, trat —
Und was sie vor Zeiten that
Deuten an die letzten Weiben;
Doch ist sie so unbescheiden
Jetzt, da sie die Vierte schon,
Sich, Trotz aller Spötter Hohn,
A la Fanchon noch zu kleiden,
Und sie tadelt nach wie vor,
Wie der Sperling schwatzt im Rohr;
So das Sprichwort zu bewähren,
Das Du selbst Dir magst erklären.

Carl August Glaser.

II.

Charade-Palindrom.

(Aufschrift eines Garteneinganges.)

Prangende Blumen trägt vor dem schwellenden Busen der Garten,
Leben und Frische ringsum, sinnig in Ordnung gereiht.
Veilchen, Jonquillen, Narcissen, Aurikel, Tazetten und Rosen
Jeglicher Gattung und Art schauet das Auge darin.
Geht Ihr im Sande den Baumgang, küssen Euch würzige Düfte,
Aber ein stechender Busch hebet darinnen sich auch.
In den letzten drei Zeichen desselben, rückwärts wie vorwärts,
Findet genau sich der Ort, wo er verdächtig sich birgt.
Wunden ritzet die Erste; und die betrogene Liebe
Wahret den Schmerz und den Harm stille im Innern davon.
Doch das verachtete, wilde Gemenge im folgenden Paare,
Findet um jeglichen Wald, Hügel und Garten sich ein.

A. W. Brey.

III.

Aenigma.

Est quid ab Insubris coeptum, quod Teutones explent,
Expletum putat hoc Israelita suum. R.

Lösungen

der Probleme in Nr. 44 der Beilage des Zuschauers (S. 1325.)

I. Lösung des Gnomegriphes von Ph. Melzer:

Willst Du vor Schaden klug Dich hüten,
So sei, mein Freund, darauf bedacht,
Gelegenheit den Gauneen nicht zu bieten,
Weil diese sie stets lüstern macht;
Sie fröhnen dann dem bösen Triebe —
Denn die Gelegenheit macht Diebe.

Carl August Glaser.

*

Gelegenheit macht Diebe oft,
Doch naht sie günstig, unverhofft,
So nütze sie mit Feetigkeit,
Denn pfeilschnell flieht sie, wie die Zeit.

Huszar Balint.

II. Beantwortung der Frage an Freunde der italienischen Sprache von A. Gistschütz:

Artemisia. (L'arte mi sia propizia!)

Richtige Lösungen dieser beiden Probleme sandten ein, die Damen: Eugenia Marchese Gallo; Fanny v. Müller; Anna Rattich; die Herren: Stockmayer, J. B. Schramm, J. M. Grienwaldt *, Johann Krebner, Sigm. Mauthner, Carl Zimmer *, Ilder, Moriz Richard *, C. Reich, J. R. Heggelin, und G. Uffenheimer *, von Wien; Carl Grober *, von Thalerhof; Conrad Hofmann, von Schönbrunn; Vincenz Glasner, und Joseph Renabal, von Znaim; Friedrich Seanzoni, Hörer der Philosophie des I. Jahrg. zu Budweis; Joh. Naske, Amtsschreiber in Wischenau; Carl Lányi*, und Carl Schöckl, Hörer der Theologie im fürsterzbischöfl. Alumnate zu Tyrnau.

Schwungproben und Versuche.

Erdenfreuden, Erdensorgen
Deckt ein wenig Rasen zu,
Die da schlafen, weckt kein Morgen
Aus den Tiefen ihrer Ruh'.

Hoffen, Wünschen und Entsagen
Ist des Menschen nichtig Los,
Bis nach schwülen Lebenstagen
Ruh' er sucht im kühlen Schooß'.
Dort ist er für alles Leid
Das die Erde gibt, geborgen.
Ausgeträumt Verachtung, Neid,
Erdenfreuden, Erdensorgen.

Erst, begattet mit dem Staube,
Muß die Hülle untergehn:
Daß in jener Sternenlaube —
Unser Geist kann auferstehn!
Sei ein Fürst, voll Macht und Größe,
Wank' am Bettelstabe du:
Gold- und leinumhüllte Blöße
Deckt ein wenig Rasen zu.

Träufelt auch in Schmerzensstunden
Dir der Kelch voll Bitterkeit
Gift in Deines Herzens Wunden:
Zage nicht im schweren Streit!
Kämpf' — das Ziel ist nah' — mit Muth,
Lass' den Todesengel sorgen;
O der bettet gar so gut:
Die da schlafen, weckt kein Morgen.

Ihre Fackeln sind verlodert,
Die geleuchtet in der Welt.
Ihre Schöne ist vermodert,
Die zur Schau sie oft gestellt.
In der dichten Breterhülle
Schließt das Aug' sich ewig zu,
Und kein Seufzer stört die Stille
Aus den Tiefen ihrer Ruh'.

Anton Polzer.

Held Puff.

Verwundbar war an seiner Ferse ganz allein
Achill, den alle Welt noch heut den Helden heißt,
Drum zeigte er die Brust nur stets dem Feinde dreist.
Puff muß auch an der Ferse nicht verwundbar sein,
Weil er so kühn dem Feinde stets die Ferse weist.

Nicht Allen Alles.

Dem gefällt das Lied der Nachtigallen,
Dem der Lerche Sang, und dem des Finken.
Und gefällt nicht jedes Lied auch Allen,
Wird ein gutes Einem doch gefallen:
Auch den Dichtern geht's so, will mich dünken.

F. J. Schaffer.

Blicke in die alte und neue Zeit.

Das Genie.

Ein Genie wurde ein Mensch genannt, der in seiner geistigen Wirksamkeit in einem Zweige menschlichen Wissens und göttlicher Kunst die Geisteskräfte Anderer zu übertreffen im Stande war. Talent, oder die Fähigkeit zu originaler Geistesthätigkeit steht dem Genie an Umfang und Energie weit nach. Die Genialität verbindet durchdringenden Tiefsinn mit bilderreicher Fantasie, die schönste Klarheit mit stiller Besonnenheit, frische Lebhaftigkeit und ein beharrliches Streben, mit überwiegender Geisteskraft Originelles aus sich selbst zu schaffen, und das Alte in neue überraschende Formen zu füllen. Das Genie muß angeboren sein, es gehört zur Individualität des Menschen und erstreckt sich über alle Künste und Wissenschaften, kann demnach nicht als allgemeine menschliche Bestimmung betrachtet werden, da einzelne Menschen nur in gewissen Künsten und Wissenschaften durch besondere Modificationen der Seelenkräfte in ihrer Thätigkeit Andere an Genialität übertreffen. Ein Universalgenie würde demnach wohl eine Chimäre sein, wenn man auch darunter die harmonische Ausbildung aller Seelenkräfte verstehen wollte. Wer wollte auch verlangen, daß Kant, ein philosophisches Genie, zugleich ein Liederdichter, der Mathematiker Newton ein Schauspieler, der unsterbliche Göthe ein Musikcompositeur, der humorreiche Jean Paul ein Sänger, und die berühmte Malibran ein Ballettänzerin gewesen sein solle?

Heutzutage jedoch hat man ganz andere Begriffe von einem Genie; da die Neigungen der Menschen sich ändern, wird von ihnen auch nur das bewundert, was ihrem Sinne entspricht.

Seitdem jeder Scribler mit seinen Mißgeburten ein Romantiker, Lyriker, Novellendichter ꝛc., dann ein faselnder Sagenschreiber ein Historiker, ein in faden, witzig sein sollenden Wortverdrehungen sich erschöpfender Alltagsschreiber, ein Humorist, ein in Verzuckungen gerathender Walzenfidler ein Virtuos, ein klimpernder Tastenschläger ein Improvisator, ein alle thierischen Stimmen nachäffender Mensch ein Schauspieler u. s. w. genannt sein will, wird der Genialität ein weites Feld zur Thätigkeit eröffnet.

Wer wird Jenen Genie absprechen wollen, die das große Wort führen, jedes Geistesproduct bekritteln, vergöttern, verzerren, bemakeln können, die in Gesellschaften den Redner, Spaßmacher, Damenamüsirer, Cottilonanführer, Pfänderspiel-Arrangeur, Walzerspieler nur mit einigem Geschicke darzustellen beflissen sind?

Das echte Genie der neueren Zeit ist ein Dandy, der, in knappe Kleider gezwängt, wie ein Perrückenkopf frisirt, weiß und roth geschminkt, mit Backen-, Kranz-, Schnur-, Spitz- und Knebelbart geziert ist, die Taille fest geschnürt, müß er sich bücken und schmiegen können, um graziös zu erscheinen, gehen wie ein Hahn, tanzen wie ein Wüthender mit vorgebogenem Oberleibe und nach Luft schnaubender Brust; genial ist nur, wer über Alles abspricht, alle Stadt- und Theater-Neuigkeiten und hundert Redensarten auswendig weiß, Bonmots zum Besten gibt, der mit den geheimsten Geheimnissen vertraut ist, um sich darüber lustig zu machen, der der allgemeinen Meinung und Ansicht sich frech entgegenstellt, der das Ehrwürdige lächerlich macht, und das Lächerliche für amüsant hält. Das größte Genie ist aber Derjenige, der sich über Alle erhaben dünkt, seine Geistesproducte mit Selbstsucht bis in den neunten Himmel erhebt, und mit hinreißender Beredsamkeit auch Andere das zu glauben verleitet, was er zu sein sich einbildet. Welche Aufopferung gehört dazu, ein Genie der Zeit zu sein. Am frühen Morgen plagt sich ein solches Individuum, einige Verse zu schmieden, um als Sonettdichter zu gelten; alle Journale werden durchgewühlt, um über Alles sprechen zu können; er kauft ein Rondo oder eine Sonate, ein Liedchen, um es auf eigene Kosten als das Eigene herauszugeben; unter der Hülle der Anonymität wird eine Schmähschrift verfertigt, um sie zu publiziren; die neuesten Walzer müssen zwanzigmal durchgespielt, einige Possenlieder einstudirt, eine Parodie mit Pathos vordeclamirt werden, dann folgt die Einübung neuer Tanztouren und Taschenspielereien, die gymnastischen Exercitien nicht zu vergessen, um bei dem nächsten Maskenballe die Bocksprünge eines Affen zur Zufriedenheit darstellen zu können. O, es gehört viel dazu, ein Genie zu sein!

Carl Zimmer.

Telegraph.

Ratz von J. C. E: Die beschädigte Nummer wurde Ihnen ersetzt. Dem Mißbrauch der Lectüre und Abnützung der Ihnen bestimmten Blätter können Sie dadurch begegnen, daß Sie künftighin den Abonnementspreis an die löbl. k. k. Obersthofp. Zeitungsexpedition in Wien oder an die Redaction des Zuschauers hierher einsenden, in Folge dessen die Zeitschrift unter Ihrer Adresse geschlossen an Sie gelangen wird. — Großkuntschütz an W: Mit Vergnügen habe ich Ihnen auch die früheren Blätter zum Beweise meiner Achtung gesandt. — Zlocsow an B: d. d. Post beantw. — 2917: Wünsche mich deßhalb mit Ihnen persönlich zu besprechen. — xy: In dieser Angelegenheit bedarf der Gegenstand Ihrer Hochachtung keiner Vertheidigung; denn es ist ein unfehlbares Zeichen eines großen Geistes, wenn sich die Mittelmäßigen und Schlechten gegen ihn verbinden.

Redacteur und Herausgeber: J. S. Ebersberg (wohnt in Wien; Stadt, Tiefengraben Nr. 166).

Gedruckt bei J. P. Sollinger.

№ 138.

Der Oesterreichische

ZUSCHAUER.

Für Kunst, Wissenschaft, geistiges Leben.

Mittwoch, den 16. November 1836.

Wenn Einer Deinen Sinn zu Andrer Wohl und Wehe lenkt
In dieser argen Zeit, wo Jeder auf sich selbst nur denkt:
Leih' ihm ein willig Ohr! Siehst Du den Nächsten einmal an,
Denkst auch an seine Stelle Dich und besserst milde dran.

Der große Haufe.

Der „große Haufe" ist eine Redensart, die wir oft mit gefühlloser Gleichgiltigkeit aussprechen hören. Aber was kann dem Manne von (wie Plato sagt) universeller Sympathie, und sogar dem gewöhnlichen schlichten Bürger dieser Welt interessanter sein als „der große Haufe?" Besteht nicht diese Flut von Menschen, welche wir täglich auf den Pfaden dieser Welt hinwandeln sehen, aus Personen, belebt von demselben Funken der Gottheit, und theilt sie nicht mit uns dieselbe hohe Bestimmung? Wir wollen nur einen Augenblick still stehen inmitten dieser geschäftigen und scheinbar sorglosen Scene und überlegen, was sie sind oder sein mögen, die wir um uns sehen. In der Eile des vorübergehenden Schauspiels und unserer eigenen Gefühle sehen wir nur eine Reihe unbekannter Gesichter; aber dieß ist kein Grund, warum wir sie mit Gleichgiltigkeit betrachten sollten. Viele dieser Menschen, wenn wir ihre Geschichte kennten, würden unsere Bewunderung erregen durch die Geschicklichkeit, die Würde, die Menschenliebe oder Frömmigkeit, welche sie auf ihren verschiedenen Lebenspfaden gezeigt haben. Viele würden unsere wärmste Theilnahme erregen durch ihre Leiden — Leiden mit Sanftmuth und Geduld ertragen, und vielleicht mehr für Andere als für sich selbst. Wie viele Erzählungen menschlichen Wohls und Elends, des Ruhms und der Demüthigung könnten von jenen Geschöpfen veröffentlicht werden, die wir im Vorübergehen nicht beachten! Obgleich unbeachtet von uns, wie viele Derselben, eben so gut als wir selbst, schenken ihnen die Zuneigung ihres wohlwollenden Herzens, und wollten sie um keinen Preis der Erde missen! Eine jede dieser Personen bewahrt vielleicht in ihrem Busen die theuren Erinnerungen früherer glücklicher Tage, verlebt in Umgebungen (die sie nie vergessen, obgleich sie da schon vergessen sind), mit Freunden und Gefährten, die, obschon weit von ihnen entrückt durch Raum und Glücksumstände, nie von ihrem Herzen auf-

gegeben werden können. Ein jedes dieser Individuen nährt aller Wahrscheinlichkeit nach, in dem Allerheiligsten seines Gefühles, noch die Erinnerung an jene romantische Periode im Leben eines jeden Menschen — eine frühe reine Liebe, gefaßt in der Inbrunst der Jugend, unbefleckt durch Selbstsucht, und eine Zeit lang das Gemüth reinigend und weit über seinen gewöhnlichen Stand erhebend. — Unter all diesem äußeren Glanze der Welt wohnt gewiß eine Quelle des Wohlwollens, rein in ihren inneren Tiefen, durch Felsen geläutert und bereit, bei jeder schicklichen Veranlassung hervorzuströmen in der Ausübung der edelsten Pflichten. Obschon Alle nur mit der Jagd nach weltlichen Dingen, mit widerstreitenden Interessen (der mit Sorgen und Gram, die unser Mitleid — jener mit Plänen zu Freuden oder Glücksfällen, die unsere Theilnahme erregen würden, wenn wir sie kennten) beschäftigt scheinen mögen, die große Mehrzahl dieser Individuen kann vielleicht, zu gehöriger Zeit, alle irdischen Gedanken bei Seite werfen und in unmittelbare Gemeinschaft treten mit jenem Wesen, das ihre Väter sie anzubeten gelehrt haben, und dessen Wille und Eigenschaften dem Menschen von Ihm Selbst verkündiget wurden. Vielleicht sind viele dieser Personen von würdevollerem Aussehen als wir selbst, und gehören zu einer Lebenssphäre, die über der unsrigen erhaben ist. Aber, nichts destoweniger, wenn die Scheidewand der bloßen äußeren Formen der Welt weggenommen wäre, ist es wahrscheinlich, daß wir mit jenen Personen, eben so frei und herzlich als mit Jedem unseres eigenen Standes Wechselgefühle austauschen könnten. — Vielleicht sind diese Menschen nur von einer untergeordneten Art; aber sie sind nur niedriger in gewissen Umständen, die nie den Strom des Mitgefühls für sie aufhalten sollte. Die großen gemeinschaftlichen Züge der Menschennatur bleiben dieselben; und mögen wir nie vergessen, wie viel Achtung wir sogar dem Gepräge der Menschheit — dem Typus der göttlichen Natur selbst — schuldig sind! Selbst wenn unsere Mitgeschöpfe durch Laster und Armuth herabgewürdiget sind, mögen wir immer sanft in unseren Urtheilen sein. Die mancherlei Schicksale, welche jeden Tag den verschiedenen Gliedern einer Familie nach ihrer Trennung auf ihren verschiedenen Lebenspfaden zu Theil werden, mögen uns lehren, daß nicht einem Jeden Glück in seinem Leben beschieden ist. Und bedingen nicht die Einrichtungen der bürgerlichen Gesellschaft nothwendig, daß eine ungeheure Menge sich niedriger Beschäftigung unterwerfe, und geben so Veranlassung zur Versuchung, der die Schwachen und Ununterrichteten unvermeidlich unterliegen müssen? Aber sogar im Busen des beschmutzten armen Handwerkers mag vielleicht Sehnsucht nach irgend einer ihm nicht klaren, unbestimmten Trefflichkeit und höherer Tugend leben, zu deren Erreichung ihm das harte Geschick die Mittel verweigerte, obgleich der Wunsch an sich ihn schon adelt. Ja, selbst der Bettler

war nicht immer so; auch er hatte seine noch nicht erniedrigten, glücklicheren Tage, auf deren Erinnerung vielleicht ein Rest besseren Gefühls sich noch immer stützt.

Dieß, denke ich, sind Gründe, warum wir nicht mit Kälte auf Massen von Menschen hinblicken sollten, mit denen uns der Zufall zusammenführt. Es liegt in der Natur eines guten Menschen, zu schließen, daß Andere wie er selbst sind; und wenn wir eine Menge Menschen gemischt nehmen, so können wir uns nie sehr irren, wenn wir denken, daß es eben so würdige und wohlgeregelte Gefühle unter derselben gibt, als in unserem eigenen Busen.

Dr. H. F.

Leichenbegängniß des Maulwurfs.

Wenn Du an einem schönen Sommertage einen todten Maulwurf auf eine Rabatte wirfst und dann in gewisser Entfernung auf der Lauer bleibst, so wirst Du etwa nach einer Viertelstunde eine große Anzahl kleiner runder Koleoptere (hartflüglicher Insekten) von schwarzer, in's Dunkelgrün spielender Farbe herbeikommen sehen. Es sind Bronze-Käfer (hister aeneus), welche die Toilette des Todten machen. Sie schlüpfen unter den Bauch des Maulwurfs, legen eine große Menge Eier, kriechen dann in den dichten Pelz und lösen ihn büschelweise ab, indem sie das Haar nicht etwa ausreißen, sondern mit Hilfe ihrer feinen Kinnladen förmlich rasiren. Die kleinen Haarscheerer arbeiten so eifrig, als wüßten sie schon, daß ihre Zeit kostbar ist, und daß bald ein Heer gefürchteter Concurrenten des Thieres sich bemächtigen werde, dessen Flaum die Wiege ihrer Jungen tapezieren soll. Dieß ist auch wirklich seine Bestimmung; mit einigen Stückchen Erde geknetet, wird er ein Kügelchen bilden, in dessen Mitte ein Käfer-Ei seiner Entwickelung entgegenharrt.

Nach einigen Stunden kommen andere Koleopteren herbeigeflogen, die ungefähr einen halben Zoll lang und deren schwarze Flügeldecken mit zwei Streifen von schönem Orangegelb geziert sind. Es sind dieß die sogenannten Todtengräber (necrophorus vespillo.) Ihre Ankunft nöthigt die vorhin erwähnten Käfer zur Flucht, und zwar oft schon, ehe der Pelz des Maulwurfs ganz abgeschoren ist. Diese Insekten vereinigen sich zu dreien und fünfen — nie sind es mehr oder weniger — und schreiten dann sehr emsig zur Beerdigung des Leichnams; denn sie wissen, daß, ohne diese Vorkehrung, die große Schmeißfliege das Fleisch mit ihnen theilen werde. Sie prüfen den Körper ganz genau, als wollten sie darnach abschätzen, welchen Umfang die Grube haben müsse, und sondiren das Erdreich, um zu sehen, ob es zu ihrem Zwecke tauglich ist. Finden sie dasselbe zu steinig, so kriechen sie unter den Maulwurf und schieben ihn mit vereinigten Kräften vorwärts, bis sie eine Stelle entdeckt haben, die zum Einscharren sich eignet. Dann erheben sie den

Körper mit ihren Köpfen und Brustschildern, während ihre Vorderbeine sehr rasch im Boden wühlen; und bald sieht man um den Maulwurf herum einen Kreis Erde sich bilden, der immer mehr anschwillt.

Der Körper des Maulwurfs senkt sich ein wenig nach vorn oder nach hinten, und dringt, ohne seine erste Positur zu ändern, immer tiefer in die Erde. Bietet sich ein unvorgesehenes Hinderniß dar, wie z. B. ein Stein oder eine Wurzel, so verläßt einer der Werkleute die Arbeit, recognoscirt den Gegenstand und eilt dann zurück. Sogleich verdoppelt Alles seine Thätigkeit, um das Hinderniß zu entfernen. Man hat die Todtengräber schon dadurch in Verlegenheit gesetzt, daß man einen Maulwurf an einem in die Erde gesteckten Pfahl befestigte. Die guten Thierchen mochten so emsig graben, als sie wollten: der Körper blieb an seiner Stelle. Bald aber unterminirten sie auch den Stock, und machten so die kleine Malice, die man ihnen spielen wollte, zu Schanden.

Wenn die Vertiefung groß genug ist, um den Körper des Maulwurfs aufzunehmen, so überdecken ihn die Nekrophoren mit einer dünnen Schicht Erde. Eine Zeit von zehn Stunden reicht hin, um dieses Resultat zu gewinnen; nach anderen zehn Stunden ist der Maulwurf schon einen halben Fuß tief eingescharrt, und nach 48 Stunden später deckt ihn eine Erdschicht von ungefähr anderthalb Fuß. Jetzt erst kommen die Stunden der Feier und des Genusses. Sobald die Weibchen befruchtet sind, kriechen sie eilig wieder in die Erde, um ihre Eier auf den Körper zu legen, dessen Bestattung ihnen so viele Mühe gekostet. Ist dieß geschehen, so entfernen sie sich wieder und sterben. Die Männchen haben fast unmittelbar nach der Befruchtung aufgehört, zu leben; denn die Natur hat dem Dasein dieser Insekten, wie der meisten übrigen, den Augenblick, da sie für die Fortpflanzung ihrer Gattung gesorgt, als Ziel gesetzt.

Kaum sind die Todtengräber **par excellence** verschwunden, so kommt eine Koleoptere von derselben Classe und von der Spezies **necrophorus germanicus**. Diese genießt die Früchte einer Arbeit, an der sie keinen Theil gehabt. Sie ist gleichförmig schwarz, kommt immer allein und scheint bei dem Körper zu wachen, dessen Haut sie unberührt läßt, während sie das Fleisch verzehrt. Auch der **necrophorus germanicus** legt seine Eier in das Aas des Maulwurfs, das seinen Jungen in der Folge reichliche Nahrung gibt.

Diese kleinen Schmarotzer haben jedoch keinen so einseitigen Geschmack, daß sie bloß an Maulwürfen Gefallen finden sollten; Ratten, Mäuse, Vögel, Katzen, ja selbst kleine Hunde werden eben so sorgfältig und mit gleichem Erfolge von ihnen bestattet. Doch scheinen sie für den Maulwurf eine besondere Vorliebe zu haben; sie spüren dem todten Maulwurf bis in seine unterirdischen Gänge nach und verfahren dann mit ihm, als läge er in freier Luft.

Dieser Umstand erklärt uns, warum man in den unterirdischen Wohnungen der Maulwürfe fast niemals ein todtes Thier dieser Art findet. Henrie Lecourt, einer der berühmtesten Pariser Maulwurfs-Fänger, den Cadet de Vaux zitirt, behauptet, daß ihm nur zwei Fälle dieser Art vorgekommen seien: einmal fand er einen weiblichen Maulwurf, der im Augenblick des Werfens verendet war; ein ander Mal lagen drei männliche Maulwürfe verendet neben der Falle, in der ihre Weibchen sich gefangen hatten. Vielleicht waren diese Männchen vor Schmerz umgekommen; denn die Anhänglichkeit des männlichen Maulwurfs an seine Lebensgefährtin ist bewundernswürdig. L.

Notizenblatt.

Das Interessanteste der deutschen Zeitschriften-Literatur.

— Einen sonderbaren Durst hat ein H. P. im Menzel'schen „Morgenblatte." Er singt:

„Gebt mir Poesie zu trinken,
Poesie wie einen Strom!"

— Der „Berliner-Gesellschafter" enthält eine Anekdote von dem bekannten Schriftsteller, August Lafontaine, welche er selbst sehr oft zu erzählen pflegte. Da er nämlich in früheren Zeiten Feldprediger war, hatte er bei einem nach Erstürmung der berühmten Weißenburger Linien abzuhaltenden, besonderen Dankfeste vor zwei Regimentern zu predigen. Zugleich sollten bei Beendigung der Predigt sämmtliche Kanonen gelos't werden, und zum Zeichen dazu hatte Lafontaine das Herausziehen seines Taschentuches bestimmt. Bei der ihn dicht umstehenden, gedrängten Masse gerieth er jedoch sehr bald in Schweiß, und zog, uneingedenk seiner Verabredung, sein Taschentuch heraus. Allein kaum will er in seinem Sermon fortfahren, so donnern die Kanonen fort und fort, ohne ihn nur mehr ein einziges Wort sprechen zu lassen. — So wurde ihm eine seiner schönsten Predigten buchstäblich verschossen.

— Der berüchtigte Löwentritt, welcher in mehren deutschen Städten mit unglaublicher Keckheit sein immer mißlungenes Kunststück, auf dem Wasser zu gehen, ausposaunte, und überall von dem Pöbel verspottet wurde, hat es sich nun vorgenommen, wie es scheint, auch die Londner anzuführen. Zu diesem Zwecke hatte er eine Affiche angeschlagen und ausgetheilt, welche wegen der Seltenheit hier wörtlich folgen möge:

„Nächsten Sonntag wird Herr Donderschont von Löwentritt, Wasserfußgeher (Aquatic pedestrian), vortheilhaft in ganz Europa durch seine erstaunenswürdige Entdeckung bekannt, diese zum ersten Mal in Gegenwart der Prinzen, Lords, Gentlemen, und Anderer, die ihn mit ihrer Gegenwart beehren werden, in Ausübung setzen. Der Preis eines Billets ist 5 Schilling. Der besagte Wasserfußgeher wird vor den Augen der unzählbaren Menge von Bewunderung ergriffener Zuschauer die ganze Themse ihrer Länge und Breite nach durchlaufen. Er wird unter der Sohle seiner Schuhe 30 Fuß Wasser haben, und so fechten, Pistolen abschießen, und ein Beefsteak verzehren, das er selbst kochen wird. Auch würde er alle Fische der Themse

kochen können, wenn er die nöthigen Geräthschaften bei sich hätte. Er wird seine Cigarre rauchen, und auf's Wohl der hölzernen Wälle von Alt-England sein Glas leeren. Alle Generale, Admirale, Obersten, Schiffscapitäns, Offiziere und anderes Militär zu Land und zur See, werden sich überzeugen, daß man mit den wunderbaren Schuhen, die der Herr Donderschont von Löwentritt erfunden hat, eine ganze Armee auf dem Ocean mit Waffen und Bagage maneuvriren lassen kann, mit Ausnahme der Artillerie und Proviantwagen. Auch würde besagte Armee, wenn das Meer ruhig ist, darauf bivouakiren können, ohne daß die Soldaten naß werden, oder den Schnupfen bekommen. Wenn Jemand an dieser Wahrheit zweifeln sollte, so kann er sich durch die unzähligen Certificate überzeugen, welche dem obgenannten Wasserfußgeher, Donderschont von Löwentritt, von den gekrönten Häuptern der vorzüglichsten Kaiserthümer und Königreiche Europas, als: Österreich, Rußland und Frankreich, ertheilt worden sind, ohne einmal die Älteste aller Universitäten Europas, des pyrotechnischen Institutes und der Behörden des Kirchspieles von Putney zu zählen.»

Kann man die Frechheit weiter treiben? — Doch noch besser: Als er wegen einer anderen Angelegenheit vor den Schranken stand, und von der Magistratsperson im Laufe des Gespräches gefragt wurde, ob er auch auf dem Meere von Dover nach Calais wurde gehen können? antwortete Herr Donderschont von Löwentritt in einer Mischung von schlechtem Deutsch, Englisch und Französisch: „Ah! mein Herr! that is mein Secret. Le grand Czaar of Reissia, le Kaiser d'Autriche et le König de Franzous hat wollen kennen mon découverte, but zwill net lifrer fur eine Million. Ich reservire das kostbare Geschenk for the brave peuple anglaise!»

— Eine Notiz der Lpz. „Modenzeitung» stellt einen Vergleich an zwischen der spanischen und italienischen Malerschule, wobei die letztere, wie natürlich, große Vorzuge behauptet. „Das Charakteristische, allen Spaniern Gemeine, ist das dunkle Zwielicht auf ihren Gemälden. Schatten und Dunkel scheinen fur sie das zu sein, was Licht und Farbe für die Venetianer und für Rubens ist. Man muß die spanischen Gemalde allein, nicht im Vergleich mit italienischen sehen, der Beschauer sieht allmälig, wie sich das Auge an das Dunkel gewöhnt, Gestalten aus der dunkeln Masse hervortreten. Hier und da glänzt ein helleres Licht, aber es ist der Schein einer Fackel, nicht das Licht des Tages. An einem Dutzend Gemälden wird man nicht einen Strich helle Farbe sehen, außer etwa bei denen von Velasquez, oder bei Murillo, der den Ausdruck mehr durch eine Verschmelzung, als einen Contrast der Farben äußert. Die Heiligen und Märtyrer sind alle in einer stillen, tiefen Melancholie dargestellt, nur Wenige zeigen die Schmerzen körperlicher Leiden, wie bei Rubens, oder die Erschöpfung, wie bei Carrace. Auf einem Gemälde von Morales ist Jesus selbst mit einem schwarzen Gewande bekleidet, das die Erde berührt.»

„Die spanischen Künstler zeichnen sich mehr durch das Gefühl, welches ihre Werke erregen, als durch zarten oder erhabenen Ausdruck aus; das Gesicht und die Formen auf ihren Gemälden erinnern mehr an ein Porträt, als einen idealen Entwurf. Keiner kommt in dem Ausdrucke des Gesichtes Christi den großen italienischen oder deutschen Meistern gleich. Vergebens sucht man bei den spanischen Malern den Ausdruck, der die Gefühle des Herzens und die Macht des Verstandes bei Titian oder Raphael so wunderbar wiedergibt. Dieser Unterschied entspricht nicht nur der Verschiedenheit des Nationalcharakters der Italiener und Spanier, sondern auch

der Zeit. Wenn Titian der Maler Carl's V. war, des prachtliebenden Fürsten, dessen Thaten und Bestrebungen der letzten Zeit des Ritterthumes nicht unwerth waren, so paßten die spanischen Maler vollkommen für Philipp II. und für den düsteren Eskurial."

— Dasselbe Journal erzählt auch eine Thatsache als Beleg, wie es mit der bürgerlichen Sicherheit in New-Orleans stehe. — Ein reicher Pflanzer, Randolph, in Wicksburg, unweit New-Orleans, und ein gewisser Dr. Watts hatten lange Zeit großen Haß gegen einander gehegt, als mit einem Male (den 14. Juli) Dr. Watts seinem Gegner begegnend ein Pistol auf denselben losschoß, ihn aber fehlte, darauf den waffenlosen Randolph mehrmals heftig mit dem Pistol auf den Kopf schlug. — Nachdem dessen Wunden geheilt waren, nahm er zwei Pistolen, lauerte dem Dr. Watts auf, drang mit demselben in sein Haus, und schoß ihn, der sich eben zu Tische setzen wollte, in Gegenwart seiner Frau in den Arm. Dieser, obgleich schwer verwundet, suchte seinen Gegner festzuhalten, wurde aber nochmals in die Seite geschossen. Auf diesen Lärm eilte Dr. Watts Bruder herbei, verfolgte Randolph mit einer Flinte bis in sein Zimmer, wo sich derselbe einschloß, ein auf den Vorsaal gehendes Fenster öffnete, und, ein anderes Pistol ergreifend, seinen unglücklichen Gegner mitten durch das Herz schoß. — Nach dieser That ging derselbe, in jeder Hand ein Pistol haltend, ruhig auf die Straße, ließ sich über den Fluß überführen, ohne daß es Jemanden im Geringsten eingefallen wäre, ihn anzuhalten. — Beide Brüder Waats wurden auf dasselbe Bett gelegt, und zwei Tage darauf mit einander begraben! T.

Öffentliches Leben in Wien.

Das heuer etwas früher als gewöhnlich einfallende Winterwetter drängte auch die Bevölkerung Wiens in engere Kreise zurück, und wies sie auf gesellige Vereine und Vergnügungen hin, die man sonst um diese Zeit noch nicht gesucht hatte. Daß die Theater hieran großen Antheil nehmen, beweisen die gefüllten Häuser, sobald sich nur irgend eine erträgliche Vorstellung hoffen läßt. Reiche Genüsse bieten unsere k. k. Hoftheater, wie Jeder zugeben wird, der in der jüngsten Zeit die „Ahnfrau," „Wilhelm Tell," Iffland's „Fremden," ja selbst die anspruchloseren Lustspiele, wie die neulich zum ersten Male aufgeführten: „beiden Cousinen," mit hoher Meisterhaftigkeit darstellen sah, oder Perrot's und Dem. Grisi's noch immer fortdauernde Gastrollen, die eine ganze Revolution in dem Geschmack des Publikums angerichtet haben, oder die vollendeten Darstellungen eines „Fidelio," eines „Freischützen," und vorzüglich Spohr's classische „Jessonda," bewunderte. Die Vorstadttheater sind es hingegen, welche den Liebhabern ihrer Muse die heterogensten Dinge zu verkosten geben. So haben die Darstellungen des Schauspielers Kunst am Theater an der Wien im „Bayard" begonnen, Rappo setzt seine Gastvorstellungen abwechselnd mit Raimund'schen Stücken im Leopoldstädter-Theater fort, und die Josephstädter-Bühne leistet, was sie in ihren prekären Verhältnissen leisten kann.

Die unglückliche Zeit der öffentlichen und Privat-Concerte, wo man mit Musik aus jedem Genre und in allen Tonarten gemartert wird, und für etwas wirklich Gutes hundert schale Dinge in den Kauf nehmen muß, hat begonnen, und zwar recht gut begonnen mit einem nicht sehr besuchten Concerte des Herrn Ghys, der uns aus früheren Productionen vortheilhaft bekannt war, und diese gute Meinung wieder bewährte; dann mit einem Concerte des Herrn Franz Stoll, welcher einen noch größeren Zuspruch verdient hätte. Auch erwartet man von Thalberg, der sich in Paris und London Lorbern geholt hat, eine interessante Production.

Die üble Witterung brachte den gewöhnlichen Herbstjahrmarkt, oder unser Herbstjahrmarkt brachte die gewöhnliche üble Witterung mit; er ist weder bedeutend besucht, noch mit viel Ausgezeichnetem versehen. Dieß kann kaum anders sein in einer Stadt, wie Wien, dem Mittelpuncte des Handels und der Gewerbe, wo das ganze Jahr hindurch der prachtvollste Markt in allen Erzeugnissen der Welt (darf man sagen) gehalten wird! — Auch verschie-

dene Sehenswürdigkeiten hat der Jahrmarkt im Gefolge, die, größten Theils in den Vorstädten angesiedelt, nur Eine in die Stadt dringen ließen. Es ist dieß eine 26jährige Grönländerin, welche, wie die Ankündigung sagt, zur Beschauung ausgestellt ist, und ihren Wohnsitz in der Rothenthurmstraße nahm.

In der literarischen Welt wird ein regeres Leben und Treiben bemerkt. Die jährlichen Zugvögel, Almanache und Taschenbücher, rücken in Masse an; größere Artikel werden zum Erscheinen vorbereitet; Dr. Römer's Theater sind erschienen; von Jeitteles ästhetischem Lexicon ist der 2. Band unter der Presse.

Der hiesige Kunstverein, welcher sich durch einige Jahre her wirksam bewiesen hat, hat neue Statuten und mit ihnen noch größere Ausdehnung erhalten. Er wird stabil bleiben und sich bei jeder Kunstausstellung mehren.

Was die öffentlichen Vergnügungen betrifft, lebt die Mittelclasse in einem Strudel von Reunionen und Tanzmusik. Alle Straßen-Ecken prangen voll der lockendsten Einladungen mit handhohen Buchstaben; die „Walzer-Preise" beim Sperl werden fortgesetzt; bei der letzten Vertheilung hat Hr. Fahrbach zwei Preise an Einem Tage erhalten. Sollte es aber nichts Edleres, nichts Schöneres geben für einen Compositeur, als Walzer zu produciren? sollte es für etwas gebildete Menschen keine bessere, der Gesundheit und Moralität zuträglichere Unterhaltung geben, als, glühend vor Erhitzung, sich in einem dunstigen Kreise herumzudrehen?

— r.

Geschichtliche Momente und Begebenheiten aus der Gegenwart.

1836. October 20. Ludwig Bonaparte, Sohn des ehemaligen Königs von Holland und der ehemaligen Königin Hortense, macht mit dem Obristen Vaudrey und dem 4. Artillerie-Regiment in Straßburg einen Insurrections-Versuch, läßt sich als „Napoleon II." als Beherrscher Frankreichs ausrufen, und den Präfecten verhaften. Da aber dieser Versuch im Volke nicht Anklang fand, erstickt die Insurrection im Entstehen; der Prinz Ludwig Bonaparte und Obrist Vaudrey werden verhaftet und das irregeleitete Regiment kehrt schnell zur Ordnung zurück.

— — 25. Der Obeliske von Luxor wird in Paris unter Leitung des Marine-Ingenieurs, welcher mehre Jahre seines Lebens diesem Denkmahle gewidmet hatte, binnen vier Stunden in Anwesenheit des Königs und einer zahllosen Menge Volkes glücklich auf dem ungeheuren Sockel aufgestellt. Dieses vom großen Sesostris errichtete Denkmahl war am 31. October 1831 im Dorfe Luxor über den Trümmern von Thebe abgebrochen worden. 480 Artilleristen hoben mittelst sinnreicher Maschinen und Schiffstaue den mehr als 500,000 Pfund schweren Stein.

Rückblick in die Vergangenheit.

Am 16. November 1787 stirbt Christoph Ritter v. Gluck, ein großer Tondichter, welchem die lyrische Scene ihren Glanz und ihre dramatische Vervollkommnung verdankt, zu Wien. Er war 1714, von einer angesehenen Familie abstammend, in der Oberpfalz geboren. Erst im 40. Lebensjahre gelang es ihm, wenn er gleich von der frühesten Jugend an die Tonkunst mit allem Eifer betrieb und bedeutende Anlagen zeigte, sich Anerkennung zu verschaffen. Der Beifall, welchen seine Opern fanden, war so groß, daß die Bühne in Bologna in einem Winter allein mit seinem Orpheus, den zu hören und zu sehen Fremde aus allen Reichen herbeistürzten, fast eine Million Lire einnahm. Nach Besiegung vieler Cabalen und nur unter dem Schutze der Königin Maria Antoinette konnte der 60jährige Gluck es durchsetzen, daß seine „Iphigenia" in Paris zur Aufführung kam. Im April 1774 ward diese große Oper zum ersten Male gegeben; das Theater war überfüllt von Zuschauern aller Classen, und der Eindruck, welchen das Werk hervorbrachte, über alle Beschreibung. In Betreff einer echt dramatischen Durchführung der Musik steht Gluck unerreicht in seiner Kunst da, und die Tiefe des Ausdruckes, welchen er sowohl in die erschütterndsten, als in die sanftesten Scenen zu legen wußte, läßt sich nicht mit Worten darlegen. Die Arie in der Alceste: „Caron t'appelle etc.," ist auf eine einzige Note gesetzt, und dennoch von einer Wirkung, die jedes Herz ergreift, und die nie von unseren heutigen Componisten erreicht werden dürfte, die nur Noten über einander bauen und die Orchester mit Lärminstrumenten überfüllen können.

Redacteur und Herausgeber: J. S. Ebersberg (wohnt in Wien; Stadt, Tiefengraben Nr. 166).

Gedruckt bei J. P. Sollinger.

№ 139.

Der Oesterreichische

ZUSCHAUER.

Für Kunst, Wissenschaft, geistiges Leben.

Freitag, den 18. November 1836.

Da sprichst Du von düsterer Zeit und der marternden Qual der Tortur,
Von spanischer Stiefel Zwang und der pressenden Schrauben Schmerz —
Ei was! Versuch' es einmal mit verseßnen Poeten nur!
Zehntausend Verse geschnarrt von Einem — da fasse ein Herz,
Und schwank', ob die alte dem Leib, für die Seele die neue Tortur?

Der Poet in der Einbildung.

Ein Bild aus dem Leben, von Eduard Silesius.

Ich hatte, an der Gränzscheide zwischen der schwärmerischen Jugend und dem ersten Mannesalter stehend, die mir von jeher eigene Vorliebe für die erhabene Gebirgsnatur und ein zurückgezogenes, beschauliches Leben, mit dem mir durch meine Verhältnisse vorgezeichneten äußeren Berufe dadurch nach Möglichkeit in Einklang zu setzen versucht, daß ich meine ämtliche Laufbahn in einem der herrlichsten Gebirgsländer antrat. Oft findet die rasch wählende Jugend, wenn sie durch die Träume der Phantasie und die Aufsprudelungen des Gefühls ihre äußere Stellung im Leben bestimmen läßt, sich bitter getäuscht, und das arme Leben muß die Mißgriffe des Lebenden entgelten; über mich aber hatte die gütige Vorsehung eine so harte Prüfung und Enttäuschung nicht verhängt. Ich hatte geringe, bescheidene Ansprüche an den selbst gewählten Schauplatz meiner Lehr- und Wanderjahre gestellt, wie sie ja jeder Mensch bedarf und durch sie im gewissen Sinne zum Wilhelm Meister wird, wenn er auch hienieden nicht zur Meisterschaft gelangt. Was mein Herz wünschte, wornach meine Phantasie brannte, das hatte ich ja im reichlichen Maße gefunden: eine erhabene Alpennatur — practische Beschäftigung hinreichend für meinen künftigen Beruf, ohne mich gänzlich auf denselben zu beschränken — einige wenige gleichgesinnte Menschen, innigst mich liebend, und von mir geliebt, und recht viele Menschen, welche sich um mich nicht viel kümmern und mich, wenn auch mitunter kopfschüttelnd, meine eigene Bahn wandeln lassen. Unter mehren meiner unschuldigen Seltsamkeiten war die auffallendste, daß ich mich, obgleich die kleine Stadt, an welche mein Beruf mich fesselte, ländlich und idyllisch genug daher sah, dennoch aus ihrem Thalbereiche in das entlegenste Häuschen eines an sie gränzenden

Dörfchens bergan geflüchtet hatte und so von meinem, unmittelbar auf dem Fußgestelle der Alpen gelegenen Wohnsitze wie ein seliger Geist in der reinsten Atmosphäre während meiner freien Morgen-, Nachmittags- und Abendstunden die entzückendste Gebirgsansicht auf zehn Meilen rings umher genoß. Freilich behaupteten die Spötter, daß ich wohl nicht recht bei Troste sein müsse, da ich mich im Winter, wo sich Alles gern in Städten traulich zusammenrückt, in diese Alpeneinsamkeit hinaufgezogen; wie mich aber die guten Leute beim ersten Lächeln der Frühlingssonne in meiner selbstgewählten Einsamkeit besuchten und in ihrer nächsten Umgebung die ersten Märzveilchen pflückten, fanden sie meinen Geschmack nicht gar so verkehrt. Dieß gehört zwar eigentlich nicht hierher, aber dieser Betrachtung schließt sich am Natürlichsten der, damals in mir so glühend-lebendige Wunsch an: „Ach, wäre es mir doch gegönnt, mich von aller Berührung mit der kalten Welt und weltlichen Beschäftigung loszumachen und nur dem innigsten Vereine mit dem erhabenen Naturleben, mit der selbstbeschaulichen Welt in mir, mit der Bücherwelt der Dichter und Weltweisen und mit wenigen gleichgesinnten Freunden mich hinzugeben." Ein solcher Wunsch scheint im fünfundzwanzigsten Jahre und bei solcher Umgebung und Aufregung eben so natürlich, als er ein arger Mißgriff ist, und heilsam ist's, wenn die weise Vorsehung eine practische Mahnung zusendet, daß man davon abzulassen habe.

Eines Nachmittags saß ich in meinem Häuschen und studirte — da die senkrecht herabscheinende Augustsonne die Schwingen meiner Phantasie gelähmt hatte, durch dicht herabgelassene Fenstervorhänge einigermaßen vor der Brühhitze geschützt — in Kants Kritik der reinen Vernunft, einem Werke, dessen Trockenheit ich in dieser blüthenreichsten Zeit meiner Phantasie (sonderbar genug) leichter überwinden konnte, als gegenwärtig, wo die Blüthen größtentheils schon abgefallen sind und einzelne Früchte durchzubrechen beginnen. — Bei dem abstractesten Nachsinnen über die Deduction des Kausalnexus hörte ich an meiner Thüre pochen. Ich traute meinen Ohren kaum — aber es pochte zum zweiten Male. „Ein starkes Freundschaftsstück, wenn es, wie es wohl außer Zweifel, Einer der Freunde ist!" dachte ich im Herzen, indem ich mein „herein" aussprach, denn schon der Gedanke, in dieser Schmelzhitze den kahlen, schattenlosen Berg hinanklimmen zu müssen, entlockte mir schwere Schweißtropfen.

Der Besuch trat ein; aber es war keiner meiner jungen Freunde, es war ein alter Herr, offenbar schon nahe an den Siebenzigen, von ziemlich kleinem, aber gedrungenem Wuchse und gutgefärbten freundlichem Gesichte, unter dessen Rosenröthe die unzähligen kleineren und größeren Runzeln auf demselben für den ersten Anblick verschwanden, wie etwa die Furchen eines Gartenbeetes unter dessen Blumenüberzuge. Seine Kleidung durfte man,

ohne eben bei der Beurtheilung das neueste Pariser-Modejournal vor Augen zu haben, seltsam nennen: er trug auf dem Haupte eine zwischen Lila- und Gummiguttgelb schillernde Perrücke, am Halse eine mit, im Reiche der Mode längst verblühten großen Blumen überdeckte Binde, eine mit alten Stickereien, welche bereits von erhabener in flache Arbeit übergingen, geschmückt gewesene, bis an die Schenkel herabschlotternde Weste, einen altmodischen zimmetfarbigen Gallafrack mit goldübersponnenen Knöpfen, kurze Beinkleider von halb verschossenem, von Dunkelblau in's Bräunliche hinüberspielenden Sammt, rosenfarbige Seidenstrümpfe und schwerfällige Schnallenschuhe von altem Kaliber. In der einen Hand trug der seltsame Gast ein dickes, aus Alter verschrumpftes spanisches Rohr mit abgegriffenem goldenen Kopfe, unter dem anderen Arme einen ungeheuren Quartband Manuscript, welcher letztere Anblick mir bedrohlich schien und mehr Besorgniß einflößte, als die ziemlich stämmige Waffe in der anderen Hand.

Ich faßte mich jedoch schnell und meine stumme Frage war, welcher Veranlassung ich die unerwartete Ehre seines Besuches verdanke. „Ich hörte, Sie sind ein Freund der Poesie," begann mein alter Herr mit einer Zutraulichkeit, welche so recht vom Herzen kam und wieder zum Herzen ging, „und wenn Sie denn wirklich ein Freund der Poesie zu sein belieben, so wird es Sie ohne Zweifel interessiren, von meinen Poemen einige anzuhören."

Ich gestehe, daß in dieser ersten Anrede Zweierlei mich unangenehm traf: erstens die Wiederholung des bereits Gesagten oder eigentlich, um recht kantisch zu sprechen, die Übersetzung eines und desselben Satzes aus der kategorischen in die hypothetische Form, ferner, daß er mich nur als Freund der Musen und nicht als Bruder im Apoll begrüßt hatte. Indessen verbiß ich meinen leisen Schmerz darüber und rückte ihm einen Stuhl zurecht, worauf er ohne weitere Umstände an meinem Studiertisch es sich bequem machte, und, während ich ihn meiner Theilnahme an seinem poetischen Wirken versicherte — und in der That hatte seine Seltsamkeit mein Interesse angeregt — in dem mit alterthümlicher, aber netter eigener Handschrift eng überdeckten dickleibigem Quartbande herumblätterte, um mir aus der reichen Sammlung, an welcher er einen großen Theil seines Lebens hindurch gearbeitet, die schönsten und erhabensten Stücke auszuwählen. Ich schielte über seinen Rücken in das weitläufige Inhaltsverzeichniß und sah, daß die voluminöse Sammlung in etwa zwanzig bis vierundzwanzig reichlich ausgefüllte Bücher eingetheilt war, deren jedes Lob- und Preisgesänge auf einen überirdischen oder weltlichen Gegenstand, von dem ewigen Weltenvater bis auf den Weingott herab, enthielt, und in dieser äußeren Form einigermaßen, wenn auch im Inhalte nicht im Geringsten, an den Schematismus der Göthe'schen Gedichte in ihrer letzten Zusammenstellung erinnerte, wie ja

alle alten Leute, wenn auch noch so verschiedener Art, irgend eine Ähnlichkeit unter einander haben.

„In dem ersten Buche, Hymnen an die Gottheit enthaltend, sind meine erhabensten Stücke," begann er endlich, sich mächtig räuspernd, „und ich zweifle nicht, daß Sie, als Freund und Kenner der Poesie, daran Geschmack finden werden." Und so las er mir denn nach einander zwei bis drei Hymnen an die Gottheit vor. Ich müßte lügen, wenn ich dadurch erbaut worden zu sein, behaupten wollte; aber gerührt wahr ich in That davon, und zwar erstens über den Irrthum eines so alten, und daher zuverlässig nicht mehr zu dem **nosce te ipsum** zu gelangen bestimmten Mannes, welcher sich steif und fest für einen Sohn Apolls ansah; dann über die mir so seltene Erscheinung, daß in einem so verknöcherten bejahrten Wesen sich der Sinn, wenn auch nicht die Fähigkeit für die Poesie so lebendig erhalten hatte. Die Gedichte: **sit venia verbo**, waren nicht etwa aus der Gottsched'schen Schule, welche im Vergleiche mit ihnen viel zu modern erschien, sie waren offenbar spätestens in Hoffmannswaldau-Lohenstein'scher Manier. In den theologischen Hymnen sang unser Poet ungefähr, denn die wörtlichen Stellen sind mir entfallen.

„Ich spanne Pegasum vor dem Eliaswagen,
Daß er mich, schnaubend, mag empor zum Himmel tragen.
Sanct Peter, öffne schnell, o öffne mir das Thor;
Ich komm', begeistert fromm. Schleuß' auf! Ich fahre vor."

Aber auch die Reize seiner Herrin, die er wohl vor vierzig Jahren angebetet haben mochte, sang der alte Herr nicht minder begeistert, wie z. B.

„Phyllis, wen der helle Brand Deiner Flammenaugen trifft,
Sinkt zu Deinen Fußen hin, wie gelähmt von raschem Gift.
Lindre Deiner Blicke Glanz mir zu sanften Liebeskerzen,
Daß sie Leben, statt dem Tod', spenden Deines Schäfers Herzen."

Auch zu Bacchus Preise sang der alte Alpenapoll, wenn auch nicht so graziös wie Anakreon:

„Heute, Freunde! soll mein Becher
Bis zum Rand' voll stets mir blinken,
Bis begeist'rungsvoll der Zecher
Unter'n Tisch mit ihm wird sinken!"

Und so war der alte Schalk, wie voll gereimter Moral, eben so voll Liebespossen und Trinkschwänke, und bei Allen dem fehlte seinen Gedichten nur eine Kleinigkeit — die wahre Poesie.

Ich genoß bei dem sonst wenig genußreichen Zuhören wenigstens die ergiebigste Erfrischung und Abkühlung in der glühenden Sommerhitze, denn kalter Schweiß rann mir, nachdem ich ein halbes Stündchen zugehört hatte,

über den Rücken herab und ich fand es endlich gerathen, meines Rapsoden zügelloser Begeisterung durch das Bedauern einen Kappzaum anzulegen, daß nachmittägige Amtsgeschäfte in der Stadt mich verhinderten, an dem frischen Alpenquell seiner Gesänge mich heute noch länger zu erlaben. Zufrieden, eine halbe Stunde lang ruhig angehört worden zu sein — ein Glück, welches ihm, im Vorbeigehen gesagt, wohl seit zehn Jahren nicht begegnet sein mochte — packte der gute Alte zusammen und nahm mir, um sich des neuen Zuhörers nur völlig zu versichern, zugleich das Versprechen ab, ihn an einem bestimmten Nachmittage zu besuchen, und in seiner Gesellschaft sowohl einige Gläser Punsch, sein Lieblingsgetränk, als auch noch einige andere seiner ausgewählteren Gesänge zu genießen. Nur mit Mühe brachte ich, als er für heute von mir Abschied nahm, Namen, Stand und Wohnung aus ihm heraus, denn auf solche prosaische, unwichtige Dinge kam er ungern zu sprechen: er hieß X***, war früher Lycealprofessor und zwar eines trockenen, durchaus unpoetischen Brodstudiums gewesen, und hatte auch nebenbei schöne Äcker, Weingärten, Landhäuser und Geldgefälle, so wie endlich ein Weib und Kinder besessen; Letztere aber waren ihm bis auf eine einzige Tochter gestorben; der weltliche Besitz jenes war ihm, nachdem er sein Lehramt aus immer wachsendem Ekel gegen alle trockenen Dinge und immer wachsender Liebe zur Poesie an den Nagel gehängt, eben so unbemerkt, als treulos entwichen, bis auf eine seine geringen Bedürfnisse sichernde Rente und ein altes Haus mit einem Garten in der Vorstadt, wo er mit seiner Tochter und einem Dienstboten hauste. Nachdem er mir dieß auf meine Frage treuherzig mitgetheilt, wackelte er, sein Manuscript unterm Arme, wieder über meinen Schloßberg hinab, herzensvergnügt, mir übermorgen, denn das war der verabredete Tag unserer Zusammenkunft, wieder vorlesen zu dürfen.

(Den Schluß im nächsten Blatte.)

Notizenblatt.

Aus unserer Zeit.

(Edle Jugend.) Am 2. d. M., als dem Allerseelentage, feierten die vorjährigen Schüler der 2. Hum. Classe am k. k. akademischen Gymnasio das Andenken ihres am 14. Juni d. J. verstorbenen Professors, Franz X. Rahrhofer, Sub-Directors am k. k. Stadt-Convicte, auf dem Friedhofe vor der St. Marxer-Linie, wo sie dem um die Jugend verdienten Lehrer ein schönes Denkmahl setzen ließen. — Eine solche Erinnerungsfeier von Schülern, welche bereits in eine andere Lehranstalt übergetreten waren, ist ein trostreiches Zeichen in einer Zeit, wo erwiesenes Gutes so leicht und schnell vergessen wird; und aus Jünglingen, welche eines edlen Lehrers sich auch dann noch erinnern, wo dessen Einfluß und Wirkung geendet, werden gewiß brave und tüchtige Männer erstehen. E.

(Es gibt gute Menschen an allen Orten und zu jeder Zeit.) Wie empfänglich der Sinn des Wieners für Wohlthätigkeit ist, davon hat die Wirkung

des, S. 1295 in diesen Blättern über Spiridion Jowitsch hinterlassenes Werk gegebenen kleinen Aufsatzes wahrhaft wohlthuende Beweise geliefert. Männer aus den höchsten Ständen kamen in Person zu den Pflegern des Geschiedenen hinauf und bewiesen ihren Antheil auf die edelste und herzlichste Weise, welche die unerwartete Abnahme des Werkes noch weit überwieget. Wer könnte an dem Siege des Guten verzweifeln, wo noch so viele Humanität, so viele Herzensgüte in allen Reihen des Volkes! E.

(Die Kinderbewahr-Anstalt zu Margarethen.) Diese wohlthätige und musterhaft geleitete Anstalt feierte am 4. d. M. das Namensfest ihrer durchlauchtigsten Beschützerin, der Kaiserin-Mutter. Es war ein erfreulicher Anblick für Alle, Kinder und Kinderfreunde! Die Versammlung eine zahlreiche Familie. Die Kinder festlich gekleidet, um das Bild ihrer Wohlthäterin gereiht; die übrigen Anwesenden, sämmtlich Kinderfreunde, dieselben überwachend, sich mit ihnen freuend und besprechend. Es wurden einstweilen die Handarbeiten, womit die Kleinen wechselweise beschäftiget waren, den Gästen zur Ansicht geboten. Strickarbeiten von einfacher Art, aus Baumwolle geflochtene Schnüre, so wie einige Strohhüte. Alle diese Arbeiten waren in einem für dieses zarte Alter sehr gelungenen Zustande. Da auch einige der Kleinen vor unseren Augen ihre Kunstgriffe zeigten, so konnte man leicht bemerken, wie gerne sie sich damit beschäftigen. Es ist erstaunlich, wie Kinder von 4 und 5 Jahren die Stricknadeln und ihre Gabeln zum Schnurmachen so sicher und geläufig behandelten, Andere das gewöhnliche rauhe Stroh in geschmeidige Börteln flochten. — Die Prüfung begann mit einem kindlichen Morgengebete, worauf die Kleinen in einem Gespräche über Gott und seinen Willen durch ihre richtigen Antworten, schlagenden Sprichwörter und Erzählungen bewiesen, daß sie den allmächtigen, gütigen Vater bereits kennen, und wissen, was sie thun oder unterlassen müssen, um ihm zu gefallen. Christoph Schmid's Gedicht: „Die Unschuld," von einem 4jährigen Mädchen mit Wahrheit und Gefühl vorgetragen, und ein Lied: „An den Schutzgeist." schloß diesen natürlich religiösen Theil. Eben so konnte jeder Kenner in der darauffolgenden Abtheilung einsehen, daß die Kinder nicht bloß mechanisch abgerichtet werden, sondern von jedem Worte überzeugt sind. Denn sie gaben z. B. genau die einzelnen Bestandtheile jedes Buchstaben an, und sprachen jede beliebige Sylbe richtig aus, ohne erst die Buchstaben zu nennen. Ich glaube, daß es auf diese Art möglich wäre, jedes Kind von 5 und 6 Jahren lesen zu lehren. Welcher Gewinn für die Menschheit! — Menschenfreunde gaben bei dieser Gelegenheit thätige Beweise ihres Wohlthätigkeitssinnes; viele arme Kinder wurden gekleidet, mit Geld und andern nützlichen Geschenken unterstützt. — Lassen Sie uns redlichen Antheil nehmen an Allem, was die Bildung und Veredlung des Menschen in allen Richtungen fördert! M.

Miscelle.

— Die Leipziger „Modenzeitung" erwähnt eines seltsamen Heirathsgebrauches bei den Wiawis, einem mächtigen Volksstamme in Cabul, dem Gebirgslande zwischen Persien und Indien, welcher von denen der meisten orientalischen Völkerschaften verschieden ist. Denn hier wählt sich das Mädchen selbst ihren Mann, und zwar auf folgende Weise: Sie schickt einen Tambour ab, der dem ihr gefälligen Manne ein Tuch mit der Nadel, der sie sich zum Aufstecken ihrer Haare bediente, an die Mütze heften muß. Dieser entledigt sich bei einer passenden Gelegenheit seines Auftrages,

indem er zugleich das Mädchen nennt; und der so Erwählte ist nun verpflichtet, das Mädchen sogleich zu heirathen, wenn er anders ihrem Vater den Preis bezahlen kann, den er für sie verlangt T.

Natur und Leben in unserem Himmelsstriche.

In der Mitte dieses Monats, welchen die Bewohner vom nördlichen Abhang der Alpen und dem rechten Ufer der Loire bis zur Nord- und Ostsee hin mit Recht den traurigen nennen, wird es bei der allgemeinen Stille auf der Flur in den Wäldern und Hainen laut; zuerst erklingt das Beil des Holzhauers und das Knarren der Wägen, welche die zubereiteten Stämme und Klötze nach den Sammelplätzen fördern; dann knallt die Flinte des Jägers, welcher das Wildschwein, nach langen ruhigen Tagen verfolgt, einkreiset, mit Tüchern vorjagt, um es mit dem Fangeisen anlaufen zu lassen, Netze stellt, oder in grausamer Jagdlust mit Hunden hetzt und auf eine für ihn selbst lebensgefährliche Weise mit dem vorgehaltenen Hirschfänger erlegt; endlich kömmt er an das friedliche und schüchterne Reh, das nach langer Jagd durch den Wald, von vielen blutgierigen Hunden verfolgt, röchelnd niederstürzt, glücklich noch, wenn das tödtende Blei der langen Angst mit kurzem Todeskampf ein Ende gemacht. Allein nicht bloß die überlegene Gewalt, auch die List beginnt den Kampf mit den Bewohnern des Waldes. Dem klugen Fuchs zeigt sich ein noch klügerer Feind, der ihm Gruben gräbt oder Fangeisen stellt; den räuberischen Marder, Iltis und wilde Katzen, welche den Sommer über so manchen geflügelten Waldbewohner im Nest überrascht und grausam erwürgt, sieht man der Vergeltung heimfallen, und ihr zischender Todesruf fliegt durch den entlaubten Hain, ohne daß Thier oder Mensch die Warnung entnähme: „wie Böses dem Bösen folge, und schlechte That mit schlechtem Ende sich strafe.“

Vom 14. November an nimmt der Tag nur mehr um Eine Stunde noch ab; die geschwundene Kraft der Sonne zeigt ihren Einfluß auf unsern Himmelsstrich. Wenn die Temperatur der Wärme den Gefrierpunct einmal erreicht hat, liegt die Natur mit dem Menschen im Kampfe. Nur sein Verstand, seine Erfindungsgabe und Betriebsamkeit schützen ihn gegen das Verderben, welches ein ununterbrochener Aufenthalt im Freien über ihn bringen müßte. Aber da hat er wärmende Kleider erfunden, bequeme Wohnungen erbaut, in welche er durch zauberische Künste die Wärme des Frühlings bannt; ja, in die Gemächer der Reichen haben sich sogar duftende Blumen geflüchtet, während draußen, vor den spiegelnden Fenstern Alles im Eise starrt. So ist der Mensch im Gefühl seiner geistigen Macht unbesorgt und mit rauschender Freude beschäftigt, indessen die Schrecken des Winters vergeblich das verwahrte Haus, gleichwie der Wolf die verwahrte Hürde, umschleichen. Die furchtbare Gewalt der Winter-Natur malt Thomson in seinem unsterblichen Gedicht. — Wir schließen mit der hierher passenden Stelle aus einer freien Übertragung vom Dr. H. Fick, welcher „Thomson's Winter“ nächstens der Presse zu übergeben gedenkt:

„Wie nun der Schnee sich häuft, und Leben tödtend haucht
Des Winters scharfer Odem durch die schwere Luft:
Da steht der Hirt auf eigner, wild verkehrter Flur
Verwirrt und fremd — sieht and're Hügel, unbekannt
Und freudenleer enlragen — andre Scenen noch
Von grausem Anblick, öd' die pfadelose Flur.
Er sieht den Fluß nicht mehr, den Wald verborgen nun
In ungestalter Wüste, und wandert traurig fort
Von Berg zu Thal, und mehr und mehr des Weges irre;
Mit ungeduld'ger Hast schweift er durch Windes Wehen,
Verwundet durch der Heimat sehnende Gedanken.
Des Heimweh's langer Schmerz ruft seine Kraft hervor
Zu manchem Fehlversuch. Wie sinkt des Armen Muth!
Und Schrecken, schwere Angst, Verzweiflung füllt die Brust,
Wenn ihn der dunkle Fleck, den seine Sehnsucht als
Sein fernes Hüttchen malt, kaum ragend aus dem Schnee,
Ihn treulos in der Wüste Schreckensmitte führt,
Fern von der Segensspur und frohem Herd des Menschen;
Wenn ihren Rabenfittich Nacht jetzt um ihn breitet,
Und jeder Sturm, der über seinem Haupte heulet,
Der öden Wildniß neues Grausen nun verleiht.
Dann drängt der Schrecken Heer in seine Seele sich,
Die seine Phantasie ihm, bang geschäftig, schafft
Von überdeckten Gräben, unergründlich tief,
Und trügerischen Sümpfen, über Frostgewalt
Des Abgrunds grauser Schlucht, geebnet sanft mit Schnee.
Was Land, ist unbekannt und unerforschet, noch
Was Wasser in dem Moor und ungefrorner Lache,

Und wo die warme Quelle unterirdisch kocht —
Dieß hemmet seinen Pfad und seine scheuen Schritte;
Und nieder sinkt er in der ungeheuern Öde,
Sich denkend allen Schmerz und Bitterkeit des Todes.
Die eigne Pein noch mehrend, jagt der Seinen Bild
Der Pulse letztes Blut zur Brust des Sterbenden,
Fern von der Gattin, Kinder, von der Freunde Trostesblick.
Vergebens, liebevoll, bereitet ihm das Mahl
Die treue Gattin jetzt, des Feuers frohe Glut,
Den warmen Polsterstuhl, gerückt zur Lieblingsstelle.
Vergebens rufet nun der Kleinen holde Schaar
Des Vaters theuern Namen, ausblickend in den Sturm,
Mit unschuldsvollen Thränen. Ach! Alles ist umsonst!
Nicht Weib, nicht Kinder soll er mehr erblicken,
Nicht Freunde, nicht den heil'gen Herd! Jedwede Nerv'
Erpacket grimm des Winters eis'ge Todeshand,
Erstarret das Gefühl, und, über jeden Puls
Und jede Lebensfieber kriechend, kalt streckt sie
Ihn leblos in den Schnee, ein Leichnam, starr und steif
Und bleichend in des Nordes rauhem Toben."

Rückblick in die Vergangenheit.

Am 18. November 1577 wird Peter Paul Rubens, einer der größten Maler seines und aller Jahrhunderte, mit Recht der Fürst der niederländischen Schule genannt, zu Cöln geboren. Sein Vater hatte ihm eine sorgfältige Erziehung geben lassen, während ihn Otto Vernius, welcher den edlen, hochherzigen Jüngling eben so wegen seiner Tugenden, als wegen seines Fleißes und bewunderungswürdigen Talents lieb gewann, in die Geheimnisse der Kunst einweihte. Bald ward Rubens größer als sein Meister. Er besuchte Italien und verewigte sich, wohin er kam, durch seine Meisterhand. 1609 heirathete er Isabella Grant, welcher zu Liebe er sich in Antwerpen ankaufte, wo er bis zu seinem Tode (1640) verblieb. Viele Gemälde, die für die seinigen gelten, ließ er durch seine Schüler malen und vollendete sie dann durch seine Meisterhand. Daher ist es nur sehr geübten Kennern möglich, zu beurtheilen, was ganz Rubens Eigenthum, und was sein und seiner Schüler gemeinschaftliches Werk ist. Mit größter, fast gleicher Geschicklichkeit, malte er Landschaften, Bildnisse, Thiere, Blumen, Früchte und Geschichte. Nur selten fehlte er gegen die historische Richtigkeit; denn innigst vertraut mit den größten Geschichtschreibern und Dichtern fast aller Nationen und Zeiten, vereinigte er die sorg'ältigste Beobachtung der Natur, der alten und neuen Kunst mit der scharfsichtigsten und richtigsten Beurtheilung. Vielleicht hat kein Maler ihn in der Fertigkeit, die menschlichen Leidenschaften darzustellen, erreicht; gewiß hat ihn Keiner übertroffen. Genau und mit der höchsten Feinheit und Richtigkeit bezeichnete er Alter, Geschlecht und Stand seiner Figuren, und wußte jeder derselben, es mochten Götter oder Menschen, Helden oder Schäfer sein, ihren eigenthümlichen Charakter zu geben. Weniger, als in den Gemälden Raphael's, herrscht in den seinigen das Sanfte und Liebliche, aber die Flamme der Begeisterung, welche in seinen Darstellungen sich so kühn, kraftvoll und lebendig ausspricht, setzt den Beschauenden in Erstaunen und Bewunderung. Unsere Freunde sollten nicht versäumen, von den herrlichen Schöpfungen dieses Mannes jene, welche im k. k. Belvedere zu Wien prangen, öfter zu sehen und zu studiren. Die hochberühmte „Abnahme des Heilandes vom Kreuze," welche er für die Kathedralkirche in Antwerpen gemalt, dann die „Besessenen." dürften als unerreichte Wunder der Kunst angestaunt werden. — Daß ein solcher, mit allen Fächern des menschlichen Wissens vertrauter, mit einem schönen Äußern, einer hinreißenden Beredsamkeit, einem Alles umfassenden Genie, den liebenswürdigsten geselligen Talenten und Tugenden, und mit einem durchdringenden Scharfblick, durch Natur und eigene Ausbildung reichlich ausgestatteter Mann auch auf dem politischen Schauplatz eine bedeutende Rolle spielen und nützlich sein könnte, wußte der Erzherzog Albert und empfahl noch auf dem Todbette seiner Gemahlin, der Infantin Isabelle, sich in wichtigen Fällen seines Rathes zu bedienen. Rubens schloß 1630 den Frieden zwischen Spanien und England ab und ward von dem Könige von England auf eine sehr ehrenvolle Weise zum Ritter geschlagen. — Rubens führte unter allen diesen vielfachen Geschäften ein sehr einfaches und regelmäßiges Leben. Seine Nebenstunden widmete er dem Umgange mit einigen geistreichen Freunden, die zu ihm kamen; denn er selbst besuchte bloß Nothleidende, um ihnen wohl zu thun. Die übrige Zeit theilte er zwischen dem Studium und der Ausübung seiner Kunst und den Wissenschaften.

Hierzu die besondere Beilage.



zu № 139 des Oesterreichischen Zuschauers.

Aus dem Gebiete des häuslichen Lebens *).

Gegenseitige Pflichten der Ehegatten.

Wir besitzen zahlreiche Regeln für das Betragen junger Frauen von allen Ständen, und wenn die Welt nicht mit guten Weibern angefüllt, so ist es wahrlich nicht aus Mangel an Rath von bejahrten Frauen zu ihrer Zurechtweisung. Aber, obgleich das Glück des Ehestandes wenigstens eben so sehr von dem Betragen des Mannes, als dem der Frau abhängt, so ist doch unseres Wissens bisher noch kein Unterrichts-Codex für die Erstern erschienen. Unsere Literatur hat einen Überfluß an Erzählungen, welche die Ergebenheit und Liebe von Frauen gegen ihre unwürdigen Männer schildern, die ihre Zärtlichkeit mit Rohheit vergalten, und nicht nachließen, bis sie das Herz, dessen liebenswürdige Gefühle sie genährt und mit gleicher Liebe belohnt haben sollten, entweder gebrochen, oder ihre Schlachtopfer endlich durch Verzweiflung eben so lasterhaft und verworfen wie sie selbst gemacht hatten. In neun Fällen unter zehn, wo die Verbindung unglücklich ausschlägt, hat der Mann die Schuld. In den mittleren und niederen Classen des Volkes insbesondere ist es nur zu oft Mangel an Klugheit von seiner Seite, welche so viele Familien unglücklich macht. Von den Vielen, die ihren guten Ruf, Gesundheit und Vermögen durch Unmäßigkeit zerstört haben, würde vielleicht der größte Theil gerettet worden sein durch Beachtung der Ermahnungen ihrer Frauen. Doch mit diesen zahlreichen und unläugbaren Thatsachen vor Augen, ist es noch keinem Schriftsteller eingefallen, solche Übel zu verhindern durch Schilderung und Einschärfung der Pflichten desjenigen Theils, aus dessen Mißverhalten sie hauptsächlich entspringen. Wir glauben daher einen Theil des Raumes unseres Blattes nicht nutzlos mit einem so höchst wichtigen Gegenstand auszufüllen.

Um das Glück des Ehestandes zu sichern, muß der Mann vor Allem sich bemühen, sich des vollkommenen Vertrauens seiner Frau zu versichern. Er muß alles Zurückstoßende aus seinem Benehmen gegen sie verbannen, und mit ihr auf so unge-

*) In dem Verfalle des häuslichen Lebens erkennt der beobachtende Menschenfreund die Krebskrankheit mit ihren unsäglichen Übeln, welche an dem Glücke der gegenwärtigen Generation zehrt, den Sinn der Menschen einem unbefriedigenden Außenleben und jämmerlichen Flitter zugewandt und die Grundsätze wahrer Moral und innerer Charaktergüte auf eine beunruhigende Weise erschüttert hat. Periodische Schriften, die ein wahrhaft humanes Ziel erreichen wollen, können nichts Zeitgemäßeres liefern, als im edlen und verständigen Geiste geschriebene Aufsätze, welche den Sinn für das häusliche und innere Familien-Leben in allen Richtungen fördern. Beherzigenswerth sind daher obige Worte eines unserer neu gewonnenen Mitarbeiter, der nach einem langen Aufenthalte in London, wo er in den ersten brittischen Journalen Beweise seines Talentes niedergelegt, diese Zeitschrift mit manchem gemüthlichen und gemeinnützigen Aufsatz bereichern wird. Der Red.

zwungenen und freundschaftlichen Fuße leben, daß sie nie entmuthigt wird, ihm Alles mitzutheilen und ihn in Allem um Rath zu fragen, in den unbedeutenden sowohl, als den wichtigeren Angelegenheiten des Lebens. Wenn ein Weib zu Hause kein Mitgefühl in ihrem Kummer, ihren Sorgen und Befürchtungen findet, so wird sie es auswärts suchen — sie wird ihre Kümmernisse Bekannten mittheilen, und sich in Verlegenheiten deren Rath erholen, ja vielleicht in Dingen einer delikaten Natur, die von einem Fremden nicht gehörig gewürdigt werden können, und daher auch nicht dem Ohre eines Solchen anvertraut werden sollten. Das Glück einer Familie wird so in großem Maße von einer Person abhängig gemacht, die kein Glied derselben ist, und, sei sie noch so klug, kein lebendiges Interesse für die Erhaltung ihres Friedens hat, und wahrscheinlich eher Partei machen und feindselige Gefühle ermuntern, als die Pflicht wechselseitiger Schonung einschärfen wird.

Die Pflicht des Mannes ist daher: in dem Gemüthe seiner Gattin eine gänzliche Zuversicht auf seine Liebe zu befestigen, und eine vollkommene Überzeugung, daß er nach allen seinen Kräften ihr Glück zu befördern wünscht. Er halte es nicht unter seiner Würde, sich für ihre häuslichen Einrichtungen zu interessiren; dadurch wird er sie überzeugen, daß ihre mannigfaltigen Bemühungen, die Heimat angenehm zu machen, nicht ungewürdigt bleiben; dieß wird ihre Thätigkeit verdoppeln und dieselbe ihr noch leichter vorkommen. Da er den größten Theil des Tages entfernt ist, so darf er sie nicht in den Stunden der Muße, wo er frei von Geschäften, seiner Gesellschaft berauben. Ein Mann kann sich nicht im Schooße seiner Familie gänzlich von der Welt abschließen; noch kann er seine Frau immer mit sich herumschleppen; aber er darf sich nicht erlauben, sich um einer leichtfertigen Ursache willen ihrer Gesellschaft zu entziehen. — Eine Frau hat viele einsamen Stunden, und wenn sie, nachdem sie ihre ganze Sorgfalt auf die Führung ihres Haushaltes verwendet, und nun sehnsuchtsvoll der Heimkehr ihres Gatten harret, in der Hoffnung, sich einiger Stunden traulicher Unterhaltung zu erfreuen, wenn sie jeden nahenden Fußtritt vergebens belauscht, so ist dieß eine grausame Täuschung. — Eine der größten Vergehungen, deren sich ein Mann schuldig machen kann, ist die Gewohnheit, bis spät in die Nacht auszubleiben, was, ob sie gleich nicht auf das gewöhnliche Sündenregister des bürgerlich-gesellschaftlichen Lebens gesetzt wird, eine der ruchlosesten Handlungen ist. Die Seelenangst so mancher trefflichen Frau, veranlaßt durch diesen schändlichen Gebrauch, kann nur der sich vorstellen, der schon Zeuge davon war. Dort am erkalteten Ofen — das Licht niedergebrannt bis auf ein Stümpfchen — das öde, schweigende Zimmer, bestreut mit den Spielwaaren und Geräthen der Kinder, die schon seit Stunden zu Bett gebracht — dort, inmitten dieser häuslichen Zerstörung sitzt die sich abhärmende, verzweifelnde Frau, mit zerknirschtem Herzen, die Stunden zählend und in ihren wirren Gedanken überzählend, wie oft sie so verlassen worden, und das weit größere Elend vorhersehend, welches das wüste Leben ihres Gatten ihr bereitet. Und für was, fragen wir, hat der Herr des Hauses seine Heimat so verlassen? — Für die Gesellschaft von hohlen Freunden, unbedeutenden Bekannten, vielleicht Trunkenbolde oder Spieler, deren witzlose Späße und Zotten die Versuchung sind, welche ihn zum Opfer seines guten Rufes, Vermögens, der Achtung der Welt und der Selbstachtung reizt! Nur eine Frau, die Prüfungen dieser Art bestanden hat, kann die aus einem solchen Leben der Thorheit und Ausschweifung erfolgenden Gräuel gehörig verstehen.

Jeden gefühlvollen Leser muß die schöne Entschuldigung ergetzen, welche ein großer englischer Gelehrter, Sir Thomas More, machte, warum er ein gewisses Werk nicht früher herausgebe? Sie zeigt uns, für wie wichtig jener große Mann eine aufmerksame Beobachtung dieser Lebenspflichten hielt. „Da fast der ganze Tag," sagte er, „Geschäften auswärts, und der Rest meiner Zeit meinen häuslichen Pflichten gewidmet ist, so bleibt nichts für mich, das heißt meinen Studien, übrig. Denn, wenn ich heim komme, da habe ich mit meiner Frau zu sprechen, mit meinen Kindern zu kosen, und mit meinen Dienern zu richten. Alle diese Dinge zähle ich zu den Pflichten des Lebens; denn, wenn ein Mann nicht ein Fremder in seinem eigenen Hause sein will, so muß er durch jedes ihm zu Gebot stehende Mittel sich bestreben, sich jenen Gefährten seines Lebens angenehm zu machen, welche die Natur ihm zutheilte, der Zufall ihn finden ließ, oder die er sich selbst gewählt hat."

Der Mann gewöhne sich nicht an, Entschlüsse zu machen, ohne zuvor seine Frau zu berathen, und ihr dann sein Vorhaben plötzlich mitzutheilen, auf die Art, wie er gelegentlich einem Fremden einen Plan mittheilen würde, dessen Ausführung er auf den Punct ist zu beschließen Obwohl solche Entschlüsse mit Weisheit gefaßt seien, der Beschluß einer Maßregel ohne ihre Theilnahme spricht immer fur einen Mangel an Vertrauen in ihre Liebe und ihr Urtheil, und muß sie unfehlbar sehr betrüben und entmuthigen. Wir wollen einräumen, daß es Dinge gibt, von denen der Mann der befugteste Richter ist, und daß seine Frau zur Verbesserung seiner Pläne nicht helfen kann, dennoch sollte sie so viel als möglich damit bekannt gemacht werden, so wie mit den Gründen dazu; denn es ist nicht mehr als billig, daß das Weib die Zufriedenheit theile, zu wissen, was ihrem Manne Vortheil bringen soll. Was die Behauptung einiger Schriftsteller betrifft, daß die Weiber nicht geeignet sind, daß man ihnen wichtige Geschäfte anvertraue, so mag sich dieß bewährt haben in dem Falle, welcher diese Bemerkung veranlaßte, nämlich, wo der Gegenstand eine lange Reihe berechnender Schlauheit erforderte, oder wo das Geheimniß den Ohren eines Weibes anvertraut worden, von dem fast in keinem Falle Treue zu erwarten war. Wenn die Absichten eines Mannes schlecht sind, so sichert er sich am besten deren Erfolg, wenn er sie Niemanden enthüllt — am wenigsten Weibern — denn wie kann er ihnen trauen, wenn sie verderbt sind? — Und sind sie aber nicht ganz verhärtet in Gottlosigkeit, wie viel weniger kann er ihnen dann vertrauen, da sie ein weit zarteres Gewissen als Männer haben, und immer mehr zur Reue geneigt sind als er? — Wenn aber ein Mann in der Welt durch rechtliches, ehrenwerthes Verhalten fortzukommen wünscht, dann kann er keinen besseren Rathgeber, als seine Frau haben; ihr Verstand ist vielleicht nicht männlich genug, um den Gegenstand in allen seinen wichtigeren Beziehungen zu erfassen, aber in den geringeren Details der Anordnung zeigt sich ihr Rath vielleicht von unschätzbarem Werthe.

Ohne einen beständigen und rückhaltlosen Austausch der Gesinnungen kann keine beständige und vollkommene Herzlichkeit aufrecht erhalten werden; und wenn die Angelegenheiten der Frau bloß ruck- und stoßweise mitgetheilt, und vielleicht nie mehr als zur Hälfte erklärt werden, und sie so glauben muß, daß man ihrer Einsicht und Verschwiegenheit mißtraut, dann wird sie um so geneigter sein, sie auswärts zu verbreiten, indem sie sich bemüht, mit Hilfe Anderer das Verhehlte zu ergründen und in der Sympathie Anderer Trost für den Mangel an Zutrauen zu Hause suchen. — Auf diese Weise wird ein Mann allmälig „ein Fremder in seinem eigenen Hause."

Sein häusliches Betragen wird mit derselben zurückhaltenden Vorsicht untersucht, mit der man seine öffentliche Aufführung erforscht, und da er wahrscheinlich nicht gleich bemüht ist, dort einen günstigen Eindruck zu machen, so muß er verhältnißmäßig weniger liebenswerth erscheinen, und da er sich dadurch seines häuslichen Glückes beraubt, so fühlt er die traurigen Wirkungen seines ungeselligen Gemüthes zuletzt in seinem eigenen Mißbehagen.

Der einsichtsvolle Erforscher der Menschen sucht dieselben gern im Familienleben auf. Wenn die Männer außer ihrem Hause sind, so bemühen sie sich (was sie auch in Wahrheit sein mögen) auf's Vortheilhafteste zu erscheinen; aber daheim sind ihre Gemüther sowohl, als ihre Personen entkleidet und in Negligé. Die Welt ist die große Schaubühne, auf der sie eine Rolle spielen: aber hinter den Coulissen kann man sie in ihrer eigentlichen Person, ohne studirten Anschein sehen. Unser häusliches Betragen ist demnach die Hauptprobe unserer Tugend und Gutmüthigkeit. — Öffentlich mögen wir eine schöne Außenseite zur Schau tragen; unsere Liebe mag nicht ohne Verstellung sein, unser Haß nicht ohne Larve; aber im häuslichen Kreise zeigt die Natur, sich selbst überlassen, ihre wahren und echten Gesichtszüge, mit unverstellter Offenheit, und die ganze Seele stellt sich dem Blicke ohne Schleier dar. Dort sehen wir Männer in all den kleinen, unbedeutenden Umständen des Lebens, die, wenn schon von dem gemeinen Beobachter übersehen, einem Manne von tieferer Einsicht über den wahren Charakter eines Ehemannes mehr Licht geben, als die auffallenderen und wichtigeren Verhandlungen desselben; weil er bei diesen mehr auf seiner Huth ist — und mit mehr Vorsicht und Kunst, als mit einfacher, ungeschmückter Natur verfährt. Um es kurz auszudrücken: „unsere gute oder schlechte Lebensart wird hauptsächlich auswärts erkannt, unsere gute oder böse Natur daheim." — Es wäre zu wünschen, daß man mehr Familiengemälde aufbewahrt und uns überliefert hätte. Die Gutmüthigkeit eines öffentlichen Beamten gereicht nur Wenigen zum Nutzen, aber ein kluger, liebevoller Familienvater hat einen allgemeineren und verbreiteteren Einfluß. Was mich anbetrifft, so bewundere ich Cornelius, den Hauptmann, mehr wegen jener kurzen Skizze seines Charakters, nämlich, daß er ein frommer Mann war, der Gott fürchtete mit seinem ganzen Hause, als wenn er als der siegreichste General, der die Gränzen des römischen Reiches erweiterte, vorgestellt worden; denn wir lernen von ihm diese Lehre: „daß der Einfluß eines frommen Beispiels, gleich der köstlichen Salbe von Aaron's Bart, herabfließt von dem Haupte der Familie, und sich verbreitet über den ganzen Körper bis zum äußersten Saume — bis zum letzten Gliede derselben."

Dr. H. F.

Redacteur und Herausgeber: J. S. Ebersberg (wohnt in Wien; Stadt, Tiefengraben Nr. 166).

№ 140.

Der Oesterreichische

ZUSCHAUER.

Für Kunst, Wissenschaft, geistiges Leben.

Montag, den 21. November 1836.

„Lerne Dich selbst kennen!" Großer und folgenschwerer Gewinn. Er sichert Dich zuerst vor dem traurigen Übel des verfehlten oder verkannten Berufes, der nicht nur Dich selbst, sondern Alle, die Dich umgeben, mit Trauer und Leid überhäuft.

Der Poet in der Einbildung.

(Schluß.)

Die in der dortigen Menschenwelt bewanderten Freunde bedauerten mich, als ich ihnen meine neue Bekanntschaft mittheilte, und nannten den guten alten Herrn einen Dämon der Unterwelt, welcher seine auserwählten Opfer, wenn sie nicht besondere magische Gegenkünste anwendeten, so lange unerbittlich zu verfolgen pflege, bis er sie zu Tode gelesen hätte. Die dortigen Kirchhöfe sollten Leichensteine solcher beklagenswerthen Schlachtopfer aufzuweisen haben. Doch trösteten sie mich mit der Versicherung, der Punsch sei gut, denn sie kannten ihn Alle aus eigenem Verkosten und hatten nach seiner kurzen Süßigkeit die lange Bitterkeit der Poemen geschlürft; Jeder konnte von sich sagen:

„Und ich Thor traute dem Hexenpunsch,
Und dachte nicht an des Vorlesers Wunsch."

Alles dieß schreckte mich nicht zurück: ich hatte von jeher eine Vorliebe für Originale — und zu solchen gehörte der alte Poet ohne Zweifel; auch war es mir von jeher eigen, allen mir nicht absolut zuwideren Menschen, wenn sie mir freundlich entgegen kommen, Gleiches mit Gleichem zu erwidern. Kurz, es ward übermorgen, und ich ging zeitlich Nachmittag zu Herrn X.

Sein abgelegenes Haus war geräumig und möchte einst, in besser erhaltenem Zustande, stattlich gewesen sein; dermalen war es von Außen und Innen verwahrlos't, die Mauern hatten Sprünge, das Dach zeigte auch von unten aus schadhafte Stellen, das Hausthor hing nicht recht in den Angeln, und das Innere glich, um es mit einem Worte zu sagen, einem öden Jagdschlößchen, das nur zur Benützung für wenige Tage im Jahre nothdürftig eingerichtet, in der Folge jedoch, da seinem Besitzer die Jagdlust vergangen, lange Jahre hindurch ganz unbenützt gelassen und daher auch in der Nachschaffung der Einrichtungsstücke vernachlässigt worden war. Ach, es lag zwischen

diesem Hause und dem Geiste seines Besitzers eine wundervolle Übereinstimmung: auch im Letzteren war der eigentliche Hausherr, die Vernunft, selbst in früherer Zeit nur wenige Tage im Jahre einheimisch, in den letzteren Jahren aber ganz abwesend und, so zu sagen, gar nicht mehr auf dieser Welt. Eine unheimliche Leere und Öde starrte mich aus den großen einsamen Gemächern an, tiefe Traurigkeit in mir erweckend, und ich konnte nicht begreifen, wie der alte Herr in diesem verzauberten Schlosse es zur Begeisterung bringen konnte, welche denn freilich bei ihm ein anderes Ding war, als was man gewöhnlich so nennt. In gleichem Maße wie das Haus, war der dazu gehörende Garten verwildert und dadurch, daß der lieben ungezogenen Natur beim Emportreiben des Unkrautes und Ausbreiten der Äste und Büsche ungehinderter Spielraum gelassen war, aus einem seiner Anlage nach recht hübschen und segenreichen Küchen- und Obstgarten mit erfreulicher Aussicht auf die Gebirgslandschaft zu einer wahren Parodie auf einen englischen Park umgewandelt worden. „Ach, wieder ein nur zu ähnliches Bild seines Besitzers!“ dachte ich im Herzen, „welcher wohl ursprünglich zu einem recht ordentlichen Familienvater und practischen Menschen angelegt war und nunmehr nichts, als — eine Parodie auf einen Poeten ist. Dabei ward mir noch unheimlicher zu Muthe, als früher im Hause, denn das Gleichniß war noch treffender und lebendiger, und in meiner Unruhe trieb ich den, mich in seinem Besitzthume umherführenden Wirth nach den Zimmern zurück, obgleich ich wußte, daß dort den geleerten Punschgläsern die schauerliche Vorlesung als Abkühlung folgen würde, wie etwa im Leben nach dem ausgeschlürften Freudenbecher der Welt — der kalte Tod.

Wir wandelten auf dem Rückwege an der Küche vorüber, wo die alte Magd, mit dem Ausspülen der Gläser beschäftigt, mir denselben kalten verachtungsvollen Blick zuwarf, womit sie mich schon beim ersten Eintreten, als ich nach dem Hausherrn fragte, empfangen und hineingewiesen hatte. Gleiche Gesinnung — nur noch schneidendere Kälte und tiefere Verachtung — las ich in den Augen der schon ziemlich bejahrten und äußerst unfreundlichen Tochter, als sie den rauchenden Punschnapf nebst zwei Gläsern vor uns auf den Tisch stellte und sich hierauf, nachdem sie einen schmerzvollen Blick auf das bereits auf sein Opfer lauernde Manuscript auf dem Tische und einen anderen vorwurfsvollen Blick auf mich, den b e w i r t h e t e n, nicht den b e w i r t h e n d e n Mäcen geworfen hatte, schnell wieder entfernte. Ich verlängerte den Genuß des Punsches nach Möglichkeit — wie etwa ein Verurtheilter das Galgenmahl vor der Execution — als aber das letzte Glas eingeschenkt wurde, beschloß ich wohl weislich, dasselbe zur Stärkung bei der Vorlesung aufzusparen — wie etwa ein unter der Tortur Ächzender von Zeit zu Zeit gelabt und bei Lebenskraft erhalten wird.

Die Vorlesung begann nun in der That und währte dießmal eine volle Stunde. Was der alte Herr eigentlich las, ist mir wahrhaftig nicht mehr gegenwärtig; ja, ich bin im Zweifel, ob ich selbst während der Vorlesung auch nur ein Wort davon vernommen, und war sonach einem durch Opium zu gänzlicher Besinnungslosigkeit Berauschten zu vergleichen, welchem der Henker vergeblich seine Daumschrauben anlegt und die spanischen Stiefel anschnürt. Das Fenster, an welchem wir saßen, gewährte denn auch eine gar zu herrliche Aussicht auf die Hochgebirge; ihre Spitzen loderten im Verklärungsglanze der untergehenden Sonne, grüngoldig glänzten tiefer unten die frischen Alpenmatten mit ihren Sennerhütten und läutenden Heerden herüber — unter ihnen schlangen dunkelgrüne Wälder ihre breiten Schattengürtel um die Hüften der Bergkolosse, und an dem Saume der Wälder blickten stattliche Dörfchen in die Thäler nieder — ach! und von den höchsten Bergspitzen bis in die tiefsten Schluchten hernieden glänzte, rauschte und jauchzte tausendfältiges Leben, und in dieser herrlichen urkräftigen Alpennatur konnte der alte Mann das Leben selbst vergessen und, so zu sagen, an den Nagel hängend, gar so kalte hölzerne Verse zusammendrechseln. Noch unheimlicher, als im Gefühle dieses Contrastes ward mir bei dem sich mir allmälig aufdrängenden Gedanken zu Muthe, daß die Magd und die Tochter mich deßwegen mit so unwilligen verachtungsvollen Blicken angesehen hätten, weil ich nach ihrer Ansicht wohl nur in der Absicht, um ihrem Herrn und Vater seinen Punsch wegzutrinken und dann mich über ihn lustig zu machen (denn was sollte ein vernünftiger Mensch hier sonst weiter beabsichtigen können?) mich bei ihnen eingeschlichen habe. Dieser Gedanke — ich gestehe es — steigerte mein Mißbehagen zur Beängstigung — ich fühlte mir die Kehle zusammengeschnürt; ich sprang rasch auf, empfahl mich für dießmal, und habe in der Folge, da mein Geschick mich durch eine überraschende Wendung in ein anderes Land führte, das Haus meines guten alten X*** nicht mehr betreten, ja ihn nicht einmal mehr gesehen.

Aber nähere Nachrichten habe ich über ihn eingezogen; er war ein sehr wohlhabender und in früherer Zeit ein recht vernünftiger Mann, von der Vorsehung bestimmt, in seinem Berufe und im Kreise seiner Familie recht nützlich zu wirken, und recht behäglich zu leben. — Die Aftermuse, welcher er sich, sie in seiner Verblendung für eine wahre Abgesandte Apollos haltend, zu unauflöslichem Bunde verschrieben, hat ihn nach und nach verleitet, seine äußeren Glücksgüter zu vernachlässigen und durch schlechte Wirthschaft zu verschleudern, seine Familie zu betrüben und unglücklich zu machen, seine Professur und mit ihr alles Gute, das er zu bewirken im Stande war, an den Nagel zu hängen und endlich vor der Welt als gänzlich unnützes

Glied der Menschheit; ja, als total verrückt zu erscheinen. — Armer alter X***, Du warst ursprünglich zu etwas Besserem berufen!

Die Poesie entferne uns nur von den Gemeinheiten des Lebens, nicht vom Leben selbst; sonst ist sie — oder vielmehr der Kobold, der sich für die Muse ausgibt — ein Irrwisch, welcher uns in Sümpfe und Abgründe verlockt und nicht der Stern am Himmel, welcher uns — wie einst jener Komet die Weisen des Morgenlandes — dem irdischen und ewigen Lebensheile entgegenleitet! Eduard Silesius.

Frohsinn.

Was kümmert mich wohl Gut und Gold,
Was kümmern Würden mich und Rang?
Was Titel und was Ehrensold,
Und was des Ruhmes hohler Klang?

Das Gold klingt nur die Sorgen wach,
Es schwindelt mir auf steilen Höh'n;
Der Lorber welket nach und nach,
Und Ruhmes Schall wird auch verweh'n.

Der Geiz'ge thürmt das Gold zu Hauf';
Und schließt er kaum die Augen zu,
Schreckt ihn ein Traum von Dieben auf:
Ei Dank! ich schlafe gern in Ruh'.

Der steigt auf Stufen hoch und hoch,
Und späh't hinauf und blickt hinab,
Und denkt: „Nur Eine Stufe noch,"
Und ach! da fällt er in sein Grab!

Da hab' ich leichter mir's gemacht:
Ich stürz' in's Leben froh hinein;
Viel schöner, als in Kist' und Schacht,
Glänzt in dem Glas' der gold'ne Wein.

Ich werde nicht vom Hermelin',
Vom Stern nicht, auf die Brust gestickt,
Und nicht von meiner Börs' Gewinn,
Auch vom Gewissen nicht gedrückt.

Dem Tod selbst reich' ich froh die Hand;
Heißt er mich steh'n im Freudenlauf,
Verlass' ich hier ein schönes Land,
Ein schön'res schließt sich dann mir auf!

F. J. Schaffer.

Der Geizhals.

(Fabel aus dem Englischen.)

Nachdem ein sehr reicher Geizhals gestorben und begraben war, langte er am Ufer des Styx an. Hier forderte Charon von ihm den Fuhrlohn für die Überfahrt; als der Geizhals — aller Gegenvorstellungen ungeachtet — um nicht zu bezahlen, sich plötzlich in den Fluß stürzte und das andere Ufer schwimmend zu erreichen suchte. Nun gerieth die ganze Hölle in Aufruhr. Die besten Köpfe der Unterwelt erschöpften sich in Vorschlägen, ein Verbrechen entsprechend zu bestrafen, durch welches, wenn es Nachahmung fände, die höllischen Einkünfte bald aufhören würden. — „Schmiedet ihn neben Prometheus an" — schrien die Einen; „„Er soll dem Sysiphus bei seiner

ewigen Arbeit helfen,"" donnerten die Andern. — „Nein!" sagte endlich Minos gelassen: „Er werde auf die Oberwelt zurückgesandt, um zu sehen, welchen Gebrauch seine lachenden Erben von seinen Reichthümern machen!"

A. Giftschütz.

An die Leser.

Daß manchen Einfall, schon bekannt,
Der, nackt und bloß, am Wege stand,
Ich hüllt' in passendes Gewand —
Nicht achtet ihr's des Dankes werth?
Ei, sagt, ist „Nackte kleiden"
Von Christen nicht und Heiden
Als ein verdienstlich Werk geehrt?

A. St.

Notizenblatt.

Aus unserer Zeit.

— Eine Notiz der „Leipziger-Modenzeitung" über die Generäle des Don Carlos beschreibt Gomez als einen sehr schönen Mann von ungefähr 45 Jahren, mit breiter Stirne, von sehr großen strategischen Kenntnissen, weßwegen er auch der Napoleon der carlistischen Armee genannt wird. Seine Kleidung ist ein blauer Frack, auf dessen Kragen der Name des Don Carlos mit Gold gestickt ist. — Esterica, der Chef des Generalstabes, soll 6 Fuß groß sein, einen besonders großen Schnurbart tragen, und gegen 40 Jahre zählen, wogegen Montenegro, der, ein ausgezeichneter Artillerie-Offizier gerühmt, als ein ganz kleiner Mann, mit schwarzen, sehr lebhaften Augen geschildert wird. — Don Carlos selbst unterscheidet sich durch nichts von seinen Untergebenen, als durch die Eleganz und Artigkeit in seinem Benehmen. Sein Hof ist sein Lager; man sieht um ihn weder Leibwachen, noch Etiquette. Alle Offiziere seines Generalstabes essen gewöhnlich an seiner Tafel. Seine Gestalt ist noch unter mittlerer Größe; sein Haar sehr blond, und seine von Natur sanfte Physiognomie würde wenig Charakter haben, ohne einen ungeheuren Schnurbart, dessen Dicke das Unbedeutende seiner Züge etwas verdeckt. Seine Augen sind klein, seine Hände sehr weiß.

— Auf dem Grabe des Marco Bozzaris in Athen ist eine allegorische Gruppe: „Griechenland, des Helden Tod betrauernd," aufgestellt worden. König Otto hat den Verfertiger desselben, den verdienstvollen Künstler David, mit dem Erlöser-Orden decorirt, und ihm einen jungen Griechen zum Unterrichte überwiesen.

— Die „Pariser Akademie" hat einen Preis von 10,000 Franken für das beste Lust- oder Trauerspiel in Versen ausgesetzt, welches aber für die Kunst eben so förderlich, als für die Sitten nützlich sein soll. — So hohe Ansprüche hat Herr von Cotta in Stuttgart nicht; er verlangt nur das beste deutsche Original-Lustspiel zu seinem Verlage, und hat dafür einen Preis von 300 Gulden ausgesetzt!

— Ein großer Schritt für die Emancipation der Frauen im Oriente ist wieder geschehen. Der Sultan hat seinen ewig eingesperrten Odalisken die Erlaubniß

gegeben, auszugehen, die öffentlichen Spaziergänge zu besuchen, und außerhalb seines Palastes, der für sie ein Gefängniß war, Vergnügungen und Zerstreuungen zu genießen. Die auf's höchste und angenehmste überraschten Damen fuhren gleich denselben Tag nach Unkiar Skelessy, wo sie sich im reizenden Kiosk von Tokat die ihnen bisher unbekannten Freuden der Freiheit genossen, und sich so gut unterhielten, daß sie gleich den nächsten Tag dem Sultan anlagen, ihnen die Rückkehr nach Tokat zu erlauben.

— Der bekannte Verfasser der „Annalen des englischen Theaters," J. P. Collier, dem wir schon viele merkwürdige Entdeckungen über Shakespeare's Privatleben und Werke verdanken, hat mehrmals die Resultate seiner fortgesetzten Nachforschungen unter dem Titel: „New particulars regarding the works of Shakespeare," in der Form eines Schreibens, welches an den Prediger Dyce gerichtet ist, erscheinen lassen, und theilt darin interessante Notizen über Shakespeare's Dramen mit, welche er größtentheils einer Art von Tagebuche eines Zeitgenossen des Dichters, des notablen Astrologen von Lambeth, D. Forman, verdankt, das dieser über seine Theaterbesuche führte, und welches Collier in der Ashmole'schen Bibliothek zu Oxford gefunden hatte.

— Wie schlimm die Kindererziehung in manchen Instituten in Paris stehe und wie die öffentlichen Prüfungen, welche das Wissen der Zöglinge ausweisen sollen, bloß als Schaustellungen behandelt werden, davon ein neuerliches, komisches Beispiel. In einer sehr eleganten Mädchenschule, wo ganze Berge von Lorberkränzen und Preisen auf der Estrade bereit lagen, wurde ein hübsches, junges Mädchen von einem anwesenden, angesehenen Fremden gefragt: „Was ein Zeitwort sei?" — Ganz naiv antwortete dasselbe: „„Ce n'est pas a moi, de dire le verbe, j'ai l'adjectif!""
— Natürlich wogte ein schallendes Gelächter durch den Saal; allein die Examinations-Comödie wurde fortgesetzt, und zeigt uns deutlich, wie man in allen Zweigen den blendenden Schein einem reellen Wissen vorzuziehen strebt. — r.

Miscellen.

— Zu einer Zeit, wo die lobsprechendsten Correspondenz-Nachrichten über Strauß während seiner Reise so gang und gäbe sind, daß man sie fast für Ironie halten könnte, dürfte es nicht am unrechten Platze sein, auch die Gegenpartei zu hören, und so möge der Ausspruch eines Leipziger Journales hier Platz finden:

„Vor etwa vierzehn Tagen wurde uns mit Strauß aus Wien und seiner Bande ein musikalisches Gericht im hiesigen Tunnel vorgesetzt. Die guten Wiener rissen eine Ouverture von Auber schmachvoll (?) herunter; sie spielen Walzer so vorzüglich, mit solchem Wellenschlag, solcher Tanzbarkeit, daß sie jedes andere Musikstück verderben, weil ihre Spielart zur Manier geworden ist. Überhaupt nimmt sich der seltsam phantastische Strauß mit seinem Gliederzucken und der Melancholie seines krankhaften Muskelspiels, doch weit vortheilhafter an Ort und Stelle, im Sperl, aus. Das wogende Leben der Wiener-Lustigkeit, der Jubel der Menge, die ihn begrüßt und deren Beifall ihm zu erneuter Federkraft in die Glieder fährt, darf man von seiner Erscheinung nicht entfernen: sonst verliert sie ihre Illusion. Völlig trivial sind die Leistungen der beiden Gesangstalente, die seine Gesellschaft zu einer Menagerie von Seltsamkeiten machen. Ein Hr. Stransky singt mit der Fistel eine hohe Sopran-Cavatine; eine Demoiselle Zöhrer grölt (?) mit Verläugnung aller

Schönheit eine Tenor-Arie her. Der neue Walzer vom Orpheus-Strauß, die „Nachtwandler," hat nicht die genialen Vibrationen im Rhythmus, wie die früheren „Elisabeth-Walzer" u. a."

N.

(Mittel gegen die Gicht.) „Welches ist das beste Mittel gegen die Gicht?" fragte den berühmten Arzt Abernethy ein träger, reicher Bürger in London. — „„Wenn man täglich mit 8 Groschen auskommt und sie mit seinen Händen verdient,"" war die Antwort.

A. P.

(Glosse.) Junge Leute, die Worte und Phrasen zusammenflicken, und ein Paar Zeitungsartikel fabriciren können, gerathen heut zu Tage oft in Versuchung, sich für große Köpfe anzusehen. Sie sind aber nur die Schneiderjungen der geistigen Welt, welche sich an den Lappen in der Nähekunst üben.

M. R—d.

Concertwesen.

Das in diesen Blättern angekündigte Concert des Hrn. Franz Stoll hatte am 6. d. M. um die Mittagsstunde im Musikverein-Saale Statt. Die Ouverture von Hrn. Carl Haslinger, einem Sohne unsers um die Tonkunst hochverdienten Hof-Musikalienhändlers, Tobias Haslinger, ist reich an ansprechenden Ideen und schöner Instrumentirung. Sie erhielt den Beifall der Anwesenden. Der Hr. Concertgeber spielte hierauf den ersten Satz des zweiten Concertes von Giuliani, und am Schlusse als letzte Nummer Bravour-Variationen über Motive aus bekannten Opern, von seiner eigenen Composition, mit jener unübertrefflichen Sicherheit, welche den vollendeten Meister beurkundet und ihn unbedingt Jenen anreihet, welche auf diesem Instrumente bisher das Höchste geleistet haben. Die ihm ganz eigenthümliche Zartheit, mit welcher er die Gesangstellen zu behandeln weiß, die Deutlichkeit seines Pianissimo, und ein bewunderungswürdiges Arpeggio, sind die glänzenden Vorzüge seines ausgezeichneten Talentes. Wie sehr es von den Zuhörern gewürdiget wurde, bewies der lebhafte Beifall, welchen seine Productionen jedes Mal ernteten. — Das „Lied," von Proch componirt, wurde von Hrn. Arcadius Klein mit recht gutem Vortrage gesungen; besonders ansprechend jedoch waren die Violin-Variationen über ein Schweizerlied, von Hrn. Proch mit eben so viel Geschmack geschrieben, als mit Kunstfertigkeit vorgetragen. Dieser stets eifrig vorwärts schreitende Künstler besiegt die bedeutendsten Schwierigkeiten mit einer Anmuth und Leichtigkeit, welche nicht genug anerkannt werden kann. — Das kleine Gedicht: „Heldenwunsch," von Castelli, wurde von Dlle. Wildauer trefflich gesprochen. — Das Publikum verließ den Saal mit voller Befriedigung.

L—zz—r.

Geschichtliche Momente und Begebenheiten aus der Gegenwart.

1836 October 24. Die Königin-Regentin von Spanien eröffnet die Cortes mit einer Rede, welche fast 3/4 Stunden dauert, und worin sie die Reform der Constitution von 1812 dringend empfiehlt.

— — 18. Carl Freiherr v. Hügel, unser Landsmann (im Gebiete der Gartencultur hochberühmt durch seine Forschungen und Kenntnisse, um die Pflanzenkunde verdient wie wenige seiner Zeitgenossen) trifft nach einer auf eigenen Antrieb unternommenen wissenschaftlichen sechsjährigen Reise nach Egypten, Syrien, Palästina, Bombay, Madras, Neuholland, Manilla, Lahore rc. rc. mit einem großen Schatze von Sämereien und Pflanzen, zum Theile für seine Gewächshäuser zu Hietzing bestimmt, in London ein. — Die Hauptausbeute dieser sechsjährigen Reise, auf welcher er sich der gefälligsten Aufnahme und Unterstützung

sowohl der englischen Behörden, als der eingebornen Fürsten zu erfreuen hatte, und während welcher er nach den Verhältnissen der Länder bald mit zahlreichem Gefolge, bald als einsamer Wanderer reiste, bald von aller Pracht des Orients und den Annehmlichkeiten des englischen Comforts umgeben war, bald mit den Schwierigkeiten und Mühseligkeiten der Fremde und der Wildnisse zu kämpfen hatte, stets aber in, dem Europäer feindlichen Klimaten lebte, sind: ein vollständiges ausführliches Tagebuch, ein reiches Herbarium, eine große Sammlung von Sämereien, Säugethieren, Vögeln, Amphibien, Crustaceen, Insecten, Idolen und ethnographischen Gegenständen.

— — 26. Die Carlisten belagern Bilbao von Neuem und erobern, mit Artilleristen und gutem Geschütze versehen, die zwei ersten Forts dieser Seestadt. An demselben Tage dringt auch eine Abtheilung derselben in das Thal Aran ein, und zerstreut die Christinos, welche sich widersetzen wollten.

— — 29. Die Carlisten geben die am 20. begonnene Belagerung von Bilbao bei dem Anrücken Espartero's wieder auf.

— November 1. In einer geheimen Sitzung der außerordentlichen Tagsatzung der Schweizer-Eidgenossen werden, in Betreff der Übersendung der Conseil'schen Actenstücke und über die Aufrechthaltung des Conclusums vom 9. September, Beschlüsse gefaßt, welche von dem Wunsche einer baldigen, jedoch ehrenhaften Aussöhnung mit Frankreich zeugen.

— — 5. Carl X. stirbt zu Görz in der Nacht von dem 5. zu dem 6. November, nach einer kurzen Krankheit im 79. Jahre seines Alters.

Rückblick in die Vergangenheit.

Am 21. November 1759 muß sich der preußische Generallieutenant Fink mit seiner Heeresabtheilung bei Maxen dem österr. F. M. Daun gefangen ergeben. Friedrich II. suchte nämlich die Niederlagen bei Palzig und Cunersdorf den Verlust von Dresden durch eine große Waffenthat zu vergüten und diesen Feldzug so, wie den von 1757, durch einen coup d'eclat zu enden. Er wollte dem F. M. Daun den Rückzug nach Böhmen auf den gewöhnlichen Gebirgswegen versperren, ihn zwingen, über die Elbe zu gehen und sich durch die unwegsamsten Gebirgsgegenden zurückzuziehen, wodurch das österr. Heer bei der strengen Jahreszeit und dem Mangel an Lebensmitteln aufgerieben worden wäre. Er sandte daher den Gen Fink mit einer Heerschaar von 15,000 M. nach Maxen, im Rücken von Daun's Stellung hinter dem plauischen Grunde; allein dieser verderbliche Plan wurde durch den militärischen Scharfblick Lascy's vereitelt; er besiegte Daun's Bedenklichkeiten, welcher nun den preußischen Feldherrn durch mehre Abtheilungen und durch die Reichsarmee selbst einschließen und, ermuntert durch den Major Fabri, die Höhen von Maxen erstürmen ließ, worauf er die übrige Heerschaar, gegen 12,000 M., nöthigte, sich zu ergeben. — Witzlinge in Wien nannten diese Unternehmung den glücklichen Finkenfang.

Am 22. November 1694 stirbt David Teniers, ein berühmter Maler der flammändischen Schule zu Brüssel. Er war 1610 in Antwerpen geboren und wählte sich den großen Rubens zum Vorbilde in der Kunst, den er im Helldunkel sogar noch übertraf. Wenige Maler haben die Natur mit so ungemeiner Treue nachgeahmt, keiner hat ihn in der Zartheit des Pinsels und in der Schönheit des Colorits übertroffen. Die gewöhnlichsten Gegenstände seiner Darstellungen sind Scenen der Fröhlichkeit, aber auch Schlachten, Heereszüge, Thiere, Seestücke gelangen ihm nicht minder vollkommen. So zahlreich auch seine Werke sind, stehen sie doch in hohem Preise. Dieser berühmte Maler lebte übrigens in sehr glücklichen Verhältnissen meistens in Antwerpen und Brüssel.

Am 22. November 1757 wird bei Breslau zwischen dem österreichischen Heere unter dem Befehle des Prinzen Carl von Lothringen und F. M. Daun, und dem preußischen unter jenem des Prinzen von Bevern, eine mörderische Schlacht geschlagen. Sie beginnt um 9 U. Morgens und dauert bis in die Nacht. Seit der Schlacht von Planian war diese die vollkommenste Niederlage, welche die Preußen erlitten. Die Österreicher eroberten 80 Kanonen; sie beklagten aber unter ihren Todten auch den Obristen Freiherrn v. Bettecz, einen edlen Ungar von wahrhaft militärischem Genie. Bei der Nachricht von seinem Tode rief F. M. Daun wehmuthsvoll aus: Wir haben einen Mann verloren, der zum Befehlshaber von Armeen geboren war; und ich schäme mich nicht, zu sagen, daß er mir am Tage der Schlacht bei Planian seinen Rath ertheilt hat und ein glückliches Werkzeug meines Sieges gewesen ist.

Hierzu die Beilage Nr. 47.

№ 47. Beilage zu № 140.

BLÄTTER
für geistige Thätigkeit, wissenschaftliche Erörterungen
und nützliche Studien.

Wien, den 21. November 1836.

Probleme, zur Lösung vorgelegt.

I.

Zweisylbige Charade.

Die Erste, winzigklein, im Nu
Verwandelt Glück in Mißgeschick;
Und wechselst beide Zeichen Du,
Erscheinet gleich ein Augenblick.

Nächtliche Schleier umhüllen düster das weite Gebiet;
Schauder und Grausen erfüllen mächtig des Menschen Gemüth.
Hörst Du der wachenden Glocke langes und dumpfes Getön',
Siehst in dem leinenen Rocke bleiche Gestalten ersteh'n.
Schau', wie es tanzet und springet zappelnd im Kreise herum;
Doch, wie die Zweite erklinget, schwinden sie, Alles ist stumm.

Beweine jenen Schatten, der jüngst voll Leben war!
Siehst Du den Blick, den matten, im hohlen Auge starr?
Die eingesunk'ne Wange, so faltig und so bleich,
Das Schleichende im Gange, dem Todesengel gleich?
Der Ärmste ist's von Allen, die je mein Herz beklagt,
Der mit sich selbst zerfallen, — wie Dir das Ganze sagt.

A. L. Grelpl.

II.

Charade.

Die Erste steht vor manchem Namen,
Und dieß läßt adelich;
Die Zweite Pflanze oder Samen
Enthüllt französisch sich.
Die Dritte ist in deutschen Landen
Ein winziges Gewicht,
Als strafbar liegt in schweren Banden
Das Ganze vor Gericht.

Vincenz Glasner.

III.

Räthselhafte Frage an Freunde der italienischen Sprache.

Ohne welche Stadt Italiens gibt es fast kein fröhliches Gastmahl?

A. Giftschütz.

Lösungen

der Probleme in Nr. 45 der Beilage des Zuschauers (S. 1353.)

I. Lösung der mathematischen Aufgabe von J. B. Schramm, k. k. Oberlieutenant in der Armee:

Man nehme an, es wäre das Darlehen S in n Jahren eingelöset, so genießt der Tilgungsfond (wenn er x% oder $\frac{Sx}{100}$ Einkünfte hat) durch n Jahre, die Interessen von $\frac{Sx}{100}$, a $\frac{100p}{k}$ %, und die Interessen jedes Jahr wieder zum Capital geschlagen, beträgt . . . $\frac{Sx}{100} \cdot \left(\frac{k+p}{k}\right)^n$.

Da nun im 2. Jahre der Nutzen um 1 Jahr weniger, nämlich: $\frac{Sx}{100} \cdot \left(\frac{k+p}{k}\right)^{n-1}$ ist, und in den folgenden Jahren auf gleiche Art abnimmt, bis er im letzten Jahre nur $\frac{Sx}{100} \cdot \left(\frac{k+p}{k}\right)$ wird, so hat der Tilgungsfond in n Jahren: $\frac{Sx}{100} \cdot \left(\frac{k+p}{k}\right)^n + \frac{Sx}{100} \cdot \left(\frac{k+p}{k}\right)^{n-1} + \frac{Sx}{100} \cdot \left(\frac{k+p}{k}\right)^{n-2} +$ . . . . $\frac{Sx}{100} \cdot \left(\frac{k+p}{k}\right)$ Einkommen erlangt.

Soll nun der Tilgungsfond damit das Darlehen einlösen, so muß diese Progression $= \frac{Sk}{100}$ gesetzt werden. Daher ist, wenn die Abkürzung zuerst vollbracht — und $\frac{k+p}{k} = R$ gesetzt werden, die Gleichung:

$$R^n + R^{n-1} + R^{n-2} + \cdots\cdots R = \frac{k}{x},$$

woraus $x = \frac{k \cdot (R-1)}{R^{n+1} - R}$ folgt.

Substituirt man nun in diese erlangte Formel, die in der Aufgabe gegebenen nummerischen Werthe, so ist:

sehr nahe $x = 1^1/_5$ %;
genau aber $x = 1,21132$ %.

II. Lösung des Räthsels von A. Giftschütz:

Slave, Slave (englisch: Sclave).

Was gleichen Lauts im Sprachverein
Der Britte Slave nennt,
Das wird der Slave nimmer sein,
Der seinen Werth erkennt.

Huszar Balint.

III. Lösung des Gnomegriphes von Carl Grober:

Jung gewohnt, alt gethan.

Die Probleme II. und III. löseten richtig die Herren: J. B. Schramm, Ilder, Carl Zimmer, Conrad Hofmann, Moriz Richard *, Philipp Melzer, Sigm. Mauthner, J. M. Walz, G. A. Ritter, G. Uffenhei-

mer, und Johann Rattich, von Wien; Vincenz Glasner, und Joseph Renabal, von Znaim; V. A. Eberle, von Holleschau; J. Raske, von Wischenau.

Über die Erfindungen unserer Zeit.

In unserer an Erfindungen (von denen manche früher wieder vergessen, als ausgeführt werden) so überaus reichen Zeit, wird es bald schwierig sein, von einer derselben sagen zu können, ob sie erst jetzt gemacht worden sei, oder ob sie sich schon von früherer Zeit herdatire. So hat auch die Societé d'encouragement zu Paris (wie das Bulletin derselben vom November 1835, und nach ihm Dingler's polytechnisches Journal, I. Juni-Heft 1836 mittheilt) Hrn. Brard, Berg-Ingenieur, in einer ihrer Generalversammlungen die goldene Medaille für die Art zuerklärt, auf welche er die Anwendung der Eisenbahnen an den gewöhnlichen, nicht nivellirten Straßen erfaßt hat. Die übrigen, größtentheils wirklich sinnreichen, obgleich vielleicht in vielen Gegenden praktisch nicht ausführbaren Vorschläge des Hrn. Brard will ich übergehen, und nur von jenem sprechen, welchem zu Folge man, wenn auf eine Anhöhe ein Abhang folgt, oder beide nur durch einen Ruheplatz von geringer Ausdehnung getrennt sind, nicht anstehen soll, von der Wirkung des Gegengewichtes Nutzen zu ziehen. Man soll nämlich die Last auf mehre Karren vertheilen, von diesen die eine Hälfte bis zur horizontalen Ruhestelle emporschaffen, und in dem Augenblicke, in welchem das vorn befindliche Pferd bergab zu gehen beginnt, an der zweiten am Fuße zurückgelassene Hälfte der Karren ein Seil, welches sie mit der ersten Hälfte verbindet, befestigen. — Da das Pferd nicht einmal dieselbe Kraft nöthig hat, die es zum Emporziehen der ersten Karren bedurfte, da jetzt eben diese abwärts gleiten und am Seile ziehen, so werden die hinteren Karren mit Leichtigkeit die Anhöhe erreichen.

Dieser Vorschlag nun ist allerdings scharfsinnig, aber auch zugleich so einfach, daß es Verwunderung erregen müßte, wenn bisher noch Niemand darauf verfallen wäre. Das Letztere findet aber auch wirklich Statt. Es ist dieser Vorschlag sehr alt, denn schon in der ersten (1823) in Wien erschienenen Auflage der trefflichen „Mechanik in Anwendung auf Künste und Gewerbe," von A. Baumgartner, heißt es bei Gelegenheit der Eisenbahnen (S. 1501): „Man kommt in England den Zugthieren (auf Eisenbahnen) beim Bergauffahren noch dadurch zu Hilfe, daß man den Wagen, der am Fuße einer Anhöhe steht, mittelst Ketten an einen anderen anhängt, welcher den Berg schon erstiegen hat, und gerade im Begriffe ist, abwärts zu rollen. Dadurch wird dieser aufgehalten, jener hinaufgezogen, und so den Pferden an beiden Wägen eine große Erleichterung verschafft."

Eduard Herbst.

Erörterungen.

(Druckfünden des Zuschauers.) In Nr. 134 ist in dem Gedicht: „Aemilius" (S. 1349) anstatt „besiegeten," durch ein Versehen des Setzers gedruckt worden „besiegten," also ein Trochäus anstatt des Daktylus — folglich fehlerhaft, da das folgende Wort zweisylbig ein reiner Spondäus ist, und man nicht Perseus sagen kann, so wenig als Peleus, Theseus.

— In Nr. 124 steht durch einen Setzfehler in dem vierten Epigramm statt „wann," „wenn." Da das Wort hier keine Bedingung (wenn, si), sondern ein

Zeitverhältniß (wann, quando, dum) bezeichnen soll, so muß nothwendig wann stehen.

— Endlich in Nr. 125 statt „beissig" — „bissig" gesetzt worden. Jenes ist Schriftsprache, demnach classisch; dieses nur Volksdialect. A. St.

Telegraph.

N. N: Wenn Sie auch zum Theile ein ganz richtiges Urtheil fällen und ich Ihre Ansicht nicht geradezu tadeln kann, ist die Art des Vartrages doch zu leidenschaftlich und heftig. — G. U—r: Die Calembourg's sind witzig, das Andere schaal. — Peter W—l: Wer könnte eine Charade mit der Läsung: „Neapolitanischer Dudelsackpfeifer," aufnehmen! — H. W. K: Die übersandten Gedichte sind Gelegenheitssachen, die für ein größeres Publikum nicht taugen. Auch lieben Sie, die aufgefaßte poetische Idee länger auszuspinnen als nöthig, und so geht die Wirkung verloren. Z. B. in:

Auf ein im Herbst gefundenes Veilchen.

Blümchen, wie so zart and schön
Blühst du auf den falben Häh'n!
Du verkündigst Frühlingsleben
Nach des Winters kaltem Hauch:
Kündest du des Frühlings Streben
Jetzt, a liebes Blümchen, auch?

Bald wird öd' und kahl die Flur
Und von Blumen keine Spur,
Denn es senket welkend traurig
Jede schon ihr falbig Grün,
Lüfte weh'n schon rauh und schaurig,
Blümchen, und du kannst noch blühn?

Sieh', der Sanne warmer Strahl
Ziehet fort von Berg und Thal,
Winter mit den kalten Stürmen
Nahet eilig, wild heran:
Blümchen, o wer wird dich schirmen,
Wer dich schützen, wenn sie nah'n?

Sprich, was willst du jetzt am Licht,
Das durch Nebel sparsam bricht?
Willst du von der Flur nicht scheiden,
Weil ihr keine Blum' sanft blüht?
Willst dich noch am Lichte weiden,
Weil es jetzt zum Letzten glüht?

Fühlst Du nicht den Winter nah'n,
Der dich tödtlich wird umfah'n?
Ja, du fühlst's, doch fern dem Leide
Stirbst du durch des Winters Kuß,
Schickst der Erde noch mit Freude
Sterbend deinen Abschiedsgruß.

Das Gedicht an „Sephine" ist ganz mißlungen. Im „letzten Philister" erschrecken mich Verse, wie:

„So lang das Wahre stets nur
Gut Jedem darum scheint,
Weil damit ein Profitchen
Er zu erhaschen meint."

Dann Ellisionen wie in:

„Wenn sich eu'r Will' nicht neigt,"

endlich Reime, wie „Hasen" und „geschaffen." Bei Ihrem unverkennbaren Talente ist Studium und Beachtung der Form sehr nöthig.

Pesth an P—r: d. d. Past beantw. — Lemberg von Z—g: mit Dank empfangen. — Ernstbrun de: Bedürfte einer Umarbeitung. — Leuthen v. S: Um drei Tage zu spät. — 1234: Recht gerne, wenn ich's vermag. Kommen Sie deßhalb zu mir.

Redacteur und Herausgeber: J. S Ebersberg (wohnt in Wien; Stadt, Tiefengraben Nr. 166).

№ 141.

Der Oesterreichische

ZUSCHAUER.

Für Kunst, Wissenschaft, geistiges Leben.

Mittwoch, den 23. November 1836.

Viele Hunderte waren an einem Steinchen vorbeigegangen; Einige hatten's mit dem Fuße weggestoßen, und Andere, damit spielend, gerufen: „O des armen Kiesels auf fruchtbarem Boden!" Aber da kam Einer, der tiefer blickte und in der unscheinbaren Hülle einen Juwel erkannte — einen Juwel, welcher den Reichen noch zu bereichern vermochte.

Die Glücklichen.

Felices ter et amplius
Quos irrupta tenet copula; nec malis
Divulsus querimoniis
Suprema citius solvet amor die.
Hor. Od. 1, 13.

„Nun rede," sagte Ferdinand zu seinem Freund Othmar, als sie sich Beide im Wagen zurecht gesetzt hatten, „thut es Dir leid, Deinem störrischen Eigensinn für einen halben Tag entsagt zu haben, und mit mir herausgefahren zu sein, um diese beiden Menschen kennen zu lernen?"

„„Es thut mir so wenig leid, liebster Ferdinand,"" entgegnete Othmar, „„daß ich Dir im Gegentheile für diesen Nachmittag nicht genug danken kann. Es ist der froheste, den ich seit Jahren verlebt habe. Schon die Hinausfahrt setzt mich, indem sie manche frühere Erinnerung weckte, in die erfreulichste Stimmung. Ich habe, als ich noch in Wien studirte, diese Gegend unter allen Umgebungen der Stadt immer am meisten geliebt. Wie ansprechend ist nicht die Perspective von der offnen, heiteren Ebene nach dem stattlichen Dorfe mit seinen Rebenhügeln, und hinter diesem in die heimliche Waldschlucht, mit dem fürstlichen Schlosse, mit den großartigen Parkanlagen zur Linken, und mit den Bergen voll lustiger Laubgehölze zur Rechten. Dann das freundliche, geschmackvolle Landhaus mit seinem Garten und seinen Blumenstücken; der Garten selbst, der sich mit seinen Anlagen —""

„Rede mir nicht von Bäumen und Sträuchern und Fernsichten; von meinen Freunden rede," fiel ihm Ferdinand ein.

„„Nun, über die sind wir einig,"" sagte Othmar, „„das versteht sich von selbst.""

„Bei Dir versteht es sich immer von selbst," entgegnete Ferdinand etwas ärgerlich, „wenn Du irgend einmal ein wenig Athem daran wenden

sollst, eine Empfindung auszusprechen; wobei es dann dem Andern billig zweifelhaft bleiben mag, wie viel, und ob Du überhaupt etwas empfindest."

„„Dir mindestens sollte das nicht zweifelhaft sein. Um Dir nun jeden Zweifel zu benehmen, so will ich gern ein Stück Athem daran wenden, Dir zu versichern, daß ich den Werth Deines liebenswürdigen Freundes und seiner trefflichen Gattin für jeden Fall tief genug empfunden habe, um Deine hohe Meinung von Beiden vollständig und unbedingt mit Dir zu theilen: wenn ich gleich an poetischen Floskeln nicht so reich bin, wie Du, und nicht so verschwenderisch damit umzugehen pflege. Verdammt zum Fluch der trockensten und widerwärtigsten Lebensprosa, habe ich es immer als eine der höchsten Wohlthaten der Vorsehung erkannt, daß ich von Zeit zu Zeit ein Stück Poesie, wie Deine Freunde, in der Wirklichkeit selbst angetroffen habe. Die Erinnerungen dieser Art sind der theuerste Besitz, den ich habe; ich weiß sie wohl zu nützen, und damit hauszuhalten, und bediene mich ihrer als eines Talismans, um die aufgeregten Wogen der gepreßten Brust zu besänftigen, wenn sie einmal allzuhoch emporschlagen.""

„Du hast meine Freunde und das anspruchlose Glück, welches sie genießen, sehr treffend bezeichnet," sagte Ferdinand. „Ein Stück Poesie in der Wirklichkeit," wiederholte er. „Eben darum —" setzte er nachdenkend, und wie halb vor sich hin sprechend, hinzu.

„„Nun?""

„Darum — gesteh' ich Dir's — überfällt mich oft, wenn ich bei ihnen bin, und still und innig ihres Glücks mich freue, eine wehmüthige Ahnung."

„„Als müsse das Unglück auch bei ihnen zum Fenster hineinsehen, und auch diese liebliche Idylle in prosaisches Trauerspiel sich auflösen.""

„So ist es; und mit Mühe halte ich dann den Drang zurück, die Wehmuth, die mich bewegt, und was sie erzeugt, auszusprechen."

„„Du thust sehr gut daran, diesen Drang zurückzuhalten.""

„Unstreitig. Und darum," fuhr Ferdinand fort, „habe ich es versucht, ihm einen Ableiter zu geben. Ich habe mich in der letzten Zeit viel mit dem Entwurfe zu einer Novelle beschäftigt, den ich Dir mittheilen will."

„„Einer Novelle? — Nun, damit läßt sich von großmüthigen Beförderern unserer Literatur schon etwas verdienen, wenn Du Dir die nöthigen Testimonia Deiner Geschicklichkeit wie ein Schuljunge zusammenzubetteln verstehst. Wohl, so theile mir Deinen Entwurf denn mit.""

„Ich will es mit so wenig Worten, als hier für meinen Zweck genügen. Ein Rhodiserritter stürzt bei einem Spazierritt mit dem Pferde und wird in ein naheliegendes Landhaus gebracht, dessen Besitzer auf das menschenfreundlichste für seine Pflege und Wiederherstellung sorgen. Du erräthst leicht, daß ich in jenen Besitzern des Landhauses meine beiden Freunde, die Poesie

ihres Lebens und ihres Glückes, zu schildern im Sinne habe. In dem Rhodiser hingegen denke ich Dich, und mich selbst, in eine Person zu verschmelzen. Von Dir nehme ich, als Grundlage des ganzen Charakters, Deine tragische Ansicht des Lebens mit ihrem Schmerz, wie mit ihrer Versöhnung; von mir hingegen gebe ich ihm den tiefen Antheil und das lebendige Mitgefühl an dem Glücke meiner Freunde, und die ahnungsvolle Besorgniß um die Fortdauer desselben."

„„Wenn Du in der Darstellung des Rhodisers unsere beiderseitige Persönlichkeit vereinigst, und ihn sonst noch ein wenig poetisch aufstutzest: so muß er freilich eine höchst interessante Erscheinung werden.""

„Immerhin denk' ich es auf diese Weise wenigstens hinreichend motiviren zu können, wenn der Ritter am Vorabende des Abschieds von seinen freundlichen Wirthen, als diese mit heiterer Unbefangenheit die Befriedigung, welche sie in ihrem bescheidenen Glücke finden, gegen ihn aussprechen, die sanfte Harmonie ihrer Stimmung durch einen, nicht grellen, aber doch auffallenden Mißlaut unterbricht, der sich, wie eine Unheilsprophezeiung, tief in ihr Gemüth senkt."

„„Wie Du Deinem wunderlichen Drange, Unglück zu prophezeien, mittelst Deiner Novelle einen Ableiter geben willst, begreife ich ganz wohl; nur nicht, wozu die Prophezeiung in dieser führen soll.""

„Du sollst es gleich hören. Da es ohne Unglück nicht leicht eine gute Novelle geben kann: so lasse ich dieses jetzt, wie Du sagtest, wirklich zum Fenster hereinsehen. Hier soll nun eben durch jene Prophezeiung der Knoten gelöst, und Alles befriedigend zu einem heiteren Ende geführt werden. Diese Lösung selbst nun kann ich an zwei verschiedene Motive knüpfen: entweder an die Wirkung, welche jenes verhängnißvolle Wort in den Gemüthern der Betheiligten hervorruft; oder an ein geheimnißvolles Walten des Rhodisers, der in jenem, wie aus einer Ahnung gesprochnen Worte, die dringende Aufforderung findet, Alles anzuwenden, um das Ungewitter zu zerstreuen, welches er vorhergesagt hatte."

„„Ich sehe nicht ein, warum Du mit einiger Umsicht nicht beide Motive mit Vortheil solltest benützen können; rathe Dir aber für jeden Fall, den Accent mit Entschiedenheit auf das erstere zu legen.""

„Warum nun gerade auf dieses?"

„„Es scheint mir diesen Vorzug schon seiner Innerlichkeit wegen zu verdienen. Allein, ich glaube, Du hast noch einen andern Grund dazu.""

„Und dieser wäre?"

„„Weil, wenn Du jenes Motiv auf die rechte Weise durchzuführen, und zu zeigen verstehst, wie bei den Glücklichen Deiner Novelle die sorglose Unbefangenheit ihres Gemüthes durch jenes ahnungsvolle Wort für den Augen-

blick zwar gestört wird; wie ihnen aber eben aus dem Eindrucke, den es auf sie macht, die Klarheit über die Bedingungen, ihr Glück sich zu erhalten, erwächst, und wie sie, wenn das Ungewitter jetzt wirklich über ihren Häuptern schwebt, in der dadurch gewonnenen Erhebung des Gemüthes die Mittel finden, dasselbe von sich abzuwenden; weil Du, sage ich, bei einer solchen Behandlung Deines Stoffes nicht nur ein sehr interessantes inneres Motiv gewinnen, sondern auch Dir selbst darüber klar werden wirst, unter welchen Bedingungen Du hoffen darfst, daß Deine Freunde ihr Glück sich bewahren werden.""

„Und welche sind nun diese Bedingungen?" fragte Ferdinand.

„„Die Frage ist naiv,"" entgegnete Othmar. „„Es ist eben Deine Aufgabe, über diese Bedingungen mit Dir in's Reine zu kommen.""

„Nun gut. Aber gib mir Antwort auf eine andere Frage: Stört nicht bei Glücklichen, wie Diejenigen sind, welche wir im Sinne haben, jeder Gedanke an eine mögliche Umwandlung ihres Glückes nothwendig die arglose Unbefangenheit derselben, welche sein bester und schönster Bestandtheil ist?"

„„Nothwendig, sagtest Du. Ich glaube nicht, daß der Psycholog gezwungen ist, Dir das zuzugeben. Es gibt einen Grad von geistiger Erhebung, der mit heiterem Muthe daran denken kann, daß jedes Glück äußeren Zufällen, und somit dem Wechsel ausgesetzt ist.""

„Gibt es einen solchen Grad von Erhebung," sagte Ferdinand, nach einem kurzen Nachdenken mit Entschiedenheit, so kann er gewiß nur das Eigenthum Derjenigen sein, die sich vollkommen darüber klar geworden sind, daß, trotz aller Wechselfälle des Lebens, die wesentlichen Bedingungen ihres Glückes zuletzt doch in ihrer eignen Brust liegen, und von ihnen allein abhängen: und die eben in dieser Klarheit die Kraft finden, es sich zu bewahren."

„„So ist es,"" versetzte Othmar; „„und eh' man eine Hand umkehrt, hast Du die Frage selbst gelöst, deren Lösung Du von mir verlangtest, und Dasjenige gefunden, was den Springpunct für Deine Novelle hergeben muß, und, wie ich es aufrichtig wünsche und hoffe, die schöne Lebenspoesie Deiner Freunde in der Wirklichkeit nie zur Prosa herabsinken lassen wird.""

Der Wagen hielt, und die beiden Freunde trennten sich.

M. Enk.

Ehre, dem Ehre gebührt!

Nachruf an meinen, am 25. October d. J. verstorbenen Freund,
Heinrich Buchholz,
k. k. Hof- und bürgerl. Buchbinder, Mitglied des engeren Ausschusses der evangelischen Gemeinde A. C. u. s. w.

Ein seltner Mensch, gediegen, emsig, offen,
In dessen Hand die That zur Wohlthat ward,

In dessen Brust man stets ein Herz getroffen,
Das Lebenssinn mit Lebensernst gepaart;
Er ging nun auch, um nicht zurückzukehren,
Und um ihn trauern heißt: sich selber ehren!

Wohl mancher Busen wird sein Bild bewahren,
Wohl manches Aug' ihm wahre Thränen weih'n,
Und manche Hand ihm wohl nach manchen Jahren
Am Sterbetag auf's Grab noch Blumen streu'n;
Doch nicht nur, wer ihn kannte, mög' ihn nennen,
Nein — auch wer nie ihn nannte, lern' ihn kennen.

Hier darf der Dichterfreund sein Vorrecht brauchen:
Daß er mit Tausenden verkehren kann!
Hier darf er kühn in Lob die Feder tauchen
Und schreiben: „Seht! Hier ruht ein Ehrenmann!" —
Auch Dankesthränen, mein' ich, sind Trophäen,
Die einem Grab so gut, wie Lorbern, stehen!

Prof. Joh. Gabr. Seidl.

Notizenblatt.

Historische Erinnerungen.

Die erste Türkenbelagerung Wiens (1529).

Johann Zapolya, ein vornehmer ungarischer Edelmann und Graf von Zips, hatte auf die Krone Ungarns von Jugend an eifersüchtige Blicke geworfen. Sein Heldenmuth, mit welchem er dem raubgierigen, aus verschiedenen Nationen zusammengekommenen Gesindel, das sich Kreuzfahrer genannt, entgegentrat, hob seinen Ruhm in den Augen aller Magyaren nur noch mehr. Er wurde General-Capitän aller ungarischen Truppen und Woywode von Siebenbürgen. In seinen ehrsüchtigen Bestrebungen hierdurch geschmeichelt, warb er um die königliche Thronerbin. Uladislaus hatte aber Muth genug, seinen bisherigen Begünstigungen durch das Abschlagen des verwegenen Begehrens endlich den Gränzstein zu setzen. Er vermählte die Thronerbin und Tochter mit Ferdinand, dem Erzherzoge von Österreich, wodurch sich die Erbansprüche dieses Hauses an die ungarische Krone begründeten.

Bei dem Einbruche der Türken in Ungarn stand Zapolya mit mehr als 30,000 wohlgeübten Truppen an der Theiß. Trotz aller Aufforderungen, sich zu dem übrigen Heere zu schlagen, verweilte er unthätig in seinem Lager, und ließ den jungen König bei Mohacz Schlacht und Leben verlieren. Unter dem Anscheine, als wollte er den gefallenen König beerdigen, begab er sich nach Stuhlweißenburg, wohin die Königin und alle Großen des Reiches gekommen. Hier that er den ersten gewaltthätigen Schritt, indem er sich durch seinen erwählten Bischof zum Könige salben ließ. — Von Ferdinand, der zur Hintertreibung seines nun offenkundigen Vorhabens mit einem Heere herangerückt, in die Enge getrieben, flüchtete er nach Polen, wo ihm von dem Woywoden Lasky der unselige Rath ertheilt wurde, sich an den türkischen Sultan zu wenden. Die allzugroße Sucht nach der Krone ließ die warnende Stimme des Gewissens keinen Anklang mehr finden.

Suleimann, noch trunken von dem Siegesgeschrei in Asien, verspürte so eben das vermehrte Gelüste nach neuen Eroberungen; daher Zapolya's schimpfliche Anträge ihm nur willkommen erschienen.

Um also dem vertriebenen König (für diesen gab sich Zapolya in seinem Sendschreiben an alle europäische Höfe aus) sein Recht zu behaupten, setzte Suleimann seinen unermeßlichen Zug von Konstantinopel aus in Bewegung, erstürmte nach einander Ofen, Fünfkirchen, Stuhlweißenburg, Gran, Komorn und Raab. — Ein Schwarm von 30,000 Mann, welcher unter dem Befehle dem Heere voranzog, „durch Brennen und Sengen, Räubereien, Plünderungen und allen anderen türkischen Unfug die Gemüther vorzubereiten, welchen Gast man zu gewärtigen hätte," hielt sich in der Lösung seines Auftrages so wacker, daß allenthalben der größte Schrecken und eine allgemeine Flucht in die Gebirge einriß. Das Herannahen der wilden Vorboten in die Umgebungen Wiens ließ über das Schicksal dieser Stadt keinen Zweifel mehr.

Je schlechter aber damals der Vertheidigungszustand dieser Stadt war, desto eifriger arbeitete man nun an deren Befestigung, um auf eine hartnäckige Belagerung sich gefaßt zu machen. Viele der Einwohner flohen von freien Stücken in die Gebirge; Andere, wie Weiber, Kinder und Greise, wurden fortgeschafft, um während der Belagerung nicht auch Unstreitfähige an dem, aus der Umgebung herbeigeschafften Proviante zehren lassen zu müssen.

Vom Stubenthore bis zum Kärnthnerthore wurde im Innern der Stadt in einer kleinen Entfernung vom Walle eine neue Mauer aufgeführt, und das Gestade der Donau mit Palissaden versehen. Ein anderes Bollwerk entstand zwischen der Schlagbrücke und dem Salzthurme. Die hölzernen Dächer wurden zur Verhütung einer Feuersbrunst abgetragen, die Pflaster aufgerissen. Als sich am 21. September (1529) die raubgierige Rotte bereits vor Wien blicken ließ, so steckte man die Vorstädte, nachdem sich ihre Bewohner in die Stadt geflüchtet, in Feuer. Nach der Aussage eines gleichzeitigen Tagebuches sollen binnen 4 Tagen 800 Häuser, darunter viele Kirchen, Spitäler und andere öffentliche Gebäude, ein Raub der Flammen geworden sein. — Paul Wakhitsch und Sigmund von Weichselburg zogen wider die herangerückte Schaar, tödteten Einige derselben, und kamen dann wieder zurück.

In der Stadt selbst fährt man fort, alle nöthigen Anstalten zur entschiedensten Gegenwehr zu treffen. Auf die Thürme, Wälle, Bollwerke und andere erhöhten Orte pflanzt man die vorräthigen 100 Stücke grobes Geschütz, und richtet das kleinere, als da waren: Schlangen und Singeringen (die so manchem Muselmanne das Schlummerlied zum ewigen Schlafe sangen), Karthaunen, Falkonetten, eiserne Steinbüchsen u. dgl. an allen bedrohten Stellen auf. Das Obercommando führte der junge Pfalzgraf am Rhein, Philipp der Streitbare. Ihm standen zur Seite: Niklas Graf von Salm, Wilhelm Freiherr von Roggendorf; die Generäle: Johann Katzianer, Leonhard Freiherr von Wels, Eck von Reyschach, Niklas von Thurn und andere Helden, deren Namen und Tugenden noch gegenwärtig in ihren Geschlechtern fortleben. Die Stadt selbst ward in sechs Hauptquartiere abgesteckt. Der Pfalzgraf hatte das Stubenviertel mit 100 Kürassieren und 14 Fähnlein zur Vertheidigung übernommen, Hector von Reyschach das Kärnthnerthor und Augustinerkloster mit 300 Mann zu Fuß. Da diese Gegend am meisten bestürmt wurde, so verlegte man später auch die 700 Spanier vom Werderthore und andere Truppenabtheilungen

hierher. Abel von Holeneck und Leonhard von Wels besetzten die Burg und die Umgebungen. Rupprecht von Eberstorff vertheidigte mit 1000 Mann die Stadt vom Schottenthore bis zum Werderthore, und Ernst von Brandenstein die Gegend vom Werder- bis zum Rothenthurmthore.

Schon am 26. September lag die ganze türkische Heeresmacht vor Wien. Ihre Gezelte bilden in dem Umkreise von sechs Meilen eine neue Stadt. Das prächtig mit Tapezierungen und goldenen Knöpfen verzierte des Sultans erstreckt sich durch Simmering bis nach Ebersdorf. Näher bei der Stadt standen die der Pascha; außer dem Stubenthore das des Pascha von Rumelien, und von Simmering an gegen die Stadt zu das des Desterdars. Den Wienerberg hatte der Großvezier Ibrahim inne. In den Auen an der Donau hinab weiden die Rosse und Kamehle.

Vor dem Burgthore, von St. Ulrich bis gegen Penzing, liegt der Pascha von Romanien, um St. Veit und Döbling herum der von Semendrien. Das Schiffsvolk hatte sich in alle Arme der Donau verbreitet und der Stadt alle Zufuhr gesperrt.

Je trauriger sich nun der Zustand der Belagerten gestaltete, und je heftiger die Janitscharen, unter den Ruinen der Vorstädte geborgen, die Stadt beschossen, und Jedem, der sich auf dem Walle blicken ließ, das Lebenslichtlein ausbliesen, desto mehr erweiterte sich der Muth der Bedrängten. Die Aufforderungen zur Übergabe werden zurückgewiesen, und einige wiederholte Ausfälle bringen den Sultan bald zu der Einsicht, daß er sein, als überflüssig zurückgelassenes Geschütze, hier wohl benöthigen dürfte. Er faßte hierauf den Entschluß, die Mauern zu untergraben, und in die Luft zu sprengen. Ein türkischer Überläufer bezeichnet das Kärnthnerthor als die Stelle, wo man im Untergraben bedeutend vorwärts geschritten. — Da man durch Gegenminen dem Feinde bald auf seine unterirdischen Pläne kam, so blieb über die Wahrheit seiner Aussagen gar kein Zweifel mehr. — An allen verdächtigen Orten werden nun Wachen ausgestellt; in den Kellern verrathen Trommeln und Wasserbecken die Arbeiten des Feindes. Emsiges Entgegenarbeiten und Hinwegnahme des Pulvers vereiteln auch größtentheils dieses höllische Vorhaben *). Demungeachtet gehen einige Minen auf, und wirklich fliegt einmal ein Stück Mauer zwischen dem Stuben- und Kärnthnerthore in die Luft, so, daß eine bedeutende Öffnung entsteht. Die Feinde rennen im wilden Sturme heran; aber die Unserigen verstopfen mit ihren eigenen Leibern die Lücke der Mauer, und schlagen den Feind im tapfersten Widerstande zurück. — Der große Verlust an Truppen in den vielen vergebens gewagten Stürmen, erbitterten den Sultan so sehr, daß er beschloß, einen Generalsturm zu wagen. Von den Thürmen der Stadt konnte man sehen, wie die entmuthigten Truppen mit Säbeln und Prügeln zu diesem angetrieben wurden; die Stücke der Unserigen werfen die ersten Reihen über den Haufen, so daß sie es vorzogen, von ihren Befehlshabern niedergesäbelt, als von den Handröhren des Feindes erschossen zu werden. Als in dem nachmittägigen Sturme desselben Tages eben der Heldenmuth der Belagerten hervorleuchtete, beschloß Suleimann, die Belagerung aufzuheben.

Über die Ursachen dieses raschen Entschlusses sind die Schriftsteller nicht einig;

*) P. M. Fuhrmann erzählt im 2. Theile seines: „Alt und neues Wien," die Feinde wären in diesen unterirdischen Arbeiten bis in die Gegend am Heidenschuß gekommen; — was aber durch die glaubwürdigeren Schriften, daß dieses Haus schon vor der ersten Türkenbelagerung zum „Heidenschuß" geheißen, und den Umstand, daß die Stadt von dieser Seite am wenigsten beunruhigt wurde, bereits zum Mährchen geworden ist.

auch lassen sich diese bei einem, dem Fatalismus und Aberglauben so sehr ergebenen Volke nicht leicht ermitteln. Die wahrscheinlichsten sind die, welche Gottfried Uhlich *), und Freiherr von Hammer **) vorführen, nämlich: Mangel an Proviant, die hereinbrechende nasse Jahreszeit (die den weichen Asiaten doppelt schmerzte), die vielen mißlungenen Stürme und eingebüßten Truppen.

Da den Belagerten nicht beizukommen war, so ließ der Feind seinen Zorn an den Gefangenen und dem armen Landvolke aus. Jene, bis aus der Gegend um Regensburg herbeigeschleppt, wurden noch vor dem Abzuge insgesammt zerfäbelt, so daß das Geheule der Sterbenden bis in die Stadt drang, von welcher aus man bei dem Leuchten der auflodernden Dörfer und Ortschaften die schauderhaftesten Scenen mit ansehen konnte. — Alle Obstbäume und Weingärten werden auf die muthwilligste Art zerstört und verwüstet. Unter ungeheuren Niederlagen und nach einem Verlust von mehr als 30,000 Mann verschwindet endlich nach und nach der Zug vom vaterländischen Boden, der seit Langem dergleichen Gräuel[illegible]en nicht gesehen.

A. W. Brey.

*) Siehe dessen „Geschichte der ersten türkischen Belagerung Wiens." S. 107.
**) „Wiens erste aufgehobene Türkenbelagerung." S. 53.

Rückblick in die Vergangenheit.

Am 23. November 1713 ward Lorenz Sterne, einer der berühmtesten Humoristischen Schriftsteller der Britten, zu Clonmell in Irland geboren. Er entwickelte in seiner Jugend wenig Fähigkeiten, und schien sich mehr durch seine Fröhlichkeit als durch seinen Fleiß, mehr durch den eigenthümlichen Gang seiner Ideen, als durch Kenntnisse auszuzeichnen — weßhalb die Akademie zu Cambridge, wo er Theologie studirte, in seinem Zeugnisse bemerkte: „daß er zwar ein harmloses, aber höchst seltsames Subject sei." — Durch Vermitttung seines Oheims erhielt er die Prediger-Stelle in Sutton und später eine Pfründe an der Hauptkirche zu York. Er verheirathete sich 1741, und gab 1759 die ersten Bände seines „Tristram Shandy" heraus, eines Romanes von ganz eigenthümlichen Charakter, in welchem er das Lächerliche der Schulphilosophie und der eingebildeten Gelehrsamkeit in so launiger Weise darstellt, daß vielleicht keine Sprache ein ähnliches Werk aufzuweisen hat. 1767 gab er seine „Empfindsame Reise durch Frankreich und Italien" unter dem Namen: „Yorik," an's Licht, ein Werk voll der feinsten Kenntniß des menschlichen Herzens, der lieblichsten, schalkhaftesten Laune und zarter Empfindungen. — Sterne belustigte nicht bloß durch seine witzigen Einfälle, sondern auch durch seine auffallende Gestalt und durch seine noch sonderbarere Art, sich zu kleiden. Ungeachtet der großen Einkünfte von seinen Pfründen und von dem Ertrage seiner Schriften (er erhielt für die letzte Ausgabe allein 240.000 fl. C M.), fanden doch seine Gattin und Tochter, als er 1768 starb, in seinem Nachlasse nur Schulden; sie wurden aber von Sterne's Freunden durch bedeutende Geschenke vor der Dürftigkeit gesichert. — Sehr traurig ist es, bemerken zu müssen, daß Sterne's häuslicher und Privatcharakter auf keine Weise den Gesinnungen der Zärtlichkeit, Gutmüthigkeit und Großmuth entsprach, welche so häufig in seinen Werken gefunden werden!

Am 24. November 1643 werden die Quartiere der Franzosen in Dutllingen von den Kaiserlichen und Baiern unter Hatzfeld überfallen; das ganze außerhalb des Ortes stehende Geschütz wird ohne Widerstand erobert, Duttlingen von dem nach und nach ankommenden Heere umzingelt und die Franzosen besiegt, ehe man eine Kanone abbrannte. 2000 M. Inf. bleiben auf dem Platze, 7000 M. strecken die Waffen. Schiller sagt in seiner Gesch. d. 30j. Krieges von diesem Handstreiche: „Dieß war wohl in dem ganzen Kriege die einzige Schlacht, welche auf die verlierende und gewinnende Partei ungefähr denselben Eindruck machte; beide waren Deutsche, und die Franzosen hatten sich beschimpft. Das Andenken dieses unholden Tages, der hundert Jahre später bei Roßbach erneuert ward, wurde in der Folge zwar durch die Heldenthaten eines Türenne und Condé wieder ausgelöscht; aber es war den Deutschen zu gönnen, wenn sie sich für das Elend, das die französische Politik über sie häufte, mit einem Gassenhauer auf die französische Tapferkeit bezahlt machten."

Redacteur und Herausgeber: J. S. Ebersberg (wohnt in Wien; Stadt, Tiefengraben Nr. 166).

№ 142.

Der Oesterreichische

ZUSCHAUER.

Für Kunst, Wissenschaft, geistiges Leben.

Freitag, den 25. November 1836.

Während wir heute tändeln und lachen, wer weiß, was uns morgen begegnen wird?

Die Nacht in der Steppe.

Auf einer jener ausgedehnten Haiden, die in Lithauen dem Wanderer nicht unbekannt, hatte die Sonne bereits ihre letzten Strahlen über die Wipfel einzelner Bäume geworfen, welche, hier sparsam gepflanzt, keineswegs dazu beitragen konnten, das Bild einer, in schlaffe Wildheit entarteten Natur, dem Auge mildernd darzustellen. Vielmehr mußte der sich plötzlich erhebende Wind, welcher mit Geschäftigkeit die Wolken thürmet, und der in Ferne dumpf rollende Donner das Unheimliche des Ortes so steigern, um Jeden, welcher diese Öde durchzog, zur Eile anzuspornen.

Mitten unter diesen Vorzeichen eines schweren Gewitters rollte längs der Landstraße, welche die Fläche durchschnitt, ein leichter Reisewagen, der in den Staubwolken das aufgetriebenen Flugsandes eingehüllt schien. Der Herr desselben, bekleidet mit der Uniform eines österreichischen Offiziers, sah dem Ausbruche des Unwetters ruhig zu. Doch das Schelten seines Kutschers, dem auf seinem offenen Sitze die regenschwangern Massen weit bedenklicher vorkommen mochten, und die scharf gehandhabte Peitsche über das matte Gespann, weckte ihn aus seinem Gedankenspiele, und er brach in folgende Worte aus:

„Alle Wetter! Heinrich, was treibst Du mit Deinen Thieren. Ohne naß zu werden, können wir das Nachtlager wohl nimmer erreichen, also lasse die Pferde einen kurzen Paß gehen, und verkriech Dich in Deinen Mantel, so gut es geht!"

„„Leider, Herr Capitän,"" ließ sich Heinrich, ein übrigens ganz gutmüthiger Bursche, vernehmen, „„läuft es dießmal nicht trocken ab; sehen Sie —"" mit diesen Worten wies er auf eine rabenschwarze Wolke, die jeden Augenblick drohte, sich ihres nassen Inhalts recht derbe zu entladen, „„das Gewitter hat uns rings eingeschlossen. Wenn wir nur in der letzten Dorfschänke geblieben wären,"" perorirte er weiter, „„wer weiß, in welchem Schmutzloche wir die heutige Nacht verseufzen! Und was haben Sie ver-

loren, Herr Capitän — das muß ich sagen, ich kam heute Mittags nur auf eine Minute in Ihr Zimmer — aber ich will nicht Heinrich Thugut heißen, wenn in dieser verwünschten Gegend, wo die Wölfe mit den Strauchdieben um das Leben ehrlicher Leute handeln, drei Tage ringsum, so reinliche Betten stehen, als das Ihre im blauen Fuchs gewesen. Und die Wirthin — Heiliger Gott!"" mit diesem Angstrufe unterbrach der Geschwätzige die Personsbeschreibung, und taumelte erschrocken auf seinem Sitze, weil in demselben Augenblicke ein siebenkeuliger Blitz den Horizont durchfuhr, und ein gewaltiger Donnerschlag den Umkreis erschütterte.

Nun stürzte der Regen in Strömen herab, die Winde heulten, der Donner rollte, während Blitz auf Blitz die Gegend in ein Feuermeer zu versetzen schien. So tief wie möglich hüllten sich die Reisenden in ihre Mäntel, die Pferde werden erneut zur Eile angetrieben, als ein die Gegend abermals erhellender Blitzstrahl eine Hütte, abseits der Straße, erblicken ließ.

Dahin wurde nun die Fahrt gerichtet, und nach wenigen Minuten befanden sich unsere Abenteurer an der Vorderseite eines elenden Gebäudes, dessen ganzer Reiz darin bestand, daß es hier das einzige Obdach war, und vermög seines Strohdaches doch eine halbwegs regensichere Stelle gewähren mußte. „Hat nicht Diogenes eine morsche Tonne bewohnt?" philosophirte der Capitän, da er den Bau seines Asyls betrachtete und an dem Halbverfallnen wenig Erbauliches fand. — „„Besitzt doch mein Herr einen gefüllten Flaschenkeller köstlichen Weines, und führen wir nicht einen derben Schinken?"" dachte Heinrich, der im Vorgefühle einer baldigen Magenerquickung der Hütte weniger Aufmerksamkeit schenkte, sondern mit kräftiger Faust an die Thüre pochte.

Aber ein Schrei des Entsetzens entfuhr dem Ungeduldigen, als ihm aus dem Eingange ein rüstiges, phantastisch gekleidetes Weib entgegentritt, und rasch um sein Begehren fragt. Dem Geburtssohne jener freundlichen Auen, welche die bläuliche Donau in der Gegend von Linz so anmuthig umspielt, mußte der Anblick dieser Gestalt allerdings Grauen erregen, die, bedeckt mit wenig schmutzigen Lumpen und losgewundenen Haaren, welche zerrüttet über die halbentblößte Schulter hingen, einen hochlodernden Feuerbrand über ihrem Haupte schwang, während ein derber Knittel in der Rechten zuckte und zugleich das fletschende Gebiß eines ungeheuren Wolfshundes an derselben Seite sichtbar ward. Doch das schnelle Hinzutreten des Gebieters endigt die halbkomische Situation des Verlegenen.

Merklich änderten sich die strengen Züge der Megäre, als der Capitän Herberge für die Nacht forderte, und grinsende Freundlichkeit trat an die Stelle der Wildheit, als sie die Ursache des unvermutheten Besuches vernahm. Während eine habgierige Musterung die stattliche Figur des Kriegers

traf, an dessen Rechte ein kostbarer Ring blitzte, öffnete sie mit plumper Höflichkeitsgeberde die Wohnstube, und erzählte, daß sie sich allein im Hause befände, da ihre Leute mit einem Trieb Schafe auf eine entfernte Huth gezogen wären und heute wohl nimmer zu erwarten sein dürften. Mit der nicht gänzlichen Sicherheit der Umgegend suchte sie das Barsche ihres Willkommens zu entschuldigen und schien nur bedacht, das Vertrauen ihrer Gäste zu gewinnen.

Jetzt wurde das Gepäck vom Wagen geschafft, auch von der Hauswirthin, die mit lüsternen Blicken im Hintergrunde verweilte, Unterkunft für die Pferde verlangt. Die Stube verlassend, wies sie dem Burschen rückwärts der Hütte eine Zaunöffnung, die hier die Stelle der Einfahrt in den Hofraum vertrat, wohin nun derselbe sein Fuhrwerk unter das halbdurchlöcherte Rohrdach einer offnen Scheune lenkte und die gejagten Thiere durch reichliches Futter zu entschädigen suchte.

Langweile und Neugierde machten inzwischen den Offizier zum genauen Beobachter seines Zufluchtsortes. Die Forschlust desselben mußte sich aber leider mit dem Anblick der vier nackten Wände begnügen, nachdem die Stube außer einem elenden, aus unbearbeitetem Holz zusammen getippelten Tische und wenigen behauenen Baumklötzen, welche die Stelle der Stühle einnahmen, keinen Hausrath enthielt, überhaupt das Ganze das Gepräge der tiefen Armuth und rohen Unbeholfenheit trug.

Der rückkehrende Heinrich traf nun Anstalt, die Abendtafel zu beschicken, die leider nur auf den eignen Vorrath beschränkt war, da ihre Hauswirthin sich mit einem gänzlichen Mangel der Lebensmittel entschuldigte. Es verfloß die Stunde des frugalen Mahles, wobei der treue Bursche sich vergebens mühte, seinem Herrn einiges Interesse für das Unheimliche ihres Nachtlagers abzugewinnen. Doch der Rittmeister, durch Dienstverhältnisse bekannt mit der Beschaffenheit dieses wildschönen Landes, konnte das Lachen nicht bergen, wenn sein blauäugiger Bursche in jedem Schafpelze einen Räuber erblickte, und an jeder einzelnen Hütte die Spuren einer Mörderherberge gefunden zu haben vermeinte. Auch heute belachte er den Kleinmuth des Bedenklichen — doch dießmal that er es mit Unrecht.

Mitternacht war nicht mehr ferne, als nun Derselbe seinem Lager, das in der anstoßenden Kammer für ihn bereitet war, zuschritt. „Sei klug, vorsichtig, doch nicht verzagt —" mit diesen Worten entließ er seinen guten Diener, der sich vergebens erbot, die Nacht vor der Thüre seines Herrn zuzubringen, und jetzt, bewaffnet mit einer Büchse, murrend nach dem Wagen schleicht.

Ein prüfender Blick des Eingetretenen traf jetzt den engen Raum, dem er sich heute Nachts anvertrauen soll, und, hierüber befriedigt, macht er alsbald Anstalt, die müden Glieder durch erquickenden Schlaf zu stärken.

Doch der grelle Wechsel seines Standes, der ihn heute auf weiche Flaumen bettet, während morgen ein kärgliches Strohlager den Schläfer empfängt, hatte es ihm, als Quelle einer vielseitigen Erfahrung, zur Regel gemacht, in jeder Herberge sein Lager streng zu untersuchen. Auch heute übt Gewohnheit ihr altes Recht über den Halbentkleideten. Schon ist er mit dem Zustand seines armen Bettes ziemlich befriedigt, bereit, das Licht zu löschen und in die Arme eines erquickenden Schlummers zu sinken, da fällt sein Blick zufällig auf die angränzende Mauer und er erblickt in der Nähe des Kopfkissens einige Blutflecken. In demselben Augenblicke überfiel den Offizier eine sonst unbekannte Beklemmung.

„Sind diese Flecken die Spuren ärztlicher Hilfe, die hier an einem Kranken ausgeübt, oder wären sie vielleicht warnende Zeugen einer verruchten That?" solche Gedanken durchkreuzen jetzt den Kopf des Überraschten, und die Möglichkeit eines Mordes trat vor seine Seele. Allein aufgewachsen unter Bellonas Fahne, ein bisher nicht unbegünstigter Verfolger ihrer gefährlichen Bahn, fand er schnell jene Entschlossenheit, die den echten Soldaten nie ganz verläßt. Er wirft sich in die Kleider, und sein erstes Bemühen ist dahin gerichtet, jedes gewaltsame Eindringen von Außen zu vereiteln. Doch nur mittelst eines hölzernen Riegels, dieser schwachen Wehre für Gewalt, ist es ihm vergönnt, seine Kammer gegen ungewünschte Besuche zu schließen. In dieser bedenklichen Lage brachte er behuthsam und leise das Licht in eine Ecke der Art, daß ihm der Schein alle Gegenstände genau erkennen ließ, während ein völliges Dunkel über den Kammerraum gebreitet blieb. Auch ein kleines Fenster, das die Aussicht auf den Hof gewährte, ward vorsichtig geöffnet, um sich die Aufmerksamkeit seines Dieners zu sichern.

So vorbereitet in Allem, nahm er seine Stellung an einem Tische ein, der dem Eingange in schiefer Richtung gegenüber stand, und beschloß, auf seinen Säbel gestützt, während ein Paar treffliche Pistolen bereit lagen, den Anbruch des Morgens zu erwarten.

Schon sind zwei Stunden dieser unbequemen Nachtwache verflossen, und kein fremdartiges Geräusch unterbricht die herrschende Grabesstille; da ermüdet seine Wachsamkeit, mächtiger Schlaf umkränzt die Stirne, und schließt mit unwiderstehlicher Gewalt die Wimpern. Doch zu seiner Rettung sollte ihm dieser Schlaf nicht erquickende Ruhe gewähren, denn die gereizte Phantasie enteilt in die Gaukelgefilde der Träume, und aus ihrem magischen Spiegel schaut er mit blutiger Grelle das Gelingen einer gräßlichen Katastrophe, wie sie in der That gegen ihn bereits im Werke stand. — Gebunden lag er auf demselben Bette des verhängnißvollen Gemaches, und vier bis fünf baumstarke Gestalten, in deren Gesichtern das Schändliche ihres Gewerbes deutlich ausgedrückt, füllen den Raum. Mit einem furchtbaren Messer

bewehrt, tritt jenes Weib vor sein Lager. „Du mußt sterben!" spricht sie im kalten Grimme und mit mordfunkelnden Augen, „damit Du an uns nicht zum Verräther werdest." — Mit hochgeschwungenen Beilen und Knitteln nahen jetzt die Räuber dem Wehrlosen. Ausholend zum Todesstreiche blinkt der Mordstahl über seinem Haupte. — „Stirb!" kreischt die Entsetzliche mit gellendem Tone, und senkt das Eisen über die pochende Brust ihres Schlachtopfers, dem die Todesangst einen Schrei entpreßt, und — der Offizier erwachte.

(Den Schluß im nächsten Blatte.)

Sinngedichte.

Übergang.

A. Auf Lina's Antlitz thront die blasse Lilie nur:
Von Rosen, die geblüht, auch nicht die kleinste Spur.

B. Die Rosen sind zum Herrn Gemahl gegangen.
Siehst Du sie nicht auf seiner Nase prangen?

Sprichwort und Mode.

Nur müßiges Pack
Steckt die Händ' in den Sack:
So hieß es sonst; doch heute stecken,
Nach modischer Art, alle Händ' in den Säcken.

A. St.

Notizenblatt.

Aus unserer Zeit.

(Christian Grabbe.) Zu den zürnenden Schatten eines Bürger, Hölty, Gramerstötter und Kanne, gesellte sich am 12. September d. J. jener Grabbe's. Wenn in unserer Zeit, und zwar mit Recht, über den Verfall dramatischer Dichtkunst geklagt wird, dessen Gründe wohl tief im Fleische aller darin Betheiligten ihren Sitz haben, so ist es um so undankbarer von der Menge, wenn mitten in dieser Unfruchtbarkeit einmal ein Geist, die Prosa des Tages unter seinem kräftigen Schritt zermalmend, die Schätze seines inneren Goldschachtes ausbeutet, und den die Menge dafür in's Elend hinsinken läßt — von Wenigen gekannt — ein Kläger im Tartarus über den Verfall der Musen! Das ist Grabbe's geistige Biographie; die Prosa seines Lebens heißt: Genie — Undank, der Welt Lohn — und gramvoller Tod.

Ludwig Tieck war es, der dem, mit seiner Tragödie: „Theodor von Gothland," in die Schranken echter Dichterweihe tretenden Grabbe einen Empfehlungsbrief schrieb. — Doch man hörte auf den düsteren deutschen Kunstrichter nicht. Es läßt sich nicht läugnen, daß Grabbe's Werke undramatisch, d. h. nicht theatermäßig und nicht für die Menge berechnet sind; daß sein Styl oft schwülstig, seine Bilder oft gezwungen, seine Idee manchmal verworren ist. Diese Mängel sind es auch nur, welche ihn nicht zu der ersten Stufe der Dichtkunst steigen ließen. Seine Shakespear'sche Kraft, seine Byron'sche Mystik, sein tief zerrissenes und höchst poetisches Gemüth,

sein von Ironie, gerechtem Zorn und manchmal von seltener Lyrik übersprudelnder, nur zu üppiger Styl machen es unbegreiflich, wie ein solcher Geist selbst der Elite deutschen Lesepublikums theils dem Namen, theils (und zwar sehr häufig) seinen Werken nach unbekannt bleiben konnte, während die Flut der Leipzigermesse den Golfstrom der flachsten Novellistik in die Abzugskanäle aller Länder zur Übersättigung fließen läßt. — Raupach sagt in seinem Sonett: „Nur zwei Dichter ehret man: den Todten und den Ausländer.“ — Ich glaube, er spricht wahr. — Grabbe wird jetzt aus der Gruft herausgekratzt werden, und seine Auferstehungshymne wird ihm ein Tieck vor der Prachtausgabe seiner sämmtlichen, bisher der Menge ganz unbekannten und zerstreuten Werke singen. Silas.

Wahlsprüche

der römisch-deutschen, dann österreichischen Kaiser, seit Ferdinand I.

I. Ferdinand's I., regierte als römischer König vom J. 1531, als Kaiser von 1558—1564:

„Fiat justitia aut pereat mundus.“

II. Maximilian's II., reg. von 1564—1576:

„Dominus providebit.“

III. Rudolph's II., reg. von 1576—1612:

„Omnia ex Dei voluntate.“

IV. Mathias, reg. als Kaiser von 1612—1619:

„Amat victoria curam.“

V. Ferdinand's II., reg. als Kaiser von 1619—1637:

„Legitime certantibus.“

VI. Ferdinand's III., reg. von 1637—1657:

„Pietate et Justitia.“

VII. Ferdinand's IV., ward König von Böhmen 1646, von Ungarn 1647, und römischer König 1653, und starb vor seinem Vater 1654:

„Pro Deo et Populo.“

VIII. Leopold's I., reg. von 1657—1705:

„Consilio et industria.“

IX. Joseph's I., reg. von 1705—1711:

„Amore et timore.“

X. Carl's VI., reg. von 1711—1740:

„Constantia et fortitudine.“

XI. Carl's VII., Churfürsten von Baiern, ward römischer Kaiser 1742, und starb 1745:

„Providentia numinis.“

XII. Franzen's I., reg. als römischer Kaiser von 1745—1765:

„Pro Deo et imperio.“

XIII. M. Theresia's, reg. von 1740—1780:

„Justitia et clementia.“

XIV. Joseph's II., reg. als Kaiser von 1765—1790:

„Virtute et exemplo.“

XV. **Leopold's** II., reg. als Kaiser von 1790—1792:
„Pietate et Concordia."

XVI. **Franzen's** II., reg. als **römischer** Kaiser von 1792—1806:
„Lege et fide."

Desselben, als ersten Erbkaisers von Österreich (11. August 1804), auf dessen Thalern und Gulden seit dem Jahre 1807—1835, 2. März:
„Justitia regnorum fundamentum."

XVII. **Ferdinand's** I., Sr. nun regierenden Majestät:
„Recta tueri." J. **Bergmann.**

Miscellen.

(**Erfindungen.**) Der Gebrauch der Hüte fing unter der Regierung Carl's IV., Königs von Frankreich, in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts an. Man hielt die Hüte damals für eine so eitle Tracht, daß der Erzbischof von Paris allen Priestern den Befehl ertheilte, mit der Messe einzuhalten, wenn Jemand mit einem Hute in die Kirche kommen würde. — Kaiser Carl V. trug einen kleinen, mit Sammt überzogenen Hut, den er, als er im Jahre 1547 seine Armeen musterte und es gerade zu regnen anfing, abnahm, damit er nicht naß würde. — Die ersten seidenen Strümpfe trug Heinrich II., König von Frankreich, im Jahre 1547; in England aber die Königin Elisabeth 1561. — Die ersten Stecknadeln wurden 1543 in England gemacht. — Bis dahin bedienten sich die Frauenzimmer kleiner Stiftchen von Holz. — Erst im Jahre 1440 wurde das Drahtziehen von einem Nürnberger, Namens Rudolph, erfunden. M. R—d.

(**Gnome.**) Niemand genießt das Leben so sehr, als der innerlich vollkommene Mensch; Niemand ist innerlich vollkommen, dessen Absichten unedel sind. Die Tugend ist also das einzige zuverlässige, dauerhafte Mittel, um dieses Leben am besten zu genießen, um Alles außer sich schön und gut zu finden.

Natur und Leben in unserem Himmelsstriche.

Der **traurige** Monat (in diesem Jahre durch nebelvolle und trübe Tage düsterer, als seit einem Decennium) schickt sich zum Abzuge an, und der **strenge** sendet bereits seine Vorläufer, schneidende Winde und Schneeflocken, vor unsere Thür. Der **December** stand bei den Römern unter dem Schutze der Göttin Vesta. Er wurde unter dem Bildniß eines Sclaven dargestellt, der sich traurig geberdet und in der Hand eine Fackel trägt, weil in diesem Monat die Saturnalien, zum Andenken des goldenen Zeitalters Saturns, gefeiert wurden. Die Neuen bezeichnen ihn durch einen Steinbock, dessen Obertheil ein Ziegenbock, der untere ein Fisch ist. Nur in kleinem Maße nimmt noch der Tag mehr ab bis zum 16. December, von dem er (kurz vor dem Eintritt des astronomischen Winters) wieder zu wachsen beginnt.

Die Sonne hat nun so wenig Kraft, daß sie, wenn Süd- oder Westwinde nicht wehen, den fallenden Schnee nicht mehr zu schmelzen vermag. Der Winter liegt ausgebreitet über der Erde; Ruhe herrscht vor der Hütte des Landmannes, und nur das Knurren des Spinnrades in der warmen Kammer und der Schlag des Dreschflegels in der vollen Scheuer tönen durch die stiller gewordenen Räume. Eine Schaar hungriger Sperlinge, zu welcher sich hier und da ein Ämmerling, ein treugebliebener Finke oder ein Grünling gesellt, umlagert hilfesuchend die Wohnungen der Menschen. Aus den wenigen heimischen Vögeln, welche ihren Wohnsitz in jeder Jahreszeit beibehalten, ist es besonders der Haussperling, welcher (mit Ausnahme einiger Reiselustiger seines Geschlechtes, die im Herbst nach Italien ziehen), wie er den Überfluß und die Freuden mit dem Menschen getheilt, nun auch die Noth und die

Strenge des Winters theilet. So groß ist des Haussperlings Anhänglichkeit an die liebgewonnene Stelle, daß er, zum Skelette abgemagert während dem Winter, den wärmenden Schlupfwinkeln, die er in Rauchfängen sucht, die Reinheit des Gefieders lieber zum Opfer bringt; ja, in äußerst kalten Tagen, erfroren aus der Luft stürzend, eher sein Leben, als das Haus seines Pflegers verläßt. Seines Pflegers? der vergessen, daß der arme Sperling, welchem ein Paar Körnchen von dem Abfall seiner Scheuer mißgönnt werden, von Millionen Gewürmes seinen Obstbaum gesäubert! Grausam ist es, die hilflose Lage dieser Thierchen zu benützen, indem man ihnen an schneereichen Tagen trügende Ähren mit Leim bestrichen vorwirft und listige Netze stellt!

Wenn auch um diese Zeit der Anblick der in's Leichentuch gehüllten Erde Manchem ein düsterer scheint, so mög' er Abends aufblicken zum reinen blauen Himmel mit seinen Millionen Sternen. Zu keiner Zeit des Jahres ist der gestirnte Himmel prächtiger, als zu dieser. O wie laut spricht die Natur zu Denjenigen, die ihre Sprache verstehen! „Ihr nennt den Tod ein Unglück, und weint vor dem weißen Bahrtuche, welches den Heimgegangenen deckt, indessen Euch das schimmernde Dach des Vaterhauses Trost sagen könnte in der Einsamkeit und bei der Kälte des kurzen, wenn gleich mühvollen Wanderns!" — So flistern die glänzend hervortretenden Sternbilder uns zu, die nicht dem Astronomen allein, sondern auch jedem einfachen Naturfreunde reichlichen Stoff bieten, die Wunder der Schöpfung in ihrer regelmäßigen Bewegung genauer zu beobachten, und die Allmacht anzustaunen, welche so viele Millionen Welten wahrscheinlich mit Wesen belebt hat, die Alle ihren Schöpfer anbeten und Alle zum Glück und heiteren Genuß ihres Daseins bestimmt sind. E.

Rückblick in die Vergangenheit.

Am 24. November 1712 wird Carl Christian Gärtner zu Freiberg in Sachsen geboren. Obgleich nicht Schöpfer eines größeren Werkes; bleibt er dennoch eine der denkwürdigsten Personen in dem Zeitalter der wiederauflebenden, classischen deutschen Literatur; er galt nämlich unter den jungen Dichtern, die damals in einer Art gelehrten Gesellschaft ihre freundschaftlichen Kritiken über ihre Ausarbeitungen sich mittheilten, für den schärfsten und unparteiischsten Beurtheiler, und war für sie das, was einst Quintilius in Rom für seine gelehrten Freunde und besonders für Horaz gewesen; darum singt Klopstock in seinem Wingolf von ihm:

„Uns werth, wie Flaccus war sein Quintilius,
Der unverhüllten Wahrheit Vertraulichster."

Am 26. November 1754 wird Joh. Georg Forster zu Nassenhuben bei Danzig geboren. Als der Sohn jenes berühmten Reisenden, der mit Cook die Welt umsegelte, machte er, damals 17 Jahre alt, diese Reise mit (1772—1775), begab sich hierauf nach Frankreich und Holland, bis er, nach mancherlei vereitelten Bestrebungen, in Mainz bei dem Churfürsten als Bibliothekar unterkam, welchem Amte er mit Auszeichnung vorgestanden. Die französische Revolution hatte einen traurigen Einfluß auf seine Verhältnisse, und er starb im Elende zu Paris 1794. Forster gehört zu unseren classischen Schriftstellern; als solcher wird er auch für die Nachwelt bestehen; seiner Zeit eilte er voraus. Unter seinen zahlreichen Schriften nehmen die anziehende, für Naturgeschichte und Menschenkenntniß so wichtige „Beschreibung der denkwürdigen Reise um die Welt;" seine „Naturgeschichte und Philosophie des Lebens," und besonders seine reichhaltigen „Ansichten vom Niederrhein, von Brabant, Flandern, Holland, England und Frankreich," den Ehrenplatz ein. Auch hat er das Verdienst, die köstliche Frucht des indischen literarischen Himmels, die Sakontala des Kalidas, auf deutschen Boden verpflanzt zu haben.

Am 27. November 1632 beschließt der Pfalzgraf Friedrich, spottweise der „Winterkönig" genannt, zu Mainz, 21 Tage nach Gustav Adolph's Tod bei Lützen, seine unglückliche Laufbahn, und hinterläßt zwölf unmündige Kinder. — Den weisen Rath seiner erfahrnen Räthe verschmähend, folgte er in der wichtigsten politischen Angelegenheit der damaligen Zeit bloß den ehrgeizigen Forderungen seiner eitlen Gemahlin, Elisabeth Stuart, und jenen seines kurzsichtigen Hofpredigers Scultetus, um sein und seines Hauses Unglück herbeizuführen. Selbst sein angeblicher Retter, Gustav Adolph, gab ihm die wieder eroberte Rhein-Pfalz nicht zurück.

Redacteur und Herausgeber: J. S. Ebersberg (wohnt in Wien; Stadt, Tiefengraben Nr. 166).

Gedruckt bei J. P. Sollinger.

№ 143.

Der Oesterreichische

ZUSCHAUER.

Für Kunst, Wissenschaft, geistiges Leben.

Montag, den 28. November 1836.

Wohl manchen Heitern, der ein lieblich Röslein fand,
Stach die Tarantel in die unbesorgte Hand;
Und Mancher, der sein Haupt dem Gastfreund anvertraut,
Hat nicht den Morgen mehr aus hellem Aug' geschaut:
Denn immerdar bedroht sind Menschen von Gefahren —
Doch kann sie Gottes Wink und eigner Muth bewahren.

Die Nacht in der Steppe.

(Schluß.)

Mit wilden Blicken starrt er in das Halbdunkel, das ihn umgibt, fiebrisch schlagen die Pulse, und es bedarf einiger Minuten, ihn zu überweisen, daß er das Schreckliche nur geträumt. Horch, da vernimmt das lauschende Ohr Fußtritte, die sich der Kammer nähern — nun ist's wieder still — aber von Neuem hebt sich das Geräusch, schon ist es ganz nahe. Man versucht, behuthsam die Thüre zu öffnen, und findet sie verschlossen. Da wird oberhalb des Riegels plötzlich ein runder Ausschnitt sichtbar, und eine hereinlangende Hand müht sich, ihn wegzuschieben; aber in dem Augenblick, wo sie ihr Vorhaben auszuführen beabsichtigt, kracht die Pistole des Offiziers, der Alles mit kaltem besonnenen Wesen erschaut, und sichern Blicks sein Geschoß gegen den Elenden richtet. Mit einem gräßlichen Schrei stürzt der Getroffene von Außen zu Boden. Plötzliches Gepolter und mehrseitige unterdrückte Stimmenlaute unterbrechen das Stöhnen des Verwundeten, welches sich aber nach kurzer Zeit mehr und mehr in die Ferne verliert. Indem der Bedrohte noch unschlüssig ist, ob er jene Elenden verfolgen soll, knallt vom Hofe her ein zweiter Schuß, auch vernimmt er die Stimme seines Dieners, woraus er leicht vernahm, daß die Verbrecher es auch auf diesen abgesehen.

Der Offizier beschließt in seiner gefährlichen Lage, den Verbrechern die Stirne zu bieten, und sich tapfer durchzuschlagen. Den Damascener am Gelenke, die Rechte mit dem gespannten Pistol bewaffnet, in der Linken das flackernde Licht, stößt er mit kräftigem Fußtritt die morsche Thüre auf; aber die leere Wohnstube zeigt ihm, daß seine Feinde das Feld schon geräumt. Vorsichtig durcheilt er die Stube, auf deren Fußboden deutlich die Blutspur

des Getroffenen sichtbar ist, die sich in der Richtung gegen den Hofraum verliert. Der Rittmeister, keineswegs geneigt, nach dem Verstecke seiner Mörder zu forschen, schreitet vielmehr schnell der verschlossenen Hausthüre zu. Die Eröffnung geschah leicht und ohne Anstrengung. Eine Zentnerlast fällt dem Geretteten jetzt vom Herzen, als er sich von der frischen Nachtluft angeweht fühlt. Aber noch freudiger überrascht ihn der Anblick seines Wagens, welcher in kurzer Entfernung hält, und sein bereits für verloren gegebener Diener, der ihm athemlos entgegentaumelt und jetzt im Augenblicke des Erkennens die Hände seines geliebten Herrn mit Küssen bedeckt. „Das Leben ist gerettet," sprach der Herr, „doch lass' uns alle List aufbieten, um das in meiner Kammer befindliche Felleisen, worin mein ganzes kleines Vermögen, der Habsucht dieser Schurken zu entziehen." Mit diesen Worten richtet er neuerdings seine Schritte gegen jene Mauern, deren todbringendem Aufenthalte er so eben entronnen.

Um äußern Überfall zu decken, sollte Heinrich den Eingang bewachen, und auf den ersten Lärm seinem Gebieter zu Hilfe eilen. Allein hierzu war der gute Bursche nicht zu bewegen. Die Anhänglichkeit für seinen Herrn hat jede Furcht erstickt, er beschwört ihn, nicht zum zweiten Male sein Leben zu wagen, er selbst will den Gang versuchen, und schneller, als Jener es zu hindern vermag, ist er in der Thüre verschwunden, und kehrt nach wenigen Minuten, beladen mit seines Herrn Eigenthum, zurück. Niemand war seinem Vorhaben hinderlich gewesen; der unerwartet kühne Widerstand des Bedrohten und die Trefflichkeit seiner Pistolen, die dem Weibe wahrscheinlich nicht vor die Augen gekommen, hatte jenes Gesindel in Respekt erhalten, weil es ihm an Mitteln fehlte, dem tödtlichen Geschosse desselben kräftig entgegen zu wirken, da Handbeile und Knüttel die einzige Bewaffnung der Nichtswürdigen ausmachten.

Voll Freude, einer großen Gefahr entronnen zu sein, besteigen die beiden Reisenden den Wagen. Jetzt erzählte der treue Bursche, daß er, dem Befehle seines Herrn treu, auf dem Wagen sein Lager gewählt habe. Befangen von einer innern Angst habe er die Zeit schlaflos durchgebracht. Nach kurzer Frist seien mehre Männer von verwegenem Aussehen durch die Zaunöffnung der Wohnung zugeschlichen. Schon dachte er nach, wie er seinen Herrn von diesem verdächtigen Umstande benachrichtigen sollte, als ihn der Schuß jeder Bemühung hiervon enthob. Indem er nun überlegt, wie er dem von ihm Getrennten zu Hilfe eilt, sieht er zwei dieser Schurken über den Hof dem Orte zuschleichen, wo die Pferde standen. „Ist es so gemeint," denkt er, und schlägt rasch seine Büchse an. Getroffen konnte er Keinen haben, weil Beide schnell über den Zaun sprangen und in dem Dunkel verschwanden. — Ihre Rückkehr zu erwarten, fiel ihm nicht bei; eilends zog er die Pferde aus

dem Stalle, und jagt unangefochten nach wenigen Minuten in's Freie, willens, von dort aus seinem Herrn Beistand zu leisten, dessen derselbe glücklicher Weise nicht bedurfte.

Auf der nächsten Station zeigte der Rittmeister den Vorfall dem Gerichte an. Man sammelte sogleich ein Detachement gegen dieses Raubgesindel — aber sie fanden das Nest leer, und die Verbrecher bereits entflohen. Bei näherer Untersuchung stieß man in einem ausgetrockneten Cisternenbrunnen auf die halbvermoderten Leichname von sechs solcher Unglücklichen, die früher das Opfer grausamer Habsucht geworden.

Dienstgeschäfte führten nach Verlauf von zwölf Jahren den Rittmeister desselben Weges. Aber welch angenehme Veränderung erfreute ihn! Unabsehbare wogende Felder sprachen hier das Lob eines gesegneten Fleißes, und als einzige Spur der grausen Einöde durchschnitt noch die Landstraße, bepflanzt jetzt mit gedeihenden Pappeln, die freundliche Gegend. Wo früher jene Hütte gestanden, erhob sich das Ziegeldach eines einladenden Gasthofes mit seinen stattlichen Nebengebäuden, welchen der Offizier so lockend fand, daß er nicht umhin konnte, mit dem Eigenthümer desselben, einem arbeitsamen Deutschen, auf die Fortdauer einer besseren Zeit, eine Flasche österreichischen Weines zu leeren.

J. Pfundheller.

Der Dornbusch und der Rosenstrauch.

Nach dem Französischen von A. Giftschütz.

Zum Dornbusch sprach der Rosenstrauch:
„Man sieht mit Schmerz zu allen Stunden,
Wie Deine Stacheln schonungslos
Den armen Wanderer verwunden;
Fürwahr, Du hast ein schlecht' Gemüth!"

„„Mich wundert,"" sagt der Dornbusch drauf,
„„Daß Du es wagest, mich zu tadeln;
Durch Stacheln, die doch sichtbar sind,
Weiß ich mein Handeln noch zu adeln;
Du aber bist zu bergen sie bemüht!""

Für's Leben.

Friedrich II. schrieb unter Anderem in seinem Testamente: „Alles ist der Veränderung unterworfen; diese Sonne, die auf Gräber leuchtet, und das Werk meiner Mühe, meines Lebens. Doch über die Zukunft gebietet kein Sterblicher. Die Geschichte der Welt, was ist sie anders, als das ewig sich bewegende Gemälde des Steigens, des Blühens, des Fallens, des Verschwindens der Staaten? — Beschränkt waren die Kräfte des Staates;

oft unterlag ich dem Irrthum; ich war Erde und Staub und Fürst. Meine Königspflicht zu erfüllen, war das Streben meines Lebens. Dir, Vater der Natur, gebe ich Deine Kinder, zufrieden und glücklich; Dir gebe ich den Geist, den Elementen den Körper zurück."

Notizenblatt.

Das Interessanteste der deutschen Zeitschriften-Literatur.

— Das Stuttgarter „Morgenblatt" enthält die Beschreibung des Aufbruches der „Karavane nach Mecca," welche jährlich mit großen Feierlichkeiten die Wallfahrt von Konstantinopel aus unternimmt.

„Der Zug brach am 28. December 1835 aus dem Serail auf, woselbst er eingesegnet worden war, und rückte heran; voraus der Sheikh und Imam, die Alimas und Mollahs, sämmtlich auf reich aufgeschirrten Rossen, hinter ihnen der Stab des Sultans, in neuen, glänzenden Uniformen, sodann zwei sehr große, hübsche Kamehle, unmittelbare Nachkommlinge vom Lieblingsthiere des Propheten. Diese Kamehle gehen übrigens nicht nach Mecca, sondern nur bis Scutari, wo sie von andern abgelöset werden, die nach Vollendung der heiligen Fahrt ihr Lebenlang von aller Arbeit frei sind; sie tragen den Mahmal mit dem Koran und den Geschenken für den heiligen Schrein. Der Mahmal ist mit gestickten Seidendecken, Straußfedern, mit einer Menge kleiner Flaggen, und silberner und goldener Ornamente bedeckt, auch Hals und Kopf der Kamehle sind reichlich mit Muscheln und Perlen geschmückt. Die Thiere schienen sich ihrer Wichtigkeit und der Bedeutung des Aufzuges bewußt, so stolz schritten sie einher. Ihnen folgte ein langer Zug von Maulthieren, mit dem Gepäck der Pilger, sämmtlich bunt und phantastisch aufgeputzt. Den Zug beschlossen die Zeltmacher, Laternträger und arabischen Musikanten. Am goldenen Horn angelangt, schiffte man sich unter dem Donner der Kanonen von sämmtlichen Kriegsschiffen und Batterien nach Scutari ein; dort war der erste Tagmarsch zu Ende, und der endliche Aufbruch erfolgte erst am 4. Jänner 1836."

„Bei dem Auszuge aus Scutari kam zuerst eine Abtheilung irregulärer Reiterei, als Eclaireurs, dann ein Trupp Baltadschis (Sappeurs), mit rothen Lederschürzen und alten, mit Gold eingelegten Streitäxten, ein Bataillon der Garde mit Musik, Neshib-Effendi, der Anführer der Karavane (was für die höchste Ehre gilt), und ein glänzender Stab; eine Menge Sänften mit den Weibern und Kindern der vornehmsten Offiziere; ein Maulthier trägt dabei zwei große, viereckige Körbe, einen zu jeder Seite, jeden mit einem Weibe; über das Ganze sind grüne Decken gebreitet. Die Reihe beschloß eine Gruppe Pilger; sie waren indessen größtentheils mit dem Zuge nach dem Orte aufgebrochen, wo nach dem ersten Tagmarsche übernachtet werden sollte. — In Haider Pascha war eine unzählige Volksmenge beisammen, über die Hälfte Weiber. Der Sultan selbst befand sich in seinem Kiosk. Hier wurden wieder Gebete und andere Ceremonien verrichtet, worauf die Truppen zurück marschirten und die Karavane sich wieder in Bewegung setzte. Beim Aufbruch an diesem Orte war sie eben nicht sehr zahlreich, aber vires acquirit eundo, wie ein Schneeball, und es heißt immer: sie ziehe 70,000 Köpfe in Mecca ein; denn wenn sie nicht aus so viel Sterblichen besteht, so wird der Ausfall durch die erforderliche Anzahl unsichtbarer Engel gedeckt."

„Es ist bekannt, daß manche unheilbare Kranke und Altersschwache, welche fühlen, daß sie nur noch wenige Monate, vielleicht Tage, zu leben haben, den Hadschi unternehmen, in der Hoffnung, unterwegs zu sterben, in welchem Falle ihnen der Himmel gewiß ist. Ihre Hoffnung geht indessen nicht immer in Erfüllung; so machte ein alter Mann, der einen Laden in Serabsch-Bazar hat, zweimal in dieser Absicht die Wallfahrt mit, kam aber nicht nur lebend, sondern gesünder und kräftiger wieder heim."

— Eine seltsame Art, sich Aufmerksamkeit zu erzwingen, erzählt die „Europa" von einem Engländer, der nach durcheilter Schweiz in dem berühmten und berüchtigten Mühlhausen ankommt. Er steigt in einem der besten Hotels der Stadt ab, läßt sich ein Zimmer geben, und verlangt ein Fußbad. Eine Stunde vergeht, ohne daß sein Begehren erfüllt wird. Der Engländer geht hinab, erneuert seinen Wunsch, und wartet wieder eine Stunde, aber vergebens. Voll Ungeduld öffnet er das Fenster, ruft, schreit — die Mägde, welche über den Hof gehen, sehen ihm gelassen in's Gesicht und setzen, ohne auch nur eine Sylbe zu antworten, ruhig ihre Arbeit fort. Wüthend verläßt er das Fenster, nimmt seinen Mantelsack, fest entschlossen, eine gastfreundlichere Herberge zu suchen; als plötzlich ein baroker Gedanke in ihm erwacht. Zufällig hat er seinen Pistolenkasten bei der Hand, eröffnet ihn, nimmt eine Pistole heraus und feuert ab. — In Einem Augenblick großer Spektakel; man stürzt in den Hof, schaut umher, der Rauch zieht noch aus dem Fenster des Fremden. Der erschrockene Wirth schreit: „Das ist ein Engländer, der den Spleen gehabt, er hat sich bei mir umgebracht!" — und, von seinem Weibe und der ganzen Dienerschaft begleitet, eilt er hinauf, wirft sich mit voller Kraft seines Körpers gegen die Thür, die er von Innen verschlossen wähnt. Doch leicht öffnet sich diese und zeigt den jungen Reisenden ganz friedlich mitten in dem Zimmer sitzend und ein Cigarre rauchend.

„Was gibt's denn?" fragte der Wirth ganz verblüfft.

„„Ich will nur mein Fußbad haben, lieber Herr Wirth,"" antwortete der Engländer kaltblütig. Der Wirth zog sich beschämt zurück, und der Insulaner bekam, was er früher vergeblich begehrt.

Tauer.

Fortsetzung dieser Zeitschrift für 1837.

Erwarte nun nicht, Leser und Freund, literarische Seiltänzerkünste! Wir haben ein Jahr lang, und vielleicht länger, mit einander geistig gelebt; was ich gewollt, hast Du erkannt, was ich für das Gute und Schöne empfunden, hast Du gefühlt. So viel mein ernstes Streben unter den gegenwärtigen Umständen vermocht: ist geschehen. Es wird in mir, der ich diesem Unternehmen meine ausschließende Thätigkeit, meine Kraft, und (keine Übertreibung ist es) mein Leben widme, der Eifer gewiß nicht erkalten: das Beste zu suchen und mindestens nichts Schlechtes zu leisten. Also nur dieses: meine Pflicht werde ich thun; und thust Du das Deine, d. i. bleibst Du Deiner Neigung treu für ein Unternehmen, das in edlem Sinne und mit guten Mitteln zum Ziele geführt wird: so mag dieses Blatt (das in fünfzehn Jahren keinen Rückschritt gethan) fortschreiten und gedeihen, wie immer, auch im kommenden Jahre!

Erwarte auch nicht übertriebene Versprechungen, befreundeter Leser! Schwer wird es halten, daß ich's viel besser mache, als bis nun zu; aber versuchen will ich dieß immerdar. Auch werde ich in der Tendenz nichts, und in der Eintheilung und den Rubriken nicht vieles ändern; denn je länger man an einer Sache ernst und redlich gearbeitet, desto anhänglicher wird man auch den Grundlagen dessen, was ist, und desto vorsichtiger bei allen Reformen; das Gute will ja sein Ziel, und tüchtiger Bau kömmt nur von Stufe zur Stufe empor!

Ich erhielt Hunderte von Zuschriften aus der Nähe und Ferne, von großen Männern, die im öffentlichen, und von biederen Menschen, die im Privatleben Theil nehmen an der Wissenschaft und ihrem Kampfe; sie sprechen Alle mit den Zeichen der Wahrheit unabhängigen Beifall und eine mir kostbare Zuneigung aus. So vieles Vertrauen, so viele Liebe, wie mir geworden, ist mir Lebensthau auf einem dornigen Wege und der (ich gesteh's) manchmal kleinmüthigen Kraft trostvolle Ermuthigung. Nein, meine edlen Freunde, dieses durch Eure Gunst großgezogene Unternehmen wird nicht anders sein im kommenden Jahre, als es in diesem gewesen: glühen für die Kunst, felsentreu bleiben dem gesetzten Ziele, ewig feindlich stehen der Heuchelei und dem Gemeinen, immer empfänglich sein für alles Edle und Gute. — In solchem Geiste wird der „Zuschauer" im kommenden Jahre beginnen; und in keinem anderen soll er auch enden!

Erlaube, gütiger Leser, daß ich für Fremde das Detail der Bezugsweise meines Blattes hier anfüge und noch erinnere, daß am 30. des kommenden Monats der 157. Nummer, als der letzten des „Zuschauers" für 1836, Titel, Inhaltsanzeige und Umschlag beigelegt werden, und das Abonnement für den Jahrgang 1837 von Heute eröffnet ist.

J. S. Ebersberg.

Der Provinzbewohner kann sich das Vergnügen, eine Jahreshälfte hindurch ein gutes und inhaltsvolles Journal regelmäßig und kostenfrei in die Wohnung gestellt zu erhalten, nicht wohlfeileren Preises, als zu drei Gulden verschaffen!

Um Jenen, welche mit dem Abonniren auf Poststationen nicht vertraut sind, oder wider Vermuthen Anstände finden, dieses Geschäft zu erleichtern, übernimmt das Expeditions-Comptoir des Zuschauers in Wien (Dorotheergasse Nr. 1117) die Besorgung desselben, wenn der Abonnent den halbjährigen Betrag von 3 fl. C. M. (und 6 kr. C. M. als Recepissengebühr-Entschädigung) nebst genauer Angabe seiner Adresse unmittelbar an dasselbe frankirt einsendet. Die zahlreichen Abonnenten des Zuschauers aus den entferntesten Gegenden, welche von diesem Antrage seit Jahren Gebrauch gemacht, haben von der musterhaften Ordnung und Zuverlässigkeit des „Expeditions-Comptoires" den vollen Beweis erhalten.

Besonders empfiehlt der Herausgeber jenen Provinzbewohnern den sicheren und wohlfeilen Bezug des Zuschauers durch die Post, welche wegen der Entfernung von der Residenz durch den Buchhandelsweg die Blätter nur spät oder unrichtig erhalten dürften. Unsere Leser in Italien, Dalmatien, Polen, Schlesien, Tirol, Ungarn und Siebenbürgen können daher nur durch die regelmäßige Post-Versendung vollkommen befriedigt werden. Zwar sind die k. k. Filial-Posten in einigen Provinzen zu einem unbedeutenden Aufschlag in der Expeditionsgebühr berechtigt — aber selbst dieser Mehrbetrag kann dem Abonnenten erspart werden, wenn er geradezu an die löbl. k. k. Haupt-Postamts-Zeitungs-Expedition in Wien, oder an das hiesige Expeditions-Comptoir des Zuschauers den halbjährigen Betrag mit 3 fl. C. M. franco einsendet.

Die Zahl der Abonnenten durch die k. k. Post hat seit einem Jahre in erstaunlichem Verhältnisse zugenommen, und sie wird auch im nächsten Jahre noch zunehmen, je mehr sich das Publikum von der Bequemlichkeit, Sicherheit und Pünctlichkeit dieses Bezugweges überzeugen wird.

III. Durch den Buchhandel endlich kann der „Zuschauer" von nachstehenden Buchhandlungen, mit welchen sich das Expeditions-Comptoir in Verbindung gesetzt hat, und die den „Zuschauer" in wöchentlichen Lieferungen unmittelbar vom Herausgeber beziehen, ganzjährig zu 5 fl., halbjährig zu 2 fl. 30 kr. C. M. bezogen werden. Die unten genannten Buchhandlungen haben ihre Solidität und Ordnungsliebe so bewährt, daß wir unseren Abonnenten eine zuvorkommende und pünctliche Befriedigung versprechen können:

In Brünn: bei J. G. Gastl, und bei Seidel u. C.; in Caschau: C. Sandvoß; in Grätz: J. Ferstl, und bei Damian und Sorge; in Innsbruck: J. Wagner; in Klagenfurt: Ferdinand Edler v. Kleinmayer, und bei J. Sigmund; in Laibach: Ignaz Edler v. Kleinmayer; in Linz: Joseph Fink und Sohn, und bei Quirin Haslinger; in Wr. Neustadt: B. Holzschuh; in Olmütz: Johann Neugebauer; in Pesth: C. A. Hartleben, und bei J. Eggenberger; in Prag: Gottlieb Haase Söhne, und bei Kronberger und Weber; in Preßburg: C. F. Wigand; in Reichenberg: J. Pfeiffner; in Salzburg: Mayer'sche Buchhandlung; in Troppau: Adolf Traßler; in Znaim: C. J. Fournier.

IV. Die Versendung in's Ausland hat die Buchhandlung des Herrn J. G. Heubner in Wien übernommen; sie wird in Monatsheften geschehen, und der Preis für den Jahrgang 1837 ist auf 4 Rthlr. cour. angesetzt.

Von dem Expeditions-Comptoir des Österr. Zuschauers.

Wien, Dorotheergasse Nr. 1117.

Geschichtliche Momente und Begebenheiten aus der Gegenwart.

1836. October 24. Der carlistische General Gomez erzwingt den Paß von Almaden, den Schlüssel der Mancha und Estremadura, nachdem er die ihn verfolgenden Generäle Rodel und Alaix getäuscht hatte; steckt die Stadt Almaden in Brand und zwingt die Besatzung des Forts unter Oberst Flinter zur Übergabe.

— November 8. Der englische Luftschiffer Green, welcher Tags zuvor um die 7. Abendstunde in London in seinem mit drei Passagieren befrachteten Luftballon aufgestiegen war, läßt sich am 8. Morgens bei Weilburg im Nassau'schen nieder, nachdem er in 19 Stunden aus allen Abenteurern der Luftsegelei die weiteste Strecke durchflogen hatte. Er brachte zum Beweise der Zeit seiner Abfahrt frisch gedruckte Londoner Journale mit und reisete bald nach Koblenz ab, um über Paris nach London zurückzukehren.

— — 10. Die Cholera (zu gleicher Zeit in Neapel wüthend und in München durch wirksame Gegenanstalten in leidlicher Haltung vorschreitend) rückt in Deutschland bis zum Stromgebiete des Mains vor. Sie hatte sich von Prag aus, mit Überspringung von mehr als 50 Meilen gegen das Erzgebirg gewendet und dort auf dem höchsten Punct ein Schloß überfallen. Mit Recht bemerkte hierbei ein Blatt: „Wenn, wie Göthe meinte, diese Krankheit die fürchterliche Unbekannte ist, so liegt besonders in der Art ihrer Verbreitung etwas Räthselhaftes; doch gewinnt die Verbreitung auf doppeltem Wege immer mehr Wahrscheinlichkeit."

Rückblick in die Vergangenheit.

Am 28. November 1758 stirbt Klopstock's gefeierte Meta zu Hamburg. — Die treue liebende Gattin des Dichters, welche mit ihm seine spärlichen Freuden, seine leichten Hoffnungen und das große Maß jener Leiden, wie sie der zarten und reizbaren Gemüther an jedem Kreuzweg des Lebens in tausend Gestalten harren, in Liebe und Entsagung theilt, ihm die trüben Tage verschönert und als die innigste und einzige Freundin sein Herz und seine Gesinnungen leitet — das deutsche Weib eines deutschen Dichters verdient einen guten Theil von seinem Ruhme; ihr Name mag ewig leben mit seinem! — Meta (Margaretha) wurde zu Ottensee begraben und Klopstock setzte ihr die einfach schöne Grabschrift:

Saat, gesäet von Gott,
Am Tage der Garben zu reifen!

Am 29. November 1728 wird Oliver Goldsmith zu Pallas in der irländischen Grafschaft Longford geboren. Sein Vater, ein armer Landprediger der bischöflichen Kirche, konnte für des Sohnes Erziehung nicht viel aufwenden und nur einem witzigen Einfall hatte es der Knabe zu danken, daß ihn einige Verwandte auf gemeinschaftliche Kosten auf die Dubliner Universität sandten. Mehre Jugendstreiche brachten ihn um eine Anstellung. In Noth und Elend, fast flüchtigen Fußes Frankreich, Italien und die Schweiz durchwandernd, brachte er die schönsten Jahre des Lebens hin; ward endlich Schulgehilfe, dann Laborant eines Chemikers, endlich Arzt bei der ostindischen Factorei, welches gute Amt er jedoch aus Abscheu vor einem geregelten Leben bald wieder aufgab. Endlich schrieb er, von der Noth und dem Mangel des täglichen Brotes gezwungen, seine Briefe über die „englische Geschichte" und begann die Herausgabe des Wochenblattes: „the Bee," wodurch er (1764) ein anständiges Einkommen errang. Er schrieb nun auch Stücke für die Bühne, welche ihm bald einen ausgebreiteten literarischen Ruf erwarben, und wurde auf Verwendung seiner Freunde zum Professor der alten Geschichte der englischen Malerakademie ernannt. Ein Nervenfieber endete durch frühzeitigen Tod 1774 seine Tage. — Wir finden in Goldsmith einen mehr als tiefblickenden Verstand, eine eben so lebhaft auffassende als schöpferische Phantasie, ein reges zartes Gefühl; daher bei wissenschaftlichen Gegenständen mehr eine helle Ansicht, als eine tiefe Einsicht, mehr ein Auffassen der interessantesten, als aller zur Sache gehörigen Seiten; aber ein helles, leichtes, schönes Darstellen des hell und schön Angeschauten und Aufgefaßten; — in der Dichtkunst Lebendigkeit, Wahrheit, Gemüth und Laune; — im Weltleben einen edlen Ehrgeiz auf geistige Vorzüge, dessen einseitiges Streben eine Gleichgiltigkeit gegen äußern Rang und Glanz, sogar gegen alle Anständigkeit und Anmuth der äußern Verhältnisse hervorbringt, die überall Tadel verdient; nächstdem die liebenswürdigsten Züge eines innigen und thätigen Wohlwollens und einer herzlichen Sehnsucht nach Vaterland und Freundschaft; dabei aber einen traurigen Mangel an praktischen Grundsätzen, und daher kein festes, bestimmtes Handeln, keine Weltklugheit, daher so manche Verlegenheit, so manche wirkliche Vergehungen, und — wenn der Tod ein Übel ist — ein zu frühes Erdulden desselben. Seine Freunde errichteten ihm ein Denkmahl in der Westminster-Abtei.

Hierzu die Beilage Nr. 48.

№ 48. Beilage zu № 143.

Blätter

für geistige Thätigkeit, wissenschaftliche Erörterungen und nützliche Studien.

Wien, den 28. November 1836.

Probleme, zur Lösung vorgelegt.

I.

Physikalisch-mathematisches Problem.

Da in der Atmosphäre durch die Einwirkung der verschiedenen Temperaturen und sonstigen Einflüsse stete Veränderungen Statt finden, ist die genaue Ausmittlung der Höhe derselben nicht wohl thunlich; wenn man jedoch bei dem Stande des Barometers von 27 N. Ö. Zoll, sich eine Luftsäule aus der Atmosphäre herausgeschnitten denkt, und selbe als einen in der Dichtigkeit nach der Höhe fortwährend abnehmenden Körper betrachtet, die specifische Schwere der Luft = 0,00129, und jene des Quecksilbers = 13,598 annimmt, so fragt man: „Wie hoch die Atmosphäre bei solchen Umständen sein möge?“ M. Poczta.

II.

Gnomegriphus.

(Tribus vocibus constans.)

Prima solet pergrata secundae tertia dici,
Coelestes etenim talia vincla decent.
Omnia sunt auro primae, simul aurea coma,
Aurus est ipsi dactylus ille Deûm.
Altera vox diva signans ex matre sorores,
Ipsarum voces barbara corda movent.
Tertia, quam cordis genuit concentus amantis,
Est hilaris vultus, adjuvat atque favet.
Si sapis, haud dubito, quin sit sententia nota,
It bene susceptum sic opus atque labor.

Srbjk.

III.

Rhythmogriphe in Sittensprüchen.

1.) Wenn Dich Dein Bruder frägt, so sei 12345678
Belehre ihn, es frommt Euch wahrlich 125678.

2.) Gefälligkeit, die rühm' ich wahrlich 45678,
Ein trotzig Kind hat mir noch nie 12345678.

3.) Wetzt sich an Deinem Ruf ein arger 123456,
So dulde es, denk' an den frommen 3456.

4.) Die Gutes Dir gethan, die mußt Du 34567,
Und, sie nie zu vergessen, emsig 1234567.

5.) Zum Guten lass' Dich niemals lange 123456,
Die Strafe kommt, wenn wir sie auch nicht 23456.

6.) Sei arbeitsam, so brauchst Du nichts zu 23456,
Die Barschaft steht oft nicht für eine — 123456.

A. W. Brey.

IV.

Homonymen.

1.) Das ganze Wort benennet Dir,
Was jede Stadt enthält;
Das Ganze nennt auch eine Zier
Der deutschen Dichter - Welt!

2.) Wie heißt der große Dichter gleich,
Der Allen wohlbekannte?
Der — wenn verhärtet Ihr, was weich —
Nennt eine Anverwandte.

J. B. Hell.

Lösungen

der Probleme in Nr. 46 der Beilage des Zuschauers (S. 1381).

I. Lösung des Gnomegriphes von Carl August Glaser:

Ein junger Aar versucht die Schwingen
Mit schwacher Kraft im ersten Flug',
Der Anfang will wohl schwer gelingen,
Doch bald folgt er der Ältern Zug';
Erschwinget kühn die Sphärenbahn,
Denn: Jung gewohnt ist alt gethan.

Carl Zimmer.

*

Strebst Du nicht in früher Jugend,
Streng zu üben jede Tugend,
Kommt es später schwer Dir an.
Früh muß man die Pflanze ziehen —
Ist zur Reife sie gediehen,
Heißts: Gewohnt jung, alt gethan.

J. M. Grienwaldt.

II. Lösung des Charade-Palindromes von A. W. Brey:

(Dorfhecke.)

Ich fand in jener Ecke
Eine Dornenhecke.

G. Uffenheimer.

III. Lösung des lateinischen Räthsels:

Alleluja.

(Alleluja continet sequentes voces: allelu; quae insubrico idiomate seu lombardico significant: „Ipse est;" et: „ia;" quod germanice denotat: ita est. Hae simul junctae efficiunt hebraicum alleluja.)

Richtige Lösungen dieser Probleme sandten ein, die Herren: Huszar Balint*, J. B. Schramm, Philipp Melzer, Carl Peschky, Joh. Krebner,

Adalbert Rittel, Sigm. Mauthner, J. M. Walz, Moriz Richard *, G. A. Ritter, C. Fleckles, Joh. Rattich, J. N. Heggelin, und J. B. Kauppel, G. Uffenheimer, von Wien; B. A. Eberle, von Holleschau; Vincenz Glasner, und Joseph Renadal, von Znaim; Friedrich Scanzoni, Hörer der Philosophie des I. Jahrg. zu Budweis; Carl Schöckel, Hörer der Theologie im 4. Jahrg. und Zögling des fürsterzbischöfl. Alumnates in Tyrnau.

Sinngedichte.

Ich und der kleine Fritz.

„Du, Onkel, geht dort nicht ein Recensent?"
— Nein, Fritz, das ist ein and'rer Mann. —
„Ja, aber Onkel! — Sapperment!
Wozu trägt er denn Brillen dann?"

Doctor R.

Muß ich doch stets, es will mich selber kränken —
An unsern Wegezeiger denken,
Wenn Doctor R. von seiner Kanzel spricht;
Er weiß den Weg, und geht ihn selber nicht.

August Schilling.

Telegraph.

4000: Sie haben nicht Unrecht, wenn Sie über die Frevel der Kritiker des Tages unwillig werden, und Ihre Zornesglut über jene Phrase, die wir jüngst irgendwo lesen mußten: „Klischnigg ist das unter den Affen, was Herder unter den Menschen — oder Klischnigg ist der Beethoven der Gymnastik," macht Sie mir schätzenswerth. Aber eine Debatte über derlei Dinge wäre am unrechten Orte, denn die ritterliche Kraft eines nach dem Bessern strebenden Schriftstellers läßt sich wohl würdiger und nützlicher verwenden. — M. R: Im Gedicht: „Muth im Leibe," flimmert auch nicht ein Fünkchen einer neuen Idee. Es ist ein alter Reim-Wasserfall, auf dem sich die bekannte Prosa längst gehörter Lehren niederbewegt, ohne Schnellkraft des Geistes und ohne alles innere Leben. — S: Das Gedicht „Der Streit der Handwerker," hat eine schöne Tendenz, aber die Breite desselben schadet der Wirkung. Der Schluß indessen ist zu gelungen, als daß er nicht hier eine Stelle verdiente. Der Bauherr spricht nämlich zu den Handwerkern, deren Jeder für sich die Ehre der Gründung und Vollendung des erbauten Hauses zu behaupten sucht:

„Was soll das heißen? reichet Euch die Hände,
Und laßt den Zwist, den ungerechten, ruh'n!
Es brauchen wechselseitig sich die Stände;
Was der nicht kann, das muß ein And'rer thun.
Doch wenn wir in der Kette, in der langen,
Vereinigt alle Hände hilfreich seh'n,
Wenn Jeder thut, was Stand und Pflicht verlangen,
Dann wird ein großes Ganze auch erstehn."

Brünn 39: Durch die Post beantwortet. — Olmütz v. K: besorgt. — Pesth an S: übergeben. — K. Sch, Tyrnau: Von den angezeigten Nummern fehlen uns leider einige, so daß wir sehr bedauern, Ihrem Wunsche nicht entsprechen zu können.

*

Jenen Freunden des „Zuschauers," welche diese Zeitschrift durch die k. k. Post beziehen, glauben wir in Bezug auf die S. 1439 d. B. gegebenen Details noch nachträglich bemerken zu sollen, um ein für alle Mal aller weiteren Erörterungen enthoben zu sein:

1.) Daß alle dießfälligen Zuschriften und Geldsendungen, welche an die Redaction, oder an die Expedition des Zuschauers (Wien, Dorotheengasse Nr. 1117) gemacht werden, frankirt sein müssen.

2.) Daß Jene, welche die zweimalige Porto-Auslage im Jahre ersparen wollen, den ganzjährigen Abonnementsbetrag mit 6 fl. 6 kr. C. M. einsenden können (da die Sendung von 3 fl. ein eben so hohes Porto beträgt, als jene von 6 fl. C. M.).

3.) Daß wir die verehrten Abonnenten um ihre genaue Adresse und eine deutliche Namensunterschrift bitten, da die Adressen auf ein halbes Jahr voraus gedruckt und Abänderungen hierdurch, dem Postreglement nach, fast eben so kostspielig, als das erneuerte Abonnement werden

4.) Daß das Ausbleiben eines Blattes oder andere Versehen nicht an die Redaction oder an das Expeditions-Comptoir des Zuschauers, sondern an die nächste Poststation oder die löbl. k. k. O. H. Postamts-Zeitungs-Expedition in Wien angezeigt zu werden haben: da die Versendung der Zeitungen ämtliche Sache der Postanstalt ist, und wir dabei nur die Vermittler sein können. Es herrscht übrigens bei diesem verzweigten Geschäfte, das täglich vielleicht ein halbes Hunderttausend Exemplare aller erdenklichen Journale versendet, eine so bewunderungswürdige Ordnung, daß (wie wir bei den wenigen Fällen von Verstößen uns überzeugt haben) die Schuld meistens an dem Abonnenten selbst gelegen ist. So schrieb uns Dieser oder Jener in einem unfrankirten Briefe, „daß er den Zuschauer nicht weiter erhalte" — und es erwies sich am Ende, daß derselbe nicht pränumerirt worden; oder daß er den Auftrag, zu abonniren, einem hiesigen Bestellten gegeben, welcher denselben gar nicht, oder zu spät vollzogen; — auch die Beschwerde, „das eine oder andere Blatt nicht erhalten zu haben," hat sich meist als ein Vorgeben dargestellt, durch welches der minder gewissenhafte Pränumerant ein durch eigene Schuld verlornes Blatt ersetzt sehen wollte.

5.) Zur Effectuirung jedes Abonnements bedürfen wir acht Tage Frist, da der Druck der Adressen einige Zeit hinnimmt. Es ist daher zu wünschen, daß jene Freunde des Blattes, welche die regelmäßige Zusendung nicht unterbrochen wissen wollen, sich etwas früher zur Hierhersendung des Abonnements entschließen, um so mehr, da sich zur Neujahrszeit die Pränumerationen bedeutend häufen.

Den Einband des „Zuschauers" in Wien betreffend.

Um jeder Verwechslung der Exemplare vorzubeugen, übernimmt von heute an das „Expeditions-Comptoir" keine Quartale des Zuschauers zur Besorgung des Einbandes mehr. Es wurde vielmehr zur Bequemlichkeit des Publikums, das wir auch in dieser kleinen Angelegenheit billig behandelt und befriedigt sehen wollen, von dem bürgerl. Buchbinder

Franz Beller,
im tiefen Graben Nr. 165,

die Verpflichtung übernommen, den broschirten Band des „Zuschauers" zu 4 kr., den steifen zu 6 kr. C. M. rein und nett gebunden zu liefern. Diejenigen, welche von diesem Antrage Gebrauch machen wollen, belieben daher die Blätter am Schluß des Quartals dem obigen Buchbinder selbst abzuliefern, der für gute und pünctliche Arbeit dem Publikum und der Redaction verantwortlich ist.

Das Expeditions-Comptoir des Österr. Zuschauers.

Redacteur und Herausgeber: J. S Ebersberg (wohnt in Wien; Stadt, Tiefengraben Nr. 166).

Gedruckt bei J. P. Sollinger.

№ 144.

Der Oesterreichische

ZUSCHAUER.

Für Kunst, Wissenschaft, geistiges Leben.

Mittwoch, den 30. November 1836.

Ganz richtig: in der Eh' trägt man sein Kreuz und Sorgen;
Doch ist der Hagestolz vor Qualen nicht geborgen,
Und drückt den Ehemann der Schuh nach altem Brauch,
So hat der Ledige sein Maß vom Übel auch!

Die ledige Tante.

(Bild aus dem Leben.)

Miß Bety hatte, allein stehend, umsonst erwartet, den Sorgen und Unruhen im Ehestande zu entgehen. Sie hatte so viele Proben von der Gleichgiltigkeit, der bösen Laune der Ehemänner, der Unruhe und der Noth mit Kindern gesehen, gehört, und glaubte, doch davon frei zu bleiben. — „Ich kann gehen, wohin ich will; ich kann thun, was ich will und leben, wie ich will; von allen Sorgen bin ich frei!" So dachte sie. — Aber bald sah sie, daß dem nicht so sei. Brüder und Schwestern heiratheten, Neffen und Nichten kamen auf allen Seiten zum Vorschein, und Alle erwarteten von der guten Tante ihre Gabe, während alle Verwandten auf's Unbarmherzigste die Zeit und Talente derselben in Anspruch nahmen.

„Die Tante wird mir das schon geben! Du weißt ja, sie braucht kein Geld!" — hieß es hier.

„Die Tante wird dieß schon machen. Die hat Zeit genug!" hieß es dort.

„Die Tante wird schon den Weg machen. Sie geht gern ein Bischen weit!" hörte man am dritten Orte.

Doch alle solche Bürden waren nichts gegen die Aufträge, womit sie die Welt überhaupt, d. h. alle ihre Bekannten, überhäuften. — „Eine einzelne Person habe nichts zu thun, als ihren Freunden gefällig zu sein," dachten Alle. War sie in der Stadt, so hatte sie bloß Aufträge vom Lande herein zu vollziehen, Mägde zu miethen, sich nach Gouvernanten zu erkundigen und dergleichen. Immer kamen Briefe des Inhalts:

„Meine theure Miß Bety!"

„Ich ergreife diese Gelegenheit, Ihnen zu melden, daß wir uns so ziemlich wohl befinden und hoffen, daß auch Sie sich Ihrer gewöhnlichen guten Gesundheit erfreuen werden. Ich sende hierbei Ihnen den zuletzt

erhaltenen Thee zurück. Wir Alle sagen: er ist weit schlechter, als wie Sie ihn sonst geschickt haben, und da die Preise eher gefallen sind, so kann die schlechtere Farbe unmöglich davon herrühren. Wenn der Krämer Ihnen nicht einen viel feineren geben kann, so wünschte ich: Sie gäben ihn zurück und versuchten es in einem anderen Laden, und ließen sich nicht wieder mit ihm ein. Elise und Jeanette grüßen Sie von Herzen und benutzen die Gelegenheit, ihre alten, schwarzen Sammtkragen mitzuschicken. Sie wünschen, daß Sie zum Färber gingen und mit ihm redeten. Sie haben gehört, daß schwarzer Sammt auf Grasgrün oder Scharlachroth gefärbt werden kann. Wenn der Färber für die Farbe einsteht, so hätten sie lieber tüchtig scharlachroth; wo nicht, so soll er nur hübsch grün aufsetzen."

„Es thut mir Leid, daß ich Ihnen melden muß, wie die Hanne, welche Sie so gelobt haben, ganz aus der Art geschlagen ist. Sie ist träge, faul, schmutzig, hört nicht, trotzt, kurz, sie ist gar nicht die Person, wie Sie mir selbe geschildert haben. Ich muß Sie daher schon bemühen, mir eine Andere zu besorgen. Sie wissen, ich verlange von meinen Mädchen nicht viel. Aber Einiges ist durchaus unerläßlich. Also z. B. muß sie mäßig, ehrlich, gewissenhaft, Wahrheit sprechend und in jedem Betrachte in der Moral fest sein. Sie muß thätig, munter, reinlich, höflich, ruhig, ordentlich, freundlich, im Arbeiten geschickt sein und nichts zerbrechen. Ich verlange weiter nichts, als daß sie ganz gut mit der Nadel umzugehen, zu waschen und zu glätten weiß, und was überhaupt einer guten, brauchbaren Magd zukommt. Einer solchen will ich gern im ersten halben Jahr zehn Gulden geben, was Jede bekommt, und wenn sie in jedem Betrachte meinen Forderungen vollkommen entspricht: so kommt es mir auf etwas Weniges mehr nicht an, und den Thee soll sie auch haben. Margarethe grüßt Sie recht zärtlich, und wenn Sie Zeit haben, bittet sie Sie, von der Putzmacherin ein Paar Schnürbrüste zu besorgen. Sie braucht sie nothwendig, und schickt eine als Muster mit, aber sie paßt nicht. Sagen Sie ihr nur, daß sie zu eng und zu kurz ist. Die Schulterbänder sind um ein Paar Strohhalmsbreiten zu eng. Margarethe glaubt, daß das Fischbein in der alten Schnürbrust wieder bei der neuen gebraucht und diese, wenn das nicht geht, gegen eine neue vertauscht werden kann. — Da der Büchsenmacher Flint nicht weit von Ihrer Putzmacherin wohnt, so würden Sie meinen Mann recht verbinden, wenn Sie bei ihm einsprächen und sagten, daß er bald eine Büchse zur Reparatur bekommen würde, er sollte sie aber ja vollkommen wieder repariren und sobald als möglich, weil die Jagd bald anginge. Wenn sie fertig wäre, könne er sie Ihnen zuschicken, und ein Paar Pfund Pulver und einen Beutel Schrot Nr. 5 beipacken. Die Feiertage kommen nun auch bald, und da müssen wir unsere Jungen aus der Schule zu Hause erwarten.

Wenn es Ihnen nicht unangenehm ist, so wären Sie wohl so gut und ließen Ihr Mädchen an der Post stehen, wenn die Kutsche kommt; sie kehrt im blauen Bär ein; und behielten sie bis morgen bei sich. Sie thäten uns damit einen neuen Gefallen. Aber Achtung geben müssen Sie auf sie, denn Sie wissen, was es für Rangen sind. Besonders geben Sie Acht, daß Sie dem Pulver nicht zu nahe kommen. Vor dem 29. glaube ich nicht in die Wochen zu kommen. Wenn Sie es nun einrichten können, daß Sie zwischen dem 20. und diesem Datum eintreffen, so soll es uns sehr lieb sein, das versichere ich Ihnen. — Ich hoffte schon, Sie dießmal nicht weiter incommodiren zu dürfen. Allein wie Thomas hörte, daß ich an Sie schrieb, so bat er mich, Ihnen zu melden, daß er einige Angelhaken von jeder Sorte, mit guten Regenwürmern, Ameiseneiern und jeder andern Fütterung haben möchte. Er meint, Sie dürften nur zum Fischer Hecht gehen, oben in der breiten Straße, die fünfte Thüre, oben zwei Treppen hoch, linker Hand. Es ist leicht zu finden, denn es hängt ein großer Karpfen heraus. Ein Paar Angelleinen und einen guten Hechthaken braucht er auch. Sollten Sie etwa Ihre Freundin, die Modehändlerin Mütze, sehen, so sagen Sie ihr nur, daß der Turban, den Sie für mich bei ihr besorgt hätten, gerade so aussähe, wie einer, den sie vor drei Jahren für mich machte, und den ich nie hätte leiden können. Ich habe ihn bloß Einmal aufgesetzt, zweimal höchstens. Vielleicht macht sie keine Umstände und nimmt ihn wieder an, und schickt ein hübsches, neumodisches Mützchen dafür. Ach Gott, Sie werden uns für recht beschwerlich halten. Aber ich weiß, daß Sie nicht böse werden, wenn Ihnen Ihre Freunde eine kleine Mühe machen. Mein Mann und die Kinder grüßen Sie alle auf's Beste, und ich bin Ihre aufrichtige Freundin N. N.“

„N. S. Elise und Jeanette ersuchen Sie, ihnen doch ein Paar Proben von seidenen Sommerzeugen zu schicken. Sie sollen nicht zu hell und auch nicht zu dunkel gemustert, aber einfach und in verschiedenen Breiten und Preisen sein. Und dann sollten Sie sich doch erkundigen, wie der niedrigste Preis von den schönsten Straußenfedern ist. Wenn Sie etwa einige recht hübsche Guirlanden sehen, so sollten Sie doch auch nach den Preisen fragen, denn sie sind noch nicht einig, ob sie Federn oder Blumen nehmen. Die Sie letzthin geschickt haben, sind ganz verschossen und sehen wie getragen aus. Mein Mann benützt die Gelegenheit, ein Paar Rasirmesser beizulegen. Sie sollen so gut sein, sie bei dem Schleifer in der Mühle, draußen vor dem Thore abzugeben. Er muß sie aber gleich abziehen, denn das ist eine Sache, die er nicht lange entbehren kann. Wenn Sie etwa beim Sattler Gurtmann vorbeigehen, so ersucht Sie mein Mann um die Gefälligkeit, anzufragen, was er denn nähme, einen Sattel neu auszustopfen und eine Kutsche zu beledern? Ich denke doch, am besten ist es, Ihnen den

Turban mitzuschicken, daß Sie bei der Modehändlerin versuchen können, ihn umzutauschen. Ich bin erstaunlich böse, wenn sie es nicht thun will, denn es wäre eben so gut, als ob ich das Geld zum Fenster hinauswürfe. Auf meinen Kopf kommt er nicht wieder! Ich bin immer die Ihrige N. N."

„N. S. Ich sehe schon, daß ich die kleine Ariadne zum Zahnarzt Packan hineinschicken muß, um einige Zähne herausnehmen zu lassen, die ihr solche Noth machen. Nun führ' ich selbst gern mit, aber ich kann so etwas nicht gut mit ansehen, und so bitte ich Sie um die Gefälligkeit, mit ihr zu gehen und dabei zu bleiben. Es wird eine häßliche Geschichte sein! Das arme Kind! Drei Zähne müssen mindestens heraus, und was für Raffzähne sind's! Es ist nicht Jedermanns Sache, so einer Geschichte mit beizuwohnen. Aber ich weiß, bei Ihnen kann man sicher sein, Sie mögen unternehmen, was Sie wollen. Wenn die Modehändlerin den Turban gegen ein Mützchen vertauschen will (ich denke doch, daß sie's thun wird), so sein Sie doch so gut und sagen Sie ihr, daß sie es mehr nach vorn einrichtet, und daß es nicht so weit von den Ohren absteht, wie das letzte, welches sie mir gemacht hat und das ich nie habe leiden können. Wollten Sie denn wohl bei der nichtswürdigen Schuhmacherin nachfragen, ob die Kinderschuhe bald fertig wären. Die Ihrige in aller Eile. N. N."

*

Manchmal begab sich Miß Bety auf's Land. Allein wenn sie hier auch die Einsamkeit fand, Ruhe ward ihr nur selten. Wollte ein fröhlicher Gatte einmal aus dem Hause, so wurde sie eingeladen, der kränklichen, verdrießlichen Frau Gesellschaft zu leisten, so lange er weg war. Wünschte einmal ein junges Weibchen sich außer dem Hause zu erfreuen, so wurde die gute Tante Bety geholt, mit dem alten, griesgramigen Ehemanne — Domino zu spielen. — Wenn Mann und Frau spazieren gingen, bat man sie, auf die Kinder zu sehen und die Mägde hübsch zu beobachten. Immer und immer kamen Einladungen, aber immer nur zu langweiligen, verdrießlichen Dingen. Man erwartete sie bei jeder Niederkunft, jeder Taufe, jedem Begräbnisse. Aber wo es eine Hochzeit, ein Vergnügen gab, wurde sie selten eingeladen. „Ach, ihr fehlt es an dergleichen nicht," hieß es da. „Sie kommt lieber, wenn wir so still für uns sind!"

Manchmal sagte oder dachte mindestens Miß Bety: „Ich kenne freilich nicht die Sorgen der Ehe, aber wohl weiß ich, wie viel Noth und Unruhe auf einer Unverheiratheten haften, wie ich bin! Ist es nicht so gut, als wär' ich die Frau von allen alten Männern, da ich ihnen Gesellschaft leißen muß? Ist es nicht, als wäre ich die Mutter von vielen Kindern, da ich die aller Verwandten und Bekannten im Auge haben soll?"

Indessen, Miß Bety fühlte sich gar nicht wohl, wenn sie einmal ruhig

sitzen konnte, und weder ihre Zeit noch ihre Aufmerksamkeit in Anspruch genommen war. So viel thut die Gewohnheit! Nie war sie glücklicher, als wenn sie einmal einen ganzen Zettel übertragener Aufträge endlich abgemacht hatte.

v. Ferrier.

Stoßseufzer eines unglücklichen Poeten.

Gern säng' ich hoch der Ehe Glück,
Und pries', o Hymen, Deine Gaben;
Doch, soll ich Muth zu singen haben,
Nimm Dein Geschenk, nimm Doris erst zurück!

A. St.

Notizenblatt.

Zur Geschichte Mährens.

Codex diplomaticus et epistolaris Moraviae.

In aller Welt kann eine höhre Lust,
Nicht größre Freud' ein Erdenbürger finden;
Als ehrlichen Gesichts mit freier Brust
Ein gutes Werk und edle That zu künden!

Der erste Band eines für Geschichtsforscher höchst interessanten und wichtigen Quellenwerkes: „Codex diplomaticus et epistolaris Moraviae," hat eben die Presse verlassen, und ist im Verlage bei L. W. Seidel in Brünn erschienen.

Die Geschichte des Ursprungs und der Vollendung dieses Werkes ist zugleich ein Denkmahl reinster Vaterlandsliebe und rastlosen Fleißes, wie der hochherzigen Unterstützung alles Nützlichen und wahrhaft humaner Aufopferung für die Wissenschaft. Hr. Anton Boczek, Professor der böhmischen Sprache und Literatur an der hohen Schule zu Olmütz, tief durchdrungen von dem Bedürfnisse eines geschichtlichen Quellenwerkes, hatte dem Studium und der prüfenden Sammlung von Urkunden, welche auf die ältere Geschichte Mährens und der angränzenden Länder neue Lichtfunken warfen, von seinem 20. Lebensalter an, jedes Vergnügen, jeden Genuß, selbst seine Gesundheit geopfert; er hatte an diesem Werke mit einem Fleiße gearbeitet, der um seiner muthvollen Ausdauer und reinen Quelle: „Alles für die Wissenschaft, Alles für das Vaterland," willen, unter die merkwürdigsten Fälle gelehrter Verdienste gehört.

Wenn man den lobenden Beifall betrachtet, welche die unterhaltungslustige Menge dem Verfasser eines vielleicht leichtfertigen Lustspieles spendet; oder die Reize erwähnt, welche den Dichter anspornen, seine von Tausenden gelesenen Werke zur Vollendung zu bringen; oder das freudige Bewußtsein ahnet, welches den populären Schriftsteller auf seiner Bahn begleitet, „daß er von dem Volke verstanden und um seiner Bemühungen willen geachtet werde:" können wir's begreiflich finden, wenn Einer in der Rennbahn nach seinem Kranze sich müde läuft, bis er vielleicht eben in dem Momente athemlos hinstürzt, wo er die Siegeskrone auf seine Schläfe drückt;

— aber die Ausdauer und der Muth des Gelehrten, der in einem, für Tausend und abermal Tausende unbekannten, düsteren Schachte, des Erdenglanzes und der Lebensfreude vergessend, nach Schätzen wühlt; dessen Wort vor den Ohren der Menge fruchtlos verhallt und der aus Hunderttausenden nur von Drei oder Vieren erkannt wird seinem Werth und Verdienste nach — diesen Muth, der für ein hohes Ziel Alles, und selbst das Leben, gibt; den nicht die Theilnahmlosigkeit Jener, die ihn nimmer verstehen werden, erstarren läßt, und welchen die Hoffnungslosigkeit der Frivolität, wie sie aus dem Pöbel grinst, nicht in dem innersten Marke erbeben macht; der von den Jahren des Jünglings an arbeitet, daß ihm das Haupthaar, frühzeitig erbleichend, von dem Scheitel fällt, und noch als fast erblindeter Greis in seinem tiefen Schachte wühlt — der ist es, sage ich Euch, der ist's, welcher liebevoller Theilnahme und der Bewunderung werth!

Wie Mancher hat so sein Lebenlang nach dem Golde der Weisheit gegraben, ohne daß sich auch nur Einer gefunden, der es erkannt und zur Münze gefördert, auf daß es in der Menge wirke und den Armen am Geist werde zum Segen! Aber gleichwie Hr. Professor Boczek viele Gelehrte an Ausdauer für die gute Sache übertroffen, ward auch seinem Unternehmen ein weit günstigeres Geschick zum Lohne. Seine für Mähren so wichtigen Resultate würden verloren gegangen sein in einer Zeit, wo die Wissenschaft wenige Freunde zählt, und wo die Wenigsten aus diesen Wenigen nicht in dem günstigen Falle sind, ihr materielle Opfer zu bringen — wenn nicht Einer seine Bestrebungen mit festem Blicke erkannt und, als leuchtendes Gestirn in der österreichischen Welt in einer Höhe wirkend, von welcher mächtiges Licht auf den tiefen Goldschacht des Gelehrten fiel, nicht auch den Willen und die Macht gehabt hätte, die Saat zur Reife zu bringen und die Fruchtkörner segnend auszustreuen im Lande.

Aber der Verfasser möge selbst sprechen, der, nachdem er im Prospecte des Werkes die Wichtigkeit dieser Urkundensammlung in Bescheidenheit geschildert, so fortfährt:

„Daß dieses Werk, wornach in Böhmen und Mähren ein so sehnlicher Wunsch „sich allgemein und dringend ausgesprochen, nun in Mähren dennoch verwirklicht „ist, verdanken wir allein der Hochherzigkeit und literarischen Vorliebe Sr. Excellenz, „des Herrn Anton Friedrich Grafen Mittrowsky von Mittrowitz und Nemyschl, Obersten Kanzlers der vereinigten Hofkanzlei und Präsidenten der Stu„dienhofcommission. — Das dringende Bedürfniß dieses geschichtlichen Quellenwerkes „tief fühlend, ertheilte dieser erhabene Mäcen im Jahre 1831 mir den Auftrag, „dasselbe aus meinen Vorarbeiten zum Drucke vorzubereiten, erleichterte mir den „Weg zur Benützung der Quellen, trägt jetzt selbst die Kosten der Auflage, und „bringet so mit immer gleichinniger Vaterlandsliebe hierdurch abermal, neben so „vielen andern, auch dieses schöne Opfer auf den Altar Seiner nicht vergesse„nen Moravia. — Der erhabene Mäcen hat darauf einen Werth gelegt, daß „ein Diplomatarium Moravicum auch in Mähren gedruckt und verlegt werde; „demnach hat für die Ausstattung des Werkes Alois Skarnitzl, Buchdrucker in „Olmütz, — voll patriotischen Eifers — das in seinen Kräften Möglichste gethan.“

Und so begegnet der Freund der Wissenschaft bei diesem großartigen Werke, welches in vier Quartbänden (der Band zu 50 Druckbogen) und in einer wahren Prachtausgabe erscheint: wieder demselben erhabenen Förderer und Beschützer des Guten

im Vaterlande, von dessen reinem und hochherzigen Eifer, von dessen Milde und Menschenfreundlichkeit Jeder zu erzählen weiß, welcher die Wissenschaft zu seiner Lebensaufgabe gewählt. Der Theilnahme und Ermunterung dieses großen Staatsmannes, Seinem weisen Rathe und Seiner hochherzigen That verdanken Tausende, welche als Lehrer, Schriftsteller oder Künstler im Vaterland wirken — Eifer, Muth und Ausdauer in ihrem Berufe. Möge deßhalb die Dankbarkeit diese wenigen Zeilen schließen. **E.**

Miscelle.

(Gebrauch des Steindrucks im Kriege.) Die erste gemeinnützige Anwendung des Steindruckes im spanischen Kriege ist von dem Herzog von Wellington gemacht worden, der sich desselben bediente, um die Abschriften seiner Befehle, Instructionen und Pläne zu vervielfältigen. **A. W. S.**

Öffentliches Leben in Wien.

Am 12. d. M. kam die viel besprochene Darstellung des „Adepten," Trauerspiels von Friedrich Halm, im k. k. Hofburgtheater an die Reihe. Man erinnert sich in der theatralischen Chronik, Grillparzer's „Ottakar" ausgenommen, keiner Erscheinung, welche die Erwartung des Publikums in gleich hohem Grade angeregt und eine so unbeschreibliche Theilnahme in den gebildeten Kreisen der Residenz noch vor der Aufführung angeregt hätte. — Dieser Antheil (gleich ehrenvoll für den berühmten Verfasser, wie für den Wiener selbst) beweiset, daß in der Menge ein unvermindertes Maß von Liebe zur Kunst erhalten ward und ein lebendiger Sinn für das Schöne und Gute in allen Reihen des Volkes waltet. — Der „Adept" hat viele einzelne Schönheiten einer blühenden Diction und eine classische Scene, welche den Shakespear'schen Genius geehrt haben würde, jene des dritten Actes, wo mit einer meisterhaften Kunst dem verschwenderischen Leichtsinn des Adepten der schmutzige Geiz seines ehemaligen Dieners gegenübergestellt wird. Die Ausführung der Idee jedoch, welche der Dichter zum Vorwurf des Werkes gewählt, scheint uns nicht in allen Theilen gelungen zu sein. Die Zeichnung der Charaktere, jenen Hartneid's ausgenommen, befriedigte nicht, wie, meiner individuellen Ansicht nach, des Adepten Selbstmord des edleren tragischen Motives entbehrt. Indessen bleibt der Adept immer eine im Kunstgebiet merkwürdige Erscheinung, und das Talent seines Verfassers weckt in dem fast verwaisten Zustand der höheren dramatischen Dichtung freudige Hoffnungen auf eine bessere Zukunft.

Unsere Oper hat auch einen Zuwachs bekommen, da die Zugvögel, welche während der Sommerzeit frei durch die Welt schweiften, ihre sichern Winterquartiere aufsuchten So feierte Breiting seinen ersten Triumph in der lieblichen „Ballnacht" als engagirtes Mitglied, nicht als langwieriger Gast. Binder trat in seiner Glanzrolle (Pylades) auf. Cramolini hat seine Gastdarstellungen am k. k. Hofburgtheater beendet, und wirkt ebenfalls wieder in der Oper mit. Durch die Engagements dieser Sänger wird dem Repertoire der Oper eine Abwechslung geboten, welche gewiß kein anderes Theater aufzuweisen vermag.

Das Theater in der Josephstadt bethätigte ein ernsteres Streben durch die Aufführung der Scribe'- und Auber'schen Oper: „Lestocq," unter dem Titel: „Liebe und Intrigue." — Allein manches Mißlungene in der Ausführung, manche Störung der Scenerie, zum Theil das gänzlich unverständliche Textbuch, brachten diese Oper zum Fall.

Die „Gesellschaft der Musikfreunde" setzt ihre musikalischen Abendunterhaltungen fort, die sie jeden Winter gegeben, und sucht ihnen dadurch eine größere Mannigfaltigkeit und Abwechslung zu geben, daß sie unter die ersten vier Abendunterhaltungen die vier Zöglingsakademien, unter die letzten vier Abendunterhaltungen vier Opernconcerte, nach dem Muster derjenigen, welche voriges Jahr so großen Beifall erhielten, einschaltet.

Auch an manchen vorzüglicheren Straßenecken der Stadt bemerkt man eine Verschönerung, welche schon lange zum dringenden Wunsche geworden war. Es sind dieß nämlich zierliche Rahmen, welche an die Stelle der oft ungeheuren Placate getreten, oder doch wenig-

stens zu treten bestimmt sind und des Abends geschlossen werden. In diese Rahmen werden die gewöhnlichen Placate geschlossen, ohne daß der Besteller sich im Geringsten darum zu kümmern hat, und eine bedeutende Papierersparung bezweckt, weil wenige Exemplare für längere Zeit ihrem Zwecke entsprechen. Es wäre mit jenen Placaten bald so weit gekommen, wie in Paris, wo unlängst Jemand, im dritten Stocke wohnend, früh Morgens einen fremden Menschen an seinen Fenstern auf- und absteigen sieht. In seiner Herzensangst denkt er an nichts, als an Diebe und Mörder, allarmirt das ganze Haus, reißt die Fensterflügel auf, ergreift den vermeintlichen Dieb, der viele Mühe hat, ihm zu erklären, „er sei ein speculativer Zettelanschlager, welcher mittelst einer langen Leiter ein klafterlanges Placat, vom dritten bis in's erste Stockwerk hinabreichend, angeheftet habe." — r.

Rückblick in die Vergangenheit.

Am 29. November 1780 stirbt die Kaiserin Maria Theresia (den 19. von einer Krankheit ergriffen), 18 Monate nach dem Teschner-Frieden, im 63. Jahre ihres Lebens, im 40. ihrer Regierung und an demselben Tage, als Böhmen seinen väterlichen König verloren (1378). Kaiser Carl IV. war der größte Fürst aus dem Lützelburg'schen Hause; Maria Theresia verdient in Hinsicht wahrer Fürstengröße mit Rudolph I. und Carl V. verglichen zu werden. Carl IV. durfte vor der versammelten Nation einst behaupten, er habe Böhmen dem Untergange entrissen; die Welt nennt M. Theresia die Herstellerin der österr. Monarchie, die in alle Theile der Staatsverwaltung neues Leben gebracht; gewissenhafte Rechtspflege betrachtete Carl als die Grundfeste jedes Staates; M. Theresia verbannte alle Grausamkeiten aus ihrem neuen Strafgesetzbuch, und ersetzte sie durch weise Verordnungen; Carl sah die Wissenschaften für die Pflegerinnen bürgerlicher Tugenden an, und führte sie in seinem Königreiche ein; Theresia, der Sonne gleichend, zerstreute die Nebel des eitlen Schulwitzes, welche sich über alle erbländischen Schulanstalten verbreitet, und ließ zuerst das wohlthätige Licht der Wissenschaften das bürgerliche Leben beleuchten. An Wohlthätigkeit gegen Nothleidende, Erhebung des wahren Verdienstes, rastloser Thätigkeit in der Erfüllung aller Regentenpflichten, an ungeheuchelter Gottesfurcht glich M. Theresia Carl IV., in einigen übertraf sie ihn noch. — Ihren Sterbesessel nannte man den schönsten Thron der Religion. Die Regierung beider Fürsten war die „goldene Zeit" für die Völker. — Als Carl hingeschieden war, rief sein dankbares Volk im Schmerze aus: „Der Vater Böhmens ist gestorben;" als Theresia's sterbliche Hülle in die Gruft ihrer Ahnen beigesetzt wurde, klagten die weinenden Völker: „Unsere Mutter ist nicht mehr."

Am 30. November 1744 ward Carl Ludwig v. Knebel zu Wallerstein in Franken geboren. Nach zehnjährigem Dienste in der preußischen Armee erhielt er seinen angesuchten Abschied mit dem Bedauern des Königs, der einen so braven Offizier ungern aus den Reihen seiner Krieger treten sah, und begab sich nach Weimar mit der Pension und dem Charakter eines Majors. Dort war er eine Zierde jenes kleinen Kreises, welcher damals das kleine Weimar zum deutschen Athen erhob, tief eingeweiht in jede Musenkunst, die das Leben schmückt; die ältesten und neuen Blüthen der Poesie mit Kennerhand pflückend und zu Kränzen, die nicht alle vor's Auge des Publikums kamen, schmückend; der Freund Wieland's, welcher selbst seine kleinen Eigenheiten lieb gewonnen hatte, der Vertraute Herders; ein feiner Beobachter und Ausleger der Zeichen einer verhängnißschwarzen Zeit; über alle Vorurtheile und Empfindlichkeiten gereizter Parteisucht erhaben, allen erkünstelten Bedürfnissen fremd, ein genießender Weiser aus der Aristippischen Schule. Nur wenige seiner dichterischen Erzeugnisse sind an's Licht getreten, denn seine im Stillen frohe Muse war nie lohn- oder gefallsüchtig; aber das Wenige, was er herausgab, trägt ganz das Gepräge classischer Gediegenheit im Gedankenfalle und rhythmischen Wohllaut, und verdiente in allen Sammlungen, insbesondere für Schulen und bildungslustige Jünglinge, eine hohe Stelle. Dahin gehört vorzüglich die Sammlung kleiner Gedichte (Göschen, 1815), deren Anmuth und Originalität der Phantasien unübertroffen ist. Ein noch höheres Verdienst erwarb er sich durch die wahrhaft vollendete Übersetzung des Lucrez und Properz, welche den Harnisch des fremden Sylbenmaßes mit ungemeiner Leichtigkeit und Grazie trägt. — C. L. v. Knebel, geachtet als Dichter, wie als Mensch, starb 1835.

Redacteur und Herausgeber: J. S. Ebersberg (wohnt in Wien; Stadt, Tiefengraben Nr. 166).

Gedruckt bei J. P. Sollinger.

№ 145.

Der Oesterreichische

ZUSCHAUER.

Für Kunst, Wissenschaft, geistiges Leben.

Freitag, den 2. December **1836.**

Scheint nicht der Sonnenstrahl am Morgen und Abend von gediegenem Gold; nicht der Thau, wie er die Schaar der lieblichsten Blumen küßt, die köstlichste Perle; nicht der Schnee, wie er Au und Wald, Berg und Thal umfängt, das reinste Linnenzeug, von himmlischer Hand gewebt? Und doch brennt derselbe Sonnenstrahl zur Mittagszeit wie das Feuer der Unterwelt, und doch näßt derselbe Thau Deinen frierenden Fuß und bringt Erkrankung dem Leibe; und in den Schnee sinkt, von tödtlicher Kälte erstarrt, sterbend der arme Wanderer hin. So liegt in Allem Täuschung, was die Zeit uns geboren.

Täuschung.

Kommt der frost'ge Winter wieder,
Im Geleite Schnee und Wind;
Fällt die Flocke wirbelnd nieder,
Als sein jüngstes, liebstes Kind.

Hüllen sich in Weiß die Räume,
Trauernd zu der Menschen Leid;
Prangen doch noch manche Bäume,
Hier und dort im grünen Kleid.

Und man meint, der Winter wolle
Eben jetzt von hinnen zieh'n;
Und es müßt' aus Schnee und Scholle
Morgen schon ein Blümchen blüh'n.

So auch wähnt im süßen Traume
Oft mein Herz den Frühling nah',
Weil's an seinem Hoffnungsbaume
Manch' ein grünes Blättchen sah.

Doch mit freudigem Erkühnen,
Jauchzt es kaum: der Lenz beginnt!
Sieht es auch, daß jene grünen
Blätter, seine letzten sind.

Johann N. Vogl.

Regeln zur Erhaltung des Gesichts.

Wenn man erwägt, was für ein unschätzbares Gut ein gutes Gesicht ist und wie beklagenswerth der Zustand derjenigen, welche es entbehren, so wird man die geringe Mühe nicht scheuen, wodurch man sich den Besitz desselben sichern kann; und wenn man weiß, wie zart das Organ ist, von welchem der Besitz abhängt, so wird man begreifen, wie leicht etwas daran verdorben werden kann, und sich weniger darüber wundern, daß so manche Menschen in Nacht und Finsterniß ihr Daseyn hinbringen müssen, als daß so viele sich bis an das Ende ihres Lebens des Tageslichtes erfreuen können.

Das Auge ist für das Licht geschaffen, und das Licht ist ihm nicht schädlich; aber es kann ihm schädlich werden, wenn es nicht auf die gehörige

Weise in ihm vertheilt ist. Wenn ein helles Licht auf eine einzelne Stelle des Auges fällt, indeß die benachbarten Theile desselben nur schwach oder gar nicht erleuchtet sind, so ist das für das Auge angreifend, und wird ihm, wenn es oft geschieht, nachtheilig. Wenn man sich z. B. mit seiner Arbeit einem hellen Fenster gegenüber setzt, während auf den übrigen Seiten kein Licht in das Zimmer fällt, so macht die Helligkeit des Himmels im Auge einen so starken Abstich gegen die übrige Erleuchtung desselben, daß es uns empfindlich wird, und das Auge es ohne Nachtheil nicht lange aushalten kann. Befindet man sich dagegen im Freien, wo man den ganzen Himmel vor sich hat, so fühlt man keine Beschwerde, und das Auge befindet sich wohl. Also ist es nur die Ungleichheit der Erleuchtung, die dem Auge schadet. Es ist daher rathsam, seinen gewöhnlichen Platz zur Arbeit im Zimmer so zu wählen, daß man das Licht von der Seite hat.

Eben so muß man vermeiden, das Auge dem Abglanz einer weißen Wand, gegen welche die Sonne scheint, oft und anhaltend auszusetzen. Der Nachtheil, den dieses zurückgeworfene Licht dem Auge verursacht, ist desto größer, je weniger hell das Zimmer sonst ist, in welchem man sich aufhält. Man hat Beispiele, daß hartnäckige Augenübel, die in solchen schlecht gelegenen Zimmern entstanden waren, bloß durch eine Ortsveränderung, oder durch grüne Vorsätze in den Fenstern geheilt worden sind.

Bei der Wahl der Schlafstellen hat man gleichfalls darauf zu sehen, daß das helle Licht des Fensters nicht bei dem Erwachen in's Auge fällt. Je empfindlicher das Auge durch das Dunkel der Nacht geworden ist, desto mehr wird es durch den Reiz des hellen Lichtes angegriffen. Man muß also entweder das Bett so stellen, daß das Gesicht nicht gegen das Fenster, sondern gegen den Hintergrund der Stube gekehrt ist, oder durch Vorhänge das Licht zurückhalten. Aus demselben Grunde taugen Lampen mit dunkeln Schirmen nichts, besonders, wenn sie so eingerichtet sind, daß das Licht nach dem Tische, auf welchem sie stehen, zurückgeworfen, und übrigens das ganze Zimmer dunkel gelassen wird. Hier sticht der helle Schein auf dem Tische gegen die Dunkelheit des Zimmers zu sehr ab, als daß das Auge nicht darunter leiden sollte. Die kleinen Schirme von grünem Taffet, die nur das Auge gegen den Glanz der Lichtflammen schützen, und nicht hindern, daß der ganze Theil des Zimmers vor dem Gesichte erleuchtet bleibt, sind die besten.

Personen, die an den Augen leiden, oder überhaupt schwache Augen haben, kann ein einzelnes Licht in ihrem Zimmer beschwerlich seyn, und sie nöthigen, es zu verdecken; hingegen eine Illumination anzusehen, oder sich dem Tageslichte, das ohne Vergleich heller ist, auszusetzen, ihnen keine Beschwerde verursachen. Aber jenes Licht trifft nur eine einzelne Stelle des

Auges, hingegen wo Tausende von Lichtern brennen, oder am hellen Tage wird das ganze Auge erleuchtet.

Es ist also ein wichtiger Punkt, worauf man bei einer guten Augenökonomie zu sehen hat, daß in dem Auge immer so viel möglich ein gleichförmiges Licht verbreitet werde.

Ein anderer Punkt, welchen man gleichfalls nicht vernachlässigen darf, ist, daß man bei seinen Arbeiten sich ein hinlänglich helles Licht verschaffe.

Manche Leute lieben es, sich in einer Art von Helldunkel aufzuhalten — das mag wohl gut seyn, wenn man träumen will, oder nichts Ernsthaftes zu thun hat; aber wenn man mit einer Arbeit beschäftigt ist, wobei man die Augen braucht, dann muß man auch für einen solchen Grad der Helligkeit sorgen, daß man den Gegenstand, womit man beschäftigt ist, ohne Anstrengung erkennen kann. Ist es des Abends, so ist es besser, zwei Lichter, als eines zu brennen; und noch besser ist es, zu den Arbeiten bei Licht eine gute Lampe zu gebrauchen, die ein gleichförmiges Licht in immer gleicher Höhe gibt, und nicht geputzt zu werden braucht. Bei Lichte so zu lesen, daß man das Licht zwischen das Buch und das Auge bringt, ist sehr übel gethan. Denn hier wird das Auge von der nahen Flamme geblendet und sehr ungleich angegriffen; meistens auch das eine mehr beschäftigt als das andere. So etwas darf man sich nur im Nothfalle und auf eine ganz kurze Zeit erlauben, aber es nicht zur Gewohnheit machen.

In der Dämmerung oder bei Mondschein sich mit Lesen oder Schreiben, oder Nähen und dergleichen zu beschäftigen, ist ebenfalls thöricht, und wenn es oft geschieht, für das Auge verderblich. Man hört wohl öfters Leute sagen: „mir schadet das nicht, ich habe es schon oft probirt, und meine Augen sind noch immer gut." Allerdings ist das ein Beweis von guten Augen; aber es ist auch gewiß, daß, wenn man die Probe noch öfters wiederholt, sie bald aufhören werden, gut zu seyn. Die üble Wirkung zeigt sich nicht auf der Stelle, sondern allmälig; und je besser das Organ, desto länger kann es dauern, ehe das Uebel merklich wird; aber dann ist es auch meistens zu spät, ihm abzuhelfen. Es geht hier wie mit andern diätetischen Fehlern; der Nachtheil, den sie bringen, ist immer gewiß, aber, nach der verschiedenen Beschaffenheit des Körpers, kann es längere oder kürzere Zeit dauern, ehe das Uebel bedeutend wird. Die Zeit der Dämmerung benutzt man für die Augen besser, wenn man ihnen einige Ruhe und Erholung gönnt. Gestattet die Witterung, eine Bewegung im Freien damit zu verbinden, so ist es für den ganzen Körper, mithin auch für die Augen desto vortheilhafter.

Endlich ist es auch eine gute Regel, daß man seinen Augen

nicht zu viel zumuthe, und für jede Art der Beschäftigung die passende Zeit wähle.

Wenn man mit einer Arbeit beschäftigt ist, welche eine Anstrengung der Augen erfordert, z. B. kleine Schrift zu lesen, oder feine Nähtereien oder Stickereien zu verfertigen, so ist es gut, von Zeit zu Zeit eine kleine Unterbrechung stattfinden zu lassen, und überhaupt nicht zu lange auf einmal dabei zu verweilen. Ferner muß man solche Arbeiten nicht bei Licht, sondern bei Tage vornehmen, weil das Tageslicht eine größere Helligkeit gewährt und dem Auge zuträglicher ist, als das Kerzen- oder Lampenlicht. Bei Licht greift das Lesen mehr an als das Schreiben, wenn es nicht darauf ankommt, schön zu schreiben. Denn bei der Schnelligkeit, mit welcher man von einer Zeile zur andern fortgeht, bedarf es einer nicht geringen Aufmerksamkeit, um kein Wort zu verlieren; das Schreiben hingegen geht nicht nur langsamer von statten, sondern man braucht auch nur den Gang der Hand überhaupt zu beachten, ohne sehr genau auf jeden Buchstaben zu sehen. Freilich muß man dabei den Stoff zum Schreiben aus sich selbst, und nicht aus einem andern Buche nehmen. Auch kann man den Augen noch durch die Wahl des Papiers zu Hülfe kommen: es muß nicht blendend weiß und glänzend, sondern lieber ins Bläuliche fallen, und nicht zu glatt seyn.

Es versteht sich übrigens wohl von selbst, daß man bei Befolgung dieser Regeln nicht allzu streng oder gar ängstlich seyn darf. Es ist gut, sie zu kennen, damit man weiß, worauf man in Absicht seiner Augen zu achten hat. Je mehr man sich aber darnach richtet, desto eher kann man sich bisweilen eine Ausnahme erlauben. Nur vor schädlichen Gewohnheiten muß man sich hüten.

Prof. F. Kries.

Wirkung eines Schneeballs.

(Nach dem Lateinischen des Angeriani.)

Eiskalt schritt ich vorüber: da sah mich Doris und lachte,
Faßte sich Schnee, und geballt warf sie ihn mir an die Brust.
Nein! nicht Schnee — ein Brand, ein Gluten sprühender Brand war's,
Der, vom Sturme gefacht, Stoppeln und Halme verzehrt.
Ha! da lodert' ich auf, ich Armer! — Seltsames Wunder,
Schnee in feurig Geschoß plötzlich gewandelt zu seh'n!
Fort mit Bogen und Pfeil, Cupido! schäm' Dich der Fackel!
Höhern Zauber bedarf's, Herzen entflammen mit Eis!

A. St.

Notizenblatt.

Die Kunst, sein Glück zu machen.

Es ist gewiß, daß nicht alle Menschen dazu geboren sind, Männer wie Franklin zu werden, und daß, wenn eine beträchtliche Anzahl solcher Menschen zu gleicher

Zeit erschiene, ihre Nützlichkeit und Auszeichnung sich sehr vermindern würde. Es gibt jedoch ein gutes altes Sprichwort, welches sagt: „Strebe nach einem seidenen Kleide, und es wird Dir vielleicht ein Ermel zu Theil" — und dieses als Richtschnur angenommen, wird sowohl zum Vortheil von Individuen, als zum Heile der bürgerlichen Gesellschaft ausschlagen. Da es jedoch löblich ist, jedes Mittel anzuwenden, um dem Manne den Ehrgeiz, sein Fortkommen zu fördern, einzuflößen, so bedürfen wir keiner Schutzrede, wenn wir folgende allgemeine Bemerkungen dem Publikum vorlegen.

Erstens. Es gibt eine große Maxime, die kein Jüngling je aus den Augen verlieren sollte, nämlich: daß dem wahren Verdienste fast nichts unerreichbar ist. Wenn ein Mann sich irgend einen Gegenstand bei seinem Eintritt ins Leben vorsetzt, und wenn sein Ehrgeiz echter Art ist und nicht seine Klugheit überherrscht, so hat er große Aussicht, daß eine thatkräftige, unablässige Verfolgung seines Zieles ihn zuletzt triumphiren lassen wird. Man hört häufig, wenn die Lebenspläne eines jungen Mannes besprochen werden, klagen, daß schon jedes Feld der Unternehmung von einer Menge Menschen besetzt sei. Es mag öfters Ursache zu solchen Klagen vorhanden seyn; aber es ist eine unläugbare Thatsache, daß, allen diesen Nachtheilen zum Trotz, täglich Menschen in jedem Erwerbzweige zur Auszeichnung gelangen — da die stärksten Arme, wie bekannt, sich am besten ihren Weg durch das Gedränge bahnen. Nur die Trägen und Furchtsamen lassen im Allgemeinen solche Klagen hören, augenscheinlich, um sich bei sich selbst zu entschuldigen, daß sie doch nicht ganz Unrecht haben, ihre Zeit müssig hinzubringen. Wenn man von dem überhäuften Andrange zu einem vorgeschlagenen Berufe spricht, pflegt man zu übersehen, daß eine sehr große Anzahl der darin Beschäftigten, wegen ihrer Charakterschwäche und ihres Mangels an den dazu besonders erforderlichen Kenntnissen und Eigenschaften bestimmt ist, nicht vorwärts zu kommen, und, was Realität anbelangt, bald so zu betrachten ist, als wenn sie dieselbe nie begonnen. Wenn der Eintretende daher nur ein wohlbegründetes Vertrauen in seine Kraftthätigkeit und Ausdauer hat, so braucht er sich vor dem Eintritte in kein Geschäft oder keinen Stand zu fürchten. Mit dem ernstlichen Verlangen, sich hervor zu thun, im Herzen, und mit mässiger Geschicklichkeit kann es ihm nicht fehlen, sehr bald eine große Menge derjenigen zu überholen, welche schon vor ihm das Feld behauptelen. Möge er nur nie verzweifeln, das heißt, zu sich selbst sagen: „es ist alles vergebens" — und dann ist nichts für ihn zu fürchten.

Der Schreiber dieses hegt verschiedene Ansichten von den allgemein herrschenden, was niedere Herkunft und Dürftigkeit der Individuen betrifft. Die gewöhnliche Meinung ist, daß niedere Lebensverhältnisse ein großes Hinderniß beim Betreten eines Lebenspfades seien, und je größer der Unterschied zwischen eines Mannes Ursprung und seinem erreichten Lebensziele, desto größer sei das Wunder, und desto größer sein Verdienst. Da jedoch bekanntlich eine so große Anzahl ausgezeichneter Männer von dürftigem und niederem Ursprunge war, so entsteht natürlich die Frage: „sind nicht gerade Menschen dieses Ursprunges um so geschickter, zur Auszeichnung zu gelangen!?" Ob uns gleich eine Menge von Fällen bekannt sind von großem Vermögen, das aus Nichts seinen Ursprung nahm, so werden wir uns doch verhältnißmässig weniger Fälle entsinnen, daß Männer, die mit Vermögen anfingen, dasselbe im Verlaufe ihres Lebens beträchtlich vermehrten. Mancher arme Knabe hat ein Vermögen von

mehr als 100,000 Gulden erworben, ehe er vierzig Jahre alt wurde, aber wie finden, daß Wenige, die bei ihrer Volljährigkeit ein Vermögen von 100,000 Gulden besaßen, es im Laufe ihres Lebens verdoppeln. Hier — hier ist der Grund zu Hoffnung.

(Den Schluß in der besonderen Beilage.)

Miscellen.

— „Ein Aufsatz in den Blättern aus der Gegenwart" über die weißen Sclaven in Egypten belehrt uns, daß der Zustand derselben nicht so bedauernswürdig ist, als man sich von jeher die Mühe gegeben hat, ihn zu schildern, und als man sich den Begriff des Wortes Sclave zu machen sucht; daß sie im Gegentheile stets leichter, als die bezahlten Diener behandelt werden, und durch die Art ihres Umgangs mit ihren Herren, indem sie meist im Innern der Familien zur Arbeit angewiesen sind, sich leicht die Neigung derselben und ihre Freilassung erwerben, wo dann dem freigelassenen Sclaven, wie jedem Andern, der Weg zu den höchsten Ehrenstellen freisteht. Ali, Murad, Ibrahim und alle Mameluken-Beys, die so tapfer gegen Napoleon gekämpft hatten, waren früher Sclaven gewesen, indem die furchtbare Miliz der Mameluken gänzlich aus Sclaven bestand, welche immer aus aufgekauften jungen Georgiern und Circassiern recrutirt wurde. Erst unlängst, als Mehmed Ali aus den Fellah's regelmässige Truppen bildete und auf europäische Art disciplinirte, wählte er seine ergebensten weißen Sclaven, und bildete aus ihnen die Cadres der Offiziere seiner Armee. Einer derselben, der bekannte und ausgezeichnete Divisions-General Kurschid Pascha, war lange Zeit des Vicekönigs Kammerdiener.

Es gibt in Egypten keinen Sclaven, dessen Zustand die unglücklichen Fellah's nicht zu beneiden hätten. Bei jedem großen Feste im Jahre gibt der Herr des Hauses den Sclaven neue Kleider, er weißt ihnen einen monatlichen Sold für ihre Privatausgaben an, hat im Stalle immer ein ausschließlich für sie bestimmtes Pferd, und gestattet zwischen ihnen und seinen Söhnen dieselben Verhältnisse, welche bei uns zwischen dem Armen und dem Sohne des Reichen bestehen, die ein und dieselbe Brust nährte. Einige haben in dem Hause für den Tabak und die Tabakspfeifen zu sorgen, andere für den Kaffeh und den Sorbet; einige stehen der Garderobe vor, andere der Küche 2c. Die Sclaven, welche in höherer Gunst bei dem Herrn stehen, bewahren ihm seinen Säbel oder das Petschaft, dessen er sich bedient, oder sie werden zu Secretären oder Schatzmeistern ernannt. Alle diese verschiedenen Aemter sind Wege zur Freiheit und zu einer vortheilhaften Stellung, wozu der Herr beiträgt, indem er dem Sclaven eine Frau aus seinem Harem zur Ehe gibt. Oft geschieht es auch, daß er einen von ihnen zu seinem uakil (Nachfolger, Stellvertreter) in dem Amte ernennt, das er bekleidete. Der Souverän bestätigt gewöhnlich diese Art Adoption, und der uakil folgt seinem ehemaligen Herrn.

Auch die weißen Sclavinnen, welche nur für die reichsten Harems aufgespart werden, und deren sich in Kairo etwa 6000 befinden mögen, führen ein so ziemlich angenehmes Leben. Sehr jung aus ihrer Heimat Georgien, Circassien, auch Griechenland, weggebracht, werden sie in Allem, was ihnen Anmuth verleihen kann, in Musik, Gesang, Tanz 2c. unterrichtet, mit Geschenken überhäuft, und wenn sie das Glück haben, Mütter zu werden, immer freigelassen und ihre Kinder für rechtmässige anerkannt.

Seit sich Georgien und Circassien in den Händen Rußlands befinden, und Griechenlands Unabhängigkeit anerkannt ist, wird dieser Menschenhandel auf's Strengste unterdrückt, so, daß die Anzahl der weißen Sclaven in Egypten von Jahr zu Jahr sich mindert, und dieses Land bald auf jene Sclaven reducirt seyn dürfte, die man aus dem Innern Afrikas bringt. Tauer.

(Die Leihbibliotheken in London.) Die erste Leihbibliothek wurde in London gegen das Jahr 1740 von dem Buchhändler Batho errichtet. Seitdem hat sich die Zahl derselben so vermehrt, daß nicht nur in allen Hauptstraßen von London, sondern auch in allen Städten und Flecken von Britannien eine oder mehre sind. Die vorzüglichste ist die Minerva Library in London, welche 20 bis 30,000 Bände hat, und von vielgelesenen Werken 4, 6 bis 12 Exemplare hält. Dennoch bleibt die Unbequemlichkeit, daß man gangbare Bücher selten erhalten kann, weil sie immer ausgeliehen und weit und breit zerstreut sind. A. M. S.

(Gnome.) Wie man, um den Umfang eines Fasses zu erforschen, es nicht gleich mit Wein, sondern erst mit Wasser voll gießt, eben so soll Einer, um die Verschwiegenheit eines Freundes zu erproben, ihm nicht gleich ein wichtiges Geheimniß vertrauen.

Natur und Leben in unserem Himmelsstriche.

Wie doch die ewige Weisheit dem Menschen auf allen seinen Wegen, und besonders in dem Walten der Natur, die Mittel an die Hand gegeben, sich stets zu veredeln und besser zu werden! Als der Frühling mit seinen Millionen Blüthen ihn auf die Fluren lockte, ward ihm das Herz weich und sein Sinn fröhlich; denn welcher Verhärtete könnte unter dem lachenden Himmel Blumen sehen, ohne sich zum Guten bewegt zu fühlen? als der Sommer ihn nach den Bergen zog, und er von diesen auf das ängstliche Drängen in die Thäler herab blickte, fühlt' er sich befreit von kleinlichen Sorgen, und kehrte um ein gut Theil weiser, also auch besser zurück zu dem wählenden Haufen; als er im Herbste die tausendfältigen Früchte (nährend und labend, erhaltend und erfreuend nach ihrer Weise) genossen, ward er von Dankbarkeit überfüllt, und das erkenntliche Gefühl hat nach immer veredelt. Jetzt, wo es draußen tobt und stürmt, führt ihn die Natur in seinen häuslichen Cirkel ein, läßt ihn die Menschen genauer beobachten, so manches Gute in ihnen entdecken, und vor Allem sich seiner Familie, geliebten Gattin und Kinder erfreuen. Wenn dann der Wind an den Mauern seines Hauses sich knurrend bricht, das Eis von den Dächern starrt, und Regen oder Schnee an sein Fenster prallt — wie heimisch ist es da in dem reinlichen Stübchen, wo mit uns ein gutes Gewissen als Gefährte sitzt, wo sich schäckernde Kinder, ein geliebtes Weib, wohlwallende Freunde versammeln und mit uns sich des Lebens erfreuen. Wer könnte da böse sein, Gedanken der Rache oder des Truges die Seele öffnen? wer möchte auch traurig sein, wo der Singvogel an der Wand nach überstandener Mause sein schmetterndes Lied schallen läßt, und hinweiset mit dem glänzenden Gestirn auf die milden Tage, welche den stürmischen folgen, und uns bald Alle entzücken werden!

Und wandeln wir hinaus in die ruhige Landschaft, deren friedlicher Anblick auch zerrissene Herzen zur Ruhe führt: so sehen wir aller Orten Gegenstände, die uns belehren oder erfreuen. Auf ihrer Wanderung aus den nordischen Meeren ruhen auf unsern Teichen und Seen in großen Gesellschaften neue Arten Schwimmvögel aus, um Kräfte zur Fortsetzung der weitern Reise zu sammeln. Wir sehen jetzt: die dreizehige Meve, die Schneegans, die Sturmmeve, den Schiffern ein heiliger Vogel, weil er vor der nahenden Gefahr warnt; auch einzeln den Singschwan, die Brandente und zuweilen auch die Rothhalsgans. Von den Sumpfvögeln trifft eben bei uns der aschgraue Strandläufer von dem Norden ein; aus den Schwimmvögeln: die Brillen-Ente (obgleich bis jetzt nur das nördliche Amerika als ihre Heimat erkannt wird) an den Ufern der Ostsee, und die weißwangige Gans auf den deutschen Flüssen. Von den wilden Enten lassen sich die Biegente einzeln, die Knackente in kleinen Gesellschaften, die Pfeifente aber heerdenweise auf unseren Seen nieder, wo sie den Winter über ihre Sitzungen halten, Wasserbälle veranstalten und ihre Töchter versorgen.

Von durchziehenden Vögeln gewahrt man unter den Schneewolken noch den edlen isländischen Falken, die europäische Habichtseule und den weißrückigen Specht — aber alle zeigen Eile und durchsegeln pfeilschnell die Lüfte, meist dem wärmeren Orient oder italischer Zone sich zuwendend.

Reiset der Städter, welcher etwas Kälte nicht scheut, bei den fernen Wohnungen des Landmannes vorbei, so findet er auch hier segnende Thätigkeit im engen Raume der Hütte. Da sitzen Abends die Hausmutter und die Mägde in der von einem brennenden Fichtenspanne erleuchteten Stube, drehen die schnurrende Spindel und lauschen den Märchen, wozu in den Sudeten Rübezahl reichlichen Stoff bietet, oder sie lassen einstimmig ein lustiges Lied ertönen — woraus der forschende Städter die Ueberzeugung nach Hause bringen möge: daß man mit so Wenigem glücklich sein könne, wenn nur dem Körper Gesundheit und der Seele der Friede bewahrt worden ist.

E.

Rückblick in die Vergangenheit.

Am 2. December 1805 wird die große Schlacht bei Austerlitz zwischen den Russen und einer Heerschaar Oesterreicher, und dem französischen Heere, in Gegenwart der drei Kaiser Franz II., Alexander und Napoleon geschlagen. Die Wegnahme der Anhöhen von Pratzen durch den Marschall Soult entscheidet den Sieg für die Franzosen. — Was Nachschreiber des französischen Bulletin's von dem Versinken einiger tausend Mann in den von schwachem Eise bedeckten Teichen bei Austerlitz erzählen — haben spätere gründliche Nachweisungen als ein Märchen erwiesen.

Am 3. December 1800 Schlacht bei Hohenlinden. Durch die nachdrücklichen Angriffe der Oesterreicher in den vorhergehenden Tagen wurde das französische Hauptheer in eine so bedenkliche Lage versetzt, daß Moreau in der Nacht vom 2. auf den 3. December kein Auge schloß, und selbst vor dem grauenden Morgen sich schon zu Pferde setzte, um seine Anordnungen zu treffen. Mit Anbruch des Tages setzte das österreichische Heer in drei Colonnen durch dichte Waldungen und bei großem Schneegestöber seinen Marsch gegen Hohenlinden fort; der rechte Flügel warf den linken französischen siegreich zurück, und auch in der Mitte wurden bedeutende Vortheile errungen, als plötzlich zahlreiche feindliche Reiterschaaren in der linken Flanke und im Rücken der mittleren Colonne erschienen, und durch ihre plötzlichen und heftigen Angriffe gerade die Kerntruppen des österreichischen Heeres überraschten, und Bestürzung und Verwirrung unter ihnen verbreiteten, so, daß nur ein schneller Rückzug den Rest des Heeres zu retten vermochte. Der ganze linke Flügel hatte an diesem Tage keinen Antheil am Kampfe genommen.

Am 4. December 1819 starb Friedrich Leopold Graf zu Stolberg, ein berühmter Dichter und Schriftsteller, auf seinem Gute Sondermühlen bei Osnabrück. Nachdem er verschiedene Gesandtschaftsposten und 1791 die Stelle des Präsidenten der fürstbischöfl. Regierung zu Eutin versehen hatte, trat er 1800 mit seiner ganzen Familie zur römisch-katholischen Kirche über. Die nicht geringen Opfer, die er seinem Entschlusse bringen mußte, unter welchen der Verlust vieler äußern, für seine zahlreiche Familie sehr wichtigen Vortheile noch das Geringste war, die Gefahr, nicht nur von der vorlauten Menge, sondern auch selbst von ehrenwerthen Freunden (F. H. Jakobi, Voß und A.) gemißdeutet und verkannt zu werden, konnten ihn von seinem überdachten Schritte nicht abhalten. — Als Dichter ist Friedrich Leopold durch Oden und Lieder, Elegien, Romanzen, Satyren, poetische Gemälde und Dramen; als Prosaist durch seinen Roman: die Insel, und durch seine Reise durch Deutschland, die Schweiz, Italien und Sicilien; als Uebersetzer durch die Iliade, Platon's auserlesene Gespräche, wenige Tragödien des Aeschylos und Ossian's Gedichte rühmlich bekannt. In seinen eigenen Gedichten ist die Kühnheit der Gedanken und Bilder, ein erhabener Schwung, ein heiliger Eifer für Freiheit, Recht und Vaterland bemerkenswerth; in allen wallet das wärmste Gefühl für Natur, Freundschaft und für Alles, was dem edleren Menschen je lieb und theuer gewesen ist. Die Lieder nähern sich dem einfachsten, liedlichsten, klarsten Gesange, und es ist überraschend, daß die Hymne auf die Sonne und auf die Erde, oder die Dithyramb: die Meere, und das liebliche Abendlied eines Mädchens, Einen Verfasser haben. Seine Jamben (Leipz. 1784) sind ernsthafte Strafgedichte über Sittenverderbniß und gelehrte und politische Vorurtheile der Zeit. Auch als Geschichtschreiber hat sich Fr. L. Graf zu Stolberg ausgezeichnet.

Hierzu die besondere Beilage.



zu № 145 des Oesterreichischen Zuschauers.

Die Kunst, sein Glück zu machen.

(Schluß.)

Es ist Thatsache, daß große Summen nicht erworben werden können, ohne eine gehörige Würdigung und ein Verständniß der geringsten Finanzdetails. Um Dukaten zu machen, müssen wir den Werth von Gulden kennen; wir müssen zuvor gefühlt haben, wie viel Gutes manchmal gethan und wie viel Übles vermieden werden kann durch den Besitz eines einzigen Kreuzers! Aus Mangel dieser Kenntniß verschleudert oder verliert der reiche Jüngling vielleicht mehr, als er gewinnt. Aber der, welcher aus niederen Lebensverhältnissen sich emporgehoben, kennt den Werth und die Macht jeder Summe, von der geringsten aufwärts, und da im Sparen die Kunst, Geld zu erwerben, größtentheils liegt, so macht er nie einen Schritt zurück — sondern schreitet immer vorwärts. Auf's Schlimmste ist es nur eine Frage der Zeit. — Nehmen wir an, daß ein junger Mann mit zwanzig Jahren mit einem guten Capital beginnt, und ein Anderer von gleichem Alter mit keinem. Aus Mangel an Erfahrung und anderen eben erwähnten Ursachen, ist es nicht wahrscheinlich, daß der Erstere in den ersten zehn Jahren weit vorgerückt ist. Aber zehn Jahre ist ein ungeheurer Zeitraum für ein Individuum, das bloß mit guten Entschlüssen begann. Wenn er in jener Zeit auch nicht wirkliches Geld angehäuft hat, so kann er sich doch einen guten Namen und Credit erworben haben, welche, klug benützt, nur Geld anderer Art sind — und so, obgleich noch ein junger Mann, befindet er sich doch ziemlich auf gleicher Stufe mit dem, welcher mit solchen höheren Vortheilen ausgerüstet die Bahn betrat.

In der That, Vermögen oder ursprüngliche gute Umstände kommen dem Schreiber dieses als sehr unwichtige Erfordernisse vor, im Vergleich mit Talent, Thätigkeit, Selbstverläugnung und richtigem Ehrgefühl und guten Vorsätzen. Die Glücklichen — um mich der irrigen Sprache des gemeinen Lebens zu bedienen — sind erwählt aus denen, welche die letzteren Eigenschaften in guter Verbindung und Verhältniß besessen haben; und da es offenbar ist, daß junge Männer von Vermögen (nothwendigerweise die geringere Classe), ihrer Zahl nach, auch eine geringere Aussicht haben, sie zu besitzen, so folgt als nothwendiger Schluß, daß die große Masse der Reichen ursprünglich arm war.

Talent. — Es ist eine allgemeine Rede, daß die Menschen, welchen es im Leben am meisten glückt, die geistlosesten Menschen sind, und daß Talent eine zu feine, zarte Eigenschaft für das gewöhnliche Leben ist. Es kann keinen größeren Irrthum geben, als dieser ist. Es mag wahr sein, daß es einigen unläugbar dummen Menschen glückt, vermittelst einer dummhartnäckigen Ausdauer, deren kaum irgend ein Mann von höhrem Geiste sich hätte unterwerfen können; aber ich bin geneigt,

in großem Maße, das Daſein von Talent zu beſtreiten, wo ich es nicht ſogleich ein höheres Geſchick in den gewöhnlichen Angelegenheiten des Lebens entwickeln und von einer hochherzigen Geſinnung begleitet ſehe, welche deſſen Beſitzer über alle kleinlichen, gemeinen und laſterhaften Handlungen erhebt. Der Genius, welcher ſeinen Beſitzer nur von den Pfaden der Weisheit irre leitet, oder ihn zu einem lächerlichen und unerträglichen Mitglied der bürgerlichen Geſellſchaft macht, iſt dem Tollhauſe zu ſehr verwandt, um hier in Anſchlag zu kommen, und in Wahrheit, man findet an keinem Orte ſo viel von dieſer Art Genie, als in Tollhäuſern. — Unparteiiſche Beobachter werden finden, daß die Anſchuldigung von Geiſtloſigkeit gegen einen Mann, dem es im Leben glückt, in neun Fällen unter zehn, bloß aus troſtſuchender Selbſtliebe Derjenigen entſpringt, die weder Talent noch Moralität beſitzen, um ſelbſt im Leben zu gedeihen. Möge denn Jeder, im Beſitz dieſer Himmelsgabe, ſich derſelben von ganzem Herzen erfreuen, und auf jede Weiſe ſuchen, ſie immer beſtens zu leiten und zu gebrauchen.

Beharrlichkeit. — Dieß iſt ein anderes, unerläßliches Erforderniß. Einzelne Anſtrengungen, wenn auch noch ſo groß, können im Ganzen nie ſo fördern, als eine regelmäßige, fortwährende Beſtrebung, wo die Thätigkeit eines Tages die Thätigkeit des vorhergehenden befeſtigt, verbeſſert, und der beſſeren Thätigkeit des kommenden Tages den ſicheren Weg bahnt. Es iſt nicht öconomiſch, ſtoß- und ruckweiſe nach Laune zu arbeiten; bei einem ſolchen Syſteme wird mehr Anſtrengung zu einem gewiſſen Zwecke erfordert, als nöthig iſt bei unausgeſetztem Beſtreben, und der ungeregelte Mann bleibt ſo weit hinter ſeinem Nebenbuhler zurück. Männer von Geſchicklichkeit ſind geneigt, die Beharrlichkeit als eine niedrige und gemeine Eigenſchaft zu verachten — was nur eine übermüthige Selbſtliebe von ihrer Seite beurkundet, und wahrſcheinlich gerade die Wirkung haben wird, alle eigentlichen Erfolge ihrer Geſchicklichkeit zu vereiteln. Andererſeits iſt der fleißige Mann geneigt, an ſeiner Geſchicklichkeit zu verzweifeln — da er nicht ſieht, daß geſchickte Männer der ebenerwähnten Schwäche unterworfen ſind, was veranlaßt, daß ſie bloßen Plackeſeln beſtändig das Feld räumen. So wie wenig Fehler gemeiner ſind, als eine Überſchätzung ſeiner ſelbſt, ſo iſt es gleich wahr, daß viele Menſchen ihre Geſchicklichkeit bloß durch Zufall entdecken, und daß wir insgeſammt verborgene ſchlummernde Kräfte beſitzen, die erſprießlich werden könnten, wenn wir ſie entdeckt und Vertrauen in ſie hätten. Kein Menſch ſollte daher hinſichtlich ſeiner Geſchicklichkeit zu leicht entmuthigt werden. Er ſollte Verſuche machen, und vermittelſt eines beharrlichen Fleißes mag er vielleicht Wunder thun, die er ſich nie träumen ließ.

Selbſtverſagung. — Vielleicht unter allen Eigenſchaften, die in geeigneter Verbindung zu Vermögen führen, iſt keine unerläßlicher nothwendig, als dieſe. Ein Mann mag Talent, Fleiß, beides im Übermaß, beſitzen; aber, wenn er nicht gemeinen Verſuchungen widerſtehen kann, ſo iſt Alles vergebens. — Die Schweizer, Tiroler, Italiener und beſonders die Schottländer, zeichnen ſich durch einen nationalen Zug der Selbſtverſagung aus, und dieß iſt der Hauptgrund ihres Gedeihens, ſowohl zu Hauſe, als in der Fremde. Sie iſt eine der edelſten Tugenden, wo nicht in der That die einzige, welche alle übrigen erzeugt. — Wenn wir jeden Augenblick veranlaßt werden, von irgend einem geheiligten Princip abzuweichen, um irgend einem erbärmlichen Gelüſte zu fröhnen, wenn das große, weite Feld der Zukunft beſtändig dem vergänglichen Genuſſe des Augenblicks geopfert werden ſoll, wenn

wir immer Händel und Austausche gleich Esau machen: dann sind wir gänzlich untüchtig für jeden Zweck, der sich über das ganz Gemeine erhebt. Selbstbefriedigung macht Thiere aus Göttern; Selbstversagung ist die Bahn, auf welcher die menschliche Natur dem Göttlichen sich nähert. — Ein Hang zur Selbstbefriedigung ist nur wenig Naturen angeboren; sie ist fast immer die Wirkung „der Mittheilung" in der Jugend, und wird gewöhnlich eine bloße Angewohnheit. Die meisten Irrthümer entstehen aus Ansteckung des Beispiels. — Ein junger Mann ergibt sich zuerst der Ausschweifung, weil er es von Andern sieht; er fühlt zu der Zeit, als wenn er nur dem Ruhme der Bravade ein Opfer brächte, und es ist doch wahrlich mehr Märtyrerthum dabei, als man gewöhnlich glaubt. Obgleich Jemand das erste Mal Tabak raucht, nur um zu zeigen, wie viel Ekel er nämlich ertragen kann, so bekommt er doch bald eine wirkliche Vorliebe für das Rauchen — und so, durch die jämmerlichste, kleinliche Selbstbefriedigung, die nur Frucht einer verderbten Gewohnheit ist, und vielleicht eben so viel Mißbehagen als Genuß gewährt, sehen wir täglich die ruhmwürdigsten und edelsten Dinge zu Grunde gehen.

Wir sind keineswegs aller Belustigung feind. Die Masse der Menschen bedarf eines gewissen Grades von Zerstreuung fast eben so regelmäßig, als der täglichen Nahrung. Aber Zerstreuungen können schädlich oder unschädlich, mäßig oder unmäßig sein. Die Zerstreuungen, welche im häuslichen Kreise, ohne alle Gesellschaft, genossen werden können, sind gewiß die sichersten; alle anderen, welche einen Verein von Individuen erfordern, sind gefährdet in ihrer Ausführung. Eine große Menge von sogenannten Busenfreunden ist im Ganzen das unheilbringendste Übel, das einem Mann in der Welt zustoßen kann. Jeder wird ein Sclave der verderbten Gewohnheiten der Übrigen, und wird allmälig angesteckt von allen ihren üblen Gebrechen. — Wenigstens wird er in seinem Lebensgange aufgehalten, und findet nie eine gelegene Stunde, um einen Vorsprung zu gewinnen.

Redliche Absichten sind auch unerläßlich nothwendig. Das Gegentheil ist im Grunde nichts anders, als Mangel an Einsicht und Verstand; denn es muß Jedem, der noch so wenig vom Leben kennt, einleuchten, daß bei weitem mehr verloren wird an gutem Namen und an den Mitteln und Gelegenheiten, sein Glück zu machen, durch Versuche, unerlaubte Vortheile zu gewinnen, als im Allgemeinen dadurch erzielt wird. Wenn wir gewiß wären, nur eine kurze Zeit zu leben, so möchten — abgesehen von dem Lohn, der unser Jenseits wartet — Betriegereien und Kniffe die förderlichsten Mittel in diesem Leben sein; aber wenn man sich ein Leben denkt, das über ein einziges Jahr hinausgeht, so muß man sich bestreben, durch strenge Reinheit seiner Handlungen einen zum endlichen Gedeihen so nöthigen guten Namen zu erlangen. Der unredliche Mann ist in einem gewissen Sinne der ungemessenste eingebildete Thor, denn er denkt, er könne die ganze übrige Menschheit betriegen — was gewiß keine geringe Selbstschmeichelei ist. Er findet aber bald, daß er die ganze Zeit von Jenen durchschaut wurde, die er für bloße Kinder hielt, und seine Verblendung und einfältige Anmaßung empfangen ihre verdiente Bestrafung. Sogar da, wo diese Unredlichkeit nur geringer Art ist, ist sie auf gleiche Weise vergeblich In dem gewöhnlichen Verkehre verfährt der eine Theil mit dem andern genau nach dessen Charakter: wenn der Eine zu hintergehen pflegt, so ist der Andere verhältnißmäßig auf seiner Huth; so daß der einzige Gewinn des unredlichen Mannes Mühe und ein schlechter Name ist. Eines Umstandes sollten solche

Personen wohl eingedenk sein: sie werden bei weitem öfter verstanden und bewacht, als sie glauben; denn die Welt, so lange als sie nur sich selbst wahren kann, ist nicht geneigt, die gefährliche Rolle eines Warners zu übernehmen.

Dieß sind die Haupteigenschaften, nothwendig zur Förderung des Lebensglückes, obgleich gewiß eine jede einzelne derselben, ohne viel oder irgend etwas von dem anderen, wenn nicht aufgehalten durch negative Eigenthümlichkeiten, gewiß schon einen Erfolg im Leben sichern wird. Wer im Begriff ist, seine Laufbahn zu beginnen, thut wohl, die Schwierigkeiten zu überlegen, die ihm aufstoßen werden, und den männlichen Entschluß zu fassen, denselben mit äußerster Anstrengung aller seiner Kräfte zu begegnen. — Was die Hauptfrage anbetrifft: was ist es, das einen Mann in Stand setzt, seinen Nebenmenschen zu überholen? drängt sich Einem die Antwort von selbst auf — „daß er mehr thut, als die Mehrzahl derselben, oder daß er mehr Entbehrungen sich auferlegt, als sie im Allgemeinen geneigt sind, zu erleiden (worin Selbstversagung besteht), um so vermehrte Macht zum Handeln zu erwerben."

Der Fehler der meisten verunglückten Personen ist, daß es ihnen an einer klaren Ansicht fehlt von dem, was geschehen, und von dem, was geduldet werden muß. Sie beginnen ihre Geschäfte wie ein Spiel, und sind nach einiger Zeit erstaunt, wenn sie finden, daß es bei dieser Sache ein wirkendes Princip gibt, welches sie nie zuvor in Anschlag brachten — nämlich die erschreckliche Mitbewerbung anderer Menschen. — Wenn man nicht im Stande ist, eben so viel als der beste Geschäftsmann zu thun und zu leiden, so kann man nicht den ersten Platz gewinnen; wenn man nicht im Stande ist, eben so viel zu thun und zu leiden, als die zweite Classe von Geschäftsmännern, so kann man nicht den zweiten Platz gewinnen — und so fort. Neue Mitbewerber sollten daher bemüht sein, einen Überschlag der zur Erreichung eines gewissen Zieles nöthigen Pflichten zu machen, und nicht aus Mangel an gehöriger Erfüllung jener Pflichten sich aus der Bahn stechen lassen. Sie sollten entweder ziemlich gewiß sein, daß sie die erforderlichen Kräfte der Ausdauer und Versagung besitzen, oder nach einem niedrigeren Ziele streben, dem ihre Kräfte gewiß angemessen scheinen.

Dr. H. F.

Epigramme.

Auf Dichter.

Orpheus durfte kühn sich durch den Orkus wagen;
Denn bezähmt lauscht' Cerberus der Lyra Ton!
Du, Perillo, darfst ein Gleiches ohne Zagen,
Zähmt Dein Lied den Hund nicht, schreckt's ihn doch davon.

Gründliches Selbstgespräch.

„Der Schänkwirth zapfte heut' ein frisches Fäßchen Wein;
Der schmeckt ganz sonderbar, doch schmeckt er gut dem Mund;
Woher kömmt dieses wohl? — dahinter muß was sein?
Das muß heraus! noch heute komm' ich auf den Grund!"

F. J. Schaffer.

Redacteur und Herausgeber: J. S. Ebersberg (wohnt in Wien; Stadt, Tiefengraben Nr. 166).

Gedruckt bei J. P. Sollinger.

№ 146.

Der Oesterreichische

ZUSCHAUER.

Für Kunst, Wissenschaft, geistiges Leben.

Montag, den 5. December 1836.

Was der Genosse, der Freund, ein Glied der Familie gesehen,
Spricht uns wohl traulicher an, als eines Fremden Bericht;
Wäre auch dieser mit Prunk und mancherlei Wundern umsponnen —
Anders höret sich an, was uns der Bruder erzählt.

Eines Wieners Besuch in Belgrad im Jahre 1836.

Ermüdet von der Reise pflegten ich und mein freundlicher Begleiter, Doctor St—l, noch der Ruhe, als wir geweckt und zum Syndikus von Semlin gerufen wurden. Die Hoffnung, Belgrad zu sehen, war unser Gespräch auf dem Wege zu unsers Gönners Hause, und mit voller Kraft einer jugendlichen Phantasie malte ich mir die jenseits der Donau liegende Gegend. Nicht bald betraten wir fröhlicher eine Wohnung, als jetzt, da wir in den freundlichen Zügen des Syndikus, eines wackeren und in der ganzen Umgebung beliebten Mannes, die Gewährung unserer Bitte lesen konnten. Seiner gütigen Verwendung, so wie der Gefälligkeit des Herrn Contumaz-Directors M—s, war es gelungen, uns auf einen Tag einen Passirschein nach Belgrad zu erwirken. Wir beeilten uns nach Kräften, ließen uns von unserem Wirthe mit Speise und Trank versehen, und in weniger als einer halben Stunde waren wir in Begleitung zweier Contumazdiener (als Sicherheitswache) bei der k. k. Überfahrt, wo ein mit zwei Soldaten besetztes Schiffchen uns an das türkische Ufer zu tragen bereit stand.

Der herrlichste Morgen begünstigte unser Unternehmen, die Sonne spiegelte sich in den silberfarbigen Wellen der Donau, kein Wölkchen schlich über die blaue Himmelsdecke, das leise Geflister von buntfarbigen Vögeln übertönte das Geplätscher der Ruder, dessen Echo die spielenden Wellen des schleichenden Flusses wiedergaben, die von den streifenden Lüften in sanfte Wallung gebracht wurden. — Da lag es vor uns, das freundliche Belgrad, und spiegelte sich wie ein Kreidefels in den berührenden Wellen; schon sahen wir die weiten Moscheen, die spitzigen Minarets mit ihren Halbmonden glänzen, und hörten Töne der am nahen Ufer weilenden Türken. Bald waren wir der Stelle nahe, wo sich das Gewässer des größten Stromes

aus Lehm weit hervorspringende, hölzerne Dächer hatten, unter deren Schutze sich gewöhnliche Treppen bargen; oben zugespitzte Rauchfänge hängen über den baufälligen Gewölben, die, von Schmutz klebend, ein abenteuerliches Aussehen gewähren. Eine Reihe solcher stockhoher Häuser umfing einen ziemlich großen Platz, auf dessen rechter Seite sich der Palast des Pascha von drei Roßschweifen befindet.

Die Residenz des Pascha, welcher zugleich Commandant der Festung ist und für die Aufstellung und Erhaltung der zum innern Dienste nöthigen Truppenzahl verpflichtet ist, hat in ihrem Äußeren wenig Anziehendes. Ja, in der That gleicht die Wohnung des Commandanten der Festung und Pascha's von drei Roßschweifen, der den Titel Vesir führt, ziemlich der elenden Hütte eines Bauers; ein großer Steinhaufe mit Holzmaterialien vermischt, war vor unseren Blicken, eine weite hölzerne Altane, wie man sie in den Gebirgen Steiermarks findet, umfängt das erste Stockwerk, zu welchem eine verfallene weite Treppe führt. — Kleine Fenster mit zerschlagenen Scheiben, aus welchen zerrissene Shawls als Vorhänge durch den Wind gehoben wurden, trugen zu dem imposanten Anblicke noch mehr bei. — Nachdem wir die Treppe hinaufgeklettert, harrten wir des Dolmetsch, der unserem Begleiter im **Palatorium** zu Semlin versprach, uns dem Pascha vorzustellen. Eine Truppe von vielleicht zwanzig Mann der Leibgarde des Pascha stand, saß und lag theils vor den Eingängen in die inneren Gemächer ihres Gebieters. Mehre Gemächer, die wir, da sie mit Teppichen belegt waren, aus Furcht vor der Ansteckung nicht betreten durften, vollendeten das bunte Wirrwarr des Palais. — Ein Mann von mittlerer Statur mit aufrichtigen Gesichtszügen, die einen aufgeklärten Geist durchblicken ließen, ward uns als türkischer Dolmetsch gemeldet. Mit einem gebrochenen Deutsch, welches unter Fremdlingen vernommen, mich angenehm überraschte, verkündete, daß wir dem Pascha nicht vorgestellt werden könnten, indem Letzterer so eben beschäftigt sei, einen Courier nach Konstantinopel abzusenden; doch habe er von seinem Herrn den Auftrag, uns zu melden, daß es ihn betrübe, uns nicht sehen zu können. So unangenehm diese Nachricht Allen, besonders meinem Reisegefährten, dem Doctor, sein mußte, da der Pascha österreichische Ärzte sehr zuvorkommend behandelt, so mußten wir uns doch der Nothwendigkeit fügen, da es uns nicht erlaubt war, bis morgen, wo er uns sprechen könnte, in Belgrad zu bleiben. Wir nahmen daher sehr gerne die Begleitung des Dolmetsch an, der, wie ein Unreiner, entfernt an unserer Seite ging. Unter wechselseitigen Erzählungen passirten wir den größten Theil der Stadt, und kamen vor ein seltsam gebautes Haus, den Harem des Pascha, aus dem wir einige tiefver-

schleierte türkische Frauen über den Weg gehen sahen, die besonders durch ihre seltsame Tracht und ihr Benehmen unsere Aufmerksamkeit erregten.

Vor unsern Blicken lag ein im bessern Style erbauter Tempel, die Hauptmoschee, von dessen Wipfel im vollen Glanz der strahlenden Sonne der Halbmond auf uns niederblickte, und einen seltsamen Contrast zu den auf unseren christlichen Thürmen errichteten Kreuzen bildete. Nichts setzte mich aber mehr in Erstaunen, als daß zu ebener Erde dieser Moschee ein Stall und eine Schmiede sich befanden. Auf etwa 20 hohen Stufen kamen wir vor das Innere der Moschee; reiche Teppiche bedeckten den Boden, den wir nicht betreten durften. Der Iman erschien zur rechten Seite des Eingangs; ein Riesenbart bedeckte seine Außenseite, eine Tunika umwogte ihn, der barfuß (da es keinem Türken erlaubt ist, an den Füßen bekleidet, die Moschee zu betreten) wie eingewurzelt dastand, und nur durch den Silberklang des österreichischen Geldes, das selbst dem rohesten Türken lieblich tönt, aus seiner angenommenen Stellung gebracht werden konnte. Überraschend war das Innere der Moschee; in einer höheren Etage waren Gallerien für die verschleierten Türkinnen angebracht, wo hingegen die Männer auf den Teppichen mit gekreuzten Füßen gelagert sind. Ein breiter Polster bezeichnet den Platz, wo der Pascha zu sitzen pflegt, und befand sich links der 2 Schuh hohen Kanzel, von welcher der Koran dem versammelten Volke erklärt wird. Türkische Malereien, bunte Arabesken mit schlangenförmigen Figuren bedeckten die Wände, ohne mit Bildern behangen zu sein, die, wie bekannt, Muhamed's Religion verbietet. Nachdem wir unsern türkischen Freund um die verschiedenen Gebräuche und religiösen Gewohnheiten befragt hatten, empfahlen wir uns von dem einer Pagode ähnlichen Iman, der in stummer Dankbarkeit unsers Geschenkes wegen seinen Bückling machte.

Wir bestiegen nun die äußeren Festungswerke. Den Eingang zu selben bilden 2 große Mauerpfeiler, von welchen ein schlecht gepflasterter Weg etwas an dem Rande eines Felsens hinläuft, der von einer starken Mauer umschlossen ist. Rings herum sind schwache Wälle aufgeworfen, innerhalb deren man das alte Zeughaus und Magazin, welche Österreich nach Eroberung dieser Stadt durch Eugen von Savoyen zu seinem Gebrauche erbauen ließ, erblickt, die aber beinahe gänzlich zerstört sind. Jetzt kamen wir zu dem Hauptwall, der mit Schanzkörben besetzt ist, zwischen denen eiserne Kanonen hervorblicken, von welchem ein Graben, der sich besonders gut zur Vertheidigung eignet, weithin bis an die Gränze des zweiten Walles ausläuft. Von der obern Seite schlängelt sich ein verpalissadirter Erdaufwurf von einigen Fuß Höhe gegen die Ausgänge zu, die ringsum mit Thürmchen geschlossen sind. Gegen das Innere des Landes ist diese Festung stärker geschützt, und das Thor, welches gegen Konstantinopel führt, ist das größte und stärkste unter allen,

indem es, colossale Steinmassen verbindend, ringsherum mit Wachthürmen versehen, die Gestalt einer undurchdringlichen Mauer bildet. — Verrostete Kanonen liegen auf den Wällen in einem Zustande, der es unmöglich macht, sie bei schneller Gefahr zu gebrauchen, weil die Räder, die nicht wie bei uns aus Speichen, sondern aus ganzen Holzscheiben mit der in der Mitte befindlichen Axe bestehen, so daß sie in dieser sandigen Gegend nur mit größtem Kraftaufwande weiter geschafft werden können, halb verfault sind.

Noch einmal warf ich einen Blick auf diese Ruinen, die so herrlich benützt werden könnten, sah diese alten Mauern, die auf die Vergangenheit mit eisernem Finger weisen, und nun als Denkmähler vergangener Zeiten so heftig an die Gegenwart erinnern. Meine Vergleichung dieser Festung mit der zu Peterwardein bestätigt die Wahrheit des Satzes, daß, je höher die Cultur in einem Staate steigt, desto stärker auch die Macht desselben wächst. — Unser türkischer Begleiter verließ uns auf der letzten Stufe der Festung.

(Den Schluß im nächsten Blatte.)

Notizenblatt.

Das Interessanteste der deutschen Zeitschriften = Literatur.

— Das „polytechnische Journal" enthält über den Reichthum der Goldminen in verschiedenen Staaten folgende Daten:

„Im Jahre 1824 wurde in den vereinigten Staaten Nordamerikas nur für 5000 Dollars zur Münze gebracht; im Jahre 1833 betrug die Summe des vermünzten Goldes bereits 868 000 Dollars, und ist jetzt auf 900,000 Dollars gestiegen. — Vorzüglich sind es Süd-Carolina, Georgien, Alabama und Tenessee, wo auf Gold gebaut wird. Der Ertrag der Goldgruben wird auf das Doppelte der oben angegebenen Summe angeschlagen, da bei Weitem nicht alles Gold zur Münze gebracht wird. Die russischen Goldbergwerke tragen 2½ Mal so viel, als jene der vereinigten Staaten, und ⅔ des gesammten, in Europa gewonnenen Goldes. — Die Küsten von Afrika liefern doppelt so viel Gold, als Rußlands, Ungarns und Siebenbürgens Bergwerke zusammen, der ostindische Archipel jedoch, im Vergleiche mit diesen, nur ein Drittel."

— Kann man die Kürze einer Recension noch weiter treiben, als W. Menzel, welcher im Stuttgarter „Morgenblatte" Straube's Novelle: „Gutenstein," also bespricht: „Mord des Nebenbuhlers aus Eifersucht, vergebliches Bemühen um die Geliebte, Tod in Verzweiflung. Ziemlich widerlich und unwahrscheinlich." — Die Recension im Wiener „Morgenblatte" von Hrn. Rudolf Hirsch, welcher in dieser Novelle eines der größten Meisterstücke sieht, war entgegen viel länger.

— Unter der Rubrik: „Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte," enthält dasselbe Blatt eine Reihe physikalischer Abhandlungen, welche selbst für den Laien in dieser Wissenschaft nicht uninteressant sind. So enthält dieses Blatt in einer seiner letzten Lieferungen einige Beobachtungen über den Einfluß der Luft-Electricität auf das Wachsthum der Pflanzen, welche hier ein Plätzchen finden mögen:

„In den Weinländern, namentlich in Frankreich, herrscht die Meinung, daß die Trauben, wenn es selten donnert, nicht gut reifen, und der zauberähnliche Einfluß eines Gewitterregens auf die Vegetation, vorzugsweise vor jeder andern Befeuchtungsart, ist allen Beobachtern hinreichend bekannt. Der italienische Naturforscher Gardini hat ein eigenes Werk über den Wachsthum befördernden Einfluß der Electricität auf die Pflanzen geschrieben (De influentia electricitatis atmosphaerae in vegetantia. Bologna, 1784. 8.), und die gegen seine Behauptungen gemachten Einwürfe treffen nicht sowohl die Sache selbst, als die directen Versuche, womit er dieselben zu bestätigen dachte. Jetzt aber ist der Umstand durch die oben angedeutete Erfahrung über allen Zweifel erhoben worden. In der Sitzung der Pariser Akademie der Wissenschaften vom 27. April d. J. wurde der Bericht eines Hrn. Baril de la Hayn (wohnhaft im Departement des Indre und der Loire) über die außerordentlichen Wirkungen des Blitzes auf einen Pappelbaum vorgelegt, welche in der That Erstaunen erregen. Diese Pappel, die in einer Allee solcher Bäume steht und sich von den letztern bis dahin durch Größe und Wachsthum durchaus nicht unterschieden hatte, wurde im Juli vorigen Jahres von einem Blitzstrahl getroffen, welcher einige Zweige am Gipfel zerschmetterte, dann, ohne die Rinde zu beschädigen, am Stamme herabfuhr, und die Erde ringsumher aufwühlte. Seit dieser Zeit wächst derselbe Baum so schnell und kräftig, daß er seinen Umfang gegen die übrigen verdoppelt hat, wobei sich gleichwohl noch eine so überflüssige Menge Saft zeigt, daß derselbe fortwährend aus einer Spalte abläuft. Wie überraschend dieser Erfolg auf den ersten Wink erscheint, so ließ er sich doch voraussehen, da an der belebenden Kraft der Electricität bei rechter Anwendung weder für das Thier- noch Pflanzenreich auch nur gezweifelt werden kann. Denn, daß das geheimnißvolle electrische Naturagens im Sinne der Wärme ein Lebenselement sei, scheint schon aus den Ähnlichkeiten beider Potenzen zu folgen, rücksichtlich welcher wir nur im Allgemeinen bemerken, daß alles Reiben sowohl Electricität als Wärme erregt, daß Electricität sowohl als Wärme die Körper ausdehnt, Vegetation und Ausdünstung befördert, und den Blutumlauf beschleunigt, daß beide das Ausbrüten der Eier bewirken, Metalle schmelzen, und sich gleichförmig durch die Körper zu verbreiten streben, und daß endlich eben die Körper, welche die Wärme am schnellsten annehmen und verlieren, die Metalle, auch die Electricität am schnellsten annehmen und leiten. Diese Ähnlichkeiten zwischen Electricität und Wärme sind so auffallend, daß sie schon lange die Aufmerksamkeit der Naturforscher erregt haben, und wir finden bereits in den frühern Schriften des preußischen Naturforschers und Chemikers Achard, des bekannten Anregers der Runkelruben-Zuckerfabrikation, Andeutungen darüber. Seitdem nun aber die neueste Physik dieselbe Analogie auch auf Licht und Magnetismus ausgedehnt hat, so wird man ferner keinen Anstand nehmen, die vier Arten von Phänomenen, welche wir unter den Ausdrucken von Wärme und Licht, Electricität und Magnetismus begreifen, bloß als verschiedenartig modificirte Äußerungen einer und derselben großen Naturkraft zu betrachten. — Man fühlt wohl, daß hierdurch für die Erklärung der Natur dieser wunderbaren Processe wenig gewonnen wird; aber auf diesem geheimnißvollen Gebiete ist schon die Vereinfachung des Begriffes etwas Dankenswerthes." T.

Miscelle.

(Die Erfindung eines biegsamen Glases.) Man erzählt, daß um die Zeit vor Christi Tod ein Künstler zu Rom eine Art Glas erfunden habe, das

sich biegen und hämmern ließ, wie Metall. Dieser Künstler hatte einen Bau geschickt vollendet, und wurde dafür vom Kaiser Tiberius reichlich beschenkt, aber aus Eifersucht zugleich verbannt. In seinem Exile erfand er eine Mischung, wodurch er ein Glas von solcher Festigkeit erhielt, daß es eben so wenig als Gold und Silber zerbrach, aber doch dehnbar und biegsam war, so daß es sich wie Metall hämmern und schmiden ließ. Er machte daher von dem reinsten Glase dieser Art einen Becher, den er dem Tiberius schenken wollte, in der Hoffnung, daß ihn dieser wegen der gemachten Erfindung wieder begnadigen werde. Nach Vollendung seines Werkes reisete er nach Rom und überreichte das Geschenk dem Tiberius, der es bewunderte und annahm. Doch um die Anwesenden ganz in Erstaunen zu setzen und sich die Gnade des Kaisers um so sicherer zu erwerben, nahm der Künstler den gläsernen Becher, und warf ihn mit aller Gewalt zu Boden. Der Becher zerbrach nicht, sondern wurde nur gebogen, und der Künstler gab ihm durch öftere Schläge mit dem Hammer seine Gestalt wieder. Tiberius erstaunte und fragte, ob die Kunst schon weiter bekannt sei? „Nein!" erwiderte der Künstler. Hierauf ließ ihm der Tyrann augenblicklich den Kopf abschlagen und seine Werkstätte zerstören, damit die Kunst nicht bekannt würde, und den edlen Metallen ihren Werth nähme. Ph. C. Holm.

Geschichtliche Momente und Begebenheiten aus der Gegenwart.

1836. Nov. 12. Der französische Minister des Innern bedeutet dem Präfecten des Nieder-Rheins, daß der Wiederaufnahme des mit der Schweiz suspendirt gewesenen Handelsverkehres, wie dem freien Durchpaß der Reisenden, nichts mehr entgegenstehe, da die von Frankreich gewünschte Genugthuung in einer von der Schweizer'schen Eidgenossenschaft übersandten Note geleistet sei.

— — 13. Der Adjutant des Königs Otto von Griechenland, Marine-Capitän Miaulis, stirbt in Uffenheim (auf der Reise von München nach Oldenburg) in wenigen Stunden an der Cholera. König Otto verliert an ihm den zweiten Adjutanten als Opfer der Brechruhr.

Rückblick in die Vergangenheit.

Am 6. December 1731 wird Anquetil du Perron, einer der ausgezeichnetsten Orientalisten des 18. Jahrhunderts, zu Paris geboren. Er fühlte sich bei seinen theologischen Studien besonders zu der hebräischen, arabischen und persischen Sprache hingezogen. Zufällig fielen ihm einige, nach einem Zend-Manuscript copirte Blätter in die Hände. Jetzt fand er keine Ruhe mehr. Indien ward das Ziel seines Lebens, und seine Ausdauer, mit welcher er alle Hindernisse besiegte, kann jungen Leuten nicht genug als Vorbild empfohlen werden. In dem Hafen von l'Orient ward eine Expedition nach Ostindien ausgerüstet, aber die Bemühungen seiner Beschützer, ihm die Mitreise auszuwirken, schlugen fehl. Anquetil geht zu dem Werbecapitän, nimmt Dienste, und reiset als gemeiner Soldat, den Mantelsack auf dem Rücken, 1754 von Paris ab. Sobald seine Beschützer davon hören, eilen sie zu dem Minister, welcher, in gerechter Bewunderung eines so seltenen Eifers für die Wissenschaften, ihm die freie Reise und einen Gehalt bewilligt. Nichts von den Beschwerlichkeiten und Hindernissen, bis er es nach einer langen mühseligen und gefahrvollen Reise zu Surate durch Beharrlichkeit und Unterwürfigkeit dahin gebracht, die Bedenklichkeiten einiger persischen Priester zu besiegen. Sie unterrichteten ihn im Zend und Pehlwi so weit, daß er einige Werke aus dieser Sprache zu übersetzen vermochte. Im Jahre 1762 kam er erst mit einem Schatz von 180 Manuscripten und anderen Seltenheiten nach Paris zurück. 1763 ward er Mitglied der Akademie der schönen Wissenschaften. Es erschienen nun nach und nach der Zend-Avesta, die morgenländische Gesetzgebung, seine historischen und geographischen Untersuchungen über Indien und sein Werk über den Handel. Durch anhaltende Arbeiten und eine höchst karge Diät erschöpft, starb er 1805 zu Paris. Umfassende Gelehrsamkeit, die Kenntniß fast aller europäischen Sprachen und eine rastlose Thätigkeit waren bei Anquetil mit der lautersten Wahrheitsliebe, einer gesunden Philosophie, einer seltenen Uneigennützigkeit und dem trefflichsten Herzen verbunden.

Hierzu die Beilage Nr. 49.

№ 49. Beilage zu №. 146.

Blätter

für geistige Thätigkeit, wissenschaftliche Erörterungen und nützliche Studien.

Wien, den 5. December 1836.

Probleme, zur Lösung vorgelegt.

I.

Mathematisches Problem.

Robert stand vor einer Aushängtafel und las die Worte: „Schon künftigen — ist die große Ziehung der Realitäten X, wobei über eine halbe Million gewonnen wird.“ — „„Das Glück will gesucht werden, es kommt nicht von selbst,““ dachte er bei sich, griff nach seiner Börse und kaufte ein Los. Wiewohl wir dieser Methode, das Glück herauszufordern, nicht das Wort reden — machte doch die launische Göttin von Hunderttausenden mit Ihm eine Ausnahme, denn er gewann den Haupttreffer. Nun war er zwar Herr einer bedeutenden Summe Geldes, aber auch zugleich besorgt, wie er es am besten verwenden könne. Er entschloß sich, das schnell und leicht gewonnene Vermögen in theilweisen Beträgen auf verschiedene Geschäftszweige zu verwenden. Hierauf betrieb er mit dem achten Theile seines Gesammtvermögens, nebst 650 fl. Handel mit Körnern, und gewann dabei 5 %; mit dem sechsten Theil des Übeerrestes und 1750 fl. kaufte er ein Landhaus in einer besuchten und beliebten Gegend, vermiethete es über Sommer, und das Zinserträgniß, nach Abschlag aller bestrittenen Auslagen, betrug 4 %; mit dem neunten Theile des nunmehrigen Restes und 4000 fl. machte er auf der Börse Geschäfte, und, hierbei weniger glücklich, verlor er $1^3/_4$ %. Mit zwei Fünftheilen des abermaligen Restes und 3600 fl. kaufte er ein Stadthaus, welches ihm über Abzug der bezahlten Steuern und vorgekommenen Reperaturen 3 % abwarf; fünf Zwölftheile des übrigbleibenden Vermögens hinterlegte er in eine Großhandlung, und erhielt als Gewinnstantheil $2^1/_4$ %. Von dem ferneren Überreste nahm er drei Siebentheile und speculirte mit Wein. Da er aber den Wein nicht zu behandeln verstand, büßte er von seinem Capitale 2 % ein. Mit zwei Dritttheilen von dem letzt verbliebenen Vermögensreste trat er mit einer Tuchhandlung in Compagnie, und verlor bei einer plötzlichen Stockung des Absatzes 15 vom Tausend. Für unvorhergesehene Fälle behielt er sich 6000 fl. und den nun sich zeigenden letzten Überrest bestimmte er für acht im Orte befindliche, arme, jedoch fleißige und sittsame Knaben, welche damals 11 Jahre alt waren, so zwar, daß bis zum erreichten 24. Lebensjahre, die 4 % Interessen jährlich zum Capital geschlagen, und dann die ganze Summe unter sie zu gleichen Theilen vertheilt werden sollte. Als er am Schlusse des Jahres Gewinn und Verlust bilanzirte, so blieben ihm 4772 fl. 45 kr. als Ertrag übrig. Es entstehen demnach folgende Fragen:

1.) Wie hoch belief sich sein Gewinn durch die große Lotterie?

2.) Wie viel verwendete er zu jedem einzelnen Zweig, und wie viel hat jeder derselben getragen?

3.) Wie viel wird jeder Knabe nach erreichtem 24. Lebensjahre erhalten?

A. Frasl.

II.

Gnomegriph.

(Drei Wörter, vier Sylben.)

Nimmer füllt die Atmosphäre donnernder Geschütze Dampf,
Friedlich ziehen heim die Heere, ausgerungen ist der Kampf;
Laut erschallten Jubellieder, und mit Lorbern angethan
Siehst Du dort die Waffenbrüder — zeigt dieß nicht die Erste an?
Staunend rufst Du aus die Zweite, und die Dritte ist ein Mann;
Und verbunden in der Weite deuten einen Fluß sie an.
Heute strotzet Lebensfülle, die der Letzten morgen weicht:
Regungslos die morsche Hülle starret, wenn der Geist entfleucht.

Das Ganze. (Schlachtgesang.)

Auf, Brüder, auf! Die Trommel ruft
Im Wirbelton zur Schlacht.
Schwingt hoch das Eisen in der Luft,
Bis unser Werk vollbracht!
Hört Ihr der Kriegsposaune Schall!
Der schmetternd rings ertönt,
Und hin bis zu der Feinde Wall
Mord und Verderben stöhnt?
Auf, Brüder, auf, in's Schlachtgewühl!
Trotzt muthig der Gefahr!
— — — — sei unser Ziel
In wilder Feinde Schaar!
Für Haus und Hof und Vaterland,
Für Freiheit und für Recht,
Für Weib und Kinder führ' die Hand
Den Degen im Gefecht!

Anton Leopold Greipl.

III.

Räthsel für Sprachfreunde.

Weil ich englisch, deutsch, französisch
Einfach nur zu pflücken bin,
Nimm mich, daß ich Wahl Dir biete,
Italienisch vielfach hin.

A. Giftschütz.

IV.

Fragen vermischten Inhalts.

Wißbegierigen Freunden vorgelegt von Phil. E. Holm.

1.) Auf welche Art wurden die Erz-Minen entdeckt?

2.) Woher leitet man das Wort: „Buchstabe.“

3.) Welches Volk erfand die Kunst, den Inhalt eines Feldes auszumessen, und was gab die Veranlassung dazu?

4.) In welche Zeit dürfte die folgende altdeutsche Poesie gehören, und wie würde sich selbe in der gegenwärtigen deutschen Sprache gestalten:

Ewiges leothes sceffento,
Leoht er selbo aller inti tak,
Naht noc einiga intfindanter,
Kapurt leohter emazziges;
Gin intlazit pleichenti nahemu
Tage naht chumfti.

5.) Woher schreibt sich die Benennung: „Schiff."

Lösungen

der Probleme in Nr. 47 der Beilage des Zuschauers (S. 1413).

I. Charade: Uneins.
II. Charade: Delinquent.
III. Antwort: Brindisi.

Richtige Lösungen dieser Probleme, meist durch poetische Einkleidung im Werth erhöht, sandten ein, die Herren: Huszar Balint *, J. B. Schramm, k. k. Oberlieutenant in der Armee; Carl Zimmer *, Friedrich Freiherr v. Schütz zu Holdhausen, Eduard Wiedenfeld *, Adalbert Rittel, Moriz Richard, J. B. Kauppel, Carl Reich, G. A. Ritter, G. Uffenheimer, E. Fleckles, Sigm. Mauthner, J. M. Walz, Ernst Sternegg, Joh. Rattich, und J. N. Heggelin, von Wien; Conrad Hofmann, von Schönbrunn; Vincenz Stasner, und Joseph Renadal, von Znaim; Vincenz Eberle, von Holleschau; F. M. Seeböck, von Loosdorf; J. Raske, von Wischenau; Friedrich Scanzoni, Hörer der Philosophie, von Budweis; Ant. Riehl, von Krems.

Buntes aus der Vergangenheit und Gegenwart.

— Eines sonderbaren Gebrauchs der Basler Landschaft in den Jahren 1682 und 1684, den auch Zschokke in seinen classischen Stellen der Schweiz erzählt, erwähnt der „Berliner-Gesellschafter:" „Man durfte nämlich unter 5 Procent, welches ein christlicher Zins hieß, kein Geld verleihen. Diejenigen, welche ihr Geld zu 4 oder gar zu $3\frac{1}{2}$ Procent bei Landleuten anlegten, wurden „eigennützige, vortheilsüchtige, schädliche Leute genannt;" ja, die zu minderen Zins angelegten Capitalien confiscirt. Dieses Alles aus dem Grunde, „weil diese Leute durch ihren unersättlichen Geiz Nachtheil der Gotteshäuser, Spitäler, Kirchengüter und unausbleiblichen Schaden vieler armen Witwen und Waisen beförderu!"

(Ofen in den Wägen.) Der Erfindungsgeist schreitet immer weiter. So hat ein Amerikaner einen Ofen erfunden, der an Kutschen und Eisenbahnwagen angebracht werden kann, und dessen Heitzung trotz dem, daß noch ein Theil der Wärme dem Kutschersitze zugeleitet werden kann, auf eine Fahrt von hundert engl. Meilen nicht viel über Einen Groschen kostet. — Auch ein wasserdichter Dampfschlitten mit Fenstern und Ofen soll von zwei Amerikanern erfunden worden sein.

(Genugthuende Erklärung.) Das Mailänder Echo erzählt: „In einem benachbarten Lande hatte sich beim Ausbruch der Cholera das Gerücht verbreitet, daß die Ärzte, aus Furcht vor Ansteckung, der Behandlung der Kranken sich ent-

zogen hätten. Um diese Besorgnisse zu heben, erklärte das Ortsblatt: Das Gerücht sei eine Verleumdung, und bisher Jeder von der Cholera Ergriffene mit ärztlicher Hilfe gestorben." —r.

Telegraph.

M. R: Den Anekdoten fehlt das Leben; die eine ist aus der nebelvollen Zone der Britten, die andere von dem Ufer der gelben Tiberfluten zu uns gekommen: eine weite Reise für beide, und das hohe Alter hinzugerechnet — wer möchte da Frische finden! — G. U—r: Wozu den Titel: „Galdeyblätter" auf einfache Lebenssätze? Dieß Gesperrte und Gesuchte in Aufschriften, die doch nichts sagen, widert den Leser an, ohne schwache Versuche um ein Atomchen nur stärker zu machen.

A. P: In Ihrer Schrift: „Etwas über die Gegenwart," entwickeln Sie gute Ideen, aber dem Ganzen fehlt ein festes Band, jene zum harmonischen Strauße zu binden; öfter verletzen Sie auch die Zartheit. Die zwei besten Stellen mögen hier Platz finden. Sie sagen nicht mit Unrecht:

„In unsrer Zeit will Alles humoristisch sein; Wortverdrehungen und bei den Haaren herbeigezogene Witzeleien nennt man Humor; Zeitschriften strotzen von „humoristischen Erzählungen" und „Fresko-Gemälden aus dem Leben," während Jene meist bloß fantastischen Inhaltes — diese aber farblose Contrefaits einer viel schöneren Wirklichkeit sind. So wird das Leben zerarbeitet; die Welt mit ihrem weiten, unermeßlichen Sinnen und Treiben nur eine bedauernswerthe Zielscheibe, auf welche mühsam zusammengetragene Witzfunken und Humor-Raketen losknallen, von denen nichts als blauer Dunst, und selbst der nur auf wenige Sekunden übrig bleibt. Das denk' ich, deutet auf das letzte Aufblitzen hinfälliger Geister, welchen die Kraft zum Bessern bereits erloschen; gramvoll sitzen sie auf den Leichensteinen des Einstigen, aber fruchtlos bleibt ihr Katzen-Jammer und fruchtlos ihr Salbaders-Elend. Sie haben nichts als verdrehten Wörterkram, welchen sie aus Ärger — vielleicht auch um Erbarmung zu finden — geplagten Lesern an den Kopf werfen."

„Doch die Erfahrung hat es bewiesen, daß auf dem Wege der Humoristik, der gewiß jedem Verständigen ungemein schwierig erscheint, da der Schriftsteller eben hier zumeist mit den Sitten und Gewohnheiten, mit Meinungen und Leidenschaften des Jahrhundertes, ja der Menschheit im Ganzen zu ringen hat — das wahre Genie Herrliches zu leisten vermag. Aber auch nur das Genie wird mit dem Reichthume, der mächtigen Fülle gediegener Ansichten, mit dem Schatze der Weisheit und vollendeter äußerer Darstellung, die Seele des Lesers durchdringen und ergreifen, denn sein Ziel ist nicht mühsame Erregung der Lachmuskeln, sondern Veredlung und Vervollkommnung seiner Mitwelt."

N—g. 182: Sie theilen mir ein uraltes Gedichtchen als Ihre neue Arbeit mit. Und doch wäre in der Form dieser kleinen Dichtung manches zu bessern gewesen. Sie lautet:

> Der, der mir die Fehler zeiget,
> Alles rügt und nichts verschweiget —
> Der ist mein Freund,
> So wenig er es scheint.
>
> Doch der, der Alles lobt und Alles preiset
> Und mir nichts verweiset —
> Der ist mein Feind,
> So wenig er es scheint."

Die Wiederholung des „der, der" in beiden Strophen erinnert an die Lobhudeldichter mit ihrem komischen Eingang: „O du, der du —!" Der kühne Reim des „scheint" auf „Freund und Feind," wie die kraftlose Wortfügung: „Und mir nichts verweiset," dürfen in alten und neuen Gedichten getadelt werden. — Übrigens ist es kein Verbrechen, schlechte Verse zu machen; aber kein schöner Charakterzug ist es, einen aufrichtigen Mann mit fremden Federn täuschen zu wollen.

A. G. R: Viel zu früh, junger Freund! Die Presse ist Gift für das noch in der Entwicklung begriffene Talent. — Das Obige auch für den Einsender unter „Nr. 4." — Bochnia v. K: d. d. Post beantwortet. — Woynicz an M: d. d. Post. — Klagenfurt 333: Wird seiner Zeit mitgetheilt werden. Der Red.

Redacteur und Herausgeber: J. S. Ebersberg (wohnt in Wien; Stadt, Tiefengraben Nr. 166).

№ 147.

Der Oesterreichische

ZUSCHAUER.

Für Kunst, Wissenschaft, geistiges Leben.

Mittwoch, den 7. December 1836.

Ihr Zeisige, reiset nur fort mit hämischem Scherze und Glossen!
Es treibt Euch der friedlose Geist in ferne Marken hinaus;
Doch fremde Sitte und Land, in der Nähe geseh'n und genossen,
Bringt so, wie die Raben der Schnee, Euch Zugvögel alle nach Hauf'!

Der liederliche Ehemann.

(Mit Beziehung auf die besondere Beilage zu Nr. 139.)

Er kommt nicht! — Schon hab' ich den Mond hinabgewacht —
Und dennoch kommt er nicht! — Ach! es war anders einst —
Ihn kümmern nicht die bittern Thränen, die Du weinst,
Dieweil in wüstem Graus er schwelget durch die Nacht.
Und kommt er endlich — wird er meine Thränen wecken
Durch Rohheit, meinen Säugling aus dem Schlafe schrecken,
Der dann sein wimmernd Leid mit meinen Thränen mengt.
Du armes Würmchen, mit des Vaters Zügen bess'rer Tage!
Dein harmlos Lächeln mildert meines Schmerzes Klage
Und träufelt Balsam in die Brust, so tief bedrängt.
Einst hatt' ich einen Gatten, der mich liebte — aber jetzt
Mich immer mit des Unmuths finstrer Stirn verletzt;
Und doch kann ich nicht hassen — denn, da waren Stunden,
Wo ich mit Seligkeit an seinen Blicken hing,
Und mir der Tage immer froh erneuter Ring
Zum Blumenkranze ward, aus Freuden nur gewunden.
Wie wir uns liebten! Ach! die alten, schönen Triebe
Erwecket immer noch ein Lächeln seiner Liebe;
Denn unerlöschlich strahlt mir der Erinn'rung Licht,
Wenn er mich täglich gleich mit Schmerzes Pfeil durchsticht,
Ob er mich auch verstößt, so will ich ruhig tragen
Den Wahnsinn — und wenn in den finstern Tagen
Ihn Krankheit, lähmend, mit der kalten Hand berührt —
Dann will ich meine Leiden ihm mit Liebe zahlen,
In Liebesdiensten meine Treue glühend malen,
Und machen ihm, vor Reue weinend, endlich klar:
Wie tief gekränkt und immer treu ich war.

Dr. H. Fick,
Lehrer der englischen Sprache.

Eines Wieners Besuch in Belgrad im Jahre 1836.

(Schluß.)

Jetzt durchstreiften wir die Raizenstadt, deren Einwohner bloß Raizen sind, die uns durch ihre eigene Tracht, ihre geschorenen Häupter, und durch ihre nach Art einer Toga zugeschnittenen Röcke einen eigenen Anblick gewährten. Wir traten auf ein freies Feld, das eine herrliche Aussicht auf die fernen, serbischen Berge bot; fremde Pflanzen grünten am fetten Boden, von der so lauen Luft gewiegt und weite Weizenfelder mit den großen türkischen Ähren bedeckten den Boden. Zwei türkische Offiziere von der Leibwache des Pascha ritten im herrlichsten Costüm an uns vorüber. Ein prächtiger Turban mit einem glänzenden Reiherbusch schmückte ihr Haupt, die rabenschwarzen Haare schlichen sich unter ihrer leichten Bedeckung über das braune, Stolz verrathende Antlitz herab; ein blendender Shawl umfing ihren Leib, und in einem rothen Gürtel hatten sie zwei Pistolen mit einem krummen Säbel stecken. Ein röthliches Leibchen mit Gold verbrämt vermehrte ihre schöne Gestalt, und gelbe Pantoffel vollendeten den kostbaren Anzug. So saßen sie in den türkischen Sätteln, golddurchwickelte Zügel flatterten in den Lüften, und breite hölzerne Steigbügel gewährten ihnen mächtige Festigkeit, wenn sich unter ihrer raschen Lenkung die edlen arabischen Hengste bäumten. Schon oft hatte ich ähnliche Gestalten mit matten Farben der Malerkunst dargestellt gesehen, und immer gewährte mir dieß einen angenehmen Eindruck, um wie viel mehr war dieß jetzt der Fall, da ich die abgebildeten Gestalten in ihrer Wirklichkeit, in ihrer ganzen Pracht vor den Augen hatte. Bald ritten sie langsam, gleichsam um sich uns zu zeigen, bald flogen sie wieder im schnellsten Galope, bis diese kühnen und festen Reiter unserem Auge entschwanden.

Nach diesem Theile der Stadt, der Palanka heißt, sahen wir etwas regelmäßiger gebaute Häuser mit mehren Moscheen untermischt, und nachdem wir uns durch verschiedene Gassen gewunden, waren wir vor dem Hause des schon früher erwähnten serbischen Kaufmanns, der uns gastfreundlich in seinen schönen Garten lud, wo wir alle Anstalt zu unserer Bewirthung trafen, angelangt. Ein länglicher Tisch stand unter den grünen Blättern der türkischen Reben, die, um ein nettes Lusthäuschen gepflanzt, einen herrlichen Schatten gegen die sengenden Sonnenstrahlen bildend, angenehme Kühle über uns Müde ergossen. Große Gläser prangten am bunten Getäfel; die mitgenommenen, so wie die von unserm Wirthe auf türkische Weise bereiteten Gerichte ergetzten unsern Gaumen, während der edelste Champagner, so wie der köstliche Semendriawein, der unweit von Belgrad gepflanzt wird, unser fröhliches Mahl würzten, das, unter einem fremden Himmel,

auf fremdem Boden, bei fremden Menschen eingenommen, doch von jener wahren Gastfreundschaft zeigte, die, sei es wo immer, dem Fremdling, der müde das unbekannte Land durchirrt, für die Gaben unbekannter Menschen so gern empfänglich macht und ihm Worte des Dankes entlockt. Unser gefällige Wirth war Serbe, und machte durch sein Benehmen dem Volke, von dem er abstammte, Ehre, das edel, gastfreundlich und muthig, auch würdig ist, von dem Fürsten Milosch regiert zu werden. Milosch regiert mit Milde sein Volk, das unter ihm den Culminationspunct seiner Wohlfahrt erreichen wird. Er selbst führt die einfachste Lebensweise, welche auch seine Gemahlin theilen soll, die in allen häuslichen Geschäften selbst Hand anlegt, und deren älteste Tochter in Semlin an einen Kaufmann verheirathet ist.

Bald kamen wir vor die Wohnung eines Engländers, der sich in die Mauern Belgrads vergrub; eine schönverzierte Altane, von welcher uns der freundliche Besitzer mit seiner beliebten Frau und spleenbehaftetem Söhnchen entgegenkam, umfing seine Wohnung. Er bot uns unter dem herzlichen Wunsche, bei ihm zu bleiben, in großen Gläsern den brausenden Sillery, den wir von weitem schlürfend auf das Wohl unserer zweiten originellen Bekanntschaft tranken.

Eine schmutzige, enge Gasse, die zu einem Platze führte, an dem sich die Bäder befinden, durch deren kleine vergitterte Fenster wir die nackten Muselmänner in dem schmutzigen Wasser baden, und gleich darauf sich am staubigen Boden herumwälzen sahen, bot uns die Aussicht auf den Marktplatz. Zwei Maschinen erregten durch ihre sonderbare Construction unsere Aufmerksamkeit. Die eine, bestimmt zur Züchtigung der männlichen Individuen, bestand aus einem gewöhnlichen kleinen Wagen, worauf ein dickes Bret mit eisernen Ringen versehen festgemacht ist, in deren Raum Hände und Füße mittelst eiserner Schließen festgehalten werden; die andere für die Weiber war mit drei hölzernen Stufen versehen, worauf die Sünderinnen kniend an ein ebenfalls mit Löchern versehenes, vertikales Bret befestigt, Kopf und Hände in benannte Öffnungen stecken müssen.

Wir verließen diesen Ort, und hatten einen überraschenden Anblick. Die Straßen bilden eine Reihe hölzerner Boutiquen, ähnlich jenen unserer Jahrmarktbuden; arbeitende Handwerker kauerten in den verfallenen Verkaufsläden, friedlich ihre Pfeife durch das Wasser rauchend; welche Art in der ganzen Türkei üblich ist, und darin besteht, daß der Raucher ein halb mit Wasser gefülltes gläsernes Behältniß vor sich stehen hat, an dessen beiden äußersten Puncten durch zwei festgemachte Röhren, der durch das Passiren im Wasser abgekühlte Rauch in den Mund des Rauchers kömmt, und eben so wieder aus der, an der entgegengesetzten Seite sich befindlichen Tabaks-

pfeife strömt. Fremde Gesichter begegnen dem Wanderer bei jedem Schritte; hier zieht der Grieche langsam durch die Straßen, ausgezeichnet durch seine grelle Kopfbedeckung, und ruft auf Türkisch seine Waaren aus; dort, im abgesonderten Kaufmannslager, bietet der Serbe seine Erzeugnisse an, die er in müssigen Stunden im Kreise seiner Familie selbst producirte. Überall herrscht ein buntes Gewühl dieser regen Menschenmasse, welches seltsam zu dem ruhigen Benehmen der türkischen Verkäufer absticht, die mit ihrem bunten Mousselinturban und gelben, finstern Gesichtszügen eine originelle Ansicht gewähren.

Alle Bewohner Belgrads, 20,000 an der Zahl, schienen hier versammelt zu sein, und selbst die weiblichen Individuen, worunter die serbischen der niedern Classe mit ihren glattgescheitelten Haaren, die in Flechten endend über ihre weißen Nacken fielen, keinen geringen Platz einnehmen, drängten sich in dieser gemischten Versammlung.

Endlich verließen wir eine Stadt, die so viel Merkwürdiges und Unheimliches enthielt. Gestillt war meine Sehnsucht, diese merkwürdige Festung in der Nähe zu sehen. Schon glänzten die Wellen, vom schnellen Ruderschlag bewegt, in der Abendsonne goldnen letzten Strahlen, die, vom purpurumsäumten Horizonte der serbischen Berge zurückgeworfen, auf uns niederfielen. Ein sanfter Wind spielte mit den schleichenden Wogen, die schneller unsere leichte Barke dem österreichischen Ufer zutrieben. Im Gespräche über das Gesehene mit meinem Freunde vertieft, langten wir am österreichischen Gebiete an, und freudig betrat ich wieder die heimatliche Erde — mein schönes, unvergleichliches Vaterland!

Franz Koch.

Sinngedichte.

Die Zeit spricht:

„Das Leichte schwimmt, das Schwere nur sinkt unter."
Nicht so auf meines Stromes Flut!
Schnell sinket unter leichtes Gut;
Das schwere schwimmt Jahrtausende hinunter.

Die alternde Kokette.

Sie flattert', unter Amors Fahne,
Durch dreißig Jahr: jetzt bleibt sie steh'n.
Gleicht Polla nicht dem Wetterhahne,
Den Rost zuletzt nur hindert, sich zu dreh'n?

Unsterblichkeit.

Unsterblichkeit Dir zu erwerben,
Des Nachruhms ganz gewiß zu sein,
Baust Du ein Grabmahl Dir aus Stein.
Thor! Seh'n wir nicht auch Gräber sterben?

A. St.

Notizenblatt.

Zur Naturgeschichte.

(Fruchtbarkeit der Insekten.) Die Insekteneier scheinen, was die Größe anbelangt, durchaus in keinem regelmäßigen Verhältniß zu ihren Ältern zu stehen; denn einige große Motten legen sehr kleine Eier, während andere von geringerer Größe beträchtlich größere Eier legen. Kirby und Spence halten es für wahrscheinlich, daß Eier, woraus Weibchen hervorgehen, gewöhnlich größer seien, als männliche Eier; mit Ausnahme der Honigbiene, bei welcher sich die Sache umgekehrt verhält. Huber fand die Ameiseneier von verschiedener Größe, was ihn zu der Entdeckung führte, daß dieselben, nachdem sie gelegt worden, an Größe zunehmen.

Man hat die Bemerkung gemacht, daß Raubthiere weniger fruchtbar sind, als solche, die sich von Vegetabilien nähren; ein ähnliches Princip scheint die Natur bis zu einem gewissen Grade hinsichtlich der Insekten zu beobachten, indem die fruchtbarsten Familien, mit wenigen Ausnahmen, solche sind, welche Pflanzen oder in Fäulniß übergehende animalische Substanzen fressen.

Auf diese Weise legt der Adler bloß zwei Eier, während der Zaunkönig acht, und der Fasan vierundzwanzig legt; und eben so legen die Wasserjungfern nicht über zwei Dutzend Eier, die Florfliegen noch weniger, und die Mittagsfliege legt gar nur zwei Eier; während eine einzige Blattlaus oft die lebende Mutter von 5,904,900,000 Nachkömmlingen sein kann, und die Königin der kriegerischen Ameisen (Termes bellicosus) in einem Jahre 31,536 000 Eier legt. — Wir erlauben uns, diesen Gegenstand durch einen Auszug, der als Beispiel für die verhältnißmäßige Fruchtbarkeit des Thierreiches im Allgemeinen dienen mag, zu erläutern.

„Im Vergleich mit den übrigen Thieren," sagt Dalvell, „sind die Infusionsthierchen sicherlich die zahlreichsten; dann folgen die Würmer, die Insekten, oder Fische; Amphibien und Schlangen; Vögel und vierfüßige Thiere, und zuletzt der Mensch. Das Weib des Menschen gebiert bloß ein einziges Kind auf einmal, und zwar nach einer beträchtlichen Zwischenzeit von der Empfängniß an gerechnet, und wie wenige während ihres ganzen Lebens. Manche Quadrupeden sind ähnlichen Gesetzen unterworfen; einige sind fruchtbarer, und ihre Fruchtbarkeit steht jener gewisser Vögel wenig oder gar nicht nach, indem sie zehn oder zwanzig Junge auf einmal gebären. Verschiedene Vögel brüten in einem Jahre einige Mal und haben mehr als ein Ei zu gleicher Zeit. Wie ungeheuer groß ist der Unterschied, wenn man zu den Fischen, Amphibien, Reptilien, Insekten und Würmern herabsteigt! Und doch kann die Anzahl ihrer Brut nicht verschiedener sein. — Wie Naturforscher behaupten, gebiert ein Scorpion 65 Junge; eine gemeine Fliege legt 144 Eier; ein Blutegel 150; eine Spinne 170. Ich habe eine Wasserspinne 600, und eine weibliche Motte 1100 Eier legen sehen. Eine Gallwespe legte 5000 Eier; eine Garnele 6000, und 10,000 sind in dem Eierstocke (oder was man für diesen Theil hält) einer Ascaride (Spuhlwurm) gefunden worden. Ein Naturkundiger fand in einem Hummer über 12,000, und ein Anderer über 21,000 Eier. Ein Insekt, sehr ähnlich einer Ameise, legte in einem Tage 80,000 Eier, und Leuwenhoeck scheint 4 Mill. Eier in einer Krabbe gezählt zu haben. Manche Fische, und zwar solche, welche in einigen Gegenden selten vorkommen, bringen eine unglaubliche Anzahl von Eiern hervor. Über 36,000 sind in einem Häringe gefunden worden; 38,000 in einem Stint; 1 Mill. in einer

Aalquappe; 128,000 in einem Rochen; 3,900,000 in einer Störart; 342,000 in einem Karpfen; 383,000 in einer Schleihe; 546,000 in einer Makrele; 992,000 in einem Barsch, und 1,357,000 in einer Butte. Allein von allen bisher entdeckten Fischen scheint der Stockfisch der fruchtbarste zu sein. Ein Naturforscher hat gefunden, daß er mehr als 3,686,000 Eier legt; ein Anderer hat deren 9,000,000, und ein Dritter 9,444,000 gezählt. Hier hätte man mithin eilf Fische, die wahrscheinlich im Verlauf eines Jahres über 14 Mill. Eier hervorbringen; eine so erstaunliche und unermeßliche Zahl, daß man, wenn man die Sache nicht mit eigenen Augen sieht, an deren Wahrheit zu zweifeln versucht wird.»

„Die Fruchtbarkeit vieler Insekten ist nicht weniger merkwürdig, als die der Fische. In einigen Fällen, vorzüglich in den bereits erwähnten, übersteigt die Anzahl der Thierchen, welche aus den Eiern eines einzigen Weibchens hervorgehen, bei weitem die Nachkommenschaft einer jeden andern Thierclasse. Diese außerordentliche Fruchtbarkeit, welche, unter günstigen Umständen, zahllose Insekten-Schwärme erzeugt, mag wohl die Meinung veranlaßt haben, daß sie durch Fäulniß von selbst entständen, oder auf einem geheimnißvollen Wege durch Mehlthau führende Winde herbeigeführt würden. — Die zahlreichen Zufälle indeß, welchen Insekten von der Legung des Eies an bis zu ihrer letzten Verwandlung ausgesetzt sind, verhindern ihre zu große Vermehrung und Ausbreitung, oder vermindern ihre Anzahl, wenn diese zu irgend einer Zeit zu groß geworden ist.» B.

Miscellen.

— Wenn wir über die Unverschämtheit unserer Ankündigungen literarischer oder anderer Producte klagen: sollten wir immer durch den Gedanken, daß dieses Übel in anderen Ländern viel größer sei, gewissermaßen besänftigt werden. Wo in aller Welt fände man ein Gegenstück zu jenem Charlatanismus eines englischen Stiefelwichs-Fabrikanten, dessen jüngst mehre Blätter zu unserer Belustigung erwähnten, und der in diesem Journale für spätere Leser, als ein anziehender und komischer Fall marktschreierischer Unverschämtheit, bewahrt werden soll. — Die Londner Blätter nämlich enthielten folgende Anzeige des großen Stiefelwichs-Fabrikanten Robert Warren: „Unlängst ward ein Schiff der ostindischen Compagnie gegen ein Felsenriff in den Südseeinseln zerschmettert, und die ganze Mannschaft ertrank, mit Ausnahme von einem Dutzend, die das Glück oder, wenn man will, das Unglück hatten, in dem traurigsten Zustande an die Küste geworfen zu werden, wo ihnen nichts anderes übrig blieb, als den Hungertod zu sterben, oder von den Insulanern, die bekanntlich Kannibalen sind, aufgefressen zu werden. Wirklich erschienen diese alsbald, umringten die armen Schiffbrüchigen, machten sie zu Gefangenen und trafen Anstalten, eine scheußliche Mahlzeit von ihnen zu halten. Zu den Vorbereitungen für dieses Festmahl gehörte auch, daß die Unglücklichen vor das hölzerne, bunt angestrichene Bild des Götzen Mumbujumbo geführt und gezwungen wurden, vor demselben niederzuknieen. Schon brannte das Feuer, an welchem die unglücklichen Christen gebraten werden sollten, schon war das Schlachtmesser über ihnen erhoben, als plötzlich die Heiden wie versteinert vor Verwunderung blieben. Die Stiefeln des englischen Schiffsschreibers standen unweit des brennenden Holzstoßes, und waren so glänzend, daß die darauffallenden Feuerstrahlen das Götzenbild ganz deutlich reflectirten; dieß ergriff die Wilden dergestalt, daß sie Alle den Engländern zu Füßen fielen. — Die erstaunten Matrosen

wurden ihrer Ketten entledigt, während die Kannibalen vor den gewichsten Stiefeln, auf welchen sich ihr Götze präsentirte, niederfielen. Jene wurden sodann, ohne daß ihnen ein Haar gekrümmt wurde, nach Bombay gebracht, so daß sie, statt das Leben zu verlieren, den Wilden die Erhaltung desselben verdankten. Die erwähnten Stiefeln waren gewichst mit Warren's unvergleichlicher Wichse."

Öffentliches Leben in Wien.

„Nur Neues!" Dieß ist die Devise der Zeit; ob das Neue auch immer das Gute sei, davon ist wenig die Rede; genug, wenn es neu ist. Daß aber das Aushängschild der Neuheit nicht immer nutzt, sah man unlängst an einem neuen Stücke von Gulden, nach einer im Grunde nicht neuen, und noch weniger interessanten Piece von Seffat „Der Luftschiffer," bearbeitet, welches im Leopoldstädter-Theater durchfiel, während an demselben Orte ein ziemlich altes Stück: „Die Primadonna in Krähwinkel," durch das geschickte Spiel des Hrn. Kirchner, desselben, der erst unlängst im k. k. Hoftheater am Kärnthnerthore aufzutreten versucht hatte, großen Beifall und noch größeren Zulauf erhielt.

Im k. k. Theater an der Wien bahnte sich Victor Hugo's „Notre Dame," in einer Bearbeitung des Hrn. Stegmayr, unter dem Titel: „Der Astrolog und sein Knecht," den Weg auf die Bühne. Die vielfache Bearbeitung dieses an Gräßlichkeiten strotzenden Sujets (durch Victor Hugo selbst, durch Mad. Birch-Pfeiffer und nun wieder durch Stegmayr) zeugt leider von der immer mehr auf Abwege gerathenden Geschmacks-Richtung und dem zu großen Einfluß unserer transrhenanischen Nachbarn auf den Zustand unserer Literatur.

Nach manchen Sängerinnen von großem Rufe, welche im k. k. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore gastirten, und keinen besonderen Beifall fanden, hörten wir eine Mad. Pollert von Petersburg, welche, ohne besonderen Künstler-Ruf vorausgesendet zu haben, bedeutenden Beifall erntete.

An Concerten hörten wir nach einem wenig interessanten von Ed. König und Rösler, das ungeduldig erwartete von S. Thalberg, welches sich des glänzendsten Erfolges erfreute. Thalberg's Spiel hat etwas Phantastisch-Originelles, etwas Liebreizend Angenehmes, etwas Heroisch-Kräftiges; eine solche, alle Chorden des Gefühles mit so unwiderstehlicher Zaubermacht erregende Gewalt, daß es alle Herzen im Fluge erobert und die Worte zur Darstellung der erweckten Empfindungen fehlen. Sein Spiel läßt einen bleibenden Eindruck auf Jeden zurück, der ihn nur einmal gehört hat. Er erntete auch enthusiastischen Beifall ein, und mit gerechtem Stolze auf diesen, mit dem Lorber des Auslandes geschmückten einheimischen Künstler blickend, überboten sich alle Journale im Lobe seiner Meisterschaft und jenes Sieges, den er über alle Mitkämpfer in seiner Kunst in so jungen Jahren errungen! — Der Antheil des Publikums läßt sich nur mit jenem an der Erscheinung Paganini's vergleichen. Trotz des höheren Preises der Sperrsitze waren alle längst vor dem Concerte vergriffen und der Andrang so groß, daß der Saal die Zuhörer kaum faßte — ein Wunder in der Geschichte des Concertwesens, wie aber auch Hr. Thalberg ein Wunder in der Geschichte aller Pianisten ist!

Auch die Redoute, welche jährlich zum Vortheile des Künstler-Pensionsfondes abgehalten wird, fand den 20. November Statt, und war, wie jede der vorigen Jahre, weder stark besucht, noch bot sie besondere Unterhaltung. Wie eine Kunde aus längstvergangenen Tagen erzählt man uns, daß diese Redoute einst die besuchteste unter Allen gewesen sein soll. — Entweder hat der allgemeine Geschmack für solche Unterhaltungen abgenommen, oder man hat eine andere Zeit dafür sich gewählt. Zu bedauern bleibt der Pensionsfond, dem eben keine bedeutende Hilfsquelle damit angewiesen scheint.

In der literarischen Welt zeigt sich eine Regsamkeit seltsamer Art. Während man nämlich nur von Dampf und Eisenbahnen und der Schnelligkeit, als ihrem Endzwecke, spricht: glaubt man dieses Princip auch auf die Erlernung der verschiedenartigsten Gegenstände anwenden zu müssen. Nicht nur daß die sonderbarsten Künste ihre eigenen Monographien besitzen, wie z. B. „die Kunst, gut zu schießen," oder „die Kunst, eine gute Stiefelwichse zu fabriciren;" so will man auch alle Sprachen in 10 20, 25, 30 u. s. w. Lectionen, in zwei, drei, vier Stunden, in einem Monat, in zwei, drei Monaten rc. lehren! Es erschien der alte „Lafoß, oder die Kunst, in zwei Monaten Französisch zu lernen," in einer neuen Auflage; und zu gleicher Zeit taucht ein ähnliches Büchlein, „der schnelle Franzose, von Sorcier," auf: Buchmacherkünste, durch welche eben so wenig eine gründliche Sprachkenntniß gewonnen werden dürfte, als bisher Jemand durch „Irrgar's Kunst, in drei

Stunden ein Dichter zu sein" (beispiellose Unverschämtheit!) wirklich ein Dichter geworden ist. — r.

Geschichtliche Momente und Begebenheiten aus der Gegenwart.

1836. November 2. In Lissabon wird der durch englische Blätter längst in Aussicht gestellte Versuch, die Constitution von 1822 umzustürzen, unter den Mitwirkung eines Theils der englischen Marine-Truppen versucht. Die Königin zieht sich nach dem Castell von Belem zurück, ernennt ein neues Ministerium und führt die Charte Dom Pedros wieder ein. Jedoch die Nationalgarde von Lissabon und selbst der größte Theil der portugiesischen Linientruppen fügen sich dieser Änderung nicht, heben alle Verbindung der Hauptstadt mit dem Castelle zu Belem auf und dringen endlich der Königin die Einwilligung ab, daß die Constitution von 1822 mit der von den Cortes zu beschließenden Modification die Verfassung des Landes bleibe. Von den Anhängern der Königin verlieren Einige, darunter der ehemalige Minister Freire, im Tumulte das Leben und Andere, worunter Palmella und Carvalho, flüchten sich auf englische Schiffe; der einzige Saldanho hatte den Muth, zu bleiben.

Rückblick in die Vergangenheit.

Am 7. December 43 wird Marcus Tullius Cicero ermordet. Ein unversöhnlicher Feind des Antonius, glaubte er den jungen Octavius begünstigen zu müssen, wiewohl ihn die verstellte Mäßigung desselben nicht täuschte. Von ihm gingen alle kräftigen Beschlüsse des Senats zum Kriege aus, welchen die Consuln und der junge Cäsar im Namen des Republik gegen Antonius führten. Als nach dem Tode der beiden Consuln Octavius sich des Consulates bemächtigt hatte und mit Antonius und Lepidus ein Bündniß schloß, ward Cicero der Rache seines Feindes von dem undankbaren Octavius hingeopfert. In Tusculum, wohin er sich mit seinem Bruder und Neffen zurückgezogen hatte, erfuhr er, daß sein Name auf Antonius Verlangen auf der Ächtungsliste stehe. Er begab sich in großer Unentschlossenheit an die Meeresküste und schiffte sich ein. Ungünstige Winde trieben ihn an's Land zurück. Auf die Bitte seiner Sclaven schiffte er sich zum zweiten Male ein, stieg aber bald wieder an's Land, um in seinem Landhause bei Formiä sein Schicksal zu erwarten. „Ich will sterben," sagte er, „in dem Vaterlande, das ich mehr als einmal gerettet habe." Bald erblickte er sich von Soldaten der Triumviren umgeben.. Seine Sclaven rüsteten sich zum Kampfe; aber Cicero, welcher fühlte, daß Sterben jetzt unvermeidlich sei, verbot ihnen allen Widerstand, beugte sein Haupt dem Popilius, dem Mörder entgegen — demselben Manne, der einst durch seine Beredsamkeit gerettet worden — und litt muthiger den Tod, als er das Unglück ertragen hatte. Er starb, 64 Jahre alt. Seinen Kopf und seine Hände ließ Antonius auf derselben Rednerbühne befestigen, „von welcher herab Cicero," wie Livius sagt, „eine Beredsamkeit hatte hören lassen, wie sie nie eine menschliche Stimme erreicht hat." Marcus Tullius verdiente das Zeugniß vollkommen, das ihm August mit den Worten gibt: „Er war ein guter Bürger, der aufrichtig sein Vaterland liebte." — Er war, was so selten mit der Größe verbunden ist, auch ein tugendhafter Mann; denn er hatte nur Charakterschwächen, kein Laster, und er suchte immer das Gute um des Guten, oder, was am leichtesten zu verzeihen ist, um des Ruhmes willen. Sein Herz war allen edlen Eindrücken, allen reinen und schönen Gefühlen, der Vaterlandsliebe, der Freundschaft, der Dankbarkeit, der Liebe für die Wissenschaften geöffnet. Nach dem Wiedererwachen der Wissenschaften war er der Bewundertste der alten Schriftsteller, und immer wird die Reinheit seines Styles ihm den ersten Rang unter den römischen Classikern erhalten.

Am 8. December 1728 ward Joh. Georg Ritter v. Zimmermann zu Brugg im Cantone Bern geboren. Er ward Doctor der Medizin und zeichnete sich als Arzt durch Kenntnisse und Geschicklichkeit aus. Noch größeren Ruf erlangte er als Schriftsteller. Seine Darstellung vereinigte Klarheit mit dem zweckmässigen Schmucke und einer anziehenden Beredsamkeit. Seine Werke: „Über die Einsamkeit, Leipz. 1784, 5 Thle." und „Über den Nationalstolz," in dieser Hinsicht ausgezeichnet, wurden in fast alle lebenden Sprachen übersetzt. Nicht minder günstig wurde seine Schrift: „Von der Erfahrung in der Arzneiwissenschaft" aufgenommen; sie verschaffte ihm die Zuneigung der Kaiserin von Rußland, Katharina II. und Friedrich II. Die letzte Zeit seines Lebens trübten literarische Streitigkeiten und eine fortwährende Kränklichkeit; auch brachten ihn die letzten schriftstellerischen Arbeiten („Über Friedrich den Großen" und „Meine Unterredung mit ihm kurz vor seinem Tode" ꝛc. ꝛc. fast um den Ruhm, dessen er früher mit Recht genossen hatte. Sein Leben war keineswegs glücklich zu nennen. Er starb 1795.

Redacteur und Herausgeber: J. S. Ebersberg (wohnt in Wien; Stadt, Tiefengraben Nr. 166).

№ 148.

Der Oesterreichische

ZUSCHAUER.

Für Kunst, Wissenschaft, geistiges Leben.

Freitag, den 9. December 1836.

Einem ernstlich kräft'gen Willen,
Einem redlichen Bemüh'n,
Müssen — wär' es auch aus Felsen —
Lebensfrische Rosen blüh'n.

Thomas Platter.

Historische Erinnerung *).

So wie die thätigste Anspornung und die zweckmässigste Leitung wenig vermag, um einem gänzlich talentlosen Kopfe (einem negativen Kopfe, oder Unkopfe, möcht' ich sagen) auch nur einen Anstrich von Bildung zu verleihen, eben so wenig wird die ungünstigste Lage und das widerstrebendste Verhältniß ein wirkliches Genie so ganz unterdrücken können, daß es nicht am Ende doch zum Ausbruche käme. Die Literär-Geschichte hat viele Beispiele aufzuweisen, welche den köstlichen Beweis liefern, daß das „post nubila Phoebus" (nach Regen Sonnenschein) auch in psychischer Hinsicht seine Anwendung finde, und nach langen Stürmen der Noth und des Ungemaches die Sonne der Geisteskraft immer wieder siegend hervortrete.

Unter die unbekannteren Beispiele dieser Art dürfte das Schicksal des Thomas Platter, eines freien Landmannes der Republik Wallis, gehören, welcher in dem Viertel des sechzehnten Jahrhundertes lebte, und bei welchem das bekannte: „Plus olei consumsit, quam vini **)" gerechte Anwendung finden mag. Durch Ungemach, Mangel, Armuth und Verachtung drang er zu dem Borne der Wissenschaft vor; er erlernte die gelehrten Sprachen mit Abbruch seiner Ruhe und Gemächlichkeit; nahm kaltes Wasser, rothe Rüben, oder Sand in den Mund, um des Schlafes Meister zu werden und wach zu bleiben, und verabsäumte nichts, was seinem aufblitzenden Talente jene Nahrung verschaffen konnte, woran es sich allein ersättigen

*) Aus den eben erschienenen „Brosamlin" von J. G. Seidl, mit Beziehung auf die in diesem Blatte enthaltene Anzeige jener Bildungsschrift abgedruckt.
Der Red.

**) „Er hat mehr Öl, als Wein verbraucht," was man von dem Redner Demosthenes sagte.

mochte. Vor Tagesanbruch, am Ofen, den er zu heizen hatte, schrieb er des Theodor Bibliander hebräische Grammatik ab, und mit der letzten Krone, die ihm von seinem väterlichen Erbe geblieben war, kaufte er sich eine hebräische Bibel.

Eines tiefen Eindruckes auf sein Gemüth konnte vor Allem eine Predigt des Ulrich Zwingli nicht verfehlen, in welcher derselbe, zu Folge eines mißverstandenen Bibeltextes, körperliche Arbeit anempfahl, und den Ältern rieth, ihre Söhne zu Handwerkern zu erziehen, damit die Anzahl der Priester am Ende nicht größer würde, als die Dienste, die sie dem Staate erweisen. Diese Worte fielen auf einen empfänglichen Boden. Platter bat einen gewissen Rudolph Collin, ihm das Seiler-Handwerk beizubringen. Dieser Collin selbst hatte vordem nach Kostnitz gehen und sich dem Priesterstande widmen wollen, war aber von Zwingli und Myconius beredet worden, lieber ein Handwerk zu erlernen.

Der gute Collin aber konnte Platter'n nicht willfahren, indem er kaum Hanfes genug für sich selber hatte. Zum Glücke besaß Platter von seiner mütterlichen Erbschaft noch so viel Geld, daß er einen Zentner Hanf kaufen konnte, welchen er mit Collin verarbeitete.

Oft stand er in später Nacht auf, zündete eine Kerze an, und las die Ilias, die er mit der Übersetzung seines Meisters verglich, welcher in den gelehrten Sprachen ebenfalls wohl bewandert war. Wenn Platter ein Seil ausspann, so hatte er seinen Homer in der Tasche und seine Gedanken bei dem Dichter, den er von Zeit zu Zeit hervornahm. Da rief ihm dann oft sein Meister, halb erzürnt, halb scherzweise zu:

> **Plattere!**
> **„Pluribus intensus minor est ad singula sensus!"**
> („Da läßt sich denn einmal nichts zertheilen:
> „Bleib' bei den Büchern, oder bei den Seilen!")

Als sie einmal bei Tische saßen, und sich ihren spärlichen Imbiß mit einem Trunke aus dem Wasserkruge würzten, da fragte Collin seinen Lehrling: „Platter! Wie fängt Pindar's olympische Ode auf den Hieron an?" — „„Ἄριϛον μὲν ὕδωρ *),"" erwiderte Platter. — „Wir wollen's denn in Gottes Namen glauben," entgegnete der Meister lachend, „und da wir keinen Wein haben, uns mit Wasser gütlich thun!"

Platter kam nachher zu einem kargen Meister nach Basel, der ihm wöchentlich nicht mehr als einen Batzen Lohn gab. Er verwendete dieß Geld auf Kerzen und las die Nacht durch, wiewohl er von der Trompete, die man des Morgens blies, bis zur Abendtrompete arbeiten mußte.

*) „Das beste Element ist das Wasser."

Als er einst von Andreas Kratander einen ungebundenen Plautus zum Geschenke bekam, so nahm er einen Bogen nach dem anderen, steckte ihn an einem Gäbelchen in den Hanf, und las ihn, wenn er hinter sich trat, im Drehen. Wenn ihm der Meister in den Weg kam, so warf er schnell den Hanf über den guten Plautus. Einmal aber merkte der Meister doch, was für ein heidnischer Kopf unter der Hanfperrücke stecke, und schalt den Lehrling über die Maßen.

Nur gegen eine Entschädigung erlaubte ihm der Meister, dem Oporinus eine Stunde Unterricht in der hebräischen Sprache zu geben. Oporinus schlug an die Kirchthüren an, daß ein Gelehrter gekommen sei, welcher über die **rudimenta linguae hebraeicae** lesen würde. Da nun Platter in der Meinung kam, Oporinus allein zu finden, waren achtzehn nicht ungelehrte Personen da. Er wollte hinweggehen, weil er sich schämte, in seiner Schürze zu lesen, und ließ sich nur mit Mühe bereden, daß er blieb, wo er ihnen dann über die **Grammatica Mynsteri** und den Propheten Jonas las.

Eines Tages kam ein vornehmer Franzose in das Collegium, wo Platter eben, in seinem schlechten Gewande, auf einem niederen Stuhl am Ofen, und der Kreis seiner Zuhörer um einen ärmlichen Tisch saß. — „**Quando veniet noster Professor?**" (Wann wird unser Professor kommen?) fragte der Fremde.

Oporinus zeigte ihm denselben, worüber der Franzose nicht wenig befremdet schien. Nach der Vorlesung, die ihn von der Gelehrsamkeit des unscheinbaren Mannes überzeugt hatte, nahm er ihn bei der Hand, und fragte ihn, warum er so schlecht gekleidet wäre? — Lächelnd antwortete Platter: „**Mea res ad restim rediit!**" — *) Dieser Franzose bezog von der Königin von Navarra eine ansehnliche Pension, um sich in den morgenländischen Sprachen zu vervollkommnen, und war eben im Begriffe, nach Asien zu gehen. Nach einer Abwesenheit von neun Jahren kam er wieder nach Basel, wo er den guten Platter von Weitem erkannte, und ihm mit den Worten: **Salve, praeceptor Plattere!**" in die Arme eilte. Er hatte in Kreta und Asien das Gebäude vollendet, zu welchem Platter so gut den Grund legen geholfen. Dieser treffliche Lehrer blieb bei seinem Handwerk in Basel, bis der einheimische Krieg entstand, in welchem er seinem Meister noch den Harnisch bis Metmenstätten nachtrug.

Welch' ein trauriger Contrast, wenn wir eine solche Beharrlichkeit in den Studien, verbunden mit einem solchen Festhalten an dem einmal angenommenen Lebensgrundsatze, mit der jetzt herrschenden Frivolität in der Wissenschaft und dem leidigen Maximen-Wechsel im Leben betrachten.

*) „Meine Sache ist bis zum Stricke gekommen!" d. h. mit mir ist es am Ende.

Gleichgiltigkeit gegen alles Lernen, Bequemlichkeitsliebe, Arbeitsscheue, Zerstreuungssucht, Oberflächlichkeit und Selbstgefälligkeit von Seite der Jugend; verächtliches Herabblicken auf jedes ernstere Streben, das nicht Mode ist, Vernachlässigung des Lehrstandes, unwissende Anrühmung der Vielwisserei, offene Feindschaft gegen jede strengere Forderung von Seite der nächsten Umgebung, dürften solche rührende Beispiele von Selbstvollendung immer seltener machen.

In's Horn der Mode mitzublasen,
Vor ernsterm Streben zu rümpfen die Nasen,
Von alten Sprachen nichts zu wissen,
Galanten Wortschwall's nur beflissen,
Mit technischen Wörtern sich aufzuputzen,
Nicht glaubend an der Künste Nutzen;
In faden Zirkeln abzusprechen,
Und, dummdreist, Allem den Stab zu brechen;
Vertraut mit der Welt nichtssagendem Treiben
Ein zierlicher Automate zu bleiben,
Das ist vom Süden bis zum Norden
Die leibige Mode nun geworden.

Eine Mode, welche der gute Thomas Platter gewiß nicht getheilt, sondern welcher er ironischwehmüthig sein: „Res ad restim rediit!" zugerufen haben dürfte.

Joh. Gabriel Seidl.

Anekdote.

Asker Kan, der persische Gesandte am französischen Hofe zur Zeit des Kaiserreiches, fühlte sich eines Tages unwohl, und ließ, seiner heimischen Kurmethode müde, den Herrn v. Bourbois, einen der berühmtesten Ärzte von Paris, zu sich rufen. Man hörte falsch, und wandte sich an Herrn v. Marbois, Exminister des Schatzes, damals Präsidenten des Rechnungshofes. „Se. Excellenz wären krank, und wünschen dieselben zu sprechen." Hr. v. Marbois staunte, und vermochte sich nicht zu enträthseln, was Asker Kan mit ihm zu verabreden haben könnte; aber er war der Gesandte eines großen Fürsten, und Eitelkeit glaubt gar mancherlei. Eilig begibt er sich zu Jenem, und sein Anzug, seine steife Haltung, Alles trägt dazu bei, den Patienten in seiner Meinung zu stärken, der ihm deßhalb die Zunge entgegenstreckt, und den Arm zum Pulsfühlen reicht. Hr. v. Marbois stutzt anfänglich über diese Gesten; allein es kann dieß die Sitte des Orients sein. Er faßt die gebotene Hand, drückte sie mit großem Selbstgefühle, als in dem Augenblicke die Flügelthüren sich öffnen, mit abgemessenen Schritten vier Lakaien einher treten, und dem Pseudoarzte in einem Gefässe gewisse unzweideutige Zeichen vor die Nase halten, um ihn auf den Zustand des Kranken zu leiten. Bei

diesem Anblicke schwindet jeder Wahn, und mit ihm die Geduld des Staunenden. Zornröthe malt sich auf seinem Gesicht, und die bebenden Lippen vermögen kaum die Frage zu stammeln, „was man denn eigentlich von ihm wolle?" Nun klärt sich das Mißverständniß auf. Mit verhaltenem Grimme empfahl sich Hr. v. Marbois, Asker-Kan behielt das phlegmatische Nachsehen, und ganz Paris belachte die komische Situation des Dienstfertigen, der sich durch längere Zeit in keinem Salon einfinden konnte, ohne nicht durch sein Erscheinen zu einer rauschenden Heiterkeit Veranlassung zu geben.

J. Pfundheller.

Notizenblatt.

Schriften für Volks- und Jugendbildung.

Brosamlin. Ein Buch für Jünglinge. Von Johann Gabriel Seidl, Professor am k. k. Gymnasium zu Cilli. Mit drei Kupfern, Wien, H. F. Müller'sche Kunsthandlung. 1836.

Trotz der Masse von auftauchenden Volks- und Jugendschriften ist vielleicht in gegenwärtigem Augenblicke dieses Feld der Literatur das dürrste und hoffnungsloseste, unter allen. Vieles trägt dazu bei, daß keine Gutmuth's, Campe und Schmid mehr erstehen. Erstlich der gänzliche Mangel an höherer Vorbildung, gereifter Erfahrung und Lebensansicht Derjenigen, welche für die Jugend und das Volk schreiben; dann die immer zunehmende Armuth an wahrem sittlichen Sinne und echter Moralität im Allgemeinen; endlich die aus beiden Übeln entsprungene Ansicht, daß zu einer Jugendschrift alles Druckwerk genüge, in dem nichts von der „Liebe" vorkommt — verbunden mit der Geringschätzung literarisch-pädagogischer Bemühungen, weil (wohl aus dem Dargebotenen urtheilend) nur Solche Jugend- oder Volksschriften schreiben, welchen die Fähigkeit, in einem „höheren" Fache zu arbeiten, von der Natur versagt worden ist. Ja, man hat die Meinung ziemlich allgemein zu machen gewußt, daß bei Weitem mehr Talent und Geist dazu gehöre, „lyrische Dichtungen" (um diesen Lieblingsausdruck der Poeten von Heute zu gebrauchen) in die Buchhändler-Kasten zu bringen, oder eine Posse für's Theater zu schreiben, oder eine „Novelle" für ein belletristisches Taschenbuch zu verfassen: als ein tüchtiges Werk von der Erziehung der Kinder, über das häusliche Glück, oder Beiträge zur Veredlung der Menschen und Beförderung wahrer Humanität zu vollenden. So weit hat der Krebs des allgemeinen Vorurtheiles gegriffen, daß Viele lächeln würden über die Behauptung: um eine gute Volks- und Jugendschrift (unter den Verdiensten des Weltbürgers gewiß eines der ersten in der Reihe!) der Gemeinnützigkeit hinzugeben, bedürfe es mehr als Talent, bedürfe man Genie; nebstdem einen größeren sittlichen Fond und mehr reinen Charakter, als zur Bearbeitung irgend eines der hochgestellten Felder im Gebiete des Schönen oder der Kunst. Und doch ist es so; — aber eben so traurig als wahr ist auch die Behauptung, daß nicht bloß das Publikum, sondern selbst die Meisten der Schriftsteller noch kaum ahnen, welche großen Forderungen an eine gute Bildungsschrift von der ernsten Kritik zu stellen, und welche schwere Pflichten von dem Verfasser derselben zu erfüllen sind. Den Abweg, welchem wir im Gebiete der Presse zueilen, verräth dem Forscher nichts mehr, als der traurige Hinblick auf jene

armseligen, Geist- und Richtungslosen Schriftsünden, welche dem Volke und der Jugend unter dem Titel „Bildungsschriften" — geboten, ja selbst empfohlen werden.

In dieser erschreckenden Dürre tritt nun plötzlich ein Mann auf, welcher den Lehrstand zu seinem Berufe gewählt, und den in den zartesten und geachtetsten Weisen der Kunst die Stimme von ganz Deutschland einen Meister genannt. Johann Gabr. Seidl legt uns (wie er passend in der Vorrede bemerkt, an seinem zweiunddreißigsten Geburtstage, also im kräftigsten Mannesalter) eine Jugendschrift vor, die einer Zusammenstellung jener Aufsätze entsprang, welche er von dem reichgedeckten Tisch der Geschichte, des Lebens und der Dichtung (wie er ihn in verschiedenen literarischen Sälen seit Jahren beschickt) für Jünglinge am geeignetsten hielt. Daß Seidl einen solchen Gedanken faßt, mußte uns beim ersten Anblick des Büchleins erfreuen. Wie groß aber das Vorurtheil gegen die Würde der Jugendschriftstellerei, läßt sich selbst aus der etwas scheuen Rechtfertigungsstelle im Vorwort dieses gemüthlichen und aufgeklärten Geistes (S. V.) entnehmen: „Mögen „diese Brosamlin, mit welchen ich nicht geradezu als Jugendschrift„steller auftreten, sondern nur einen Theil meiner schriftstellerischen Leistungen „jenem Kreise, für welchen er sich am besten eignet, zunächst an's Herz legen will, „nicht lieblos verstreuet, sondern achtsam und freundlich aufgelesen werden."

Wir wollen hierüber mit dem Verfasser nicht rechten, sondern lieber frohlockend verkünden: ein großer Schritt ist in diesem Felde schon dadurch vorwärts gemacht, daß der gefeierte Sänger Seidl bei der Revue der Jugendschriftsteller sein „Hier!" ausgerufen.

Was nun den Werth der Einzelnheiten dieses Werkchens betrifft, mag die Thatsache sprechen, daß sie ein Seidl mit Muße geschrieben, gefeilt und ausgewählt habe. Wir begegneten wunderschönen Stückchen, Erzählungen, Fabeln, Gedichten. Aber wenn man nach dem Totalzweck des Ganzen forscht, kann die Stimme des ernsten Beurtheilers nicht so ganz günstige Antwort ertheilen. Der Brennpunct des Ganzen — ein sicheres, festes, streng begränztes Ziel — fehlt und ist in der zu breiten Unterlage, Beschäftigung oder Zerstreuung dem jugendlichen Geiste zu geben, sichtlich verloren gegangen. Um rücksichtlich dieser Anforderung Allen verständlich zu werden, haben wir Eine der besten Skizzen dieses Werkchens im Eingang des heutigen Blattes abdrucken lassen. Wenn Eine Skizze für die reifende Jugend paßt, ist es gewiß diese, in ihrer einfachen Darstellung groß, und besonders durch ihre moralisch-erkraftigende Wirkung gelungen. Wenn nun die Strahlen aller übrigen, an sich sehr verdienstlichen Aufsätze in dem unstreitig edelsten Ziele: zur Ausdauer und Einheit im Streben zu ermuntern, sich mit „Thomas Platter" vereinigen würden, dann wäre dieses Buch das erste in seinem Bereiche. Aber es darf immerhin den Ruf einer der besten deutschen Sammlungen kleiner Aufsätze ansprechen, und hierin hat es einen noch sehr bedeutenden Rang erworben.

Bei der großen Armuth an „guten Jugendschriften" kann dieses Büchlein freundlich und theilnehmend empfohlen werden; es ist zu dem inneren Werthe auch mit jener, der H. F. Müller'schen Kunsthandlung eigenen Municicenz ausgestattet.

E.

Aus unserer Zeit.

(Civilisation in der Türkei.) Die Wirkung der neuesten Reformen der Türkei beschreibt die „Abendzeitung" folgendergestalt: „Ein Franke — kund und

zu wissen, daß ich hier, wie die Orientalen, auch die Deutschen, Britten, Schweden und Isländer verstehe — ein Franke, sage ich, welcher vor zehn Jahren in Konstantinopel war und nun wieder dahin kömmt, muß sich in eine andere Welt versetzt, oder alt wie Methusalem fühlen. Zuvörderst kommt er nicht mehr in Noth und Lebensgefahr, bedroht von Räubern und fanatischen Muselmännern, auf einem jämmerlichen griechischen Fahrzeug, bloß als Pilger oder waghalsiger Antiquar und Poet an, sondern er fährt wie ein König in aller Bequemlichkeit und Freiheit auf Dampfbooten die Donau hinab, durch den Pontus und Propontis, oder segelt auf gleiche Weise direct von London über Gibraltar und Malta, nachdem er passando im Pyräus geankert, und in Athen einen baierischen König gesehen. Die heilige Stadt der Konstantine und Mahomed's, das altergraue Byzanz voll Feenpaläste, Goldmoscheen und breterner Baraken empfängt ihn, wie seine Braut, mit christlicher Liebe und türkischer Gastfreundschaft.» — In der That wird bald Alles, was die Vergangenheit von türkischen Sitten und widersprechender Lebensart erzählte, zu den Mährchen gehören. — r.

Natur und Leben in unserem Himmelsstriche.

Der Vorwinter endet; dichte Schneewolken werden von rauhen Winden durch die Lüfte getrieben; in den Gebirgen liegt tiefer Schnee. Am 21. December 7 Uhr 8 M. Abends beginnt der astronomische Winter, der kürzeste Tag ist überstanden. Alle vom nördlichen Polarkreise eingeschlossenen Gegenden haben jetzt eine stete Nacht; alle vom südlichen Polarkreise begränzten erfreuen sich eines steten Tages.

Bei uns herrscht eben die tiefste Trauer der Natur. Eine Hekuba unter den Bäumen, steht die Fichte allein noch lebend im Walde; alle ihre Freunde, die zarten Gräser und duftenden Blumen, sah sie hinsterben und mit dem Leichentuche bedeckt; und die lustigen Sänger, welche sie vom sonnigen Morgen bis zum milden Abend chorsingend umkreiset, sind nach einem schöneren Himmel gezogen — nur Einer ist als treuer Freund, der auch den Stürmen nicht weichet, bei ihr geblieben, der Kreuzschnabel nämlich, welcher unter den schützenden Ästen seiner lieben Fichte eben des Weibchens Wochenbett bauet und mit fröhlichem Gezwitscher auf eine bessere Zeit vertröstet. Wie arm auch die vom rohen Winter überfallene und beraubte Flur scheint: so hat sie doch manchen köstlichen Blüthenschoß vor dem habgierigen Räuber gerettet. Das Chrysanthemum nämlich steckt unter dem Schutze des Gärtners seine wunderlieblichen Blüthen aus der Knospe, und an faulen Ästen und Baumstämmen, an Felsen und Erdschollen hängt ein zartgestaltet Heer armer Moose, welches, lustig und vergnügt in seiner Dürftigkeit, trotz des Jammers der Winterzeit seine Blüthen emporhebt und im freudigen Leben gährt.

Der arme Hase hat nun, wenn die Schneemassen vom Himmel stürzen, eine verhängnißvolle Leidensepoche. Mit unsäglicher Mühe schaufelt er den Schnee von dem Boden, um auf verkümmertes Gras zu gelangen, fällt wohl auch, von der Noth zum Diebe gemacht, in die Hausgärten ein, und nagt an den Baumrinden, von dem Stachel des Hungers zum verzweifelten Muthe gedrängt. So hat das arme Thier die Freuden des Lenzes und Sommers mit den grausamen Herbst-Scenen der Jagd und den Hungerqualen des Winters gebüßt — auch eine Warnung für die, welche sie hören wollen, „daß Alles Wechsel und Veränderung auf der Erde; daß den Tagen der Liebe und des Überflusses unerwartet und nur zu schnell die Tage des Alleinstehens und oft auch der Dürftigkeit folgen!" C.

Geschichtliche Momente und Begebenheiten aus der Gegenwart.

1836. November 13. Der König der Franzosen befiehlt, „daß Napoleon - Ludwig Bonaparte aus dem Arresthause zu Straßburg, wo er nach dem daselbst vereiteiten Revolutionsversuche gefangen saß, weggebracht, und auf einem Schiffe der Staatsmarine nach den Vereinigten Staaten geschafft werde." — Durch diese Entschließung wurde der junge Prinz den Tribunalen entzogen, die in der peinlichen Lage schwebten, nach den Gesetzen das Todes-

urtheil über ihn aussprechen zu müssen. Auch war die Mutter Ludwig Bonaparte's in der Bekümmerniß um sein Schicksal, troß des Verbotes, das französische Gebiet zu betreten, nach Paris gekommen, und hatte in der Berücksichtigung ihrer Lage auf ihre Bitten beruhigende Zusicherungen gegen das Versprechen erhalten, daß sie und ihre Familie das Verbannungsgesetz achten würden.

Rückblick in die Vergangenheit.

Am 9. December 1594 ward Gustav Adolf, Schwedens größter Monarch und Gustav Wasa's Enkel, zu Stockholm geboren. Er erhielt von seiner zartesten Jugend an die sorgfältigste Erziehung. Schon in seinem zwölften Jahre trat er in die Armee und in seinem sechzehnten erschien er im Staatsrath, leitete die Angelegenheiten seines Reiches, gehorchte als Soldat, unterhandelte als Minister und befahl als König. In Axel Oxenstierna, dem jüngsten unter den damaligen Reichsräthen, wählte er den großen Staatsmann, den er seines Vertrauens würdig erkannt, und dessen erleuchteten Rath er in den schwierigsten Lagen zu folgen, sich entschlossen hatte. Mit welchen Schwierigkeiten Gustav II. zu kämpfen hatte, wie seine Klugheit, sein Edelmuth und seine Ausdauer über Wankelmuth, Mißtrauen und Schwäche siegten, welche Heldenthaten er an der Spitze seines Heeres verrichtete, und wie er als ein unbesiegter und unbefleckter Feldherr in der Schlacht bei Lützen am 6. November 1632 unfern von dem großen Stein an der Landstraße, fiel, hat die Geschichte erzählt, wiewohl sie die näheren Umstände seines Todes noch nicht zu erhellen vermochte.

Am 10. December 1717 wurde Johann Joachim Winckelmann, der Sohn eines armen Schuhmachers und später ein um Kritik und Geschichte der Kunst, wie um das Studium der Antike unsterblich verdienter Gelehrte, zu Stendal in der Altmark geboren. Auch die äußerste Dürftigkeit konnte seine früh erwachte Neigung zum Studiren nicht unterdrücken. In Berlin und Halle, wo er Gönner und ein Stipendium gefunden, vollendete er die Studien der classischen Literatur. Lange Zeit trieb er das mühselige Geschäft eines Hofmeisters, fand endlich bei Dresden eine Bibliothekar-Secretärsstelle mit 80 Thlrn. Gehalt und erhielt durch die Verwendung des päpstlichen Nuntius Archinto nach langem Ringen, das Vaterland und den Wohnsitz der Künste, Italien, zu besuchen, eine jährliche Pension, die ihm den Aufenthalt in Rom gestattete. Später erhielt er dort die Stelle eines Oberaufsehers aller Alterthümer, welche seine Lage sicherte und ihm die Herausgabe seiner „Geschichte der Kunst (Dresden, 1764)," erleichterte. 1768 trat er eine Reise nach Deutschland an, wo er am 12. Mai in Wien anlangte und bei dem Fürsten Kaunitz und anderen Großen die ehrenvollste Aufnahme fand. Er ward der Kaiserin Maria Theresia vorgestellt, mit besonderer Auszeichnung empfangen und reich beschenkt. Anfangs Juni reisete er nach Triest ab, wo sich Francesco Archangeli zu ihm gesellte. Dieser, ein abgefeimter Bösewicht, erst vor Kurzem in Wien zum Tode verurtheilt, aber begnadigt und des Landes verwiesen, gewann durch Dienstbeflissenheit bald das Vertrauen des arglosen Winckelmann, der ihm seine goldenen Medaillen und andere Kostbarkeiten unbedenklich zeigte. Archangeli übernahm die Besorgung der Reise-Angelegenheiten, während Winckelmann im Gasthofe blieb. Am 8. Juni zwischen 1 und 2 Uhr saß er schreibend am Tische, als der Italiener in sein Zimmer trat, um ihm seine plötzliche Abreise anzuzeigen und von ihm Abschied zu nehmen. Er bat, ihm zuvor noch einmal die goldenen Medaillen zu zeigen; aber während Winckelmann, vor dem Koffer knieend, sie hervorlangen wollte, warf Jener ihm eine Schlinge um den Hals und versetzte dem Unglücklichen, der sich vergeblich wehrte, fünf tödtliche Stiche in den Unterleib, worauf er, ohne etwas mitzunehmen, entsprang. Winckelmann verschied wenige Stunden darauf, nachdem er sein Testament gemacht und den Cardinal Albani zum Universalerben eingesetzt hatte. — Winckelmann's Geist ist in seinen Schriften ausgeprägt, die eben so schätzbar durch gehaltvollen Inhalt als körnichten, einfachen Ausdruck sind. Ihr unvergängliches Verdienst besteht darin, daß sie zuerst die Grundsätze der Kunst aufstellen und die Werke derselben nach ihrem wahren, durch jene Grundsätze bedingten Wesen und ihrem Zusammenhang unter einander darstellen. Nächstdem erhalten sie einen Schatz von historischen Aufklärungen, gegen den die einzelnen Irrthümer unbedeutend erscheinen. — Auf Rosetti's Einwirken wurde ihm in Triest 1820 ein Denkmahl errichtet.

Redacteur und Herausgeber: J. S. Ebersberg (wohnt in Wien; Stadt, Tiefengraben Nr. 166).

Gedruckt bei J. P. Sollinger.

№ 149.

Der Oesterreichische

ZUSCHAUER.

Für Kunst, Wissenschaft, geistiges Leben.

Montag, den 12. December 1836.

Versöhnend wirkt die Kunst auf jegliches Gemüth
Und spricht das Friedenswort, wenn längst der Meister schied.

Das Friedhofskreuz zu Baden = Baden.

Wer jemals die freundliche Quellenstadt des Großherzogthums besuchte, um entweder ein langes Siechthum durch warme Heilflut zu stillen, oder von den hohen Zinnen des alten Schlosses den deutschen Rhein majestätisch als treuen Gränzhüter des im Abendglanz lieblich prangenden Frankreichs zu gewahren, oder vom zauberhaltigen Yberg herab die fern auftauchenden Münster Straßburgs und Speyers zu grüßen; wer sich an den stillen Reizen des Oosthales vergnügte, oder ungenügsam die mancherlei Schluchten verfolgte, durch die man in das Paradies des Murgthales gelangt — dem wird der Friedhof Badens stets eine der angenehmsten Erinnerungen bleiben; denn wenn der Friede des Todes sich irgendwo lockend, freundlich, heiter gestalten kann, so zeigt er sich in solchem Gewand vorzugsweise in dem lieblichen Garten, der hinter der Spitalkirche, hart am Bergpfad nach Gernsbach, jedem Wanderer offen steht. Das Getümmel der Stadt in der Erntezeit der Saison bricht sich an diesem Damm der Ruhe, es verhallt leise und leiser, wie der trunkene Jubel eines leichtsinnigen Sohnes, der dem stillen, ehrwürdigen Vaterhause näher kommt. Die Stadt und das neue Schloß scheinen von Bergeshöhe den einsamen Garten zu beherrschen; er aber harrt bescheiden, mit dem Immergrün der Hoffnung bekleidet, und aus den Weiden säuselt milde Ahnung. Die steinernen Apostel und Jünger des Ölberges überraschen den Wanderer, der am späten Abend vom Waldweg herab in der langen, schmalen Weidenallee wandelt, durch ihre starre Gleichgiltigkeit. Milde und tröstlich aber blickt den Wanderer der Sterbende am Kreuze an; ein mächtiges, kunstvolles Steinbild. Von dessen Ursprung lebt im Munde des badischen Volkes nachfolgende Sage.

Zu alten Zeiten hatte sich ein Meister der Steinmetzkunst, der aus der Fremde hierher gewandert war, zum Bürger der Stadt aufnehmen lassen; er war seiner Kunst mächtig, wie nicht leicht ein Anderer, dabei ein strenger

und gerechter Mann. In Bezug auf seinen Lebenswandel konnte ihm Niemand etwas Übles nachsagen, er hielt auf Zucht und Ordnung, gab sich weder dem Trunk noch Spiele hin, und lebte ganz, wie es sich für einen alten Mann und klugen Meister geziemte. In Straßburg, wo er früher wohnte, hatte er eine Tochter zurückgelassen unter der Obhut eines vieljährigen Freundes, welchem er nach einiger Zeit, da er sein Hauswesen bestellt hatte, schrieb, daß er sie nach Baden herüber bringen möchte, wo der Steinbildner viele kunstreiche Zierathen in der Stiftskirche zu vollenden hatte, die ihm von der Stadt und dem Herrn Markgrafen übertragen worden waren.

Lange wartete der alte Meister mit Ungeduld seines Freundes und Töchterleins. Endlich nach wiederholten Aufforderungen kamen Beide. Des Meisters Tochter war bleich und krank, bebend empfing sie des Vaters Willkommen, der nichts Gutes ahnete und seinen Freund mit mißtrauischen Blicken betrachtete. Er hatte sich nicht getäuscht, der betrogene Vater, als er immer mehr finstern und unheimlichen Gedanken Raum gab. Die Blüthe seiner Tochter war verrätherisch geraubt. Die Schuld hatte sich im Gewand der Liebe in den Tempel geschlichen, die Treue räuberisch entwandt. Des alten Meisters ehrlicher Name war verunglimpft durch seiner Tochter Schande, und der verrätherische Freund wußte, nachdem die Tochter in namenloser Reue dem Vater den Frevel gestand, kein anderes Mittel, als in feigem Schuldbewußtsein heimlich zu entfliehen, einige Wochen vor der Zeit, als des Meisters entehrte Tochter Mutter werden sollte.

Es war, als ob die Schuld der Unglücklichen schon zeitlich gestraft werden sollte; denn die Schmerzen der Geburt kosteten ihr das Leben. Der alte Meister stand wie ein Wahnsinniger an dem offenen Sarge.

Nach zwei Tagen trug man die Leiche auf den Friedhof und senkte sie in's Grab. Der alte Meister sprach kein Wort und vergoß keine Thräne. Eine Nacht lag er wie vom Starrkrampf gefesselt auf dem Grabe; am andern Morgen nahm er einen Knüttel zum Wanderstab und ging fort in die weite Welt.

Es mochten ungefähr drei Monate nach jener Begebenheit verstrichen sein, als zwei Männer auf dem Gernsbacher Wege heranwandelten, schweigend wie unterm Bann. Zum Kirchhofthor traten sie hinein, und knieten auf einem Grabe, welches ein schwarzes Kreuz als jenes bezeichnete, worin des Meisters Tochter lag.

„Ich habe Dir gesagt,“ sprach der Meister zu seinem treulosen Freund, „Alles sollte vergeben sein. Vergebung wird sein, wenn das Grab die Seinen wieder herausgibt.“

„„Wehe mir!““ stöhnte des Meisters Freund: „„Alter Meister! Du

hast mich betrogen. Du versprachst mir in der Fremde mit gleißenden Worten, mich zu den Deinen zu bringen. Ich ahne, daß sie hier im Grabe ruhen!""

„Du bist ein schlauer Weltweiser!" erwiderte ihm der Meister. „Verlangst Du, daß man Versprechen halten soll? Gut! Schau' her! wörtlich halt' ich das meine, getreuer als Du Deine Eide! Zu den Meinen bracht' ich Dich her. Vergeben will ich hier. Aber zuvor thaue mit Deinem Blut die Blumen auf dem Rasen, wie ich sie mit Thränen bethaute!"

Während der Rede war er schnell hinter ihn getreten, holte mit dem schweren Knüttel nach dem Verräther aus und schlug ihn mit solchem Ingrimm an die Schläfe, daß er taumelnd zu Boden fiel, noch eine Secunde athmete, und dann verschied.

„Nun ist Dir vergeben!" heulte der alte Meister in seinem Zorn; „o, meine Tochter, kannst Du nun ruhig schlafen?" Er kniete auf den Hügel und preßte das Antlitz, überströmend von Thränen, an das Grab.

Am andern Morgen fanden ihn die Wächter, welche die Früh-Runde machten, noch in dieser Stellung, sahen die Leiche daneben in frischem Blut, hoben den alten Meister auf und führten ihn in das Gefängniß.

Der Stab war über den alten Meister gebrochen: die peinlichen Richter, die des Mannes sich erbarmten, seiner großen Kunst halber und nicht minder wegen seines früheren, ehrsamen und rechtschaffenen Wandels und seines Unglücks, hätten ihn gern gerettet; aber er bekannte offen und frei die That und sprach sich selbst das Urtheil. — Als man ihm den Spruch verkündigt hatte, hörte er ihn gelassen an, und bat sich nur eine Gnade vor seinem Ende aus. Die Richter gelobten ihm deren Gewährung.

Der alte Meister sprach hierauf: „Meine einzige Bitte auf Erden ist nur noch die, mir so viel Frist zu vergönnen, daß ich zum Andenken meiner Missethat und Andern zur Warnung ein steinernes Bild des Gekreuzigten, der uns durch sein Blut vom ewigen Tode erlös'te, fertigen möge."

Die peinlichen Richter vergönnten ihm die Frist.

Man hatte den alten Meister in ein großes Gewölbe gebracht, worin er an dem Steinbild bequem schaffen konnte. Er that's in Ketten und mit Inbrunst und Reue, vom frühen Morgen meißelte er bis spät in die Nacht. Seine Thränen fielen auf den kalten Stein, während der Arbeit, und wenn er Feierabend machte, schlief er nicht, sondern weinte knieend die lange Nacht hindurch. So lange er am Werke schuf, hat man kein anderes Wort von ihm gehört, als den Ruf: „Mein armes Kind!" Speise und Trank rührte er wenig an, fast hätte man glauben sollen, er müsse von häufigem Wachen und Fasten verschmachten. Aber das Werk selber schien ihm übermenschliche Kraft zu leihen.

Endlich, nach geraumer Frist, war es fertig. Die Richter der Stadt und

der Markgraf selbst kamen, um das vollendete Werk zu besehen. Denn er hatte es während der Arbeit Niemandem zeigen wollen. Als sie dessen ansichtig wurden, riefen sie, von Bewunderung und Andacht ergriffen, aus: „Das hat nicht Menschenhand allein verfertigt, übernatürliche Kräfte haben dabei geholfen."

Der Markgraf aber sprach: „Wahrlich, das Haupt, welches dieses Kunstwerk ausersonnen, soll nicht durch Henkershand fallen; der Meister lebe und schaffe noch viele Werke mit reumüthiger Andacht, die diesem gleichen. Er hat genug gebüßt."

Der Meister lag schwach und kraftlos auf seinem Strohlager daneben und hörte des Markgrafen Lob und Gnadenspruch. Man trat zu ihm hin und nahm ihm die schweren Fesseln ab. Er sprach: „Ich danke Euch, edler Herr! Nehmt den Dank eines Sterbenden. Ich fühle es, der Kern meines Lebens ist verfault. Die Schale wird bald abfallen."

Am andern Morgen fand man den Meister büßend im Herrn entschlafen. Man begrub ihn ehrlich auf dem Friedhof neben seinem Kinde. Das steinerne Kreuz aber wurde neben seinem Grabe aufgestellt, und noch heute, wenn Einer des Meisters letztes Werk, das Steinbild des sterbenden Heilandes auf dem Kreuze erblickt, denkt er: „Christus ist gestorben, auf daß unsere Sünden hinweggenommen werden." E.

Dichterregel.

Im Frühling suche auf den Höhen,
Im sinn'gen Blühen der Natur,
In jedem Regen, jedem Wehen
Zu forschen heil'ger Dichtung Spur.

Und hast bewahrt Du im Gemüthe,
Was Vöglein sang in Frühlingspracht,
Was Bienchen summte in der Blüthe,
Was Sommer reifte, Herbst gebracht;

Dann brauchst Du, wenn die Fluren starren,
Und Eis und Schnee die Thäler füllt,
Nicht sehnend süßen Frühlings harren,
Hast ihn ja in Dein Herz gehüllt;

Und draus wird süßer Sang erschallen,
Erfreuend manches Menschenherz,
Wie Liebesschlag der Nachtigallen,
Wenn Veilchen blüh'n im jungen März.

Heinrich Waldwill.

Notizenblatt.

Italienische Reise = Fragmente.

Gesammelt von Phil. C. Holm.

1.) Cicerone.

Es war vormals in Rom eine allgemeine Gewohnheit der Fremden, sich bei den Wanderungen zu den Werken der Kunst und zu den Überbleibseln des Alterthums, von einem sogenannten Cicerone begleiten und unterrichten zu lassen. — Noch immer gibt es dort eine große Menge dieser Menschen, die sich den ankommenden Fremden aufdringen. — Diese überlästige, sowohl für die Bildung des Geschmackes, als für die Oeconomie des Fremden gleich gefährliche Menschenrace der römischen Ciceroni und sogenannten Antiquare sind größtentheils die Hefen des Pöbels, und haben, mit geringer Ausnahme einiger Wenigen, weder Sachkenntniß, noch Sinn für das Schöne und Große in den Werken der Kunst. — Ihre ganze Wissenschaft besteht in einer leeren Nomenclatur der Sachen, und der Unkundige ist sehr glücklich, wenn er selbst darin von ihnen nicht irregeführt wird. — Ihr täglicher Sold ist ein Zechin, und die unabänderliche Bedingung dabei: daß ihr Zögling einen Miethwagen halte, um mit ihm bequem herumfahren zu können. Die wohlbesetzten Wirthstafeln sind ihr Element. In rastloser Thätigkeit und unermüdetem Geschäftsfleiße sitzen sie hier neben ihren, von der stupenden Weisheit des Lehrers gesättigten Schülern. Zwei, drei und mehre Teller mit gehäuften Portionen umgeben ihren Platz am Tisch, und sie lassen sich bei dieser ihrer Hauptbeschäftigung nur so viel Zeit, die neu ankommenden Schüsseln nach Zahl und Inhalt zu mustern und anzupreisen. — Das Geschäft eines Lohnbedienten ist oft die erste Stufe zur Würde eines Cicerone. Ein Bursche, der als solcher einige Jahre sich herumgetrieben, die damit verbundenen, verdächtigen Kenntnisse und ein Namensgedächtniß der Sehenswürdigkeiten erworben hat, wird Cicerone.

Rom und Neapel sind voll solcher lebendiger Auskunftskalender. Mailand zählt deren Wenige, desto mehr Venedig. Kaum war ich daselbst im Gasthause abgestiegen, als ein solcher Allwissenheitskäfer zur Thüre hereinguckte, mir die freundlichsten Complimente schnitt, mich vor Dieben und Räubern warnte, und mir seine Dienste antrug. Als ich ihn aber kurz abwies, stolperte er ganz verdrießlich von dannen. — Später sah ich ihn noch ein Paar Mal des Tages. Er folgte mir wie ein Schatten, und wo immer ich einen Augenblick stehen blieb, machte er Miene, sich mir zu nähern und mir dienstfertige Auskunft zu geben. So zudringlich sind diese Leute!

2.) Leben in Venedig.

In Italien überhaupt, besonders aber in Venedig, ist es eine, durch das Clima des Landes und durch den eigenthümlichen Geschmack der Italiener veranlaßte Sitte, die Gränzen der Natur in den Tageszeiten zu verrücken, und drei Viertheile der zur Ruhe bestimmten Nacht mit Beschäftigungen des Tages auszufüllen. Die Gesellschaften in den Häusern und Casino's, den Versammlungssälen des Adels und der begüterten Bürger, und alle öffentlichen Lustbarkeiten sind darauf eingerichtet. Selbst die Geschäfte des Volkes richten sich darnach, und die engen Gäßchen sind in der Mitternachtsstunde so belebt und lärmvoll, wie am Tage. Wehe dem daran nicht gewöhnten

Fremden, der in den auf diese Gäßchen stoßenden Zimmern schlafen soll! — Eigentliche Geschäftsleute scheuen sich sogar, um nicht den öffentlichen Verdacht des Müßigganges auf sich zu laden, bei Tage an den Orten der Vergnügungen zu erscheinen. Zum Ersatz für den Verlust des nächtlichen Schlafes, halten sie mehre Stunden Nachmittagsruhe, wo denn ein förmlicher Stillstand in allen öffentlichen und Privatgeschäften eintritt. — Die allgemeine Beleuchtung der Häuser, Buden und Läden macht, daß die Dunkelheit der Nacht auf den Gassen verschwindet. Diese Letzteren gränzen allenthalben an einander, und die Bottegen (offene, artig verzierte und hell beleuchtete Häuserchen, wo Kaffeh und alle Arten von Erfrischungen feil sind) werden nur in der Nacht am meisten besucht.

Die vielen Merkwürdigkeiten, öffentlichen und Privatunterhaltungen Venedigs, dieser in ihrer Art einzigen Stadt, die Gastfreiheit, so weit diese nach der Landessitte der Gesellschaften und Zusammenkünfte eingeführt ist, und sich gegen Fremde, ohne Ausnahme, bis in die höchsten Classen der Einwohner erstreckt, und das Interesse des Umganges mit den heiteren, lebhaften, witzigen und schönen Venetianerinnen, können dennoch eine gewisse Einförmigkeit des täglichen Lebens nicht aufwiegen, die sich über das Ganze verbreitet, und bei einem lange dauernden Aufenthalt den Fremden ermüdet. Die eigenthümliche Lage der von dem festen Lande abgeschnittenen Insel ist die Hauptursache dieser ermüdenden Einförmigkeit. Der Marcusplatz ist der einzige für die Menge sehr beschränkte öffentliche Spaziergang, und verliert dadurch bald einen großen Theil seines anfänglichen Reizes. Das Wasser allein bleibt der Zufluchtsort, um frische Luft zu schöpfen. Zu grünenden Bäumen, Wiesen und Gärten, wornach man sich zwischen den Mauern Venedigs bald sehnt, kann man nur nach einer langen Überfahrt in den dumpfen, oft in- und auswendig mit schwarzem Zeuge überzogenen Gondeln kommen. Dieß Alles verleibet den Aufenthalt in Venedig, der doch durch die Unzahl von Alterthümern, Kunstwerken und sonstigen Merkwürdigkeiten von so hohem Intereresse ist. Erst in der neuesten Zeit gelang es den rastlosen Bemühungen der Behörden, Reinlichkeit in den Straßen und Gassen herbeizuführen, was nicht allein zur Schönheit der Stadt, sondern auch zur Gesundheit der Einwohner wesentlich beiträgt.

3.) Die Katakomben in Neapel.

Alle Reisenden kommen darin überein, daß die Katakomben, diese Cimmerischen Wohnungen des Todes und der Verwesung, in Neapel das merkwürdigste Werk der Vorzeit sind. Ihr erstaunlicher Umfang, ihre Anlagen und Einrichtungen widersprechen der von Andern nachgesprochenen Behauptung, daß die ersten Christen während der Verfolgungen der Römer, diese unterirdischen Gewölbe zu ihren Zufluchtsörtern bereiteten. Nach und nach wurden sie zu Begräbnissen bestimmt; das beweisen die vorgefundenen Gebeine, Inschriften und selbst die Einrichtungen des Ganzen und der einzelnen Theile.

Der Eingang der Katakomben bei der Kirche St. Genaro ist breit und hoch gewölbt, von großer, feierlicher Wirkung. Schauder erregt der Blick hinab in das tiefe Dunkel der hier herrschenden Nacht, welche von den vorleuchtenden Fackeln nur spärlich erhellt wird. Ein dumpfer Wiederhall tönt aus den Gewölben herauf. Das erborgte Fackellicht, das selbst die nächsten düsteren Seitenwände kaum sichtbar macht, senkt die tieferen Gänge und die weit gedehnten Gewölbe in eine noch schwärzere Finsterniß. — Um den Ausgang aus diesen nächtlichen Irrgängen wieder finden zu

können, erinnert der Führer oft, die Fackeln nicht mehr verlöschen zu lassen; eine Warnung, die das Schrecken in diesen nächtlichen Katakomben noch vermehrt. Es ist ein ungeheures Labyrinth unterirdischer Gänge, deren Zahl unbestimmt, und deren Gänge ungemessen ist. Einige führen zu Grabkammern, die in verschiedene Stockwerke getheilt sind; andere zu rund gewölbten Sälen. In den Wänden umher sieht man schichtenweise übereinander eingehauene Löcher mit Knochen und Moder angefüllt. — Bald erblickt man viele, gegen verschiedene Richtungen auslaufende Gänge, bald ein hohes Gewölbe. Hier leitet eine halb verfallene Treppe zu anderen Gräbern hinauf; dort hindert der Schutt eines durch Erdbeben, oder durch die drückende Last der oberen Erdlagen eingestürzten Bogenganges, oder ein Haufen halb vermoderter Knochen das tiefere Eindringen in entferntere größere und kleinere Gänge, die weit umher die Erde durchkreuzen. — Modergeruch verpestet die eingeschlossene Luft dieser Grüfte; faulende Erddünste und der Fackeldampf erschweren das Athmen. Man sehnt sich zurück nach dem Sonnenlicht und nach dem Anblick von Menschen, die von dem Fackellicht gebläßt, in diesen Gräbern wie wandelnde Schatten erscheinen. — Nie strömt die frische Luft erquickender der gepreßten Brust entgegen, nie wirkt das helle Licht des Tages und das Wiedersehen der Lebendigen erfreulicher auf den Reisenden, als beim Ausgange aus diesen, dem Tode geweihten Hallen.

Goldkörner.

(Aus dem Englischen, von A. Giftschütz.)

— Die Leidenschaft ist eine Art von Fieber in der Seele, das uns immer schwächer verläßt, als es uns findet.

— Der Zorn macht uns die Fehler Anderer an uns rächen.

— Wer sich bloß durch Kleidung geltend machen will, gleicht einem Zimmtbaume. Die Rinde ist mehr werth, als der Stamm.

— Die Furcht mag uns vor Gefahr bewahren, aber nur der Muth kann uns darin erhalten.

— Seinen Irrthum gestehen, heißt mit andern Worten sagen, daß man weiser ist, als man war.

Geschichtliche Momente und Begebenheiten aus der Gegenwart.

1836. November 1. In der Türkei hat die seit einigen Wochen herrschende Pest zugenommen. Die Zahl der Todten belief sich bis zum 1. November in Konstantinopel gegen 9000. Diese Heimsuchung ist entschieden die verderblichste seit 1812, wo des strengen Winters ungeachtet die Hälfte der Bevölkerung hingerafft wurde. Zu Adrianopel ist die Sterblichkeit noch größer, und zu Magnesia sind von 60,000 Einwohnern 25,000 gestorben. Ganze Dörfer in Kleinasien und der europäischen Türkei sind verödet, ja, das Land selbst ist zu einem großen Spital geworden. Inmitten dieser furchtbaren Sterblichkeit aber ist die den Türken eigenthümliche Ergebung und Gleichgiltigkeit, welche früher das Erstaunen der Franken erregte, unverändert geblieben.

— — 22. Otto I., König von Griechenland, wird mit der Herzogin Amalie von Oldenburg auf dem Schlosse zu Oldenburg feierlich getraut.

— — 23. Der König der Franzosen beschließt auf die Bitte des Fürsten v. Polignac und des Herrn Guernon de Ranville (der beiden letzten Minister Carl X., welche sich noch auf dem Schlosse Ham in der Gefangenschaft befanden), daß die gegen Hrn. v. Polignac durch Erlaß des Pairshofes vom 20. Dec. 1830 gefällte Strafe in 20jährige Verbannung aus dem Königreiche verwandelt und Hr. v. Guernon ermächtigt werden solle, auf sein Ehrenwort seinen Aufenthalt auf seinem Gute Ranville zu nehmen.

Rückblick in die Vergangenheit.

Am 12. December 1777 stirbt Albrecht von Haller, hochverdient um die Menschheit als Anatom, Physiolog, Botaniker und Dichter, im 70. Lebensjahre zu Berlin, kurz darauf, nachdem ihn Joseph II. mit einem Besuche beehrt hatte. — Wie reich ihn die Natur mit Geistesgaben ausgestattet, so wenig hatte sie ihm von Kindheit an Körperkraft verliehen. Schon als Knabe war er schwächlich, trübsinnig und schwermüthig; aber er fing im 6. Lebensjahre bereits das Studium des Lateinischen an, im neunten das Griechische und Hebräische. Die lateinischen Dichter weckten früh sein poetisches Talent. Im Jahre 1735 kam er als Professor der Anatomie und Botanik nach Göttingen, und bald war der Ruf von seiner Gelehrsamkeit und seinen Verdiensten durch ganz Europa verbreitet. 1749 erhob ihn Kaiser Franz I. in den Reichsadelstand, und der König von England zu seinem Staatsrath. 1753 verließ er seine Professorstelle und ging nach Bern zurück, wo das Wohl des Vaterlandes und die Musen seine Zeit und Beschäftigungen theilten. Ausgebreitet und unvergänglich sind Haller's Verdienste um die Naturlehre und Botanik; seine Lehre von der Reizbarkeit ist noch jetzt als die Grundlage der dynamischen Lehren neuerer Zeit anzusehen. Er entdeckte im bebrüteten Ei die erste Spur des Herzens in der 38. Stunde, und in der 41. die erste Spur des Blutes. Auch als Dichter trat er glänzend unter seinen Zeitgenossen hervor. Seine früheren Versuche verbrannte er mit rühmlicher Strenge gegen sich selbst. Zwar ist auch in seinem berühmten Gedicht „die Alpen," die Sprache hart und rauh, wie die Gebirgsmasse, die er schildert, doch sind die Ideen kühn und feurig, und zeigen ein der Natur sehr befreundetes Gemüth. Am höchsten und reinsten stehen seine elegischen Gedichte, unter welchen die Elegie auf den Tod Marianen's wahrhaft classischen Werth hat. — „Schreiben Sie auch im späteren Alter Gedichte," fragte ihn der Schätzer der Menschheit bei seinem Besuche. „„Nein, Eure Majestät,"" entgegnete Haller bescheiden. Und als Joseph II. die letzte Ausgabe derselben zu sehen wünschte, überreichte sie der Greis mit den Worten: „Hier sind meine Jugendsünden."

Am 13. December 1769 stirbt Christian Fürchtegott Gellert im 55. Lebensjahre zu Leipzig. Er hatte, als eines dürftigen Predigers Sohn, eine schwere Jugend durchzukämpfen. Die Bekanntschaft mit Gärtner und Rabener ermunterte seinen Eifer und Geschmack für die Wissenschaften, welchen er sein ganzes Dasein widmete. Er erhielt, nachdem er durch Privatunterricht sich lange Zeit eine karge Existenz errungen hatte, 1751 die Stelle eines außerordentlichen Professors der Philosophie mit 100 Thalern Gehalt. Genügsam, wie er war, und durch häufige Geschenke von seinen Freunden und Schülern unterstützt, hätte Gellert in Leipzig sehr glücklich gelebt, wenn sein Körper nicht unaufhörliche Leiden, die er mit Seelenstärke und vollem Vertrauen auf Gott ertrug, gelitten hätte. — Der biedere Gellert war nicht groß von Gestalt, zierlich, aber nicht hager; sanfte, eher traurige Augen, eine sehr schöne Stirn, eine nicht übertriebene Habichtsnase, ein feiner Mund, ein gefälliges Oval des Gesichts — alles machte seine Gegenwart angenehm und wünschenswerth. Sein moralischer Charakter war durchaus ohne Flecken. Gesinnungen wahrer Frömmigkeit beseelten ihn; er hatte ein liebreiches, menschenfreundliches, dienstbegieriges Herz gegen alle Menschen, und die größte irdische Glückseligkeit seines Lebens war die Freundschaft. Er liebte das Lob des Kenners und des Rechtschaffenen, aber mit jener jungfräulichen Schamhaftigkeit, die vor einem jeden, auch wahren Lobe der Schönheit erröthet. Dabei war Niemand williger, die Verdienste Anderer zu erkennen, Niemand geneigter, Andern den Vorzug vor sich selbst zuzugestehen. Als Schriftsteller gewann Gellert die Neigung Deutschlands in einem Grade, wie sie nur sehr Wenige erreicht haben. Seine Fabeln, die in der dürrsten aller literarischen Zeiten Deutschlands erschienen, gewannen durch freundliche Gutmüthigkeit, leicht verständliche Moral, treuherzige Schalkhaftigkeit und populären Witz die Liebe des gesammten Volkes, und während es sie liebte, ward es auch durch sie gebildet, so daß eine gewisse Breite, Schwatzhaftigkeit und Verwässerung derselben um so eher entschuldigt werden mag. Seine geistlichen Gedichte bemächtigten sich des Herzens der Nation, und es gelang ihm, einige Ahnungen von Religiosität selbst bei dem großen Haufen zu retten. So machten ihn (wiewohl er keiner der ersten Dichter gewesen) sein heller Verstand, sein geläuterter Geschmack und besonders sein frommer Sinn zum Verbreiter praktischer Wahrheiten und zum wohlthätigsten Lehrer der Jugend. Klopstock empfängt ihn in seinem „Wingolf mit den Worten:

„Dich soll der schönsten Mutter geliebteste
Und schönste Tochter lesen, und reizender
Im Lesen werden, Dich in Unschuld,
Sieht sie Dich etwa wo schlummern, küssen."

Hierzu die Beilage Nr. 50.

№ 50. Beilage zu №. 149.

Blätter
für geistige Thätigkeit, wissenschaftliche Erörterungen
und nützliche Studien.

Wien, den 12. December 1836.

Probleme, zur Lösung vorgelegt.

I.
Parabel.

Es tönt aus dem Dome auf geistigem Grunde
Ein Glöcklein mit hellem Geläute heraus;
Wollt von der Breite und Tiefe Ihr Kunde,
So langen die Zirkel und Stäbe nicht aus.

Hochzeitsgesänge und Sterbegeläute,
Der Schlachten Gebrülle und Siegesgeschrei,
Das Trauergeseufze verlassener Bräute,
Hallt aus der Glocke Riesengebäu.

Es machen zwei Glöckner die tägliche Runde,
Der Eine bei Tag mit goldenem Schein;
Mit silbernem Glanze bei nächtlicher Stunde,
Trifft immer recht pünctlich der Andere ein.

Da schauet das Auge die flimmernden Zinken
Des Erzes, gesäet auf grauende Spur;
Und siehet sie zucken und siehet sie winken,
Wie sprießende Blumen der grünenden Flur.

Kein Erdengeborner vermag sie zu läuten,
Wer sie gegossen, dem — freundlichen Gruß;
Wollt Ihr die Glocke, die Glöckner mir deuten,
Und wer ihn vollführte, den mächtigen Guß?

A. W. Brey.

II.
Logogriph.

Mit R prang' ich im Blüthenreich,
Mit D umschließ' ich eine Pflanze,
Mit H, es wird der Schiffer bleich,
Erblickt er mich im Wirbeltanze.

Moriz Richard.

Magische Pyramide.

de. Der
Mor sen Hän Mun
Mu im cher zu gen de
Mit weckt auf sich die Spen Gold den
voll Hat ter rei Pur lisch sei de mit fleiß
licht Ro Dich se weih'n himm pur Er Pflicht Denn de gen
stun gen den gen zu nem Bei schein schö lohnt ner Mor lieb sen

Die horizontalen Reihen, die Summen von je zwei verticalen Seiten stehen in einer arithmetischen Progression, und zwar nach Verhältniß der Anzahl der Felder, welches auch nach Abnahme der 2 verticalen Seiten so lange fortdauert, bis nur mehr 2 Felder erübrigen, deren Summe das kleinste Glied der beiden gleichen Reihen ist.

Carl Zimmer.

Lösungen

der Probleme in Nr. 48 der Beilage des Zuschauers (S. 1441).

I. Lösung des physikalisch mathematischen Problemes von M. Poczta, Rechnungs-Adjunkten der k. k. Monturs-Haupt-Commission in Prag:

Die Höhe der Atmosphäre = 11858 Klafter $4\frac{1}{4}$ Schuh, nach folgender Berechnung:

Es sei das Gewicht eines Kubikfußes Wasser = m Pfund; der Querschnitt der Barometer-Röhre sowohl, als auch der Luftsäule = F, und da die letztere in der Dichtigkeit in der Art fortwährend abnimmt, bis endlich diese in 0 übergeht, so kann man sie in gleichartigem Zustande als einen Kegel betrachten, und da dieser der Quecksilbersäule das Gleichgewicht halten muß, so erhält man:

$$F \cdot \frac{27}{12} \cdot m \cdot 13{,}598 = \frac{F \cdot x \cdot m \cdot 0{,}00129}{3}$$, woraus x = 11858 Klafter $4\frac{1}{4}$ Schuh, als die Höhe der Atmosphäre, folgt.

M. P.

Anders hingegen behandelt Hr. J. B. Schramm, k. k. Oberlieutenant in der Armee, dieses Problem, und erhält durch nachstehenden Lösungsversuch (wir übergeben gerne beide der Prüfung sachkundiger Leser) folgendes Resultat:

Bei der specifischen Schwere der Luft = 0,00129, also dem wirklichen Gewichte derselben = 0,0727289; dann bei der specifischen Schwere des Quecksilbers = 13,593, also dem wirklichen Gewichte desselben = 766,369; wenn der W. Kubikfuß Regenwasser 56,379 W. Pfunde wiegt; und bei der Angabe, daß der Barometerstand 27 N. Ö. Zolle ist; wird an diesem Orte, auf einen Quadratfuß des Horizontes, eine Luftsäule bis an die äußerste Gränze der Atmosphäre gedacht, mit dem Gewichte von 1724,328 W. Pfunden drücken.

Da nun die atmosphärische Luft wirklich eine flüssige, elastische, schwere Masse ist, welche durch einen dagegen angebrachten Druck eine größere Dichtigkeit und Elasticität erlangt, also ihre Schichten zunächst des Horizontes am dichtesten sind, und die übrigen, gegen die äußersten Gränzen zu, an Dichtigkeit immer mehr und mehr abnehmen; so wird, wenn man aus der Naturlehre den Satz entlehnet: daß die wirklichen Gewichte der atmosphärischen Luft, in gleichen Räumen, sich gegen einander verhalten, wie die Kräfte, oder wie

die Gewichte, womit die Luft in diesen gleichen Räumen zusammengepreßt erhalten wird, die Höhe der Luft bis an die äußerste Gränze der Atmosphäre, ziemlich genau:

10,385 österr. Postmeilen betragen. J. B. S.

II. Lösung des Gnomegriphes von Srbjk, Officialen der k. k. Hof-Staatsbuchhaltung:

Aurora musis amica.

III. Lösung der Rhythmogriphe in Sittensprüchen von A. W. Brey, Hörer der Rechte an der Hochschule zu Wien:

1.) Wenn Dich Dein Bruder frägt, so sei bescheiden,
Belehre ihn, es frommt Euch wahrlich Beiden.

2.) Gefälligkeit, die rühm' ich wahrlich Allen,
Ein trotzig Kind hat mir noch nie gefallen.

3.) Wetzt sich an Deinem Ruf ein arger Schnabel,
So dulde es, denk' an den frommen Abel.

4.) Die Gutes Dir gethan, die mußt Du achten,
Und, sie nie zu vergessen, emsig trachten.

5.) Zum Guten lass' Dich niemals lange mahnen,
Die Strafe kommt, wenn wir sie auch nicht ahnen.

6.) Sei arbeitsam, so brauchst Du nichts zu erben,
Die Barschaft steht oft nicht für einen — Scherben.

IV. Lösung der Homonymen von J. B. Hell, k. k. Beamten in Wien:

1.) Bürger. — 2.) Dante — Tante.

Richtige Lösungen der letzten drei Probleme, sandten ein, die Herren: Huszar Balint, Eduard Wiedenfeld, Joh. Krebner, Dr. Pleyel v. Bleyburg, G. Uffenheimer, Sigm. Mauthner, Alexander Gigl, J. M. Walz, C. Ritter, Moriz Richard, J. A. Koßl, J. B. Kauppel, C. Fleckles, Carl Reich, J. N. Heggelin, von Wien; — Carl v. Stieber, Gutsbesitzer von Sobiesak; Joseph Renadal, Posterpeditor, und Vincenz Glasner, von Znaim; Friedrich von Miré, k. Rath von Pesth; Carl Lányi, Hörer der Theologie und Zögling des erzbischöflichen Alumnates in Tyrnau; Joh. Schmid, Hörer der Philosophie, von Nikolsburg.

Schwungproben und Versuche.

An die Unschuld.

Die Du im Sternenlichte wohnest,
Mit Lilien das Haupt geschmückt,
Dich preis't, von Deinem Glanz entzückt,
Der Geist, den Deine Huld beglückt,
Den Du mit Freuden lohnest.

Urheilige! auf Deinen Auen
Blüht Harmonie und Seelenglück;
Drum, holde Unschuld! komm' zurück!
Und lass' in Deinem Engelsblick
Uns froh den Himmel schauen.

Georg Kollweck.

Buntes aus der Gegenwart.

(Carabiners in Spanien.) In einer besondern Notiz erwähnen die „Blätter aus der Gegenwart" über den jetzigen Stand der Dinge in Spanien eine neue Art Miliz, welche der General Narvarez an seiner Seite hat. Diese gewandten, flinken, kräftigen Carabiners, welche laufen, wie Andere gehen, gegen Strapazen aller Art abgehärtet sind, auf Felsen klettern, in der Schnelligkeit den besten Pferden, in der Sicherheit den Maulthieren gleichkommen, scheinen einem Menschenschlage anzugehören, der nur Spanien eigenthümlich ist. Sie haben nervige, kleine Beine, einen schlanken Wuchs, elastische Nerven und eine nachgebende Festigkeit, welche über alle Strapazen triumphirt. Die Aufnahme in dieses merkwürdige Corps gilt für eine ehrenvolle Belohnung. Sie beginnen fast immer den Kampf; dehnen sich in eine Linie von fast 50 Mann aus, und reinigen den Weg als Tirailleurs. Die minder Starken unter ihnen würden bei uns noch für Wunder der Gewandtheit und Körperkraft gelten. Oft, wenn sie den ganzen Tag gelaufen sind und mehr als 150 Schüsse abgefeuert haben, machen sie in der ersten besten Stadt Halt, und ziehen mit der Guitarre in der Hand frisch und fröhlich in den Straßen umher. Ihre wilden Seguidillas schallen, von dem Geflister der Guitarre begleitet, in die Ferne, und die Töne ihrer metallischen Stimmen wecken das Echo der fernen Gebirge. Diese Carabiners marschiren nie ohne Guitarre, und einer der Tapfersten erhält den Auftrag, während des Kampfes über das Wohl des Instrumentes zu wachen. — So übergab bei einem sehr heißen Kampfe der tödtlich verwundete Guitarreträger das Instrument seinem Kameraden und sagte: „Casanha, wenn Du mich nicht retten kannst, rette die Guitarre, sie kostet vier Duros!"

(Instrument zur Untersuchung der Meerestiefe.) Ein gewisser Payne hat einen untersceischen Register-Barometer (eigentlich Manometer, denn er ist mit atmosphärischer Luft gefüllt) probirt und völlig brauchbar gefunden. Die Glasröhre davon ist in Atmosphären und Zehntheile von Atmosphären eingetheilt und mit Correctionstafeln für die Temperatur und Salzhaltigkeit des Wassers versehen. Das von Hrn. Payne bereits angefertigte Instrument ist von 1 bis zu 45 Atmosphären bezeichnet, welche letztere Zahl eine Tiefe von 247 Faden gibt. — Die Ehre der Erfindung dieses Manometers nimmt indessen ein Capitän Ericson in Anspruch. — r.

Telegraph.

L. N—d—g: Ich eetheile bereits mehr als hundert Freikarten, wovon manche in den Händen meiner Gegner. Bei dem äußeest billigen Preise dieses Blattes ist's um so nöthiger, daß ich meine Freigebigkeit etwas beschränke. Deßhalb bedaure ich, Iheem Wunsche nicht willfahren zu können. — Temesvar v. F: Zur freundlichen Erinnerung an Sie soll etwas von dem Übersandten bei Gelegenheit aufgenommen werden. — G. W: Leicht und angenehm behandeln Sie die Form, aber dem übersandten Gedicht fehlt die wahrhaft poetische Idee. — St**z: Nicht ohne Anlage, aus welcher ernste Studien etwas machen könnten. Einer der gesandten Versuche wird im nächsten Quartal zur Ermunterung Ihres Talentes abgedruckt werden. — B. E: Das Gedicht: „Liebeslust," ist in Form und Gehalt verunglückt; die prosaische Sendung jedoch werde ich zu benützen suchen. — Gorlice an S: durch den Postw. abgeschickt. — Grätz v. H: Mit Dank empfangen. — Wr. Neustadt v. C. F. S: empfangen und püncllich besorgt.

Redacteur und Herausgeber: J S Ebersberg (wohnt in Wien; Stadt, Tiefengraben Nr. 166).

Gedruckt bei J. P. Sollinger.

№ 150.

Der Oesterreichische

ZUSCHAUER.

Für Kunst, Wissenschaft, geistiges Leben.

Mittwoch, den 14. December 1836.

Was die Sonn' den Blumen auf der Erde,
Ist der Fürst den vielen Millionen,
Welche am, von Ihm beschützten Herde
Schönes Land, von Ihm beglückt, bewohnen!

Leopold, Großherzog von Toskana, und später römisch-deutscher Kaiser.

(Historische Skizze aus dem Leben guter Fürsten.)

Leopold, ein Sohn des Kaisers Franz I. und der Kaiserin Maria Theresia, ließ schon in seinem Knabenalter einen besondern Ernst und tief forschenden Geist blicken; unter seinen Geschwistern war er immer der fleißigste. Er studierte schon frühzeitig das Natur-, Staats- und Kirchenrecht, und erlangte darin ausgebreitete Kenntnisse. Er suchte den Umgang der gelehrtesten und aufgeklärtesten Männer, und vernachlässigte nichts, um seinen Geist und sein Herz ausbilden. Als er das achtzehnte Jahr erreicht hatte, übergab ihm sein Vater die Regierung des Großherzogthums Toskana. Hier eröffnete sich ihm ein freies Feld, die vortrefflichen Grundsätze, welche er sich eigen gemacht hatte, anzuwenden, und die echten Regeln der Regierungskunst in Ausübung zu bringen.

Seine ersten Regentenhandlungen zeigten schon, wie all sein Ehrgeiz darin bestehe, Vater seiner Unterthanen zu sein. Es fanden sich nämlich in dem toskanischen Gebiete noch große Strecken Landes, welche wegen der daselbst herrschenden, ungesunden Luft wenig bevölkert und schlecht angebaut waren. Er reinigte die Luft durch Austrocknen der Moräste, und ließ es sich angelegen sein, die Bevölkerung und den Anbau dieses von der Natur so gesegneten Landes in allen Gegenden in den vollkommensten Stand zu bringen. Um den Landmann zur höchst möglichen Verbesserung des Ackerbaues zu ermuntern, gab er den Kornhandel frei, ungeachtet die bisherigen Einschränkungen desselben eine beträchtliche Summe in den öffentlichen Schatz gebracht hatten. Um die Cultur der Seide zu vermehren, erlaubte er im Jahre 1778 den freien Handel mit Seidenwaaren, welcher bisher nur auf Florenz und Pisa eingeschränkt war. Um auch aus Schätzen, welche die

Natur dem Innern der Erde anvertraut hat, Nutzen für den Staat zu ziehen; ließ er durch geschickte Bauverständige die Erze in seinem Lande untersuchen. Um die gesammte Landwirthschaft in allen ihren Zweigen zu verbessern, stiftete er in Florenz eine besondere Akademie, welche sich ausschließend mit dem Ackerbau, der Hauswirthschaft und dem Gartenbau beschäftigte, und durch neue Entdeckungen, durch Preisaustheilungen und durch vielerlei andere Einrichtungen den Landbau unterstützte und vervollkommnete. Um dem Ackerbau, den Manufacturen und Fabriken desto mehr Arbeiter zu geben, schränkte er sein ganzes Militär auf zwei Bataillons ein, und errichtete zugleich ein eigenes Departement, welches über den Handel, die Künste, die Fabriken und Manufacturen die Aufsicht und die Obliegenheit hatte, für die Beförderung und Emporbringung derselben zu sorgen. Um die Gemeinschaft mit der Lombardie zu erleichtern, ließ er eine Landstraße von Pistoja nach Modena anlegen, welche unmittelbar über die appeninischen Gebirge und über mehre Flüsse und Ströme geht.

Auch die Wissenschaften und Künste erfreuten sich des Schutzes und der Begünstigung Leopold's, ob ihn gleich in den ersten Regierungsjahren die wichtigsten Staatsgeschäfte davon abhielten. Zur Beförderung des Studiums der Naturkunde und Physik, welche beide einen so entschiedenen Nutzen für das gemeine Leben haben, legte er ein vortreffliches Cabinet von Instrumenten und natürlichen Seltenheiten an, vermehrte die Bibliothek, und begünstigte ihren allgemeinen Gebrauch. Im Jahre 1769 errichtete er eine eben so seltene als merkwürdige Anstalt, welche vielleicht die einzige ihrer Art in ganz Europa ist. Es wurde nämlich zu Florenz ein eigenes Haus errichtet, wo Jedermann wichtige Urkunden und andere Handschriften von Bedeutung mit einer vollkommenen Sicherheit und Gewißheit für deren Erhaltung niederlegen, und sobald er sie verlangte, wieder erhalten konnte. Die Klöster, andere geistliche Stiftungen und andere öffentliche Anstalten machten sich dieses vorzüglich zu Nutzen, und brachten bald alle ihre alten Urkunden und Nachrichten in dieses Haus.

Vorzüglich lag ihm auch die Beförderung gründlicher Religionskenntnisse am Herzen. Er befahl den Bischöfen, bei Besetzung der kirchlichen Ämter bloß auf würdige und geschickte Subjecte zu sehen; und da viele von den Geistlichen nur sehr geringe Einkünfte hatten und folglich gar kümmerlich leben mußten, verwendete er die Einkünfte des im Jahre 1783 aufgehobenen Cistercienser-Mönchs-Ordens zur besseren Besoldung dürftiger Pfarrer. — Er hob die Freistätten auf, in welchen sonst Mörder, Diebe und andere Verbrecher eine sichere Zuflucht fanden.

Leopold legte auch Hospitäler an, die man leicht für die Paläste des Großherzogs halten könnte. In denselben herrschte Reinlichkeit, Ordnung,

zärtliche und sorgsame Pflege. Man sah kranke Alte darin, und es schien, als würden sie von ihren Kindern bedient; man sah kranke Kinder, und es schien, als würden sie von ihren Müttern gepflegt. Leopold kam oft in Person, um die Armen und Kranken zu besuchen, und so oft er in diesem Aufenthalte der Schmerzen und des Jammers erschien, rief er Freudenthränen hervor, und so oft er hinausging, strömten Segenswünsche über ihn.

Um dem Großherzoge vorgestellt zu werden, brauchte man nicht von vornehmer Geburt zu sein. Sein Palast war, wie die Tempel, allen seinen Unterthanen ohne Ausnahme offen. Drei Tage in der Woche waren indessen einer gewissen Classe, den Unglücklichen, vorzüglich geweiht.

Auch das große Werk der Gesetzgebung zog seine Aufmerksamkeit in einem vorzüglichen Grad auf sich. Die Civilgesetze wurden einfacher, und die peinlichen Gesetze milder als bisher gemacht. Nur höchst selten fanden Todesstrafen Statt, und in den Gefängnissen herrschte Gerechtigkeit und Menschlichkeit. Dem so schädlichen Luxus arbeitete er durch weise Aufwandgesetze, noch mehr aber durch sein eigenes Beispiel entgegen. Seine Kinder suchte er vor Allem zu edlen und guten Menschen zu bilden. Sein einfacher und wahrhaft humaner Erziehungsplan näherte sie unaufhörlich den Scenen des Unglücks, von welchen ihr Stand sie gewöhnlich so weit entfernt, und ihre Lehrer mußten immer ihre Aufmerksamkeit auf das lenken, was ihre Herzen dem Mitleid und der Wohlthätigkeit öffnen konnte.

Sein Volk glücklich zu machen, und nur dadurch selbst glücklich zu werden, war sein Hauptzweck. Als der König von Neapel mit seiner Gemahlin in Florenz war, brachte man eine sehr geringe Abgabe zur Bestreitung der Unkosten zu den Festen, die man ihm zu Ehren geben wollte, in Vorschlag. Der Großherzog antwortete: „Meine Frau hat noch für drei Millionen Juwelen.“ Man bedauerte es einst in seiner Gegenwart, daß seine Staaten nicht größer wären. „Ach,“ rief er aus, „es gibt noch Unglückliche in meinen Staaten.“

So regierte Leopold das Großherzogthum Toskana fünfundzwanzig Jahre hindurch, und verbreitete während dieser Zeit Segen um sich her. Man wünschte allgemein, daß er einen größern Wirkungskreis haben möchte. Dieser Wunsch ward erfüllt. Der am 30. September 1790 erfolgte Tod Joseph's II. rief ihn, da Derselbe keine Kinder hinterließ, auf einen der ersten Throne Europa's. Nur ungern vertauschte er das kleine Ländchen voll glücklicher Bewohner gegen die von 27 Millionen bewohnten österreichischen Staaten, und verließ es nicht, ohne ganz Europa genaue Rechenschaft von seiner seitherigen Verwaltung abzulegen. — Er ließ eine in italienischer Sprache abgefaßte Schrift drucken, welche einen vollständigen Abriß seiner ganzen 25jährigen Staatsverwaltung mit allen dazu gehörigen

Belegen und Urkunden enthält, und bis jetzt das einzige Werk in seiner Art ist. — Eben so human, wie er als Großherzog gewesen, zeigte er sich auch als Kaiser und König. Leider waren die Tage eines so trefflichen Fürsten gezählt. — Ein Schlagfluß machte am 1. März 1792 seinem wohlthätigen Leben ein Ende.

Jos. Heinr. Hennig.

Der Engel.

Ich will Dir von einem Engel singen:
Der wohnt in einem thönernen Haus',
Schlägt sehnsuchtsvoll um sich mit den Schwingen
Und strebt aus seinem Kerker heraus.

Ihn treibet und dränget der ew'ge Gedanke:
„Da draußen, wie muß es wohl schöner sein!
Wie äugelt so mild durch die Eppichranke
Der lächelnde Himmel in's Fenster hinein!“

„Horch, wie die Lerche so freudig singet,
Durchsegelnd die glänzende Ätherbahn!
O Gott! warum bin ich, wie sie, beschwinget,
Wenn ich nicht darf mit ihr himmelan!“

So seufzt er — und liegt am Ende geduldig
Am Boden des Kerkers in sich gekehrt,
Vergißt, daß er Engel — ja, wähnt sich schuldig,
Weil er so erhabene Wünsche genährt.

Doch — wurden umsonst Dir Flügel gegeben? —
Ei, schwing' sie! Sie stürzen die Wänd' einst ein:
Dann wirst Du, befreit aus dem Kerkerleben,
Du Engel — wieder bei Engeln sein!

Eduard Silesius.

Notizenblatt.

Dramaturgische Literatur.

Offenes Schreiben an eine Freundin über Halm's neues Trauerspiel: „Der Adept.“ Von M. G. Saphir. Wien, 1837. Bei Leopold Grund.

Sehr selten oder gar nicht findet der einheimische Schriftsteller das rechte Maß des Lobes oder des Tadels. Eine Menge von Verhältnissen und Persönlichkeiten wirkt selbst auf denjenigen Beurtheiler ein, der mit dem festen Vorsatz, parteilos zu sprechen, sich an das Werk macht. Entweder (und dieß ist wohl meisten Theils der Fall) wird das einheimische Talent aus einem an sich löblichen Gefühle zu sehr erhoben, oder es wird von einzelnen Gegnern, welche die Leidenschaft des Neides und untergeordneter Beziehungen erfaßt, zu tief erniedrigt. Einzelne sowohl, als gelehrte

Cliquen fallen in solche Extreme. Das erste (so schuldlos es scheint) hat nicht selten sehr beachtungswürdige Talente auf Abwege geführt, und das andere in mancher keimenden Blüthe mit seinem Frosthauch die Frucht zerstört. Zu großes Lob wirkt, tausendfältigen Erfahrungen nach, schlimmer, als übertriebener Tadel; es wirkt als Treibhauswärme erschlaffend oder überzeitigend, indessen die Kälte ungerechter Beurtheiler den Verletzten manchmal ermannt und zu dem Eifer nach der Siegespalme reizt. Der erschreckende Rückschritt der Jetztwelt auf dem literarischen Gebiete muß ganz jenem, durch düstere Verhältnisse hervorgerufenen unverschämten Lobhudelwesen zugeschrieben werden.

Was nun den Verfasser der „Griseldis" und des „Adepten" betrifft, so kann Niemand eine innigere Theilnahme und aufrichtigere Achtung für sein schönes Talent, als wir, fühlen. Es ist dieß ein Dichter, der in dieser armen Zeit Gutes geleistet hat und das Beste noch leisten kann. Aber wir halten nach diesem freudig gemachten Zugeständnisse nicht die Überzeugung zurück, daß Jene von seinen beiden Werken zu viel gesagt haben, welche sie als vollendete Meisterstücke anerkannt wissen wollten. Ja, wir fürchten, die Freunde dieses Dichters dürften Ihm und der Kunst mehr schaden, als die heftigsten Tadler einen Genius, wie den seinen, getrübt haben würden!

Die Wiener Journale (und unter diesen, mit Entwicklung treffender Ansichten und klarer Beurtheilungskraft, die Herren Dr. Meynert und Ermin) haben diese neue dramatische Erscheinung von so vielen Seiten beleuchtet, daß dem Leser das Finden der rechten Mitte (besonders, wenn er selbst gehört und gesehen) nicht schwer sein möchte. Das größte Lob für Hrn. Halm's Dichterberuf steckt nicht in den schönen stolzen Redensarten, die man ihm spendet, sondern darin, daß sein zweiter Versuch so viele Stimmen hervorgerufen hat. Und das ist der Segen der oft ungerecht angeklagten Journalistik, die der Macht des ersten Eindrucks wohl leicht erliegt und dann parteiisch wird: daß sie die Urtheile einander gegenüberstellt und dem ruhigen Beobachter Stoff zu einem eigenen, meist unbefangenen gibt.

Nicht überflüssig war daher die Stimme des Hrn. Saphir, dessen bewährten dramatischen Ansichten allerdings ein selbstständiges Urtheil gebührt. Ausführlicher noch, als alle seine Vorgänger, hat er seine Meinung in obigem „offenen Schreiben" abgegeben und sich — für die Partei der Exaltirten erklärt. Es ist interessant zu lesen, welchen Scharfsinn dieser Schriftsteller aufbietet, um sein Urtheil geltend zu machen. Deßhalb greift er, als die Angel, um welche sich sein Urtheil dreht, die Ansichten aller seiner Vorgänger über das Princip des neuen Trauerspieles mit kaum zurückgehaltener Heftigkeit an, und dasjenige, welches er darin gefunden haben will, hat allerdings eine tragische Natur. Er sagt:

„In Werner Holm sehen wir einen Geist, welcher der allgewaltigen Natur auf die Spur kommen will, welcher die Urkraft des Werdens und Schaffens auskundet, um Gold zu machen, aber nicht um Gold zu haben, nicht des Goldes um seiner selbstwillen, sondern weil er im Golde die Universalarznei der gesammten kranken Menschheit findet. Sein ungeheures Verbrechen ist, daß er die Correctur der Schöpfung vornehmen will; daß er sich frevelnd erdreistet, zu glauben, die göttliche Macht habe die Menschheit hilflos gelassen; daß er als Retter der Menschen dem höchsten Wesen der Vorsehung nachhelfen will; daß er in Gottes Schöpfung, in dieser weisen Fügung, ein zweiter, ein beglückender Schöpfer werden zu wollen

sich einbildet; daß er glaubt, die allgütige, unerforschliche Macht habe schlecht die Welt bestellt, und er sei berufen, das Werk des Unendlichen zu verbessern! die Menschen, die der Allgütige, wie der Kurzsichtige glaubt, nicht beglückt hat, aus eigener Kraft und Schöpferfülle beglücken zu wollen, darin liegt eine Schuld, und diese Schuld ist unermeßlich; sie ist tragisch und ungeheuer! — — Welch titanischer Frevel! Er, ein sündiger, ein schwacher Staubgeborner, will gegen und ohne den Helfer von dort oben, selbst der Helfer sein. Er erfrecht sich, die Vorsehung des Unrechtes, ja des Geizes anzuklagen, und selbst will er gut machen, was nach seinem frevelhaften Dünkel die ewige Barmherzigkeit schlecht gemacht hat!"

Mit Scharfsinn, wir wiederholen es, hat Hr. Saphir diese Grundlage aufgefunden; aber wir glauben offen sagen zu dürfen, daß — wenn der Dichter von diesem Princip ausgegangen, er die hohe Idee desselben nicht klar oder treu genug durchgeführt habe. Dazu bedurfte der Held der Tragödie eine „Faust" ähnliche Charaktergröße und Geisteskraft, welche ihm allerdings fehlt; dazu gehörten Versuche, „jene Correctur der Schöpfung" in's Werk zu setzen, die wir im Verfolg Trauerspieles nicht fanden.

Daß diese Schrift übrigens treffliche Einzelnheiten bietet und auf den Genius Halm's Lichtblicke des Verdienstes und der Wahrheit wirft, gestehen wir mit Freuden ein. Wir geben der gewandten Ausführung und Darstellung der Ansicht des Beurtheilers unseren vollen Beifall; theilen aber unter anderm auch nicht jene Meinung (aufgestellt, um die allgemeinere Theilnahme, welche das Publikum der „Griseldis" vor dem „Adepten" schenkte), „daß im Allgemeinen Heldinnen in der Tragödie immer eine weit lebhaftere Theilnahme finden, als Helden." Im Gegentheil scheint uns des Mannes Ringen mit den Zaubernetzen des Erdengeschickes und die Erhebung seiner Kraft über das Endliche das erhabenste Princip jedes Trauerspieles; und wenn eine „Maria Stuart," eine „Jungfrau von Orleans" dieser Behauptung entgegengestellt würde, kann es keiner Erinnerung an Tragödien der Alten und Neuen mit Helden fehlen, welche durch ihren Erfolg unsere Meinung bestätigen. Ja, deren Probehältigkeit liegt wohl auch schon darin, daß alle Heldinnen berühmter Tragödien durch eine Überfülle ungewöhnlicher Seelenstärke die Gränzen der Weiblichkeit fast überschreiten. C.

Miscellen.

(Der aufmerksame Diener.) Ein Bedienter, ein würdiges Seitenstück zu Castelli's Thoma's, bekam von seinem Herrn den gemessenen Auftrag, ihn am nächsten Morgen schon um 5 Uhr zu wecken. Als dieser aber endlich selbst erwachte, war es bereits 8 Uhr. — Zornig rief er seinen Diener. „Dummkopf! hab' ich Dir nicht befohlen, mich heute um 5 Uhr zu wecken?" — „„Ach, verzeihen Sie, gnädiger Herr,"" entschuldigte sich Jener, „„ich war wohl schon im Begriffe, Sie zu wecken aber ich besorgte, Sie könnten noch schlafen."" N—y.

(Themse-Tunnel in London.) Langsam, aber sicher schreitet die Vollendung dieses Riesenwerkes seit der Wiedereröffnung seiner Bauten vorwärts. Tag und Nacht arbeiten 112 Arbeiter, welche alle 8 Stunden abgelöst werden, und während dieser Zeit nur ein einziges Mal Erfrischungen erhalten, wozu ihnen eine halbe Stunde eingeräumt ist. Die Arbeiter, von welchen immer nur die Besten ausgewählt werden, und deren Wochenlohn 40 bis 45 Schilling beträgt, haben kein bestimmtes Arbeits-

quantum, sondern sind angewiesen, das, was sie arbeiten, emsig und fest zu machen. Der dabei verwendete Cement ist der bestmöglichste und erhärtet sehr schnell, so daß nach zwei Stunden der neue Bau schon auf eine sehr starke Probe gestellt werden kann. Aufseher, welche eigens dazu angestellt sind, schlagen nämlich auf jeden einzelnen Stein mit einem vierzehn Pfund schweren Hammer, und, wenn auch nur der kleinste Sprung unter den Backsteinen entsteht, hat der betreffende Arbeiter den Fehler sogleich auszubessern und einen Schilling in die Armencasse als Strafe zu bezahlen. Der Schild, in welchem die Arbeiter sicher stehen, ist in 36 Fächer eingetheilt, in deren jedem zugleich gearbeitet wird, so daß der Bogen immer von der Basis bis zum Schlußstein fertig sein muß, bis der Schild weiter gerückt werden kann. 620 Fuß des Bogenganges sind schon vollendet, und gegen 1200 Fuß bleiben noch übrig; allein diese letztere Arbeit ist viel leichter vorwärts zu bringen, da man schon wieder in einen festeren Boden kommt, während man unter der Mitte des Flußbeetes es mit losem Sandboden zu thun hatte. —r.

Öffentliches Leben in Wien.

Das k. k. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore brachte zur Gelegenheit der Gastspiele des Hrn. Perrot und Dem. Grisi ein neues Tanz-Divertissement: „Das Stelldichein," von Perrot, dessen Gefallen ganz allein durch die Verdienste der beiden Gäste bezweckt wurde, da das Sujet nicht im mindesten neu, und höchst einfach ist. Übrigens sah man Reprisen älterer Opern, unter welchen „Zampa" früher durch Wild's, später durch Breiting's Leistungen hervorragte.

Auch das Josephstädter-Theater, welches von Gästen (auf der Bühne) wimmelt, die wie in einem Bienenstock ab- und zufliegen, brachte aus diesem Anlaß Reprisen älterer Opern, als: „der Freischütze," „der Barbier von Sevilla," und es war damit besser für das Publikum gesorgt, als mit einem neuen Stücke, „der Verschwender und der Öconom," welches man ganz gerecht unter der Bezeichnung: Unsinn, abfertigen kann.

Das schauliebende Publikum wurde im Leopoldstädter-Theater durch eine neue Pantomime und durch einen alten Arlequin doppelt angenehm überrascht. Hr. Fenzl, der beliebte Darsteller dieser Maske, trat nämlich nach einer langwierigen Krankheit wieder auf, und hatte zu diesem Zweck eine neue Pantomime zusammengestellt, unter dem classischen Titel: „Pierot als Witwer oder der verwandelte Elephant," welche sich eben so wie jede andere Pantomime ansehen läßt.

Das k. k. priv. Theater an der Wien (man kann es jetzt das eigentliche Volkstheater nennen), rechtfertigte dieses Epitheton neuerdings durch die Aufführung eines Localstückes: „Die Bekanntschaft im Paradiesgärtchen, die Entführung auf dem Himmel und die Verlobung im Elysium," welches wegen des komischen und karikirten Lebens, das darin waltet, ziemlichen Beifall erhielt.

Unser Markt und unser schlechtes Wetter ist — Gott sei Dank! — nun auch vorüber. Übrigens machte sich letzteres bemerkbarer, als der erstere, denn während man von der Existenz eines Marktes nur durch die alle Plätze bedeckenden Breterhütten unterrichtet wurde, wollte Jupiter pluvius, der für diese Zeit die Zügel der Herrschaft an sich gerissen zu haben schien, uns von der Vielseitigkeit seiner Macht überzeugen, und überschwemmte uns mit seinen Gaben. Eine Wohlthat für das allgemeine Beste, welche nur ein Pflastertreter und Müßiggänger verkennen könnte.

Nichts desto weniger suchte man sich vor dem Eintritte des Advents noch so gut als möglich zu unterhalten, und jedes Gasthaus-Locale, vom größten bis zur kleinsten Bierstube, benützte diese Gelegenheit, ein „Katharinenfest" zu geben. Daß der Matador aller öffentlichen Unterhaltungen, der Sperl, nicht zurückblieb, läßt sich denken. Der Capellmeister Lanner hatte daselbst zu seinem Vortheile ein Fest veranstaltet, welches sich eines ziemlichen Besuchs und Beifalls erfreute.

Allein das Ernstere wird bei dem Allen nicht versäumt. So naht das Hintergebäude des k. k. polytechnischen Institutes seiner Vollendung. Jenes zur Vergrößerung des Institutes selbst, als auch zur Aufnahme der projectirten Gewerbs-Producten-Ausstellung bestimmte Gebäude, enthält zu diesem Zwecke mehre große, ebenerdige Localitäten, und 25 Säle sammt 3 Gallerien im ersten Stockwerke. — r.

Geschichtliche Momente und Begebenheiten aus der Gegenwart.

1836. November 6. Der spanische Kriegsminister und Commandant der königlichen Garde, Marquis v. Rodil, wird seiner Verrichtungen entsetzt, nachdem er in seinem Zuge gegen Gomez den Verdacht der Unfähigkeit oder Treulosigkeit erweckt und in Madrid eine bedenkliche Stimmung hervorgerufen hatte. Nachdem er sich Anfangs geweigert hatte, den Oberbefehl abzugeben, gehorcht er endlich am 15. und die Generäle Ribero und Narvaez übernehmen die Leitung der gegen Gomez operirenden Truppen.

— — 19. Die spanischen Cortes bestätigen die Königin Maria Christina in dem Titel und Befugnisse einer Regentin bis zur Volljährigkeit der Königin Isabella, ihrer Tochter.

Rückblick in die Vergangenheit.

Am 14. December 1810 stirbt Francais Peron, einer der berühmtesten Naturforscher. Er war 1775 zu Cerlilly in Frankreich von mittellosen Ältern geboren, studierte vorzüglich die Classiker, ging 1792 zur Armee, ward in der Schlacht bei Kaiserslautern von den Preußen gefangen und benützte diese Zeit zu seiner wissenschaftlichen Ausbildung. Eine unglückliche Liebe bestimmte ihn, als Zoolog eine Anstellung bei der Entdeckungsreise (1800) nach dem Südmeere unter Baudin zu suchen, die er auch erhielt. Nach 6 Monaten kamen sie nach Isle de France, segelten nach der Westspitze von Neuholland und der Insel Timor, wo Peron seine Hauptentdeckungen über die Weich- und Pflanzenthiere (Medusen) zu machen Gelegenheit hatte und wobei er sich unsäglichen Beschwerden und Gefahren im Meere aussetzte. In Diemensland angekommen, erkrankte die ganze Bemannung des Schiffes bis auf vier Menschen. Überall drohte Gefahr in so unbekannten Meeren. Peron war immer voran, er stieg wiederholt an's Land, wagte sich unter die treulosen, unmenschlichen und meineidigen Wilden, sammelte eine zahllose Menge von Thieren aus allen Classen, beobachtete ihre Lebensart, und suchte auszumitteln, welche auf diesen unfruchtbaren Inseln und Küsten Reisenden zur Nahrung dienen, welche zum Handel, und in welcher Hausthiere benützt werden könnten. Da zwei Naturforscher zurückgeblieben und zwei gestorben waren, blieb er der Einzige, welcher Alles für die Naturgeschichte that, und es ist bekannt, daß noch keine Seereise so viel geliefert hat, als diese. 14 Tage lang, auf seinem Boote durch einen Windstoß von dem Schiffe getrennt, arbeitete er darauf fort, als ob ihm nichts bevorstände, und obgleich ohne Obdach, unter beständigem Regen und im fürchterlichen Winde, sammelte er 180 Weich- und Pflanzenthiere und beobachtete die riesenhaften Robben. Auf Timor zurückgekommen, jagte er mit Lesueur allein ein Krokodil, von dem jetzt das Skelet im Pariser Museum bewahrt ist. Nach Paris zurückgekehrt, erhielt er den Auftrag, den Reisebericht und die Beschreibung der naturhistorischen Gegenstände mit seinem Freunde Lesueur herauszugeben. Er hatte über 100,000 Thiere beschrieben und darunter 2500 neue Species und neue Genera, so daß Peron allein mehr Thiere kennen gelernt hatte, als alle Naturforscher der letzteren Zeit zusammen. 1807 erschien der erste Theil seiner Reise, und Peron's Ruhm war entschieden. Er verfiel bald darauf in eine gefährliche Brustkrankheit, ging nach Nizza, kehrte kränker zurück, weil er in seiner Vaterstadt sterben wollte, und verschied, gepflegt von seiner Schwester und seinem Freunde Lesueur — in einem Viehstall.

Am 15. December 1745 greift der Fürst Leopold von Anhalt-Dessau das sächs. Heer unter General Rutowsky in dessen verschanzter Stellung bei Kesselsdorf an. Zwei Angriffe der Preußen auf den linken sächsischen Flügel werden mit großem Verluste zurückgeschlagen, als sieben Grenadier-Bataillons, hingerissen von ihrem Muthe und dem ersten höchst günstigen Erfolg, ihre Verschanzungen verließen, um die weichenden Preußen zu verfolgen. Allein der Fürst, dessen Geistesgegenwart und Heldenmuth durch die größte Gefahr nicht erschüttert ward, erfaßte sogleich den günstigen Augenblick und ließ unverweilt die Dragoner mit verhängtem Zügel in diese nicht mit der besten Ordnung verfolgenden Grenadiere einhauen; Kesselsdorf wurde unter einem furchtbaren Gemetzel genommen und der linke Flügel der Sachsen völlig geschlagen. Fünfzig sächs. Schwadronen, die auf den Anhöhen hinter Zöllmann aufgestellt waren, hätten nach dem Beispiel der preuß. Reiterei bei Kesselsdorf über die preuß. Infanterie des linken Flügels herfallen sollen, als diese in aller Eile über den Graben hinter dem Dorfe Zöllmann gesetzt und in einzelnen Schaaren die Anhöhen zu ersteigen gesucht. Allein auch diese, vom panischen Schrecken ergriffen, suchten ihre Rettung in schneller Flucht.

Redacteur und Herausgeber: J. S. Ebersberg (wohnt in Wien; Stadt, Tiefengraben Nr. 166).

Gedruckt bei J. P. Sollinger.

№ 151.

Der Oesterreichische

ZUSCHAUER.

Für Kunst, Wissenschaft, geistiges Leben.

Freitag, den 16. December 1836.

Ut Rosæ { veritas vita virtus } spinosa.

Die drei Rosen.

Ob auf die Ros' ich nimmer freundlich sehe —
Die Rose in der milden Morgenluft
Mit ihrem Purpurglanz und Himmelsduft —
Weil auch der spitze Dorn in ihrer Nähe?
Kein Grund für mich, wenn Thoren sich verletzen,
Mich an der Huldin Reiz nicht zu ergetzen!

Das Leben mit dem steten Wechselloſe
Iſt in der Blüthe eine rothe Roſe;
Und daß die Roſe mancher Dorn umgibt,
Hat mir des Lebens Reiz wohl nie getrübt.

Die weiße Roſe in dem grünen Sammt
Scheint ein Gemüth für Tugendpflicht entflammt;
Wohl hat die Tugend ihre Dornenwege —
Ob mindre Lieb' ich deßhalb für ſie hege?

Die Wahrheit dünkt die grüne Roſe mir,
Die Seltenſte im Blumenbeet-Revier —
Sie ſteckt in einer Dornenheck' verborgen,
Doch machet dieß dem Manne wenig Sorgen.

Im Leben, in der Tugend, in der Wahrheit
Seh' ich des Himmels gnadenvolle Klarheit,
Nütz' ſtille meines Daſeins duft'ge Stunden,
Scheu' der Entſagung kleine Pein und Wunden
(Wie Tugend fordert) in dem Kampfe nicht,
Und ſag' die Wahrheit Schurken in's Geſicht.
Dorn her, Dorn hin, was Plunder kümmert mich
Bei ſo viel Reiz und Lohn ein kleiner Stich!

Ebersberg.

Das Kommißbrot.

Unsere Vorhuth hatte schon fünf Tage mit dem Feinde geplänkelt, und zwar mit leerem Magen. Der Verpflegs-Commissär der Division hatte uns auf seinem Marsch mit dem Proviant, den er herbeiholen sollte, entweder verfehlt, oder es war ihm nicht gelungen, etwas aufzutreiben. Die Folgen dieses Verzuges fielen uns höchst empfindlich; denn die Offiziere sowohl, als die Truppen waren drei Tage lang gänzlich ohne Lebensmittel. Zur Zeit der Absendung des Verpflegsbeamten wurden jedem Mann zwei Pfund Brot, ein Pfund Fleisch und eine halbe Maß Wein verabreicht, und hiervon sollten wir fünf Tage lang leben; denn man konnte nichts zu kaufen bekommen. — Wären wir mit Gold beladen gewesen, wir hätten keinen Bissen von irgend einer Nahrung dafür erhalten können.

Die meisten Soldaten, die an solchen Mangel der Mund-Rationen schon gewöhnt waren, wußten sich mit ihrem Vorrathe so öconomisch einzurichten, daß er fast drei Tage ausreichte; aber der größere Theil war in der Hälfte dieser Zeit damit fertig. Im Verhältniß der zunehmenden Schwäche der Soldaten wurde auch die Arbeit schwieriger, und mit der Zunahme des Hungers vermehrte sich auch die Nothwendigkeit der physischen Anstrengung. Die Feinde belästigten uns unaufhörlich, und zu jeder Stunde des Tages hatten wir Scharmützel zu bestehen, entweder mit kleinen Reiterhaufen, Scharfschützen, oder mit Voltigeurs.

Am fünften Morgen nach der Vertheilung der Rationen des Commissärs, hatten wir ein hitziges Gefecht mit dem Feinde. Eine Compagnie Infanterie und einige Dragoner wurden beordert, die Franzosen aus einem Hause, das sie besetzt hielten, und das zur Sicherung unserer Stellung nöthig war, zu vertreiben. Die Franzosen wurden auch nach einem heftigen Widerstande und einigem Verlust an Todten und Verwundeten von beiden Seiten verdrängt.

Unsere Leute waren ganz ausgehungert. Die armen Bursche, welche ihre physischen Bedürfnisse in der Ausübung ihrer harten Pflicht zu vergessen suchten, zeigten in ihren abgezehrten, bleichen Gesichtern die Spuren ihrer Leiden, und nur durch männliche Entschlossenheit und Geduld erhielten sie ihren Muth aufrecht. Man hörte keine Klagen und Vorwürfe, denn Alle litten in gleichem Grade.

Ungefähr eine Stunde nach der Einnahme des Hauses ging ich mit einem Haufen meiner Kameraden und Soldaten nach dem Schauplatze des Gefechtes. Ich traf vier oder fünf von unseren verwundeten Leuten, die von ihren Kameraden geführt oder getragen wurden. Der die Abtheilung commandirende Offizier ging mit mir nach dem Hause zurück, um weitere Be-

fehle hinsichtlich der noch nicht weggebrachten Verwundeten zu geben. Nach einigen Schritten begegneten wir einem verwundeten Soldaten, der von vier seiner Kameraden langsam in einer Decke getragen wurde. Sobald er den Offizier in meiner Gesellschaft ansichtig wurde, schrie er mit einer schwachen, angestrengten Stimme: „Halt! halt! — Laßt mich nieder — laßt mich mit dem Hauptmann sprechen.“ — Der Wundarzt, welcher ihn begleitete und ihn wahrscheinlich für rettungslos verloren hielt, ließ ihn auf den Rasen im Schatten eines vorspringenden Felsen sanft niedersetzen. Ich erkannte augenblicklich des Mannes Gesicht, denn er war mir oft als ein sehr wackerer Soldat aufgefallen; er war ungefähr 42 Jahre alt, und hatte ein Weib und zwei Kinder in Neustadt. Ich sah den Tod in des armen Mannes Gesicht. Eine Kugel war ihm zwischen dem Halse und der Schulter in den Leib gedrungen, und zwar, wie es schien, in schräger Richtung abwärts, da sie wahrscheinlich von einer Anhöhe hinter dem Hause abgefeuert worden. — Das Blut strömte, bei jedem Versuche zu sprechen, stoßweis aus dem Munde. Auf meine Frage an den Wundarzt, was er davon hielte, flisterte er mir zu: „Es ist aus mit ihm — ich habe Alles gethan, um das Blut zu stillen, aber die Lage der Wunde macht dieß unmöglich.“

Der sterbende Soldat streckte dem Hauptmanne die Hand entgegen, der sie mit herzlicher Wärme und Zärtlichkeit drückte. — „Herr Hauptmann,“ sagte er, indem er seinen Offizier mit einem Blicke ansah, den ich nie mehr vergessen werde; „Sie sind mein bester Freund gewesen, seit ich in's Regiment kam, und Sie sind immer Jedermanns Freund im Regimente, und ein guter Offizier — Gott segne Sie! Sie haben mich einst von einer Strafe gerettet, zu der ich, wie Sie und Alle sich nachher überzeugten, schuldlos verurtheilt wurde. Gott segne Sie!“ — Hier brachen Thränen aus seinen Augen, und weder der Hauptmann noch einer der Umstehenden konnte eine gleiche Regung verbergen.

Der arme Leidende fuhr hierauf fort: „Ich will Sie nur noch bitten, daß Sie Sorge tragen, daß meinem theuren Weibe und Kindern mein rückständiger Sold sobald als möglich ausbezahlt werde; — ich habe nicht viele Stunden mehr zu leben.“

Der Hauptmann drückte ihm die Hand, konnte aber nicht sprechen.

„Ich habe meine Pflicht gethan, Herr Hauptmann — nicht wahr?“

„„Ja, das hast Du, Tom, und auf eine edle Weise;““ erwiderte der Hauptmann mit großer Bewegung.

„Gott segne Sie! Ich habe nun nur noch Ein Ding zu sagen.“

Hierauf verlangte er von einem seiner Kameraden seinen Tornister, der ihm auch sogleich gereicht wurde. — „Ich habe nur noch Ein Ding zu sagen, Herr Hauptmann,“ sagte er; „ich bin diese Woche nicht ganz wohl gewesen,

und habe deßwegen nicht alle meine Rationen aufgegessen. Ich habe hier noch ein Kommißbrot — es ist Alles, was ich besitze. Sie, wie alle Andern, sind ohne Brot — nehmen Sie es, einem armen, dankbaren Soldaten zu Liebe an — nehmen Sie es, Herr Hauptmann, und Gott sei mit Ihnen!"

Der arme, gutmüthige Mann war ganz erschöpft, als er schloß; er lehnte sich zurück — seine Augen wurden matt und gebrochen — sein Gesicht immer bleicher — und zehn Minuten darauf verschied er auf derselben Stelle.

Es wurden nur wenige Worte gesprochen. Der Leichnam ward nach unserem Bivouak getragen, und die ganze Compagnie, zu der er gehörte, wohnte seiner Beerdigung zwei Stunden später bei. Er wurde, so wie er war, in die Decke gewickelt, und in die Erde gelegt. Der Hauptmann selbst las das Gebet über seinem Grabe und sprach eine kurze, aber eindrucksvolle Lobrede der Verdienste des Abgeschiedenen. Er zeigte den Soldaten das Kommißbrot, erzählte ihnen, auf welche Weise er es erhalten und erklärte, er würde es nie essen, sondern zum Andenken dieses guten Soldaten aufbewahren, und wenn er erhungern müßte. — Der Commissär traf jedoch dieselbe Nacht ein, und ersparte dem Hauptmann die Nothwendigkeit, diesen edlen Entschluß auf die Probe zu stellen. — Ich glaube aber, daß nichts ihn dazu vermocht haben würde, das Brot zu essen.

Dieß ist keine erdichtete Erzählung. — Der Vorfall ereignete sich vor den Augen des Berichterstatters im Jahre 1814. Möge daher Niemand, in seiner Unwissenheit, dem Soldaten vorwerfen, daß seine Kleider und sein tägliches Brot aus des Bürgers Tasche bezahlt werden. Möge er lieber sich dieses Kommißbrotes erinnern und bedenken, daß der Soldat seine Brotkruste eben so gut verdient, als Er, und wenn der Tag der Prüfung kommt, die härtesten und schauderhaftesten Entbehrungen und Mühseligkeiten erduldet, um den Feind zu verhindern, daß er dem Bürger sein letztes Brot nicht aus dem Munde reiße. — Für seine Landsleute daheim hungert der Soldat — und für sie geht er in den Tod.

D. H. F.

Des Guten Lohn.

Oft drängt er sich mit stillem Weh'
In froher Menschen Schwarm,
Ist reich, weil And're glücklich sind;
Und ist dabei doch arm.

Oft sieht er fremde Gärten blüh'n,
Und sein war doch die Saat:
Doch glücklich, weil sich And're freu'n,
Wählt er den Felsenpfad.

Oft quält der Hunger ihn wohl gar:
Er reicht sein letztes Brot
Dem armen Bettler liebreich hin,
Und — rettet ihn vom Tod.

Wißt Ihr, was diesen Guten lohnt?
Ihn selbst auf Dornenpfad
Vor Andern glücklicher noch macht:
„Bewußtsein frommer That."

Phil. C. Holm.

Notizenblatt.

Literatur.

Das Buch der Mährchen für Kindheit und Jugend, nebst einigen Schnaken und Schnurren, anmuthig und lehrreich von J. A. C. Löhr. Mit 23 Kupfern. Zweite umgearbeitete Original-Auflage. Wien. In der Kunsthandlung des H. F. Müller. Erste Lieferung.

Ein Heer von Kinder- und Jugendschriften überflutet unser Jahrhundert, und doch wird auf wahre Erziehung noch immer ein geringer Werth gelegt. Wer mag sie schätzen? Lies't der reiche Erbe über Erziehung; gleich fällt ihm sein armer Hofmeister bei, der mit ihm ausfahren mußte, und über dessen eigentliche Bestimmung er so lange im Zweifel war, bis die erste Liebschaft des jungen, gnädigen Herrn dem Mentor die Thür in die Hand gegeben. — Er kann nicht begreifen, warum man einem Menschen jährlich hundert Dukaten zahlen konnte, damit er unter seiner Gegenwart etwas lerne, was er ohne sie um wenigstens vier Jahre früher aus dem Grunde weg gehabt hätte, nämlich in französischer Sprache einer Dame zu sagen: „Ich liebe Sie!“ in englischer einem Manne: „Wir schlagen uns,“ und in gutem Deutsch seinen Rentmeistern und Zinspflichtigen: „Zahlt!“ — Der Kaufmann, welchem die strenge Zucht aus dem Hause seines Vaters drei schwere Stücke mitgab: „Rechnen, Sparen und Nüchtern bleiben,“ glaubt in mancher Stunde, ohne Erziehung noch etwas Besseres geworden zu sein, als eine Rechenmaschine: ja, nehmen wir die trefflichste Erziehung an — der Mensch will selten gern erzogen sein. Lieber aus sich selbst heraus Alles zu werden, verlockt; sich einen großen Mann nennen zu hören und sich gestehen zu können: ich erzog Ihn — das zieht an! Wollte man nur auch die Einseitigkeit, den Egoismus, die falsche Originalität und, ich möchte sagen, den Hunger nach Vorurtheilen in jener ganzen Schwere auf die andere Wagschale legen, wie sie den Autodidacten drücken! Der Beispiele haben wir im Leben genug; und wenn das Talent mit siegender Kraft alle Dämme eines mißgünstigen Geschickes, einer in Abenteuer und Noth durchkämpften, und in einem Rausche von Freud und Leid, inmitten wüster Gesellen, doch einsam durchlebten Jugend niederwarf; so stellen wir den zweiten Fortunatus nicht zum Vorbild und zur Nachahmung der Menschenkinder auf. Fragen wir die Lazarethe, wie viel herrliche Anlagen ein feuriger, aber nicht beherrschter Geist auf ein ewiges Siechbett niederstreckt, und aus einem blühenden Körper ein Scheusal für den Diener der Seele schuf; horchen wir an den Eisengittern von Bedlam, wenn wir die verzweifelnden Jammerlaute des Wahnsinns ertragen können, welchen das mißleitete Talent, das reiche, aber leichtgläubige und betrogene Gefühl über tausend unschuldige Opfer ausgegossen. Doch, das ist nur ein Alltägliches; es gibt ein Monument, ernster und bedeutender, als alle Blätter der Geschichte; es könnte dem Adepten, der es erschließt, Geheimnisse, größer als die Pyramiden, und furchtbarer als das Labyrinth, öffnen; es könnte Bettler vor den Augen der Welt mit dem Glanz der Mächtigen überschütten, und die Ersten der Gewalt wie der Kunst, tief unter den Abschaum des Niederträchtigen werfen; aber es schweigt, und ob es Moder und Graus überkleidet, dem Tageslicht kehrt es nur Marmor und goldene Buchstaben zu — die Gruft! Unglücklich sein, ist bedauernswerth, aber Schlechtsein des Entsetzens werth; und wie viele Talente deckt

wohl das Grab, die mit ungezügeltem, unersättlichem Durst nach Verherrlichung und Ruhm den Tod der Seele gewonnen. Vielleicht benetzte erst die sterbenden Lippen der ersehnte Zaubertrank, und auch er kam aus der Zornschale des Gerichts. Flachkopf, Geschick, Talent und Genie besitzen in dem Glückshafen der Zufriedenheit, wie auf dem Altar der Tugend, gleiche Lose: inneres Glück und inneren Werth hat Keiner bevor, er erwirbt sich denn Beides; und wenn ein Weiser, der hier keinem Menschen Dank weiß, es geworden zu sein, aufrichtig ist, so muß er bekennen, er sei in eine andere Schule gegangen, als in die eigene, in jene der Welt nämlich. — Die ist aber sehr streng, und ertheilt wenig Prämien an fleißige Schüler. Glücklich darum, wer bereits härteren Kopfes an jene Mauer stößt, an welcher er zuerst fühlen muß, daß er sie nicht bezwingen kann. Solches bewirkt die Erziehung, denn sie bildet früh sichere Grundsätze, und diese eine ziemlich feste Stirn; sie wird wohl zurückprallen, aber nicht so leicht zerschellen.

Ein Chaos von Aphorismen sei hier verziehen, weil ich mich ihrer nicht erwehren kann, während ich über eine Jugendschrift schreiben soll. — Das obige Buch ergeht sich in einem für derlei Schriften viel verschrieenen Feld, in dem verwünschten Mährchenreich. — Mit dem orientalischen Mährchen mag die Procedur nicht so unrecht sein, wenn wir in der Bibliothek unserer Kleinen gerichtlichen Beschlag darauf legen, wie der Pfarrherr des Junkers von la Mancha auf die Ritterromane; denn, was sprechen sie anders aus, als eine Apotheose der Sinnlichkeit. In der warmen, wollüstigen Dämmerung eines Palmenhaines begegnen wir wohl manchmal einem weisen Derwisch; und seine Gnomen, seine Sprüche der Eingebung, der Erfahrung und der Welt weben sich als leuchtende Bind-Fäden durch die buntscheckigen Farben der Arabeske, aber sie geben nichts Anderes, als Sätze der Klugheit, der Hof-Philosophie, der selbstgefälligen Beschauung. Alle anderen Bilder und Figuren sind reizende, verführerische Nymphengestalten, die sich in dem lauen Rosenwasser orientalischer Weichlichkeit baden. Weg mit diesen Apotheosen aus der Schule unserer Knaben und Mädchen, denen eine würdigere Bestimmung winkt, als der feige, sclavengefüllte Divan eines orientalischen Tyrannen, oder der ehrlose Harem eines üppigen Sultans. — Das deutsche Mährchen ist anderer Art. Die tiefe Frömmigkeit des Naiven; die oft treffende Charge aus der Feder einer gesunden Satyre; der Humor selbst, zu epischer Plastik versteinert, weint und lacht aus dem deutschen Mährchen, wie ein muthwilliges, aber immer allerliebstes Kind. Das echte deutsche Mährchen ist für Kinder geschrieben; warum sollen sie es nicht lesen? Daß sich die alten Menschen doch nicht mehr erinnern mögen, wie ihre eigene Frühlingszeit einer lieblichen Mai-Idylle glich, und wie dieselbe warme Sonne der unschuldigen Liebe, der empfangenden Poesie, der fantastischen Träumerei, die jetzt die kleinen Herzen durchglüht, eben so voll und mächtig in ihren eigenen wiederschien, bevor Entsagung und Betrug sie mit der steinernen Rinde umzog. Wohl ist nur Jener glücklich, der sein leicht schmelzendes Gefühl in die Schale des Gleichmuths und der Gelassenheit, als in ein sicheres Muschelhaus bergen kann; aber Niemand greife hierin der großen Schule höherer Vorsehung vor. Lasset das junge Herz erst fühlen, ehe Ihr es unterrichtet, sein Gefühl zu verstecken. Auswendig gelernte Kaltblütigkeit thut selten gut, so wenig, als eingepredigte Geistesgegenwart. Mit solchen Erziehungsplänen befasse sich der Mensch nicht: es wird Jeder, ohne ihn, seinen außerordentlichen Professor finden. Glaube auch Keiner, das Kinderpublikum sei oft zu viel unschuldig für das

Mährchen, und dieses zu wenig für die Kinder; denn verbietet Ihr ihnen Funke's Naturgeschichte, so werdet Ihr sie beim Slauren überraschen. Wenn man die Jugend unterhält, darf man sich nicht merken lassen, daß man ihr Moral docirt; darum gebt ihr Mährchen, mit so reiner Tendenz, als die obigen, zur Ausfüllung freier Stunden in die Hand, und die Frucht wird Euch nicht reuen. Fänden sich in den versprochenen acht Lieferungen nur recht viel solcher Fresken, deutsch, kernhaft, launig! Gedanke und Wort sind gleich gelungen für Jung und Alt, und nur hier und da beleidigt ein verfehlter Ausdruck, wie „alte Vetel, alte Schachtel," u. dgl. Der Schimpf, über welchen Kinder am meisten lachen, wird von ihnen gewiß in dem nächsten boshaften Augenblick gegen ihre Nächsten hinter dem Rücken oder in's Gesicht gebraucht. Wer kann einmal für diesen menschlichen Zug! Von ihrem Söhnchen glauben zum Glück die meisten Ältern das Gegentheil.

Das Titelblatt der besprochenen Schrift hat Warsow zum Kalligraphen, Ramberg zum Zeichner, und Frankreich dürfte nicht leicht Geschmackvolleres liefern. Die Blätter eines aufgeschlagenen Buches zeigen den Titel: „Buch der Mährchen," und zwischen den einzelnen Lettern kann man sich mit Hilfe einer Lupe manchen mikroscopischen Satz aussuchen. Ich z. B. nahm mir: „O Vernunft! warum kommt die Vernunft erst, wenn Jugend, Schönheit und Gefahr vorüber sind!"

Wilhelm August.

Kalenderschau.

Geschichts- und Erinnerungs-Kalender auf das Jahr 1837. Ein nützliches Tagebuch für alle Stände, besonders (aber) für Freunde der vaterländischen Geschichte. Von K. A. Schimmer, mit Beiträgen vom Dr. J. W. Fischer in Korneuburg. Wien, bei J. P. Sollinger. Preis: 1 fl. 36 kr. C. M.

Die Idee dieses Kalenders, von dem wackeren Verleger desselben aufgegriffen und von dem früheren Herausgeber, Hrn. Böckh, einem nützlichen Sammler auf dem Felde der Literatur, consequent verfolgt, ist aus dem Fortschritt der Zeit entsprungen. Vor 30 Jahren würde ein historischer Kalender mit seinen Daten und Rubriken noch wenig Anklang gefunden haben, während er in der gegenwärtigen Zeit jährlich an Beliebtheit zunimmt und in dem gänzlichen Absatz der bedeutenden Auflage einen tröstenden Beleg für die Theilnahme unserer Zeitgenossen an einer ernsteren Richtung, selbst im Gebiet des Kalenderwesens, gibt. Der Geschichts-Kalender steht jetzt unstreitig auf der ersten Rangesstufe unter seinen Genossen, welche ihm die verständige Rubriken-Eintheilung, seine vielseitige Brauchbarkeit für das Geschäftsleben, und eine ausgezeichnete typographische Schönheit mit allem Rechte erworben. Der vorliegende Jahrgang enthält die Geschichte der hundert Tage, von Napoleon's Wiederkehr von Elba bis zu dessen Wiedereinschiffung nach St. Helena, im guten Auszuge dargestellt, einige biographische Skizzen (Maximilian I. und Mahomet II.), und gehaltreiche Beiträge des Drs. Fischer, dessen gemeinnützige Richtung in seinen literarischen Arbeiten rühmliche Anerkennung verdient. Mit wahrer Genugthuung darf man sagen, daß dieses Kalenderwerk, dem nur jenes unseres wackeren Volksschriftstellers Jurende würdig die Hand reicht, den vaterländischen Bestrebungen zur Ehre gereicht; und ein vorzügliches Verdienst gebührt hierbei dem Verleger, welcher dem Ganzen den Stämpel eines weit edleren Wollens (als es mit dem trügenden Flitter jener schamlosen Neujahrs-Speculationen in der Flut compilirter Kalender-Machwerke sein kann) aufzuprägen glücklich bemüht war. C.

Geschichtliche Momente und Begebenheiten aus der Gegenwart

1836. November 27. Carl Vernet, der berühmte Schlachten- und Portraitmaler (Sohn des Seestück-Malers Claude Joseph Vernet und Vater des gleichfalls in der Malerei ausgezeichneten Horaz Vernet), stirbt in Paris im 78. Jahre seines Lebens; er ward 1815 zum Mitglied der Akademie ernannt und vor wenigen Tagen noch zum Offizier der Ehrenlegion befördert. — Die Namen der drei Künstler, Vernet, sind in der Malerei hochberühmt; sie waren Alle durch unablässiges Studium der Natur zu einer so hohen Vollkommenheit gelangt. Niemand wußte so treu und wahr die Ruhe der See und die Stürme, die leichten Bewegungen und Lichtscheine der ruhigen Wellen, auszudrücken, als Joseph Vernet († 1789), dessen Bilder zu den höchsten Preisen bezahlt werden und in unzähligen Kupferstichen vervielfältigt sind. Wenige seines Gleichen zählt der eben verstorbene Carl Vernet an Kunstfertigkeit, wenn es galt, das Wogen und Leben des Kampfes, die Begeisterung, den Sieg oder die Flucht mit den Farben wieder zu geben. Napoleon zeichnete ihn sehr aus. Und was den, mit dem Ruhm des Großvaters, des Vaters und dem eigenen Verdienst geschmückten noch lebenden Horaz Vernet betrifft (geb. 1789), darf sich die Kunst seines Besitzes mit begründetem Stolze erfreuen. Bald sind es Scenen des häuslichen Lebens, bald ländliche Feste, bald Ereignisse der Jagd und bald Schlupfwinkel der Räuber, die Horaz Vernet mit einer Wahrheit und Eigenthümlichkeit hinzustellen weiß, die ihm selbst in einer Zeit, wo so manches Talent in dieser Weise sich hervorgethan hat, den unbedingten Vorrang erwirbt. Unsere Leser erinnern sich vielleicht zweier in den Kunstladen vor Kurzem ausgestellten Kupferstiche: „Der Hund des Soldaten" und „Atelier des Künstlers," (auf dem in bunter Wirthschaft Einige neben des Malers Staffelei fechten, während Diese Musik machen und Jene Hunde dressiren)? Die Originale dieser ausgezeichneten Arbeiten sind von der Sohneshand desselben Künstlergreises, dessen Verlust wir betrauern.

Rückblick in die Vergangenheit.

Am 16. December 1740 verläßt **Friedrich II.**, König von Preußen, nach einem Maskenball Berlin, um an der Spitze eines Heeres in Schlesien einzufallen.

Am 18. December 1786 wurde Carl Maria v. Weber, nachmals königl. sächsischer Capellmeister, zu Eutin im Holstein'schen geboren. Er genoß einer sorgfältigen Erziehung, in welcher Malerei und Musik die Zeit seiner Muße ausfüllten. Die Tonkunst verdrängte allmälig ihre Schwester gänzlich. Je mehr der Vater die Entwicklung eines großen Talentes in seinem Sohne wahrnahm, desto liebvoller sorgte er für dessen weitere Ausbildung mit aller Aufopferung. So brachte er ihn selbst auf einige Zeit zu Haydn nach Salzburg, wiewohl das Kind, dem der ernste Mann noch zu ferne stand, nur wenig und mit großer Anstrengung von ihm lernte. Schon als 14jähriger Knabe schrieb Weber die Musik der von Ritter v. Steinsberg gedichteten Oper: „Das Waldmädchen," welche in Wien, Prag und Petersburg zur Aufführung kam. 1803 kam er nach Wien, und lernte unter mehren großen Männern den originellen Abt Vogler kennen, der dem ernstgemeinten Streben des Jünglings mit Liebe entgegenkam und ihm mit der reinsten Hingebung den Schotz seines Wissens erschloß. Von 1813 bis 1816 leitete er die Oper in Prag, wo er die große Cantate: „Kampf und Sieg," componirte, welche durch Größe und Fülle der Ideen, wie durch glänzende Bearbeitung gleich ausgezeichnet ist. Nur seiner Kunst lebend, legte er diese Stelle nieder und zog obermals frei in die Welt. Der Ruf zur Bildung einer deutschen Oper in Dresden konnte ihn allein auf's Neue festhalten, und diesem Geschäfte widmete er seine ganze Thätigkeit bis zu seinem allzu frühen, von ganz Europa betrauerten Tode. Der Erfolg seiner Oper: „Der Freischütz," welcher zuerst 1821 in Berlin aufgeführt worden und dessen unerhörte Theilnahme in den volksthümlichen Melodien eines Theils, wie andern Theils durch das imponirende Zauberwerk des Kugelgießens in der Wolfsschlucht zu erklären ist, hotte seinen Namen in der Musikwelt für ewige Zeit populär gemacht. — Weber war ein vortrefflicher Mensch, edel begeistert für alles Große und Erhabene, frei von allem Kunst- und Zunftneide.

Am 19. Dec. 1757. Der Feldzeugmeister Sprecher übergibt Breslau dem Könige von Preußen durch Capitulation. Dieser Befehlshaber hatte früher Galgen auf einigen Plätzen der Stadt errichten lassen, mit der Aufschrift: „Für Diejenigen, welche von Übergabe reden." — Gegen 17,000 M., worunter 5000 Kranke mit 13 Generälen und 700 Offizieren, wurden kriegsgefangen, und die Preußen erbeuteten, außer ihren zu Breslau gelassenen Kanonen, auch noch 81 österreichische.

Hierzu die besondere Beilage.



zu № 151 des Oesterreichischen Zuschauers.

Aus unserer Zeit.

Green's erster aeronautische Versuch.

Die beiden, in der Luftschifffahrt gelungenen Versuche beschäftigten mit Recht seit einigen Tagen die periodischen Blätter; denn das Gefühl, daß sie der hoffnungsvolle Anfang der praktischen Benützung einer für die Menschheit äußerst wichtigen Erfindung seien, regt die allgemeine Theilnahme auf. Alles jedoch, was über Green's neuen Luftballon und dessen Füllungsart mitgetheilt werden kann, hat in dem Berichte über seine erste Fahrt Hr. J. B. Rupprecht in dem Anhange der Wr. Zeitung vom 26. Nov. d. J. in einer klaren Darstellung bekannt gemacht. Wir konnen nicht umhin, diese interessanten Notizen auch in unserem Blatte zu bewahren, weil wir die feste Überzeugung haben, daß die Luftschifffahrt bei diesem gelungenen Schritte nicht stehen bleiben werde.

Der 19stundige, mährchenhafte Luftschwung des Hrn. Green von den Ufern der Themse in das Herz von Deutschland, zur freundlichen Weilburg, erregt eine so besondere Theilnahme, daß nähere Aufschlüsse über den erfolgsichern Unternehmer, so wir über sein kolossales Fahrzeug, nicht anders als willkommen sein dürften.

Allerdings darf Hr. Green als der vorzüglichste Gründer der dritten Luftschifffahrts-Epoche betrachtet werden; denn als die fruheste Ballonfüllung durch erwärmte oder verdünnte Luft durch das noch immer eben so gefährliche als kostspielige Hydrogen-Gas verdrängt, das Unternehmen aber zu einem unzeitigen Werkzeuge in den Händen der Wissenschaft herabgesunken war, suchte Green der Schwierigkeit, Theuerung und Erfolglosigkeit der reinen Hydrogen-Füllung schon 1821 durch verkohltes Hydrogen- oder Kohlengas abzuhelfen, wie solches zur Beleuchtung verwendet wird. Er erhob sich am Krönungstage Georg's IV. zuerst mit seinem, mit Kohlengas gefüllten Ballon aus dem Green-Parke, und erprobte seine Theorie seither durch nicht weniger als 220 andere Luftfahrten aus London und vielen brittischen Provinzen. Auch die Kosten der Erzeugung dieses Kohlengases betragen kaum das Sechstel jener des Hydrogen-Gases. Allein die specifische Schwere des Kohlengases ist beträchtlich größer als jene des Hydrogens; der Ballon erhält dadurch eine viel geringere Steigkraft, und es blieb unmöglich, sie genau zu berechnen, da die specifische Schwere der von den Gas-Gesellschaften verwendeten Kohlen, und die Verschiedenheit ihrer Behandlung eine Abweichung von 340 zu 790 ergeben. Auch die bisherigen Ballons waren zu klein, als daß sie die Einschiffung der zu wissenschaftlichen Experimenten nöthigen Apparate verstattet hätten. Hr. Green erbot sich daher, um die Nützlichkeit der Luftfahrten darzuthun, einen drei Mal größeren Ballon zu verfertigen, und die Eigenthümer der Vauxhall-Gärten zu London gingen darauf ein. Der Ballon, der nach diesem Vorschlage erbaut, und mit dem die so eben bekannt gewordene zweite Fahrt unternommen wurde, beträgt 150 Fuß im Umfange, seine Hohe aber mit dem

Korbe 80 Fuß. Man brauchte dazu 2000 Yards Seide, die roh aus Italien eingeführt, zum Theile durch die Herren Jacques hochroth gefärbt, im Ganzen aber durch die Herren Soper von Spitalfields verarbeitet wurde. Dieser Stoff wurde zu 44 Zwickeln, weiß und roth, 90 Fuß lang, zugeschnitten; diese wurden, übereinander gelegt, durch eine Übernaht verbunden, die Nähte aber mit einem Kitt von so zäher Beschaffenheit überstrichen, daß nach gänzlicher Eintrocknung aus den verbundenen Theilen gerade die stärksten wurden.

Dieser Kitt oder Firniß füllt nämlich den kleinsten Raum der Millionen Nadelstiche so luftdicht aus, daß kein Gas mehr entschlüpfen kann. Der ganze Seidenstoff ist überdieß mit einer Art Firniß überzogen, der aus, in Terpentin aufgelöstem Kautschouk besteht, und mit einem bestimmten Theile gekochten Öles vermischt ist, dessen Zusammensetzung Green's Geheimniß der Ballon-Verfertigung ausmacht. Auch werden die weißen Streife dadurch in gelbe verwandelt. Den Ballon mit reinem Hydrogen-Gas zu füllen, würde ungefähr 364 Pfund und eine Auslage von 250 Pfd. Sterling erfordern; die Maschine besäße alsdann eine Steigkraft von 4982 Pfd. und werden nun 700 Pfd. für Seide und Apparat, und 362 Pfd. für Ballast gerechnet, so würde sie zur Ausfuhr von 28 Personen, im Durchschnitte zu 140 Pfd., hinreichen. Nun betragen aber die Kosten von 70,000 Fuß Kohlengas bloß 70 Pfd. St., und dieser Betrag ist noch sehr überspannt, nämlich 20 Schilling für jede 1000 Fuß, während die Straßen- und Gewölbe-Beleuchtung nur auf 9 Schilling für jede 1000 Fuß zu stehen kömmt, weil nämlich für das gereinigtere Gas zur Ballonfüllung so viel bezahlt werden mußte. Der Ballon hat eine längliche Form mit elliptischen Enden, etwas vertieft; das, die Seide einschließende Netz ist ein Meisterstück der Hanf-Manufactur, der runde Sitz umher ein starkes Flechtwerk, und zur größern Sicherheit sind die Stricke, wodurch der Korb an die Seide befestigt ist, mit Weidenruthen durchflochten. Auf jede Seite des Korbes prangt das reich vergoldete Haupt eines colossalen Adlers. Die Drapperien des Korbes bestehen aus carmoisin- und purpurrothem, reich gesticktem Sammt.

Die Auffahrt dieses Luftungeheuers erfolgte in den Vauxhall-Gärten Freitags am 2. September trotz eines, während der Füllung eingefallenen Regens von sehr heftiger Natur. Die Füllung begann 10 Minuten nach 11 Uhr, und nach 12 Minuten besaß der Ballon Kraft genug, sich aufrecht zu erhalten. Sechsunddreißig Männer waren an den Stricken vertheilt, die das Netzwerk verbinden. In einer Stunde ungefähr wurde noch ein halb Zentner-Gewicht an jeden Strick gehangen, und bald darauf auf verschiedenen Seiten noch fünf, zusammen 41 Gewichte, von 56 Pfd. jedes. Diese stiegen jedoch halb 3 Fuß über den Grund, und die Männer mußten dicke Stäbe durch Schlingen schieben, damit ihnen die Stricke nicht die Hände zerschnitten. Dieser vereinte Widerstand reichte aber nicht aus, und es mußten noch andere 20 Männer zu Hilfe gerufen werden. Hr. Green rechnete 300 Pfd. für das Wassergewicht, da der Druck des Netzes auf die Seide, jede Masche zu einem kleinen Regenbehälter machte; allein trotz der ungünstigen Witterung war die Füllung in 4 Stunden und 5 Minuten vollendet. Nun begann die Verknüpfung des Korbes mit dem Netze, die bei der Einschrumpfung der Stricke durch die Nässe auch einige Zeit wegnahm; 24 Päcke mit Ballast, zusammen 400 Pfd., wurden in den Boden des Korbes gelegt, eben so der Schiffshaken oder Anker. Dieser besteht aus geschmiedetem Eisen, und hängt an einem elastischen Kautschoukseile aus der Factorei des Hrn. Sivier, das großen Theils dem

gefährlichen plötzlichen Stoß verbeugen wird, wenn der Ballon bei rauhem Wetter auffahren muß, wobei sich oft Unfälle ereigneten. Der Ballon hing nun gefüllt, und die Reisenden nahmen ihre Sitze ein — neun Personen, Hr. und Frau Green, ihre Nichte, sein Bruder, Capitän Currie, Hr. Hildgard, Hr. Holland und zwei Söhne der Eigenthümer der Vauxhall-Gärten.

Der Anblick des Ballons war wirklich prachtvoll und, wiewohl imposant, doch von unübertrefflicher, anmuthiger Schönheit. Hr. Green fand, daß die Steigkraft des Ballons die gemachte Berechnung weit übertraf; denn sie hätte statt für 8 bis 10 Personen für 20 hingereicht. Man war daher veranlaßt, gegen 15,000 Fuß, mehr als ein Fünftel der ganzen Kraft auszulassen, ehe der Ballon befreit werden konnte, da es für mehre Reisende keinen Platz mehr gab. Diesem Umstande ist die anscheinende Schmalheit des Ballons für entfernte Zuschauer beizumessen, so wie der Mangel an regelmäßiger Gestalt, die an einem aufgeblasenen Körper hervortritt. Als nun Alles fertig war, erscholl der Signalschuß, die Seile wurden zerschnitten, und der Ballon schoß in die innern Luftregionen empor. Hr. Green's Bericht lautete:

„Wir wendeten uns zuerst östlich, erhielten aber bald eine südliche Richtung, und ließen Greenwich und Woolwich links. Gärten und Umgebungen erschienen als eine dichte Masse menschlicher Wesen, denn wirklich war jeder Fleck, zwei Meilen um die Hauptstadt, mit Zuschauern besät. Schon nach einer Erhebung von Dreiviertel-Meilen fanden wir glänzenden Sonnenschein, der mit der verlassenen dichten und wolkichten Atmosphäre gewaltig contrastirte. Das Gas dehnte sich nun schnell aus und die Seide, bis zum Schlunde herab, war gänzlich ausgespannt. Wir stiegen mit großer Schnelligkeit, und in weniger als fünf Minuten zeigte der Barometerfall eine Höhe von 2½ Meilen. Dieß war unsere größte Erhöhung, und da es beinahe finster wurde, so hielt ich es nicht für rathsam, noch höher zu gehen. — Wir entließen daher einen Theil Gas und fingen uns an zu senken. Wir waren nun Gravesend gegenüber und durchkreuzten die Themse oftmals. Der eiserne Haken oder Anker berührte zuerst beim Dorfe Cliffe in Kent den Boden und faßte nach mehren Versuchen bald festen Halt. Da sich ein leichter Wind erhob, der uns losreißen konnte, so wurde es nothwendig, die Klappe weit aufzuziehen. Der Korb erreichte nun bald den Grund. Bald lag die ungeheure Maschine, die erst solche Riesenkräfte entwickelt, bewegungslos auf dem Boden.“

„Alle meine Begleiter drückten während der Reise das größte Entzücken aus, sie waren ungemein aufgeregt; ihr Wohlbefinden wurde in der That so laut, daß sich meine Anordnungen kaum verständlich machen konnten, denn Jedem war eine eigene Bestimmung angewiesen: das Steigen oder Fallen des Barometers, des Thermometers zu beobachten, Ballast auszuwerfen &c. Da wir eine so große Menge Ballast einnehmen mußten, so war der Korb zu klein; allein zur nächsten Abfahrt soll ein größerer hergestellt werden. Wir schliefen in diesem Dorfe, reisten gestern (Samstag) nach Gravesend und erreichten London Nachts um 11 Uhr.“

Unter die Vortheile, die durch so vergrößerte Ballons zu erzielen sind, rechnet Herr Green den folgenden: es kann eine viel größere Höhe als bisher erzielt, dadurch aber die so lange erörterte, höchst wichtige Frage entschieden werden, ob sich in so großer Erhöhung Luftströme befinden, die mehre Monate lang die nämliche Richtung behalten. Hr. Green glaubt dieß aus mehren Beobachtungen von einer Höhe vor-

aussehen zu können, worin die Atmosphäre durch Zurückprallung der Sonnenstrahlen von der Erde, oder durch dichte Wolkenmassen nicht mehr bewegt wird.

Sollte sich diese Theorie bestätigen, so wäre ein großer Fortschritt in der Luftschifffahrt gethan.

Bis zur nächsten Luftschifffahrt sollte nicht nur ein größerer Korb vollendet sein, Hr. Green war selbst Willens, zu wissenschaftlichen Zwecken ein kleines Gemach statt des Korbes anzuhängen, in welchem 3 bis 6 Personen Raum und Bequemlichkeit finden, von einem Experimenten-Apparate Gebrauch zu machen.

Die Auslage für den Ballon betrug 2100 Pfd. St., wovon die Seide, von sehr guter Qualität, auf 700 Pfd. St. zu stehen kam. Aus mehren wissenschaftlichen Berechnungen geht hervor, daß, würde der Ballon mit einem Hydrogen und nicht mit Kohlengas gefüllt, eine Höhe von 15 englischen Meilen erreicht werden könne, also 10 Meilen mehr, als die höchsten bisher bekannten Gebirge, die sich nur auf ungefähr 5 englische Meilen von ihrer Grundfläche bis zum Gipfel erstrecken. Auch muß sich Jedem wohl von selbst die Bemerkung aufdringen, daß einem ungeschwächten, exaltirten Luftsegler in einem mit allen möglichen Comforts versehenen Studier-Cabinete mehr Mittel zu Gebote stehen, den Einwirkungen einer zehn Mal rauheren Atmosphäre zu begegnen, als Reisenden, die, entblößt von jeder menschlichen Hilfe, mit dem Aufgebot ihrer letzten physischen Kräfte den Montblanc, den Himmalaya erklimmen oder die Schrecknisse der Polargegenden bekämpfen.

Die nächsten Aufklärungen werden zeigen, ob die nunmehr so schwunghaft beendete, zweite Luftfahrt des Hrn. Green auch in wissenschaftlicher Beziehung wichtigere Resultate ergab. Nach seiner Luftdepesche nach Dover hätte die Fahrt, statt an der Lahn, zwar an der Seine endigen sollen; allein Hr. Green hat sich durch das bisher Geleistete als ein so tactfester Luftsteuermann von wirklich höherer Richtung bewährt und ist auf dieser 19stundigen Reise auch von dem bewanderten Gefährten der ersten Coloßfahrt, Hrn. Holland, unterstützt worden, daß man allerdings zu wichtigern Aufschlüssen so wie zu der tröstlichen Erwartung berechtigt wird, in der Entwicklung praktischer, die Menschheit ehrender Fortschritte und beglückender Vortheile die bisher so nutzlosen Fahrten in die Luft mit den solideren Eisenbahnen künftighin gleichen Schritt, wie gleichen Flug halten zu sehen. J. B. Rupprecht.

(Aufgefundenes Denkmahl.) In Athen hat man neuerdings ein interessantes Denkmahl entdeckt, welches die Aufmerksamkeit der Alterthumsforscher sehr in Anspruch nimmt. Es ist ein antikes Grab von der größten Schönheit, mit Sculpturen verziert, unter denen man vier Löwen in halberhabener Arbeit an den vier Ecken des Denkmahles bemerkt. Man hält es für das Grab irgend eines berühmten athenischen Feldherrn. — Die Gebeine zerfielen gleich bei Abnahme des Deckels in Staub.

(Arbeiter in Schottland.) Ein seltsames Zeichen, das am besten für die vermehrte Productionskraft spricht, ist, daß man in demselben Schottland, wo vor kurzer Zeit die Maschinen in den Fabriken von den Arbeitern zerstört worden waren, in der Furcht, durch dieselben brotlos zu werden; jetzt Mangel an Arbeitern hat, — daß also die Maschinen dazu dienen, die Menge und Güte des Fabrikates zu vermehren, ohne die dazu nöthige Menschenbeihilfe zu vermindern. — r.

Redacteur und Herausgeber: J. S. Ebersberg (wohnt in Wien; Stadt, Tiefengraben Nr. 166).

№ 152.

Der Oesterreichische

ZUSCHAUER.

Für Kunst, Wissenschaft, geistiges Leben.

Montag, den 19. December 1836.

Wenn Du von einem strengen Mann etwas zu bitten hast, oder mit einem feindlich Gesinnten Dich versöhnen willst: bring' dem Ersten Dein Anliegen nicht im dumpfen Gemache, und stelle dem Andern Dich nicht in dem Raume vor, wo Gedanken an tägliches Geschäft, Erwerb oder bürgerliche Stellung den Sinn drücken und das Herz umgittern. Ein guter Rath ist's, den ich Dir gebe: Such' ihn unter blauem Himmel, auf grüner Wiese, oder vor den Blumen des Lenzes zu treffen; und schlägt Dir Jener die Bitte kurz ab, oder grollet der Andere noch — gib die Mühe dann auf, den Einen je zu bewegen zur Milde, wie den Andern zu gewinnen für herzliche und innige Sühnung!

Wasserfälle im Salzburg'schen.

Es ist wohl keinem Zweifel unterworfen, daß unter allen Schönheiten und Wundern der Natur Wasserfälle den Vorrang behaupten. Die tief abstürzenden Wassermassen, das stete Tosen und Donnern der schäumenden Wogen, die meistens schauerliche Felsgegend, welche die, gleich dichten Staubwolken, zum Himmel wirbelnden Gewässer in Nebel hüllt, das Alles ist so neu und überraschend, so schön und furchtbar zugleich, daß bei solchem Anblicke nur ein verknöchertes, mit Eisenrinde umpanzertes Herz, ruhig und gleichgiltig bleiben könnte. Staunen ergreift das edlere Gemüth; die Seele fühlt sich hier erhabener, der Mensch erscheint sich ein besserer, dem Himmel näher, der Geisterwelt verwandt. Wer nie an ein höheres Wesen oder dem Sterngezelte dachte, nie fromme Regungen der Andacht in seinem Herzen entzündete, der komme hierher und lerne — beten!

Hätte meine Stimme die Kraft, in ferne Gegenden zu dringen, Allen würde ich zurufen: „Kommt hierher, seht, staunt und betet an! Wenn Ihr in diesem heiligen Augenblicke nicht liebevoller, versöhnender, menschlicher werdet, nicht göttlicher empfindet, wenn Ihr nicht aus der Fülle des Gemüthes rufen könnt mit unserm großen Dichter: „Diesen Kuß der ganzen Welt!" dann stehlt Euch hinweg aus dem großen Bruderbunde; Eure Götzen sind der Mamon, oder Euer Bauch!"

Europa hat gewiß wenige Länder, die nicht mehre, Staunen erregende Naturwunder und besondere Reize in ihrem Schooße bergen; unter diesen behauptet die österreichische Monarchie, besonders in ihren südlichen Provinzen

gewiß einen der ersten Plätze. Mit Recht darf sich dieselbe in Rücksicht auf Wohlstand, innere Ruhe und Volkscharakter über andere Nachbarstaaten im Stolze erheben; und öfter, wenn ich des Kaiserreiches Länder in ihren anmuthigen, gesegneten Kreisen durchzog, rief ich begeistert: „Wahrhaftig, stolz bin ich darauf, Österreich mein Vaterland zu nennen!“

Eh' wir Salzburg, das Ziel meiner Darstellung, erreichen, bieten sich auf dem Wege als Vorgeschmack der zu erwartenden Schönheiten und Genüsse, der Traunfall dar. Hat der Katarakt an und für sich eben nichts Ausgezeichnetes durch Höhe oder Wasserreichthum, so hat das enge Felsthal, das zwischen die Berge und Felsen hineingeklemmte Dörfchen viel Romantisches. Eine Holzbrücke verbindet nahe am Wasserfalle die beiden Ufer des Traunflusses, und bietet einen bequemen Standpunct. Der Fluß hat im Laufe der Jahrhunderte die im Wege liegenden Felsenblöcke durchwaschen und theilweise zersprengt, und so windet er sich an hundert Stellen nebst dem Hauptfalle in kleinen Cascaden, ganz dünnen Wasserstrahlen, bald stärker, bald schwächer, durch die, gleich Bimssteinen durchlöcherten Felsmassen; nicht anders als ob hier aus unendlichen Tiefen Nymphen, Tritonen, Delphine aufgetaucht wären, welche aus Urnen, Muscheln, Kiemen ihre Wasserkünste produzirten und hundert wunderbare, niedliche Fontainen bildeten. Daß die Kunst ein Bischen nachgeholfen habe, um den Fluß zur Schifffahrt brauchbar zu machen, wird bei dem ersten Blicke klar.

Ungleich interessanter ist, ebenfalls noch in Österreich, unweit Hallstadt im Salzkammergute der Waldbachstrub. Ein enges Felsthal, in welchem Stein auf Stein bis zum Himmel sich thürmt, bildet die Scenerie des Ganzen. Hoch oben gähnt eine breite Öffnung, aus welcher der Bach, welcher den Fall bildet, in ganzer Breite mit brausendem Getöse viele Klafter in die Tiefe hinab stürzt, und über Felsstück und lockeres Gerölle in das tiefer liegende Thal mit donnerndem Tosen hinabeilt. Hoch, wie Thürme, wirbelt aus dem Becken, in welchem die abstürzende Wassermasse sich sammelt, eine schäumende Säule wie Rauch empor, in deren winzigen Bläschen die Sonnenstrahlen in buntestem Farbenschimmer erglänzen. Rechts fällt von noch ansehnlicherer Höhe ein ganz schmaler Wasserstrahl herab, der aber als Katarakt nicht imponirt, und in heißen Sommertagen verschwindet.

Salzburg, ein reizendes Gebirgsland, die Schweiz der Monarchie, hat dieser Wundererscheinungen viele aufzuweisen, vorzüglich in seinem südlichen Theile. Das Dorf Badgastein, das offenbar sein Entstehen der daselbst hervorsprudelnden heißen Quelle verdankt, liegt um einen der wasserreichsten Katarakte, welcher in zwei Absätzen von beträchtlicher Höhe herabstürzt und mit betäubendem Getöse durch Gastein nach dem tiefen Thalgrund sich fortwälzt. Ganz oben, wo der Fall beginnt, so wie an der Mitte der

abstürzenden Schaumsäule, sind Brücken, von wo dem Auge der Anblick dieser Wunder ganz nahe und bequem sich bietet. Terrassenförmig gereihet, erhebt sich die geringe Anzahl der Häuser Gasteins von der Tiefe bis zur halben Höhe des Katarakts, und bildet ein romantisch-schauerliches Panorama.

Südlicher, in der Entfernung von ungefähr zwei Stunden, beginnt das hohe Schnee- und Tauerngebirge; enge Gebirgsthäler, in welchen manches Jahr sogar in der Tiefe der Schnee nicht schmilzt; bis in die Wolken ragende Berge und nackte Felsen, Bewahrungsbehälter ewigen Schnees, schaffen hinter dem Dorfe Böckstein eine Wildniß, die den Geist über die Großartigkeit der Gegenstände mit Bewunderung erfüllt, aber das Herz auch mit unheimlichem Gefühle des Grauens beängstigt. In diesen Wildnissen, dem Wohnplatze kahler Felsstücke, ewigen Schnees, einiger Föhren und scheuer Gemsen, bieten sich am Fuß der Naßfelder-Tauern drei ansehnliche Wasserfälle.

Zuerst trifft man auf den sogenannten Kesselfall. Hier stürzt das Wasser senkrecht von ansehnlicher Höhe auf einen Felsen nieder, der im Laufe der Jahrhunderte ausgehöhlt und in ein großes Wasserbecken nach Art eines Kessels umgestaltet wurde, über dessen Ränder das Wasser schäumend und hoch aufwirbelnd weiter nach der Niederung zuströmt. Schade, daß man diesen Fall nicht von den Felsen der entgegengesetzten Seite aus betrachten kann; aber Elemente und Vandalismus der für diese Naturwunder wenig empfänglichen Bewohner, haben Weg und Steg dahin größtentheils zerstört.

Eine gute Strecke aufwärts, wohin man nur zu Fuß, oder dem Rücken und den Füßen eines sicheren Saumthieres sich vertrauend, gelangt, wo das Felsthal enger, die Wildniß schauerlicher wird, befindet sich der Schleierfall. Das Wasser, das sich aus den Schneelagen der höchsten Regionen sammelt, sinkt in sehr dünne durchschimmernden Schichten von beträchtlicher Ausdehnung zur Rechten von den Felsen herab. Der ganze Katarakt hat ungefähr das Aussehen eines Damenschleiers, welcher Umstand ihm, nebst der Durchsichtigkeit der abstürzenden Wasserflächen, wohl den Namen mag gegeben haben. Unter günstiger Beleuchtung wirft der Fall die herrlichsten Regenbogenfarben.

Unfern von diesem Falle bildet der aus dem Hochgebirge tosende Gasteinerbach den Bärfall (Bergfall), in welchem das Wasser in zwei Absätzen, aber nicht von sonderlicher Höhe in die Tiefe brauset. Dieser Katarakt nimmt unter den aufgezählten den letzten Platz ein, vielleicht auch nur, weil das Auge, durch das Erhabene der früheren Erscheinungen dieser Art verwöhnt, das Letzte nicht nach Verdienst würdiget.

Dem Schleierfall gegenüber, hart auf jenem Wege, auf welchem der

Wanderer sich naht, ließ Erzherzog **Johann**, dieser warme Verehrer der Gebirgsgegenden und der Naturwunder in denselben, einen bequemen Sitz an dem Felsen anbringen, von wo die Übersicht auf beide Katarakte sich dem Auge der Betrachtung zugleich bietet.

Der König dieser interessanten Fälle ist jener zu **Golling**, zwei kleine Posten südlich von Salzburg, im Berge Göll. Er ist gewöhnlich sehr wasserreich und erhält, der allgemeinen Meinung nach, sein Wasser aus dem **Königssee**, mit welchem er durch Heberwirkung in Verbindung steht. Ein bequemer Fußweg führt den Wanderer aufwärts nach der waldigen Berghöhe, aus welcher ein dumpfes Donnern sich vernehmen läßt. Das Getöse wird mit jeder Minute stärker und schallender: bald sieht man mächtige Nebelsäulen zwischen den Zweigen der Bäume emporwirbeln, welche die Nähe des Falles verkünden. Furchtbar brausend wird das Getöse, die Nebelmassen qualmen wie riesige Wolken zum Himmel auf und fallen als feiner Regen nieder, der auf dem Gezweige und den Blättern der Bäume sich häufig zu großen Tropfen verdichtet und den Wanderer nur unter steter Taufe fortkommen läßt; kühler wehet hier die feuchte Luft; die ganze Natur scheint in Aufruhr und Krieg mit den Elementen. Aber nicht mit Unrecht behauptete vor einiger Zeit ein Reisender, „die Natur habe sich selbst hier einen Triumphbogen errichtet;" denn die, in eine Tiefe von mehr als 50 Fuß niederstürzende, gewaltige Masse der Gewässer hat eine Felsenwand durchdrungen und dieselbe nach Art eine Bogenbrücke ausgehöhlt, woraus das Wasser in ansehnlicher Breite unter schallendem Tosen der Tiefe zueilt und bald einen zweiten Katarakt bildet, welcher das Großartige dieses Naturwunders vollendet.

Fest gewurzelt steht hier vor Bewunderung der Wanderer. Ungewiß, ob die wirkliche Welt dem Auge noch begegne, oder ein Zauberreich mit phantastischen Gemälden dasselbe umgaukle, will er lange sich von der Stätte, welche die Natur zu ihrem Tempel geweiht, nicht trennen und mit heiligem Gefühle stiller Begeisterung steigt er endlich wieder in das gastfreundliche, blüthenreiche Thal hinab. **L. Schlecht.**

Notizenblatt.

Zur Kupferstecherkunst.

Georg Döbler.

Nicht allein in den Blättern dieser vaterländischen Zeitschrift, sondern auch in vielen anderen Journalen des In- und Auslandes wurde des ausgezeichneten Künstlers erwähnt, welcher, abgeschieden der Welt, in seiner stillen Einsamkeit die Tage des Lebens der Kunst weiht, und dessen Besitz sich das kleine, freundliche Städtchen **Neuhaus** in Böhmen rühmt. Dort lebt der bescheidene Priester der Grazien, geliebt

und geachtet von Jedermann, und von dort aus fördert er die Meisterwerke seines Griffels an das Tageslicht.

In Nr. 18 des Zuschauers d. J. versprach ein würdiger Freund und Verehrer der Kunst, einige Lebensnotizen dieses ausgezeichneten Mannes zu liefern. Auf Bitten seiner Freunde theilte mir der Künstler einige Skizzen seines Lebens mit, und ich gebe sie so schmuck- und anspruchslos, wie sie gegeben worden, in diesen Blättern, die dem wahren Talente so gerne jeden Vorschub leisten.

Georg Döbler wurde zu Prag den 20. April 1788 geboren. Schon im zwölften Jahre verlor er seinen Vater, der ihn mit der Mutter und vier Geschwistern zurückließ. Die beiden älteren Brüder Döbler's mußten sich, nachdem sie das gesetzmäßige Alter erreicht hatten, dem Militärstande widmen, und auch Döbler'n würde das Los hierzu getroffen haben; indeß versprach er wenig Wachsthum, und mußte nunmehr bedacht sein, sich einen anderen Lebensunterhalt zu verschaffen. — Da er schon in seiner Jugend glückliche Anlagen zum Zeichnen verrieth, so brachte ihn Professor Steinsky zu einem guten Schriftstecher in die Lehre. Sein Wunsch war, sogleich Versuche im Kupferstechen zu machen; da er sich jedoch nicht erlaubte, seinen Lehrer um die Geheimnisse dieser Kunst zu befragen, so beobachtete er im Stillen die Verfahrungsweise desselben und bemerkte, daß er seine Platten mit Weiß zu überziehen pflegte, um den beabsichtigten Gegenstand mit der Nadel darauf zu radiren, und dann mit Scheidewasser zu ätzen. Sogleich ließ er sich zu Hause ein Plättchen machen, überzog es mit Weiß und fing an, eine Landschaft von Balzer zu radiren. Kaum geendigt, faßte er die Platte mit Klebwachs ein, und goß voll Zuversicht Scheidewasser darauf. Aber welch ein Schrecken bemeisterte sich seiner, als die Platte über und über zu kochen anfing und ganz schwarz wurde. Er klagte sein Leid dem Professor Steinsky und erfuhr, daß er den Ätzgrund vergessen habe. — Glücklicherweise machte Döbler ebenfalls die Bekanntschaft mit einem Kunsthändler, der ihm versprach, Ätzgrund zu machen und ihn Ätzen zu lehren, wenn er ihm sein ABC-Büchlein radiren wolle. Dieser Kunsthändler bot ihm für die Platte großmüthig 20 kr. C. M. an, und gab ihm den Rath, die damals unter der Direction des verdienstvollen Bergler gegründete Akademie zu besuchen. Er folgte diesem Winke, trat bald in nutzbringende Conditionen und war so glücklich, die Aufmerksamkeit des Fürsten Isidor Lobkowitz auf sich zu lenken, der ihm [illegible] monatliche Unterstützung zufließen ließ.

Als die Landschaftsschule unter dem Professor Postl gegründet wurde, trat Döbler unter die Zahl der damals aufgenommenen Schüler, und errang kurz darauf mit der Copie eines Gallerie-Gemäldes von Brand den Preis. — Jetzt mehrte sich sichtlich sein Verdienst, und er hatte mit Neujahrskarten, Heiligenbildern &c. vollauf zu thun, was ihm ein erträgliches Einkommen verschaffte. Im Jahre 1820 wurde er Mitarbeiter des damals erscheinenden Werkes der „Wiener-Gallerie," welches Institut so manchem aufkeimenden Talente Gelegenheit zur Ausbildung gab. — Während dem erfuhr Döbler, daß man in England anfing, das Kupfer mit Stahl zu vertauschen, und nun bot der fleißige Künstler Alles auf, dem Geheimnisse der Plattenbereitung und Ausführung auf die Spur zu kommen. Er ließ sich ein Stück von gewalztem Stahlblech abschneiden und schleifen, und versuchte, ohne irgend eine andere Vorbereitung, einige Striche mit dem Grabstichel. Da er den Stoff nicht zu hart fand, um durchdringen zu können, so beschloß er, einen Christuskopf zu stechen,

wohl beachtend, daß nur unter dem Beistand des Allerhöchsten alles Gute und Nützliche gedeihen könne. — Zwar fanden die Kenner an der Zeichnung manchen Fehler zu rügen, und man schien anfänglich seine Erfindung nicht zu würdigen; allein dieß schreckte ihn keineswegs ab. Er machte fortwährend Versuche, und fand, daß dasselbe Mittel, dessen man sich auf Kupfer bediente, nämlich Scheidewasser mit gutem Weinessig vermischt, auch auf Stahl vortheilhaft anzuwenden sei.

Der große Nutzen dieser Erfindung bewährte sich aber erst, als sich Se. Excellenz der hochherzige, alles Gute und Schöne im Vaterlande eifrigst fördernde Landeschef, Graf Chotek, bewogen fand, statt der gewöhnlichen Neujahrsgratulationen die sogenannten Entschuldigungskarten einzuführen *); denn nachdem man nun von einer Stahlplatte 40—50,000 gute Abdrücke abziehen konnte, war es möglich, jenem Unternehmen diese Ausdehnung zu geben, wodurch der Impuls zur Förderung des Kunstsinnes im Vaterlande gegeben wurde, und den Armen namhafte Unterstützungen zukamen.

Unterdessen hatte Döbler's Gesundheit, bei den fortwährend angestrengten Arbeiten, sehr gelitten, und der Verlust seiner beiden hoffnungsvollen Kinder brachte ihn fast der Verzweiflung nahe. Da erschien ihm ein rettender Engel in der Person des hochwürdigen Herrn Propstes zu Neuhaus, Adalbert Juhn, der ihm einlud, seine übrige Lebenszeit in seiner Umgebung, in ländlicher Ruhe und Einsamkeit zuzubringen. — Döbler nahm den Antrag mit vielen Freuden an, und genießt nun seit einigen Jahren das Glück, ganz ungestört seinem Liebtingsstudium leben zu können. Im vorigen Jahre ward mir, in Gesellschaft mehrer Freunde, das besondere Vergnügen, den Künstler in seinem Atelier besuchen zu können. Er kam uns mit seiner gewohnten freundlichen Gefälligkeit entgegen und zeigte uns die letzten Producte seiner stets Neues schaffenden Muse, und unter Andern auch ein großes Werk, welches er in Auftrag des bibliographischen Institutes zu Hildburghausen in Ausführung hat, und worauf mein Freund in dem oben erwähnten Blatte des Zuschauers bereits aufmerksam machte. — Möge dieser wackere Künstler noch recht lange in der friedlichen Stille seiner Einsamkeit den Musen leben, zur Freude seiner Umgebung, zum Gedeihen der Kunst und zum Vergnügen aller Jener, welche sie, ihre Jünger und Günstlinge ehren!

Phil. E. Hotm.

*) Hier sei im Vorübergange bemerkt, daß auch in Österreich durch die Aufmunterung unserer Regierung, dieser so löbliche Gebrauch eingeführt wurde. Professor Höfel lieferte für das Neujahr 1837 ein ungemein schönes Bild, „den heil. Leopold," für den obigen Zweck.

Ergreifet die Gelegenheit.

Unter diesem Titel und dem Beisatze: „Eine Fürsprache an die Wiener," kündigte Hr. J. F. Castelli vor Kurzem in der fleißigen und schnellen „Theaterzeitung" von A. Bäuerle das Concert unseres braven, alten Meisters der Tonkunst Adalbert Gyrowetz, auf eine Weise an, die bei dem edelmüthigen Wiener Publikum durchgreifen muß, und die wir hier gern wiederholen, da sie dreifach ehrt: den Verfasser nämlich, den greisen Concertgeber, und gewiß auch das Wiener Publikum; denn man spricht nur an der Stelle herzliche Worte, wo sie verstanden und gewürdiget werden. Hr. Castelli sagt also in seiner echt österreichischen Einladung:

„Ich weiß, man darf meinen lieben Landsleuten nur sagen: dort ist eine Ge-

legenheit, wo Ihr Euch freundlich, wohlwollend, dankbar bezeugen könnt! und sie strömen in Haufen hin, — das will ich nun auch dießmal nicht versäumen, und sie auf den 26. December d. J. aufmerksam machen.»

„An diesem Tage gibt unser alter, braver, lieber, allgemein geachteter Capellmeister Adalbert Gyrowetz ein Concert in dem Saale der Gesellschaft der Musikfreunde. Wer kennt den ehrwürdigen Mann mit den weißen Haaren nicht, der so lange Zeit in unsern Mauern lebt, und uns so viel Vergnügen gemacht hat? Du fünfzigjähriger Musiker hast in Deiner Jugend gewiß eine Symphonie oder ein Quartett von ihm gespielt; Du brave Hausfrau, deren Stimme schon etwas wackelnd zu werden anfängt, erinnerst Dich gewiß noch, daß Du in Deiner Jugend am Claviere mit einem seiner Lieder Männerherzen erobert hast; Ihr Professoren der Kunst, die Ihr in Theatern spielt, wem von Euch hat er nicht schon ein Concert, oder wenigstens ein Solo für sein Instrument geschrieben, das mit dem größten Beifall aufgenommen wurde? Und selbst Ihr im Alter noch nicht Vorgerückten! Habt Ihr nicht seine allgemein beliebten Opern „Agnes Sorel» und „der Augenarzt» gehört, hat Euch seine Musik zu unzähligen Balleten nicht entzückt? Dieser fruchtbare Componist nun, der dabei auch ein so redlicher braver Mann ist, daß selbst Theaterpersonen (bei deren doch kleine Zwistigkeiten in der Regel sind) nicht läugnen konnen, daß sie mit diesem einen Manne immer im besten Einvernehmen gestanden sind, gibt nun in seinem hohen Alter, wo er weniger hat, weil er mehr braucht, ein Concert zu seinem Vortheile.»

„Brauch' ich Euch mehr zu sagen, liebe Landsleute? — Nein! — Er gibt ein Concert, — genug! — Ich sehe es im Voraus, man wird sich drängen dazu, die Kunsthändler werden nicht Billeten genug haben, und an seiner eigenen Hausthüre (Nr. 41, am Minoritenplatze, vierte Stiege, dritter Stock) wird die Klingel immerfort schellen, der Saal wird ganz voll sein! Aber auch Diejenigen, welche nicht in's Concert gehen konnen, werden Billeten holen lassen, um den braven Componisten ihre Dankbarkeit für fruher verschafftes Vergnügen zu bezeugen, und dem ergrauten Künstler eine Unterstutzung zuzuwenden. — Den Eintrittspreis — sag' ich Euch nicht, nehmt den höchsten an. Gewiß:

„Ihm leuchtet die Hoffnung,
Sie täuschet ihn nicht!»

J. F. Castelli.

Rückblick in die Vergangenheit.

Am 18. December 1778 ward Sir Humphry Davy, einer der berühmtesten Chemiker des 19. Jahrhunderts, in der Grafschaft Cornwallis geboren. Früher Professor der Chemie an der „Royal Institution," verließ er 1813 diesen Posten, um für sich allein der Wissenschaft zu leben. Viele seiner Erfindungen, worunter die „Sicherheitslampe," haben seinen Namen durch die Welt verbreitet. Die mehrsten seiner Schriften sind in's Deutsche übersetzt. 1815 ging er nach Paris, lebte einige Jahre in Frankreich und Italien, und versuchte in Neapel, wiewohl ohne Erfolg, herculanische Rollen zu entwickeln.

Am 19. December 1790 wurde William Edward Parry, brittischer Seecapitän, durch vier Nordpol-Expeditionen weltbekannt, geboren. Als der vierte Sohn des als Arzt und medizinischen Schriftsteller berühmten Dr. Caleb Hillier Parry kam er mit glücklicher Vorbildung 1803 als Cadet auf das Schiff Vile de Paris, und erwarb sich die Achtung aller Seemänner, insbesondere des nachmaligen Admirals Cornwallis. Stets mit Astronomie, Nautik und Aufnahme von Seekarten beschäftigt, erhielt er als praktischer Seemann wichtige und gefahrvolle Aufträge. So drang er 1811, um den Wallfischfang zu schützen, bis zu 76° n. Br. hinauf. Dann machte er Regeln zur Bestimmung der Polhöhe durch Beobachtung der Fixsterne bekannt. 1817 kehrte er nach England zurück, wo er im Jahre darauf bei des Capitäns Roß Nordwestpolarfahrt die Führung des zweiten Entdeckungsschiffes erhielt. Die zweite unternahm er

als Befehlshaber einer von ihm selbst vorgeschlagenen Expedition 1819, wo er auf der Melvill-Insel überwinterte. Nach seiner Rückkehr im Nov. 1820 ward ihm und seinen Seeleuten, nach dem Ausspruch des Längenbureaus in London, einer der für die Entdeckungen im Nordpolar-Meere vom Parlament ausgesetzten Preise mit 500,000 fl. C. M. ausgezahlt, weil sie bis zum 110⁰ L. in dem Polarmeer vorgedrungen waren. 1821 unternahm er die dritte, von der er erst nach drei Jahren zurückkehrte, und in wenigen Wochen darauf (1824) lichtete er die Segel zur vierten Nordwesterpedition. — (Die mit Capitän Roß im Jahre 1829—1833 unternommene s. im Einleitungsb. d. Z. S. 273). — Eins der wichtigsten Ergebnisse dieser Fahrten ist die Bestimmung der Meerenge, welche Grönland von Amerika scheidet, und die zur Ehre des Geographen Barrow, welcher die Plane zu diesen Reisen entworfen hat, die Barrow-Straße genannt wurde. Capitän Parry ist nicht bloß ein kühner und erfahrner Seefahrer, sondern auch ein sehr geistvoller Mann und dabei von großer Umsicht. Dieß hat er durch die sinnreichen Maßregeln bewiesen, durch welche er seine Mannschaft während der langen Winternacht im Eise froh, thätig und gesund zu erhalten wußte. Wenn er auch das große Ziel, die nordwestliche Durchfahrt, nicht erreichte, sondern nur dessen Unmöglichkeit dargethan hat, so geben ihm doch sein Muth, seine Talente und seine Ausdauer einen ausgezeichneten Platz in der Geschichte.

Am 20. Dec. 1639 wurde Jean Racine, der große und gewissermaßen vorzüglichste französische Tragiker, zu Ferté-Milon bei Paris geboren. Er verlor seine Ältern in der frühesten Jugend und genoß seine Erziehung in der Abtei Port-Royal des Champs. Seine schriftstellerische Laufbahn begann mit einer auf die Vermählung Ludwig XIV. gedichteten Ode: „La Nymphe de Seine," welche ihm einen Jahrgehalt von 600 Livres, welcher späterhin bis auf 2000 erhöht ward, erwarb. Von nun an in Paris lebend, widmete er sich ganz der Dichtkunst und entwickelte in stets höherem Grade sein dramatisches Talent. Nach der Aufführung seines „Alexander" (1666) und der „Andromache" (1668), wurde er von seinen Landsleuten fast durchgängig dem früher für unerreichbar gehaltenen Corneille vorgezogen, wozu hauptsächlich seine wohlklingende Versification und die hervorstechende Schilderungsweise zärtlicher Liebe beitrug, die jedoch ganz den Stämpel seiner Zeit und Umgebung trägt. Im J. 1673 ward er in die Akademie aufgenommen und einige Jahre später zum Historiographen des Königs ernannt. So schön und sonnenhell im Strahle der Hofgunst Racine's Leben bisher dahingeflossen war, so sehr trübte es sich gegen das Ende; und der gleichsam nur in der Hofluft und Gnade seines Königs lebende Dichter starb, man kann sagen, am gebrochenen Herzen, da ihm dieses sein Element hauptsächlich, einer zu freimüthigen Darstellung der Laster des unter der Eitelkeit und Verschwendung Ludwig's seufzenden Volkes wegen, unter dem Unwillen des Königs entzogen wurde. Er starb am 22. April 1699. — Um gehörig zu würdigen, was Racine leistete, muß man wohl unterscheiden, welche von den Mängeln seiner Stücke dem Wesen der französischen Dramaturgie überhaupt, und welche ihm zur Last fallen. Der in Wahrheit falsch verstandene Grundsatz der Aristotelischen drei Einheiten hat dem französischen Trauerspiel eine Steifheit und Kälte gegeben, die selbst das entschiedene Dichtertalent eines Corneille, Racine u. A. nicht bemeistern konnte. Die verkehrte Meinung, daß die eigene Nationalgeschichte sowohl, als die Geschichte anderer gleichzeitigen Völker, keinen würdigen Stoff für die Tragödie biete, nöthigte wenigstens in damaliger Zeit den französischen Tragiker, den Stoff zu seinen Werken aus der römischen, griechischen und anderer uralten Zeit zu holen. Da aber die französische Sitte forderte, daß Alles mit möglichster Galanterie vorgestellt werde, entstand hieraus die uns mit Recht abgeschmackt vorkommende Sonderbarkeit, daß die griechischen und römischen Helden in geschraubten Phrasen und Wendungen sprachen, wodurch sie eher den Höfling Ludwig XIV., als den Sieger am Granikus und die Zerstörer von Troja vernehmen ließen. Dieses Alles kann aber nicht dazu dienen, Racine's, gewiß der höchsten Anerkennung werthes Verdienst herabzusetzen, sondern muß es im Gegentheil erhöhen, wenn man bedenkt, was er unter solchen Verhältnissen dennoch leistete. Er benutzte mit großer Kunst den engen Spielraum, welcher dem französischen Tragiker freigelassen war, zur Steigerung des Gefühles und der Handlung; seine zarten Schilderungen der Liebe verdienen meisterhaft genannt zu werden, und weder vor, noch nach ihm ist die Sehnsucht eines durch widersprechende Leidenschaften krankhaft bewegten Gemüthes treffender geschildert worden, als von ihm. Seine Phädra ist uns durch Schiller's Übersetzung und Bearbeitnng näher gerückt worden; doch bekennen wir, daß sowohl diese deutsche Phädra, als die ursprüngliche von Racine, das nicht ganz gewährt, was von einem solchen Stoff zu erwarten erlaubt ist. In der „Athalie" hat Racine den ganzen Umfang seiner Dichtkunst dargelegt, und doch war es gerade dieses Stück, welches früher die wenigst günstige Aufnahme in Frankreich gefunden.

Hierzu die Beilage Nr. 51.

№ 51. Beilage zu № 152.

Blätter

für geistige Thätigkeit, wissenschaftliche Erörterungen und nützliche Studien.

Wien, den 19. December 1836.

Den verehrten Lesern.

Da diese Beilage bereits die vorletzte des scheidenden Jahrganges 1836 ist, müssen wir uns das Vergnügen, neue Probleme dem Scharfsinn unserer geschätzten Theilnehmer vorzulegen, für die neue Folge dieser Zeitschrift versparen, weil die Lösung der Aufgaben der zwei letzten Beilagen in den kommenden Jahrgang fallen, und so die Abgeschlossenheit und Rundung des Werkes stören würden.

Sein Ziel
Vom größten Werke bis zum Spiel
Hat Alles auf der Erde;
Doch Sorge tragen heißt's vorm Ende,
Daß Schlimmes sich zum Guten wende,
Und Gutes stündlich besser werde. E.

Lösungen

der Probleme in Nr. 49 der Beilage des Zuschauers (S. 1473).

I. Lösung des mathematischen Problemes von A. Frasl, k. k. Beamten:

Robert hat in der großen Lotterie 250,000 fl. gewonnen, davon verwendete er:

	Capital.	Gewinn.	Verlust.
Zum Kornhandel	31,900 fl.	1595 fl.	——
» Landhausankauf . . .	38,100 »	1524 »	——
» Börse-Geschäft . . .	24,000 »	——	420 fl.
» Stadthausankauf . .	66,000 »	1980 »	——
» Großhandlungsgeschäft	37,500 »	843 » 45 kr.	——
» Weinhandel.	22,500 »	——	450 fl.
» Tuchhandel.	20,000 »	——	300 fl.
Auf unvorhergesehene Fälle .	6000 »	——	——
Für die acht Knaben. . . .	4000 »	——	——
Summe.	250,000 fl.	5942 fl. 45 kr.	1170 fl.

Und da das Capital von 4000 fl., mit Zurechnung der 4 % Zinses-Zinsen, nach Ablauf von 13 Jahren auf 6660 fl. 17·64 kr. angewachsen sein wird, so bekommt jeder der acht Knaben 832 fl. 32·205 kr. A. F.

Dieselben Resultate erhielten die Herren: P. Benno von Riethaller, Capitular und Professor der Theologie am Stifte Melk; J. B. Schramm, k. k. Oberlieutenant in der Armee; Carl Zimmer, Accessist der k. k. Hof-Staatsbuchhaltung; Ilder, Privatlehrer; G. Uffenheimer, Handlungsbefl. in Wien.

II. Lösung des Gnomegriphes von A. L. Greipl:

Sieg oder Tod!

So rief, die Fahne in der Hand,
Austria's Held in wilder Schlacht. —
— Bald ist sein edles Werk vollbracht:
Gerettet ist das Vaterland!

Phil. Holm.

*

Siegen willst Du, o Freund, und zagest bei jeglichem Schritte?
Nein, so siegest Du nicht, dringst Du nicht muthiger vor.
Herzhaft fasse das Schwert und scheue Gefahr nicht, den Tod nicht:
Leben gibt ja der Tod, fällst Du im Kampfe für Recht.

Phil. Melzer.

*

Sieg oder Tod! So schallet der Ruf der tapferen Krieger,
Sieg geleitet zum Ruhm, wenn auch die Todten schon ruh'n;
Sind sie weniger werth, des Ruhmes Hallen zu schmücken?
Nein; Erinn'rung und Preis bleiben den Edlen geweiht!

Huszar Balint.

*

Sieg oder Tod soll unser Wahlspruch sein,
Vor dem der Feind erbebe;
Auf daß die Schmach, besiegt zu sein,
Von uns ja Keiner überlebe!

G. Uffenheimer.

III. Lösung des Räthsels für Sprachfreunde von A. Giftschütz:

Rose.

IV. Beantwortung der Fragen, gestellt von P. C. Holm:

1.) Ein Indianer in Peru, der einen Felsen hinankletterte, um ein ihm entlaufenes Lama herabzuholen, hielt sich an einem Zweige, der aus einer Ritze des Felsens hervorwuchs. Der Zweig riß aus, und der Indianer sah in der Fuge etwas glänzen; er untersuchte es, und die erste Silbermine, eine der reichsten der Erde, nämlich die von Potosi in Südamerika, war entdeckt (1545). — Jetzt ist sie bereits erschöpft.

2.) Das Wort „Buchstabe" leitet man von den buchenen Stäben ab, in welche man zu Anfange der Buchdruckerei die Lettern oder Buchstaben schnitt.

3.) Den Egyptiern schreibt man die Erfindung der Kunst, den Inhalt eines Feldes auszumessen, zu, und erzählt, daß sie darauf durch den periodischen Austritt des Nilflusses verfielen. Durch Letzteren nämlich wurden gewöhnlich die Pfähle und Gränzsteine weggeschwemmt, daher man auf den Gedanken gerieth, die Länge und Breite seiner Besitzung dergestalt für immer auszumessen.

4.) Es war die Sprache, wie man selbe vor noch nicht ganz tausend Jahren in ganz Deutschland allgemein sprach und schrieb, und dürfte sich nach der heutigen Sprache folgendes gestalten:

Des ewigen Lichtes Schöpfer,
Du selbst ganz Licht und Tag,
Nicht einige Nacht empfindend,
Des Lichtes ewige Natur,
Schon weicht erbleichend vor des nahen
Tages Ankunft die Nacht.

5.) Unter die wichtigsten Erfindungen der Insulaner und Küstenbewohner gehörte wohl die: ein Floß zu erbauen und mit Stangen fortzustoßen oder zu schieben. Daher der Name: Schiff; altdeutsch Schip und Skib.

Die Probleme II., III. und IV. löseten die Herren: Johann Krebner, Eduard Wiedenfeld, Sigm. Mauthner, J. B. Kauppel, J. M. Walz, Joh. Rattich, Carl Langer, Moriz Richard, C. Fleckies, A. G. Ritter, u. J. N. Heggelin, von Wien; — Joseph Renabal, Postexpeditor, und Vincenz Glasner, von Znaim; Vincenz Alois Eberle, von Holleschau; Conr. Berger, von Brünn; Carl v. Stieber, Gutsbesitzer von Sobiesak.

Schwungproben und Versuche.

Gerechtes Lob.

Was wahr, bleibt wahr! — Die Wahrheit darf man nie vergessen!
Ich sag' es frei, — gewiß, es ist nicht übertrieben:
Es konnte in der Schlacht kein Feind mit Barsch sich messen,
Die Gegner sind stets weit — weit hinter ihm geblieben.

J. F. Schaffer.

An Superbus, den Dichter.

Jetzt bin ich zwanzig Jahr, und bis ich dreißig werde,
Dann bin ich sicher, Freund, der größte Mann der Erde.
O ja. Doch lass' das Verseschreiben,
Ein Zwerg wirst Du sonst sicher bleiben.

C. Grimm.

Telegraph.

Prag v. C. G: Einiges zeugt von Talent; das Meiste von sehr geringer Lebenserfahrung. So z. B klingen des Vaters Abschiedsworte:

„Sieh', Kind, ich geh' zum Grabe,
Da nimm den Abschiedskuß,
Mein Alles, was ich habe —
Das Geld ist Überfluß;"

mehr ironisch, als wahr. „Daß des Vaters Kuß dem Kinde Segen sei, zweifelt Niemand; ob aber ein alter Mann in unserer Zeit mit leichtem Herzen aussprechen dürfe: „das Geld ist Überfluß," scheint, selbst als Poesie, für einen sterbenden Vater gewagt. — Ihren Epigrammen fehlt die Pointe keineswegs, so z. B.

Raps, der Ringer.

Herr Raps, der Ringer, kennt die sichre Art zu siegen,
Denn er behauptet stets den Platz — Herr Raps bleibt liegen.

Odo — 30/120: Ihre Novellete verräth einen tüchtigen Prosaisten und ein achtungswürdiges Talent. Gewünscht hätte ich, daß Sie sich von dem Beispiel der Neuen nicht zu jener Zerrissenheit in dem Ideengange leiten ließen, worin Jene Geist und Geschick zeigen wollen. Bei den vielen Stellen in spanischer Sprache, die Sie einweben, dürfte das Ganze manchem meiner minder aufmerksamen Leser — so besorge ich — unklar bleiben; und das ist Schade. Da aber wirklich ein großes Talent aus der Behandlung des Stoffes spricht, so wird dieser Aufsatz im nächsten Quartal abgedruckt werden. — Neustadtl a. d. Waag v. G. H: Vollkommen befriedigt und pünctlich besorgt. — F — L: Aus allen Ihren Versuchen spricht ein frommes, gottvertrauendes Gemüth. So wird der letztgesandte jedes reine Gemüth rühren und erheben. Mög' er hier seine Stelle finden!

Aufblick.

Wenn Dich des Lebens grause Stunden fassen
Und Freudenlieder nie mehr Dich begrüßen;

Vor Sorgen Deine Wangen schon erblassen,
Aus ihrem Herzen Dich die Freunde stießen. —
Wenn Deine angsterfüllte Seele blutet,
Ob nimmer müder Qualen, heißer Peinen; —
Wenn stromweis selbst das Unglück zu Dir flutet,
Vergebens Deine Augen Lind'rung weinen —
Wenn Alles sich in düst're Nacht gestaltet,
Die Ruhe noch den matten Körper flieht,
Ein bös' Gestirn ob Deinen Tagen waltet,
In Deiner Brust Vernichtung flammend glüht —
Wenn Höllengeister Deine Träume malen,
Und jeder Athemzug Dich brennend schmerzt,
Nur Jammerklagen Deine Schritte zahlen,
Der Hohn wohl gar mit Deinem Elend scherzt —

Da blicke auf zum Herrn der Sterne;
Er ist Dein Vater und Dein Hort,
Er denkt an Dich in Sonnenferne,
Und Liebe spricht sein heilig Wort.
Zu Ihm blick' auf; verzweifle nicht;
Wenn traurig auch Dein Erdenleben,
Im Jenseits strahlt ein göttlich Licht,
Nur Gott kann ew'ge Ruhe geben.

Franz Höfel.

1583. Da kommt einmal herbei, Ihr Literaten des Tages, die Ihr von Kunst schwatzt, schlechte Verse macht und dabei — Alles wißt. Mehr als fünfzehn Jahre seid Ihr auf den Schulbänken gesessen; einige von Euch haben in ein halbes Hundert Journale ihre unsterblichen Lieder und humoristischen Novellen geschwärzt — aber da ist ein armer Buchbinder-Gehilfe, der von der ersten Kindheit an mit der Noth gekämpft und nur drei Jahre die Schule gesehen hat, und leset, was er dem „Zuschauer" einsendet, der ihm zwar freundlich sagt: „Laß' das Versemachen, Freund; binde fein nett und rein Deine Bücher ein und treibe Dein Handwerk, daß Du so weit reichest, wie ein Riedl oder Pfautsch damit gekommen;" aber auch Euch gerne sagen möchte: „Der Geselle (so mein' ich) hat mehr Gemüth, mehr natürliches Talent, als Ihr Tagschreiber Alle mit Euren lyrischen Liedern und prosaischem Marterkram!" — Hören wir ihn für einen Augenblick an:

Abend, Unsterblichkeit und Gedanke.

Wie ein Frühlingslüftchen leis',
Friedlich Blumen küsset,
Düfte durch die Räume stiehlt,
Die ihr Kelch ergießet;

So schwebst Du, Gedanke, sanft,
In der Abendstille,
Schenk't entgegen Dir das Herz,
Heilige Gefühle,

Schweigt im Busen jeder Schmerz,
Schlägt die Urlichts-Welle
An der Erde Ufern, leis'
Und an das der Seele.

Nicht mit Thieren wird der Mensch
Einst als Staub gefunden,
Wie so manches Zweiflers Herz
Irren Wahns empfunden.

Seele! traue nicht und schweig,
Und verzeih' den Sinnen,
Die als Lügnerin Dich schmäh'n,
Du stirbst nicht mit ihnen.

Wohl ist Dir und mir in Dir;
Schwing', Geliebte, leise
Immer in der Abendruh'
Dich zum Sternenkreise.

Nicht das leise Wehgefühl
Soll mehr im Gemüthe
Tönen, wenn des Winters Hand
Knickt vom Stamm die Blüthe!

Anton Fritz.

Redacteur und Herausgeber: J. S. Ebersberg (wohnt in Wien; Stadt, Tiefengraben Nr. 166).

Gedruckt bei J. P. Sollinger.

№ 153.

Der Oesterreichische

ZUSCHAUER.

Für Kunst, Wissenschaft, geistiges Leben.

Mittwoch, den 21. December 1836.

Ihr sagt: die Zeit der Wunder ist vorbei?
Blickt auf das Küchlein in dem Brüte-Ei,
Seht mit dem rein geschliffnen Meisterglase
Das Wimmeln an in einer Wasser-Vase;
Klimmt wohlgemuth zur Alpenwelt hinauf,
Und gebt — könnt Ihr's — den Wunderglauben auf!

Die Eiswelt der Alpen.

Hier waltet Todesstille. Dann und wann wird sie vom Wiederhall fernen Lawinen-Donners, oder von einem schneidenden Windzug gestört, der zwischen dem Geklüft der Felsen seufzt. Je höher man in die breiten Schneegefilde hinaufsteigt, die kein Sommer hinwegthaut, je ernster wird das Gemüth dessen, der hier allein noch in der unermeßlichen Einsamkeit zu athmen wagt. Man ist rings von den Schrecken einer ungeheuern Zerstörung belagert. Da scheint nie Leben gelächelt zu haben. Man steht auf den Ruinen einer Welt. Der stumme Tod hat da seinen ewigen Thron. Unter ihm breitet sich das weiße Leichentuch der Natur über Alles aus. Wo es der Sturm aber stellenweise zerrissen hat, liegt das Gerippe und schwarze Felsengestein des Erdballs entblößt. Die starren Gipfel, Firsten und Zinken des Gebirges, welche in seltsamen Gebilden umherstehn, gleichen riesigen Grabmahlen. Nirgends Bewegung über dem Weltleichnam. Nur eine fahle Wolke schleicht am Himmel und zieht über die Eiswüsten einen bläulichen Schatten nach.

Kein anderes Schauspiel erzeugt in solchem Maße das Gefühl grauenvoller Erhabenheit; etwa noch das Weltmeer im Kriege mit dem Orkan. Dieß spiegelt uns noch Leben, aber das Entsetzliche des Lebens, ab. Doch in den Einöden des ewigen Eises über den Wolken, wo kein Halm vom Felsen nickt, wo nichts laut ist, als der eigene Pulsschlag, wo im Anblick allgemeiner Vernichtung uns das Gefühl eigener Vernichtung überwältigt, da tritt uns der Weltentod in entsetzlicher Majestät entgegen.

Streift man aber die ersten Wirkungen der furchtsamen Einbildungskraft ab, und betrachtet das Reich der Gletscher mit dem Forscherblick eines de Saussure von Genf, eines Hugi von Solothurn, so offenbart sich die schöpferische Herrlichkeit Gottes auch inmitten der hocherhabnen Wildniß.

Dem Scheintode der Natur entglüht ein anderes Leben. Dem Eise entsprossen unbekannte Pflanzen. Die Gletscher athmen. Die Firnen bewegen sich. Man steht in einer Welt neuer Wunder!

Jene leuchtenden Eishüllen der höchsten Alpengipfel heißen Firnen. Ihre Massen haben eine Dicke oft von mehren hundert Schuh Tiefe. Ihr Schnee, von dem sie bedeckt liegen, ist graupenartig, körnig; die Körner sind erbsengroß, unzusammenhängend. Das abschmelzende Wasser derselben sickert durch die untern Körnerlagen und vermehrt das Firneneis drunten. Die Linie dieser Firnen beginnt erst in einer absoluten Höhe von 7 bis 8000 Fuß.

Verschieden von den Firnen sind die Gletscher, die zwischen Bergschluchten (bis zu 2300 Schuh Meereshöhe) in die Thäler niedergehen können. Der auf ihnen ruhende Schnee ist leichter und lockerer, ohne Ähnlichkeit mit dem der Firnen. Es ist dieß, zumal am Rande der Gletscher, ein Gefüge fest in einander greifender Krystalle. Sind diese durch den Herabsturz der Eisblöcke aus den Höhen, oder vom Sonnenstrahl etwas gelöst, fallen sie, unter dem Schlage des Hammers, wie zerbröckelndes Mauerwerk, von einander. Risse und Spalten des Gletschereises schimmern himmelblau und blaßgrün. Je mächtiger die Eismassen, je tiefer die Bläue derselben.

Der Sonnenstrahl des Sommers schmelzt die Oberfläche der Firnen und Gletscher nur leicht ab. Desto stärker wirkt die natürliche Wärme des Erdballs gegen die untere Seite der gewaltigen Erdkrusten. Da bilden sich weite, höhere und niedere Eisgewölbe, bis sie von der Schwere ihrer eigenen Lasten zusammenbrechen. Das verkündet ein Donnergeräusch, welches dumpf durch das Gebirge dröhnt. Die zerrissenen Eismassen, von ihrem Gewicht gezogen, senken sich an den Halden abwärts nieder und kriechen gegen das Thalgelände vor. Dann zeigen sich an den Oberflächen jene langen, tiefen Querspalten und Eisschlünde, in welchen, wenn sie trügerischer Schnee verschleierte, schon mancher Gemsjäger sein unerwartetes Grab gefunden hat. So wandeln, im leisen und steten Wechsel, die Firnen von den unersteigbaren Höhen herunter, werden Gletscher der untern Regionen, und zerfließen und verdünsten im wärmern Luftkreis zwischen Blumen und Kräutern. Wie viel alljährlich die Firnen der Höhe an Mächtigkeit zunehmen, so viel verliert in der Tiefe das abschmelzende Gletschergehänge.

Bekanntlich speien Flüsse und Seen die Leichname der Unglücklichen wieder aus, die in deren Wellen den Tod fanden. Eben so das Gletschereis. Es wirft jedesmal nach einigen Jahren die Gebeine der Menschen und Thiere, welche in seinen Rissen und Spalten verschwunden waren, wieder auf seiner Oberfläche an das Tageslicht. Doch nur das Knochenwerk und Gerippe; das Fleisch daran hat der Gletscher gänzlich verzehrt.

Noch eine andere Seltenheit. Todtes Laub, oder Insekten, welche ein

Wirbelwind mit sich aus der bewohnten Welt emporgerissen und über den Schnee der Firnen und Gletscher verstreut hat, sinken allmälig darin unter. Aber wenn von den schroffen Wänden und Spitzen des verwitternden Gebirges ungeheuere Steinblöcke und Felsplatten auf eben diesen Schnee herabfallen, sinken sie nicht hinunter in ihm. Sie wehren nur den Sonnenstrahl ab, daß er, so weit sie reichen, den Schnee nicht schmelzen mag, während derselbe ringsum vergeht. So steigen dann wachsende Eissäulen, von breitem Gestein bedeckt, da und hier seltsam empor. Krystallene Thürme, 40 bis 80 Schuh hoch, von einem Felsen gekrönt, unterbrechen die Einförmigkeit der bleichen Ebenen, und stürzen wieder prasselnd zusammen, das Schauspiel der allgemeinen Zerstörung zu vergrößern.

Mancherlei andere außerordentliche Erscheinungen begegnen dem Wanderer in diesen erhabenen Wüsten, wo seine verwegene Kraft oft schnell in der dünnen, reinen Luft verlischt und er schon nach wenigen Schritten der Erholung bedarf; wo der vom Schneespiegel zurückgeworfene Sonnenstrahl sein Auge mit Blindheit schlagen, und die entblößte Haut seines Körpers in kurzer Zeit verbrennen kann; wo jeder Schall schnell erstirbt und ein Pistolenschuß kaum stärker, als das Knallen einer Peitsche vernommen wird.

Am räthselhaftesten ist das sogenannte G u x e n in dieser wunderbaren Eiswelt. Zuweilen senken sich vom Himmel jählings die Wolken herab. Dann erhebt sich eben so plötzlich ein verworrenes Getöse. Ringsum wildes Gebrüll eines Sturmes. Aber dieser hat keine bestimmte Richtung. Die Winde aller zweiunddreißig Weltgegenden scheinen wirbelnd und tobend in einem einzigen zusammenzukochen. Der Tag verfinstert sich. Man athmet dichten Schneestaub, der von Höhen und Tiefen herunter und hinaufgefegt wird. Das Rasen der Luft dauert einige Stunden. Dann Friede. Während aber die ganze Atmosphäre über dem Gletscher in diesem Aufruhre steht, waltet auf allen Seiten in der Nachbarschaft stilles Wetter. Niemand ahnet im ganzen Umkreise das Mindeste von dem furchtbaren, örtlichen Orkan.

In den Thälern und Ebenen der tiefern Schweiz kennt man dieß Guxen der Gletscher-Regionen nicht, wohl aber eine Luftbegebenheit anderer Art, das sogenannte W e t t e r s c h i e ß e n. Es ist dieß ein dumpfes, stoßweißes Schallen in der Luft, wie von entfernten Kanonenschüssen. Oft glaubt man wirklich nur diese zu hören, wie aus einer Schlacht. Anfangs fallen deren in einer Minute lebhaft mehre hinter einander; dann wiederholen sie sich seltener und seltener. Nie im Winter, sondern immer nur im hohen Sommer und Herbst vernimmt man dieß Wetterschießen, und gewöhnlich Nachmittags oft bis nach Mitternacht; nie bei einem Gewitter, sondern immer nur bei heiterem Himmel. Jedesmal trübt sich nachher die Luft und es erfolgt Regen. **Fr. R.**

Sinngedichte.

Der besonnene Bettler.

A. Wirf ab die Lumpen: von meiner Hand
Nimm hier das saubere Gewand!

B. Was denkt Ihr, Herr? Wollt Ihr, daß ich verderbe?
Ihr gebt mir einen Rock, und nehmt mir mein — Gewerbe!

Der furchtbare Arzt.

Arzt Killer starb: es lachten die Erben.
Ernst tritt sein Geist in Pluton's Haus.
„Ach!“ rufen erschrocken die Schatten aus:
„So sollen wir denn noch einmal sterben?!“ A. St.

Menschliche Ansichten in ihrer Verschiedenheit.

Du lächelst, Freund, ob der seltsamen Farbenmischung meiner Gedanken und Ansichten, doch sage ich Dir, wie das Urbild des Ewigen im unermeßnen Universum, ja in jeder einzelnen Welle des Wunderreichs der Natur sich entfaltet und abspiegelt: so sind unsere Gedanken auch Abglanz jener Ursonne, die, obgleich wir ihr in's Antlitz zu schauen nicht vermögen, ihr segnendes Licht über die weite Schöpfung ausströmt; sie sind Sterne, die Farbe und Glanz allein von ihren wohlthätigen Strahlen erhalten, die in wunderlieblichen Formen und Gestalten auf eigenen Bahnen sich fortbewegen, und ihre Färbung modificiren. Der Mensch ist gleichsam der Chemiker seiner Gedankenfarben, und trägt eine gewisse, ihm eigenthümliche Brille, die Phantasie, durch welche er sich die Welt beschaut, und deren Schliff die Mutter Zeit uns besorgt. Es gibt unzählige Abarten dieses gemeinnützigen Glases, die bald vergrößern, bald verkleinern, und es ist nicht uninteressant, so seine Bemerkungen über die Bemerkungen Anderer zu machen, und aus ihrer Miene, dem meist untrüglichen Stämpel der Empfindungen und Gefühle, den electrischen Eindruck der Außenwelt wegzulesen, wie am Clavier den entsprechenden Ton aus den Noten anzuschlagen. Der sieht sich die Welt als einen finstern Kerker an, voll drückender Luft und giftiger Schlangen, indeß der Andere sie in ewig bunten Farben erblickt; dem erregt Alles Erbitterung, ihn stört jedes Würmchen im Grase, er seufzt nach Ruhe, und findet sie nie, indeß ein Anderer seine gleiche Miene bei den turbulentesten Ereignissen des Lebens nie verliert, und sich durch nichts aus seiner Contenance bringen läßt. Dort blickt ein Jüngling durch das zauberhafte Mikroscop der Liebe, frei nimmt sein Geist durch die ätherischen Lüfte seinen Flug, schlürfend in reinen Zügen die ewig wechselnden Becher der Wonne und Wehmuth, über sich des Himmels erhabene Gebilde, unter sich die blüthentragende Erde;

indeß hier ein Anderer durch das Glas des Eigendünkels schaut, und seine wenigen guten Eigenschaften immer riesenhaft erblickt und gern zum Verkleinerungsglase greift, wenn es sich darum handelt, Andere zu beurtheilen. Diesem dünkt die Welt eine Münzstätte, indeß seine Wucherseele sich zum Metall verkrustet; Jenem eine Schule der Wohlthätigkeit, und er zieht Jeden freundlich unter sein Dach; doch dünkt mir Der, lieber Freund, der tüchtigste Beschauer des Weltalls, der mit klarem, unbefangenen Augenglase des Meeres Untiefen und Sandbänke erkennt, der zur rechten Zeit den Anker zu lichten, die Segel zu lüften und sie wieder einzuziehen weiß, der in Nacht- und Tageshelle sich selbst getreu und, seinem innern Compaß, dem Gefühle des Rechten, folgend, des Lebens tiefen Sinn sich zu deuten versteht.

Gustav Ritter v. Rathgeb.

Notizenblatt.

Das Interessanteste der deutschen Zeitschriften - Literatur.

— Ein Brief des bekannten Gelehrten, X. Marmier, welcher der Expedition, die das vermißte Schiff „La Lilloise" aufsuchen soll, bis jetzt aber noch keine Spur davon gefunden hat, als Sprachforscher mitgegeben ist, liefert eine Beschreibung des jetzigen Zustandes von Island, wovon die Schilderung des Anblickes dieser Insel, die man sich unter ewigen Schnee vergraben denkt, mit wirklich enthusiastischen Farben gemalt ist.

„Wenn dieses Island fast überall eine Spur von Verödung an sich trägt, so hat es aber auch ein großartiges Aussehen, einen erhabenen Charakter. Auf einem Hügel von Reykiawick erhebt sich eine Sternwarte, wohin sich die Kaufleute begeben, um von Weitem ihre Schiffe zu entdecken. Hier habe ich oft das ungeheure Panorama bewundert, das sich um mich her zeigte; oft stand noch Abends um 11 Uhr die Sonne am Horizonte, und ihre flammenden Strahlen wiegten sich in dem Meere, gleich einer Feuersäule; das Meer war ruhig, nur ein leichter Wind bewegte spielend die bläulichen Wellen, welche dann wieder niederfallen und die Sterne wiederspiegelten. In diesem Meerbusen von Island erheben sich hier und da mit Grün bedeckte Inseln, und rund umher bemerkt man einen Gürtel von Bergen, deren Gipfel sich in den Wolken verliert. Diejenigen, welche dem Lande am nächsten sind, haben eine helle blaue Farbe, die ich nicht zu beschreiben vermag. Weder die Berge der Schweiz, die ich mit der ersten Begeisterung der Jugend durchwanderte; weder die Alpen, die ich lange betrachtete, noch die Pyrenäen, deren höchste Gipfel ich erstieg, haben diese so helle Farbe, diese so leuchtenden Töne, welche der Maler bewundert, ohne sie wiedergeben zu können. Weiter hin ändert sich das Aussehen der Berge; unten fließen sie mit dem Wasser des Meeres zusammen, nehmen eine Purpur- und Opalfarbe an, tragen einen blendenden Schneemantel, und Eisspitzen, die einer Diamantkrone gleichen; und wenn der Himmel rein ist, wenn das Ende des Meerbusens, der Schneefels, sich unter der Sonnenscheibe, mit seinem von ewigem Nebel verhüllten Haupte erhebt, steht er über den Wogen, wie eine goldene Wolke. In dem jetzigen Augenblicke sieht dieser Theil von Island wie ein südliches Land aus. Das Mittelmeer ist nicht heller und klarer, als dieses Nordmeer, der Himmel des Südens nicht

schöner. Während überall Dunkel die Erde umhüllt, lächelt der reinste Tag die Hütte des Isländers an. Da steigen die Kinder des Fischers auf das Rasendach ihres Hauses, und verbringen hier mehre Stunden, wie auf einem italienischen Balcon. Ich sah so einmal einen Bruder und eine Schwester auf der Hütte ihres Vaters sitzen; das junge Mädchen, dessen blondes Haar um die Schultern floß, lehnte sich auf den Bruder; ein Lamm spielte um sie, und vor der Thüre der Hütte drehte die Großmutter die Spindel mit Wolle. Man hätte es für eine in die kalten Regionen des Nordens versetzte Idylle Theokrits halten können, und die Phantasie des Malers würde keine anmuthigere Gruppe in einer imposanteren Landschaft erfinden können.»

„In einiger Entfernung von der Stadt kann man von der Wüste, von der absolutesten Einsamkeit träumen. Alle Häuser verschwinden zwischen den sie schützenden Hügeln, und man sieht nur das Meer, die Berge und den Himmel. Hier herrscht die Stille unbewohnter Länder. Keine menschliche Stimme läßt sich hören, kein Vogelgesang klingt durch die Luft, kein Blatt rauscht. Alles ist Ruhe, Stille und Schlaf; und wenn man nach der Betrachtung dieses orientalischen Bildes seine Blicke wieder über die so nackte Erde, über die steinigen Haiden lenkt, die man zu seinen Füßen bemerkt, so könnte man sagen, die Natur habe in großen Massen alle Elemente einer glänzenden Schöpfung hierher geworfen, aber sich nicht die Mühe genommen, ihr Werk zu vollenden.»

— In der jüngsten Zeit sind verschiedene, manchmal sehr complicirte Arten, einen Pflug zu treiben, beschrieben worden; allein keine war noch im Stande, das uralte, höchst einfache Ackerbauwerkzeug zu verbannen Eine ähnliche Maschine, den Pflug, die Egge u. s. w. durch Dampf zu treiben, sagt das „polyt. Journal,» hat auch der Civil-Ingenieur Dickson in London erfunden. An jedem Ende des zu bearbeitenden Stück Landes wird nämlich ein kleiner, auf Räder gestellter Wagen angebracht; der eine führt die kleine Dampfmaschine und ein Rad, der andere ebenfalls ein Rad. Um diese beiden Räder läuft eine endlose Kette, welche durch die Dampfmaschine in Bewegung gesetzt wird, und an der einerseits der Pflug, andererseits die Egge einzuhängen wäre, so daß erstere hin-, letztere herläuft, und umgekehrt. Ist eine Furche gezogen, braucht man nur die Maschine anzuhalten, um die beiden Wagen an den Enden des Ackers um eine Furche weiter nach links oder rechts zu bewegen, und dann setzt man die Kette abermals in Bewegung. Statt der endlosen Kette ließe sich auch eine gewöhnliche, einfache Kette mit Cylindern anwenden, wenn der gegenüberstehende Wagen gehörige Leitungsrollen hätte. — Es ist sehr zu bezweifeln, daß auch diese Maschine großen Eingang finden werde.

Tauer.

Miscelle.

(Wohlthätigkeitssinn.) Vor Kurzem sind die sämmtlichen Schauspiele der hohen Verfasserin von „Lüge und Wahrheit» u. s. w. erschienen, und zum Besten des Dresdner-Frauenvereins gewidmet worden. 265 Thaler ist schon jetzt der Ertrag dieser schönen Widmung, dessen Empfang der Cassier des wohlthätigen Vereins als außerordentliches Geschenk I. k. Hoheit der Prinzessin Amalie Friederike, öffentlich anzeigte. — Dieser Frauenverein hat die Speisung der Armen während der härtesten Wintermonate, die Unterstützung armer Wöchnerinnen, und die Unterhaltung der Kinderbewahranstalten sich zum Zwecke gesetzt.

— r.

Öffentliches Leben in Wien.

Am 30. November waren wir Zeugen einer äußerst glänzenden Feierlichkeit, der Ertheilung des uralten und weltberühmten Ordens vom „goldenen Vließe," an vierzehn Individuen der ersten Familien des Österr. Kaiserstaates, welche an demselben Tage, als dem St. Andreasfeste, mit größtem Gepränge begangen ward. Nachdem nämlich die zwölf anwesenden neu aufgenommenen Ordens-Mitglieder im großen Capitel ihre Insignien aus der Hand S. M. des Kaisers, als des Großmeisters, empfangen hatten, wurde in der Hofburgkirche ein feierliches Hochamt gehalten, und das Ganze durch ein glänzendes Bankett beschlossen. Die neu ernannten Ordens-Mitglieder sind: Die Prinzen: Carl Ferdinand, und Franz Ferdinand von Modena; die Fürsten: Aloys Liechtenstein, Ferdinand Lobkowitz, Adolph Schwarzenberg, Friedrich Ottingen-Wallerstein, und Carl Fürstenberg; und die Grafen: Anton Friedrich Mittrowsky von Mittrowitz und Nemischl, Hardegg, Czirasky, Hoyos, Moriz Dietrichstein, Apponyi, und Carl Chotek.

Theatervorstellungen sah man einige recht interessante. So brachte das k. k. Hofburgtheater unter großem Beifall eine Reprise von Grillparzer's „Traum ein Leben," worin dießmal Dem. Reichel die Hauptrolle übernommen hatte; und zwei langerwartete Stücke von Bauernfeld: „die Kunstjünger," und „das Tagebuch," deren Erfindung zwar nicht neu ist, von welchen aber Letzteres seiner Lebendigkeit und seines glänzenden Dialoges wegen sehr ansprach. — Das k. k. Hofoperntheater führte uns das beliebte, vielleicht beim Opernpublikum beliebteste Werk Mozart's: „Don Juan," in einer Besetzung vor, welche dem Genius jenes berühmten Meisters angemessen ist. Wild als Don Juan, Staudigl als Leporello; jede Rolle war in Künstlerhänden, und der Beifall dem Verdienste dieser vollkommenen Leistung entsprechend. — Selbst das Theater in der Josephstadt brachte eine Darstellung der „Nachtwandlerin" mit durchaus neuen Kräften zuwege, und errang die Anerkennung eines so löblichen Vorwärtsschreitens im Kunstgebiete.

An Concerten, deren wir bis jetzt jeden Sonn- und Feiertag nur Eines hatten, bis sie sich später auf zwei und drei vervielfältigen werden, hörten wir jenes des Violin-Virtuosen Vieuxtemps, der uns vor zwei Jahren als 14jähriger Knabe vorgestellt wurde, nun aber gereifter, fester, sicherer vor jenes Publikum trat, welches ihn damals so liebevoll ermunterte und ihm auch jetzt die Fortdauer seiner Gunst bewies. Möge er den Weg der Kunst nicht zu leicht nehmen und in dem Wahne, Künstler zu sein, jene Studien nicht versäumen, welche die ernste Muse der Tonkunst für's ganze Leben fordert!

Vorzügliche Erwähnung verdient der hiesige „Musikverein" für seine so mannigfaltigen und fruchtbringenden Bestrebungen, deren immer wachsender Bedeutsamkeit man das schönste Prognostikon stellen darf. Nicht nur, daß er seinen „Abendunterhaltungen," welche so manches Concert aufwiegen, Reiz und Abwechslung, durch Verwendung der bedeutendsten Kunsttalente unserer Metropolis zu geben versucht, beweiset er auch in seinen Concerten, daß er den Sinn für classische Musik noch nicht erstorben glaubt; und das zahlreich versammelte Publikum gibt auch mit seinem regen Antheil den sprechendsten Beleg hiervon. So mußte in dem ersten Gesellschafts-Concerte, welches den 27. November unter der Leitung des Hrn. Klemm im großen Redoutensaale aufgeführt wurde, ein Vocalchor: „Gott im Frühling," von Worzischek, wiederholt worden, während die Symphonie von Reissiger, die Ouverture aus „Anacreon," von Cherubini, und der große Chor aus dem Händel'schen „Saul" großen Beifall erhielten. — Im zweiten Gesellschafts-Concerte am 18. d. M. hörten wir Pharao, Oratorium von Friedr. Schneider, welches mit dem günstigsten Erfolge vorgetragen und aufgenommen wurde. Jede Einzelnheit in diesem schönen Werke war vollendet — und mit besonderer Freude hörten wir im Part der Mahela Fräul. Pauline Steidler, einen nun ausgebildeten Zögling des Musik-Vereines, welche mit ihrer schönen Stimme und italienischen Gesang-Manier das für die Kunst zu werden verspricht, was (auch eine Schülerin dieses Vereines) die nun so gefeierte Ungher geworden.

Gleich erfreuliche Beweise von der Nützlichkeit des Conservatoriums und seiner trefflichen Schule geben die Zöglings-Concerte; sie zeigen uns jugendliche Talente, die zu den erfreulichsten Hoffnungen berechtigen. Das erste Zöglings-Concert (unter der Leitung des Hrn. Professor Sellner) führte uns zwei bedeutend ausgebildete Sängerinnen, Therese Heft und Barbara Bury vor, einen jugendlichen Violoncellisten, Otto Uffmann, der, die Krone des Abends, ein Solo von Merk mit ausgezeichneter Präcision vortrug, und einen Clarinetisten, Ferd. Winterle, welcher sehr viele Anlage zeigte. Übrigens waren sämmtliche Stücke so präcis einstudirt, und wurden so exact ausgeführt, daß die Cherubinische Ouverture zur Oper: „Elise," wiederholt werden mußte.

Solche Genüsse waren wahres Labsal in jener besonders düsteren Zeit dieses Jahres, welche vom October bis zum 8. December durch eine regnerische Witterung (wenn gleich segenbringend für die, drei Jahre lang ausgedörrte Erde) den Städter höchst lästig und trübselig gemacht hatte. — r.

Anzeige.

Der Ball der Gesellschaft der Musikfreunde des österreichischen Kaiserstaates wird am 11. Jänner 1837 in den k. k. Redouten-Sälen Statt haben. Die Eintrittskarten werden vom 2. Jänner angefangen, für die Mitglieder der Gesellschaft, oder die von ihnen namentlich vorgeschlagenen Personen, im Gesellschaftshause zu ebener Erde ausgegeben werden.

Geschichtliche Momente und Begebenheiten aus der Gegenwart.

1836. Nov. 17. In Madrid wird ein anarchistisches Complot im Augenblick, wo es ausbrechen sollte, entdeckt. Die Verschwornen hatten 80 Meuchelmörder gedungen, um die Königin, die Minister und die bedeutendsten mit der Regierung in Verbindung stehenden Personen zu ermorden.

— — 18. In Rußland wird auf der Eisenbahn von Petersburg nach Zaraskoje-Selo und Pawlowsk die erste Dampfwagen-Fahrt mit einer in England verfertigten Locomotive versucht. Die herbeigeströmte Menge sieht mit freudigem Erstaunen zuerst die Maschine allein hin- und hergleiten, und bewundert nicht bloß die Sicherheit und Gleichmäßigkeit der Bewegung, sondern auch die Leichtigkeit, mit der sie sich dem menschlichen Willen fügt und auf einen Wink ihre Bewegung beschleunigt, mäßigt oder gar einstellt. Die Locomotive ward durch den griechischen Geistlichen von Zaraskoje-Selo zu ihrem Dienste religiös eingeweiht, und versieht seitdem ihren Dienst ununterbrochen.

— — 29 u. 30. An diesen Tagen wüthete in England, an den französischen Küsten, in den Niederlanden, und im größten Theile Deutschlands ein verheerender Orkan. „Seit Menschengedenken war," wie die Londoner Blätter berichten, „kein solcher Sturm vorgekommen; die stärksten Bäume brachen wie Schwefelhölzer, Dächer wurden abgedeckt, eine Menge Personen getödtet oder verwundet. In Bremen riß der Sturm Bäume aus der Erde, und die Kupferbedeckung des Domes zu Boden; in Hamburg warf er mehre See-Fahrzeuge in Trümmer." — In Wien trat er jedoch nur in den Abendstunden und zur Nachtszeit auf, ohne Schaden anzurichten.

Rückblick in die Vergangenheit.

Am 21. December 1755 wird Alois Blumauer zu Steier in Österreich ob der Enns geboren. Er studirte in seiner Vaterstadt, trat 1772 zu Wien in den Jesuiten-Orden, privatisirte daselbst nach der Aufhebung des Ordens, bis er als Censor angestellt wurde, welche Stelle er 1793 niederlegte, da er die Gräffer'sche Buchhandlung übernahm. Er starb 1798. — Burlesken Witz und drollige Verdrehungen findet man in den meisten seiner zahlreichen Gedichte, wovon einige, in einer reinen und männlichen Sprache vorgetragen, Feuer und Leben athmen, die Mehrzahl jedoch des gemeinen, oft schlüpfrigen Witzes und der Verletzung des Zartgefühles willen, welches der Dichter auch im Scherze zu beachten hat, keines Lobes verdient.

Am 22. December 1481 verhindert der berühmte Einsiedler Claus von der Flüe durch den Stanzer-Vertrag den Ausbruch des Kampfes unter den Eidgenossen, und wird dadurch der Wohlthäter seines Vaterlandes. „Und" (so spricht die Chronik) „Gott gab Gnad' zu den Worten des heiligen Einsiedlers, daß in Einer Stunde Alles verglichen ward." — Der Geschichtschreiber Joh. v. Müller schildert die nächsten Folgen dieses Ereignisses: „Aus dem Hauptflecken Stanz hinauf bis in den Gotthard, hinunter bis nach Zürch und bis nach Rhätien und in den Jura, allgemeines Freudengeläute, wie nach der Schlacht bei Murten; mit Recht, es hatten die Eidgenossen sich selbst überwunden."

Redacteur und Herausgeber: J. S. Ebersberg (wohnt in Wien; Stadt, Tiefengraben Nr. 166).

Gedruckt bei J. P. Sollinger.

№ 154.

Der Oesterreichische

ZUSCHAUER.

Für Kunst, Wissenschaft, geistiges Leben.

Freitag, den 23. December 1836.

Wer kann des Fehltritts Folgenreih' ermessen?

Die Verstoßene.

Während des letzten Krieges zwischen Frankreich und England sah man am Ende einer Straße in der englischen Stadt Leith an der Thüre eines kleinen Hauses vom Morgen bis Nachts die englische Nationalflagge wehen. Dieses Haus war der Aufenthaltsort eines Preßgangs (eine Truppe gewaltsamer Matrosenwerber), während ihrer empörenden Beschäftigung zu Lande, und wo sie sich regelmäßig jede Nacht einschlossen, um Reibungen mit den Bürgern auszuweichen, welchen sie natürlich besonders verhaßt waren.

Der Offizier, welcher zur Zeit des hier zu erzählenden Ereignisses die Station befehligte, war ein Mann ganz besonders unpassend (wenigstens seiner Neigung nach) zur Ausübung der, ihm bei dem Matrosenpressen obliegenden Pflichten, denn er war von sehr menschenfreundlicher Gemüthsart. Er war von Leith gebürtig, und wohnte in seinem eigenen Hause, wenn nicht seine Gegenwart an Bord erforderlich war. Er hatte auch ein eigenes Zimmer in dem oberwähnten Wachhause, wo er sich sehr pünctlich einfand, um durch seine Gegenwart die rohen, zügellosen Gemüther des Preßganges im Zaum zu halten — denn die unverbesserlichsten, schlechtesten Subjecte unter der Schiffsmannschaft werden immer zu diesem Geschäft auserlesen.

In diesem Gemache saß Capitän Gillespin eines Abends, als man ihn benachrichtigte, daß ein Herr ihn zu sprechen wünschte, und auf sein Verlangen wurde der Fremde hereingeführt. Er war dem Aussehen nach ein ganz junger Mensch, von leichtem, zierlichem Körperbau und sehr elegant gekleidet. Dem Capitän fielen dessen schöne, und wie ihm vorkam, weiblichen Gesichtszüge sehr auf, welche letztere Eigenthümlichkeit mit seiner sanften Silberstimme harmonirte, als er, nach einigem Zögern, den Zweck seines Besuches eröffnete. Dieser war kein anderer, als daß man ihn an Bord eines Kriegsschiffes aufnehmen möchte, um als gemeiner Matrose zu dienen. Capitän Gillespin drückte seine große Verwunderung aus, wie Jemand von seinem zarten Alter und elegantem Äußeren einen so sonderbaren Entschluß fassen

könne; bat, seine Beweggründe hierzu anzugeben, und fragte ihn, ob er auch die Folgen eines solchen Schrittes reiflich erwogen. Der junge Mensch weigerte sich, auf diese Puncte einzugehen, und wiederholte nur seinen festen Entschluß, Dienste zu nehmen. — Der würdige Offizier war außerordentlich bewegt über die Lage des Jünglings. Er war offenbar von höherem Stande und mit Sorgfalt und Zärtlichkeit erzogen worden, und seine Antworten thaten kund, daß er ganz und gar nichts von der Welt kannte. Der Capitän fühlte jedoch noch mehr Mitleid als Erstaunen über diesen Umstand. Es waren ihm viele Beispiele bekannt geworden von jungen Leuten aus den besten Familien, deren warme und schlecht gehüthete Einbildungskraft zum Enthusiasmus entflammt worden war durch die übertriebenen und schön ausgemalten Berichte unserer Triumphe zur See, und die so, ihre Köpfe mit Visionen des Ruhmes erfüllt, allen Genüssen und Annehmlichkeiten der Heimat entsagten, und sich wenig träumen ließen von den rauhen Proben, die man auf dem Pfade zu Auszeichnung oder Ruhm bestehen muß.

Ein solches Beispiel glaubte der wohlwollende Offizier jetzt vor sich zu sehen; und da er aus Erfahrung all die rauhe Wirklichkeit seines Gewerbes kannte, so versuchte er, den jungen Enthusiasten zu bewegen, seinen Entschluß aufzugeben, oder wenigstens dessen Ausführung zu verschieben; da aber alle seine Gründe ohne Wirkung blieben, so beschloß er, ihm wenigstens von der Art Gesellschaft, die er an Bord um sich haben würde, einen Vorgeschmack zu geben. Als daher der zweite Offizier an's Ufer kam, um ihn für die Nacht abzulösen, befahl er ihm, den jungen Menschen in dasselbe Zimmer mit den Schurken des Preßganges einzuschließen, und ihm dann denselben den nächsten Morgen zur Zeit des Frühstücks in's Haus zu schicken.

Der junge Mensch erschien den Morgen darauf zur bestimmten Stunde, und Capitän Gillespin sah auf dem ersten Blick, daß das versuchte Experiment nicht ohne Wirkung gewesen, oder vielmehr, daß es über seine Absicht geglückt habe. Er war in der That erschüttert von der Veränderung in den Gesichtszügen des jungen Menschen seit dem vorhergehenden Abend, und bereute fast den Plan, welchen er in Ausführung gebracht. Er reichte ihm gütig die Hand, und fragte ihn in einem erzwungenen, gleichgiltigen Tone, ob er noch seinem Entschlusse treu wäre, ein Matrose zu werden. Eine Zeit lang saß der junge Mensch stumm und starr wie von Marmor, und schien der Meinung der an ihn gerichteten Worte gänzlich unbewußt, aber endlich fiel er vor dem Capitän auf die Knie, und enthüllte ihm unter einem heftigen Strom von Thränen und Schluchzen — was sein mitleidsvoller Zuhörer bereits entfernt zu argwöhnen angefangen — daß das unglückliche junge Geschöpf vor ihm ein — Mädchen sei!

Capitän Gillespin richtete die Flehende vom Boden auf, und war be-

müht, sie durch alle ihm zu Gebot stehenden Überredungskünste zu beruhigen, aber es wollte ihm lange nicht glücken. Als sie endlich gefaßt genug war, um zu sprechen, erzählte sie ihre kurze und einfache Geschichte. Sie war die jüngste Tochter eines Gutsbesitzers von beträchtlichem Vermögen in einer benachbarten Grafschaft. Ungefähr sechs Wochen vor ihrem unüberlegten Schritt, war ein junger Verwandter, ein Lieutenant in der Flotte, mit Urlaub zum kurzen Besuch in ihres Vaters Haus gekommen. Der junge Mann hatte erst kürzlich sein Offiziers-Patent erhalten, und war dem zu Folge sehr aufgeräumt, und da er seinen Stand enthusiastisch liebte, so wußte er von nichts, als von Schlachten und See-Abenteuern zu sprechen, und malte dieselben mit den glühendsten Farben einer jungen, feurigen Einbildungskraft aus. Obgleich die ganze Familie diesen Beschreibungen mit Aufmerksamkeit und vielleicht mit Interesse zuhörte, so fand der junge Seemann doch Niemand unter seinen Zuhörern, bei dem seine eigenen Gefühle solchen Anklang fanden, als seine Base — die jüngste von vier Töchtern des Hauses. Es war daher ganz natürlich, daß er ihre Gesellschaft der ihrer Schwestern vorzog, obgleich seine Vorliebe einzig aus dem eitlen Vergnügen entsprang, einen bereitwilligen, vergnügten Zuhörer an ihr zu haben. Er hatte ihr nie im Geringsten Liebeseröffnungen gemacht (und es zeigte sich in der That nachher, daß er schon eine Geliebte hatte), aber sein hochherziger Sinn und seine Lebhaftigkeit, sein Streben nach Ruhm, seine schöne, seelenvolle Gestalt, im Verein mit der Vorliebe, welche er für ihre Gesellschaft zeigte — Alles dieses machte einen tiefen, gewaltigen Eindruck auf das Herz des jungen, unschuldigen Mädchens, dessen sie sich erst bewußt wurde, als er wieder abreiste. Dann erst fühlte sie zum ersten Mal, wie ihr Glück von ihm abhinge, und wie öde und leer ihr die Welt ohne ihn vorkam. Die Zeit würde sie vielleicht ihre Gemüthsruhe haben wieder finden lassen; aber ihr Herz wurde noch von anderen Seiten bedrängt. — Ihr Vater, ein kalter, rauher Mann, ein strenger Zuchtmeister in seiner Familie, und der jede Abweichung von jener steifen Zurückhaltung, welche seinem eigenen Benehmen zur Richtschnur diente, als eine Übertretung der moralischen Schicklichkeit und Verletzung seines Ranges ansah, hatte mit wachsendem Unwillen bei seiner Tochter die unverstellte Bewunderung ihres Vetters bemerkt, und ließ nach dessen Abreise sie das ganze Gewicht seines Zornes fühlen. Auch ihre Schwestern, deren Gemüther dem ihres Vaters ähnlich waren, und die überdieß vor Verdruß und Eifersucht brannten über den Vorzug, den ein erwünschter, heirathbarer Mann einer jüngeren Schwester gezeigt hatte, verfolgten sie ohne Barmherzigkeit. Ihre häuslichen Leiden und die Liebe für ihren abwesenden Vetter machten das Leben des armen Mädchens daheim bald so elend, daß sie den unglückseligen Entschluß faßte, dem Hause ihres Vaters zu entfliehen, und

ihrem Geliebten zur See nachzufolgen. — So gänzlich unbekannt war sie mit allen Angelegenheiten dieser Welt, daß, als sie hörte, es liege eine Kriegs-Fregatte bei Leith vor Anker, deren Namen sie bloß aus dem Munde ihres Vetters gehört hatte, sie ganz einfältig schloß, er selbst müsse dort sein, und sich sofort, wie wir so eben gesehen, als dessen Schiffskamerad anwerben lassen wollte.

Dieß war die einfache Geschichte des armen Mädchens, die von Scham und Reue über ihre Thorheit und von Verzweiflung über deren wahrscheinliche Folgen ganz zerknirscht schien. Capitän Gillespin sagte Alles, was er konnte, um sie zu trösten, versprach, an ihren Vater um dessen Verzeihung zu schreiben, die sie gewiß erhalten würde, und bemühte sich, sie aufzuheitern, mit der Versicherung, ihr thörichter Streich würde bald vergessen sein. Aber ihre Angst und ihr Kummer brachen nur mit neuer Stärke aus. — „Sie kenne," sagte sie, „ihren Vater zu gut, um auf seine Barmherzigkeit zu hoffen; und selbst wenn er ihr verziehe, so würden ihre Schwestern ihr Herz mit ihrem Spott und ihren Vorwürfen brechen." — Es blieb ihrem neuen und gütigen Freunde jedoch kein anderer Ausweg übrig, und er schrieb noch denselben Tag an Herrn Hume (dieß war sein Name), unterrichtete ihn von der Lage seiner Tochter, und machte die dringendsten Vorstellungen, um seinen Unwillen zu besänftigen und seiner Tochter Betragen zu entschuldigen, die, wie er ihn versicherte, es auf's Lebhafteste bereue. Er schickte auch den weinenden Flüchtling sogleich nach dem Hause einer Verwandten, wo ihm alle Aufmerksamkeit gewidmet wurde.

Der Capitän wartete ängstlich auf eine Antwort seines Briefes, die, wie er zuversichtlich hoffte, in der Person des Herrn Hume erfolgen, der sich über die Entdeckung seiner irrenden Tochter freuen und sie gerne wieder in seine Arme aufnehmen würde. Die Antwort traf in der That mit umgehender Post glücklich ein — sein eigener Brief in einem leeren Umschlag! Capitän Gillespin war wie vom Donner gerührt. Sein redliches, unverdorbenes Gemüth war ganz unfähig, die Möglichkeit eines solchen Benehmens zu begreifen. — Dieß ließ ihm die menschliche Natur in einem ihm ganz neuen Lichte sehen, und er untersuchte seinen eigenen Brief und den Umschlag zu wiederholten Malen, um sich von der Wirklichkeit zu überzeugen. Ein Vater einem reuigen Kinde für solch einen Schritt jugendlicher Thorheit seine Verzeihung versagen! Sollte das irrende Menschenherz einer solchen Grausamkeit fähig sein — unmöglich! Es muß hier ein Irrthum, ein Mißverständniß obwalten — er wollte noch einmal schreiben. Er schrieb wieder, indem er Alles in seinem ersten Briefe Gesagte wiederholte, und Alles beifügte, was ihm zur Entschuldigung der Unbesonnenheit seines Schützlings beifiel. Er schloß mit der Bemerkung — was wirklich der Fall war — daß sie ihrem Grame schnell zu

erliegen schiene, und bat ihn, als Christen und Vater, zu ihrer Hilfe herbeizueilen, und durch seine Verzeihung ihr Leben zu retten. Es war Alles umsonst. Sein Brief wurde ihm, wie zuvor, wieder zurückgesendet, jedoch mit der folgenden lakonischen Beischrift auf dem Umschlag: „Herr Hume kennt nicht das Individuum, auf welches sich der Einschluß bezieht, und bittet, ihn nicht weiter mit Zuschriften in Betreff dieses Individuums zu belästigen." — Capitän Gillespin wurde durch diese Antwort ganz verwirrt, und Verdacht fing an sich in seiner Seele zu regen. Könnte sie eine Betriegerin sein? Wäre es möglich, daß ein so junges, bescheidenes und zerknirschtes Geschöpf ihn mit einer erfundenen Geschichte hinterginge? Er konnte sein Herz nicht dazu bringen, es zu glauben; aber auf der andern Seite schien es ihm noch weit unwahrscheinlicher, daß ein Vater sein Kind so dem Elende oder der Schande Preis geben könne. Sollte sie sich irgend eines noch größeren Fehltrittes, als den sie bekannt hatte, schuldig gemacht haben? Er war einige Zeit in Verlegenheit, was er denken oder thun sollte, fühlte aber wohl, daß er schon zu weit in der Sache gegangen sei, um sie beruhen zu lassen, und beschloß, sie ganz und zwar ohne Aufschub zu ergründen. Er beurlaubte sich daher auf einen Tag von seinen Amtsgeschäften, und reisete mit Extrapost nach Herrn Hume's Landhause.

Er fand ihn zu Hause, und wurde von ihm mit jener kalten, steifen Höflichkeit empfangen, mit der er seinen wärmsten Freund eben so gut, als seinen bittersten Feind bewillkommt haben würde.

„Mein Name ist Capitän Gillespin, von Sr. Majestät Fregatte, „die Wespe," die zu Leith vor Anker liegt."

„„Ah! — Ich bitte, setzen Sie sich, mein Herr.""

„Ich habe im Laufe der vergangenen Woche zwei Mal über einen Sie schmerzlich interessirenden Gegenstand an Sie geschrieben, Herr Hume. Darf ich fragen, ob Sie meine Briefe erhielten?"

„„Ja, mein Herr.""

„Und wollen Sie mir gefälligst sagen, welche Antwort Sie darauf belieben?"

„„Ich habe bereits geantwortet, mein Herr.""

„Ein leerer Bogen Papier ist keine Antwort, Herr Hume."

„„Es befand sich noch etwas mehr als dieses bei der Ihnen zurückgesandten letzten Epistel, mein Herr.""

„Wollen Sie damit sagen, daß diese junge Person mich getäuscht hat, und daß Sie wirklich nicht Ihr Vater sind?"

„„Daß ich ihr Vater war, mein Herr, muß ich leider eingestehen, aber ich verzichte auf diesen Titel. Sie ist nicht länger meine Tochter.""

„Wie, mein Herr! — Das ist ein sonderbarer Schluß, der meine Be-

griffe übersteigt. Ich bitte, mein Herr, wenn sie Ihre Tochter war, wie wollen Sie erweisen, daß sie es jetzt nicht ist?"

„„Ihr eigenes Betragen ist eine genügende Erklärung dieses scheinbaren Widerspruches.""

„Also über ihr Betragen wünschte ich Aufklärung. Lassen Sie uns einander über diesen Punct verstehen, mein Herr, ehe wir ein anderes Wort sprechen, und erlauben Sie mir zuvörderst, Ihnen die mir von dem unglücklichen Mädchen mitgetheilten Umstände zu erzählen, welche sie zu einem so unüberlegten Schritt veranlaßten."

(Den Schluß im nächsten Blatte.)

Notizenblatt.

Jugendschriften = Literatur.

La Morale de l'enfance, ou Quatrains moraux a la portée des enfants et rangés par ordre méthodique par Ch. G. Morel Vicomte de Morel-Vindé, Pair de France etc. Douzième edition. Vienne, Charles Armbruster. 1837.

Es ist eine bekannte Sache, daß sich am zarten Gedächtnisse der Jugend nichts leichter einprägt, und nichts besser von demselben behalten wird, als Verse. Der Rhythmus der Sprache, der wiederkehrende Reim, die succincte Pointe (wenn die Verse anders der jugendlichen Fassungskraft angemessen sind), Alles vereinigt sich, bei dem mindesten Anklang auf eine solcher Gestalt vorgebrachte Lehre aufmerksam zu machen und sie, selbst halb entschwunden, in's Gedächtniß zurückzurufen. Auf diesen Umstand bauend, scheint der oben genannte, hochgestellte Verfasser vorliegende „Quatrains" verfaßt zu haben, die, Anfangs nur für den Privatgebrauch bestimmt, ihre Brauchbarkeit dadurch bethätigen, daß sie bereits die zwölfte Auflage erlebten und einzig in ihrer Art dastehen. Sie sind der Fassungskraft der Kinder angemessen, in einer echt väterlichen Sprache, zum Theil nach den besten Mustern der Alten gebildet, und was das Löblichste ist, nicht wie eine bloße Beispielsammlung durcheinander geworfen, sondern in eine systematische Ordnung gebracht, der fast zum Überflusse am Schlusse noch eine analytische Tabelle beigegeben ward. Es ist daher keineswegs zu bezweifeln, daß dieses Büchlein bei richtigem Gebrauche seinen Zweck nicht verfehlen, und den zarten jugendlichen Gemüthern, bei denen die ersten Eindrücke so wichtig, einen regen Sinn für alles Gute und Edle einpflanzen dürfte.

Um so größere Anerkennung verdient die Verlagshandlung, welche trotz dem Streben, dieses Werkchen so verbreitet als möglich zu machen, und dem äußerst billigen Preise (von 30 kr. C. M.) dennoch eine so große Sorgfalt für die äußere Ausstattung an den Tag gelegt hat, daß man daraus ihre Absicht, der Jugend ein höchst niedliches, und deßwegen desto angenehmeres Geschenk darzubieten, deutlich erkennen kann. — Der Congreve-Umschlag ist äußerst zart und der Druck so correct, als man von der Strauß'schen Officin nur erwarten kann.

J. B. Tauer.

Natur und Leben in unserem Himmelsstriche.

Im tiefsten Schlafe liegt nun die Flur, Kräfte sammelnd für den nahenden Morgen, an welchem die zurückgekehrte Sonne bald aufwecken wird aus dem tiefsten Schlafe die sternige Bellis, den goldköpfigen Löwenzahn und das bescheiden duftende Veilchen; dann wird es laut werden in der Werkstätte der Natur, die Vöglein werden wieder ihr Lied schallen lassen vom blühenden Baume, und aus allen Poren der Erde werden frische unermüdliche Gräser und lachende Blumen ihre Köpfchen erheben. Die Gewißheit, daß das schwer vermißte Tagesgestirn den Rückweg zu uns schon angetreten, läßt die finster kalte Zeit leichter ertragen; denn, wir wissen es, besser muß es werden — und ob einige Stunden früher oder später, mindert nichts von unserm Muthe und Glauben an lichtere Tage, wo die schwarzen Raben und diebischen Aaskrähen uns nicht mehr umlauern vom späten Morgen bis zum frühen Abende, wo der eiskalte Nord nicht das edle, warme Blut starren macht in keiner Ader: sondern wo ein milder, günstiger Tag lange lächeln wird über jedes redliche und mühsame Streben!

Je stiller auf dem Felde des Landmanns, desto lauter und lustiger wogt die Menge durch die Straßen der Städte. Welches Rennen und Treiben! Wie hat doch Jeder von den Tausenden, die unserem Fenster vorübereilen, seine Pläne, seine Jagden nach Glück und Freuden, und auch sein gehöriges Maß vom Leide, das ihn mahnt, wie nichts vollkommen auf Erden! Der Kaufmann und Handwerker ist mit seinem Jahresabschluße, Gewinn oder Verlust erwägend, beschäftigt; die Dürftigkeit und auch der bettelnde Schmutz stiert nach den Gaben, welche die Neujahrssitte fordert oder preßt von Jenen, welche haben, an Die, welche wollen; gute Mütter hingegen denken der heiligen Freudenzeit für ihre Kinder; die schöne Welt hat Putz und die Hoffnung der nahenden Ball-Lust im Sinne — und Jeder einen farbigen Plan für den neuen Act seines Lebens, von dem der Vorhang sich lüftet in wenigen Tagen.

Laßt aber von diesem Keichen nach Glück, das selbst in so kalter Zeit an die Stirne Schweißtropfen treibt, uns wegwenden zu einer freundlichen Scene; laßt uns auch die Kruste vom Herzen abwerfen, die uns viele Jahre hindurch böse Erfahrungen und der Undank der Menschen als eine heillose Rinde — um die gepreßte Brust gezogen; laßt uns auf eine Stunde zu Kindern werden und mit ihnen die Freude des morgigen Tages theilen! Wie sie seit vielen Wochen schon die Nähe des Christabends an den Fingern gezählt; wie sie dem kürzesten Tage dennoch Flügel gewünscht; wie sie lauschend und hochklopfenden Herzens vor der Thüre des geheimnißvoll geschlossnen Gemaches gestanden und dabei heilig gelobt haben (weil das Christkindlein nur gute Kinder beglückt), brav zu werden und zu bleiben ihr Lebenlang — und wenn dann die Thüren sich öffnen, der Schein von hundert Kerzchen die kleinen blitzenden Augen blendet; wenn der Baum (welcher als der einzig grünende zu dieser Zeit die beschneite Flur und den nährenden Stamm verließ, um die heilige Freude zu mehren) mit den geheimsten Wünschen ihres Herzens geschmückt, in farbiger Bänderzier und mit goldenem Äpfelschmuck, auf sie herniederlächelt; wenn Mutter, Vater, Freunde in der strahlenden Runde sie herzen — laßt es uns ansehen, laßt das Entzücken der Kinder, den ausbrechenden Jubelruf theilen und uns so recht mitfreuen aus dem Grunde der Seele, daß selbst das trüb gewordene Auge sich näßt und Sorgen und Pläne in dem Kreise der Schuldlosen abfallen, wie bald das Eis von dem Dachstuhl des Hauses stürzen und der Frühling Allen lächeln wird, die mit reinem Sinn seiner Wiederkunft harren! E.

Rückblick in die Vergangenheit.

Am 23. December 1783 starb Joh. Adolf Hasse, einer der berühmtesten deutschen Componisten im 18. Jahrhundert, als churfürstl. sächsischer Obercapellmeister in Venedig. Er war zu Bergedorf bei Hamburg 1705 geboren, erlernte die Elemente der Musik in seinem Geburtsorte und bildete sich in Hamburg aus. Schon 1723 trat er mit seiner ersten Oper: „Antigonus,“ auf, reisete dann nach Italien, wo er Scarlatti's Unterricht genoß. Bald gründete der glänzende Erfolg einer Oper seinen Ruf in Italien, wo er den Namen: „il caro Sassone“ und dazu die Hand der berühmten Sängerin Faustina Bordoni erhielt, deren Jahres-Gehalt von 15,000 fl. in damaliger Zeit für eine, als Sängerinnen-Honorar, erstaunungswürdige Summe galt. — Man erkennt in Hasse mit Recht den natürlichsten, elegantesten und einsichtsvollsten Tonsetzer seiner Zeit, der besonders die Stimme als Hauptgegenstand betrachtete, und die Instrumentalbegleitung, ohne daß ihm darum Kenntniß der Harmonie gemangelt hätte, so einfach als möglich anbrachte. Von Metastasio hat er, außer dem Themistocles, alle Opern, und die meisten zwei- und mehrmals componirt. Sein Äußeres war angenehm und sein Herz eben so vortrefflich, als sein Talent ausgezeichnet.

Am 24. December 1 wird Sergius Galba, Nero's Nachfolger in der römischen Kaiserwürde, als er sich geharnischt nach dem Prätorium tragen läßt, von den aufrührerischen Cohorten überfallen und niedergehauen, denselben, welche ihn vor wenigen Monaten unter Jubelgeschrei zum Kaiser ausgerufen hatten. Wie er keine Treue gehalten und des Verrathes Beispiel gegeben (denn als Statthalter von Hispania hatte er sich kurz vor Nero's Tode empört), konnte er sie von Andern nicht erworten, und er starb, nach einer kurzen Regierung von wenigen Monaten im 72. Lebensjahre eines elenden Todes. — Unstreitig würde er ein vortrefflicher Fürst gewesen sein, wenn er bessere Rathgeber gehabt, oder wenigstens den bösen nicht so viele Gewalt über sich gestattet hätte.

Am 25. December 1642 erblickte Isaak Newton, der geniale Schöpfer des Systems der Naturphilosophie, dessen Vollkommenheit durch spätere Forschungen, und namentlich durch Laplace's tiefsinniges Detail, erst im vollen Glanze gezeigt worden ist, das Licht der Welt zu Wolstrop in der englischen Grafschaft Lincolm. Er war bei seiner Geburt klein und schwächlich, und erregte keine besonderen Erwartungen, so daß seine Mutter, nach dem frühen Tode des Vaters, die Erziehung dahin leitete, daß ihre ländliche Wirthschaft einst durch den Sohn fortgesetzt würde. Demgemäß rief sie ihn von der gelehrten Schule des benachbarten Städtchens Grantham, die er im 12. Jahre bezogen hatte, schon nach kurzer Zeit zurück, und wies ihm häusliche Geschäfte an. Allein er zeigte dazu kein Geschick, sondern fing vielmehr jetzt an, eine besondere Vorliebe zur praktischen Mechanik zu entwickeln, deren Spuren sich schon in Grantham geäußert hatten, wo ihm unter andern die Zusammensetzung einer sehr genauen Wasseruhr gelungen war. Newton beschäftigte sich nun eifrig mit mathematischen Büchern, und ein Onkel, der ihn dabei überraschte, vermochte endlich die Mutter, den Neigungen des Knaben nachzugeben und ihn auf die Schule zu Grantham zurückzuschicken. Von hier ging er, 18 Jahre alt, auf die Universität zu Cambridge, wo er durch eine glückliche Fügung den gründlichsten Mathematiker seiner Zeit, Dr. Barrow, zum Lehrer gewann. Dieser erkannte mit richtigem Blicke die Fähigkeiten seines Schülers, und schenkte ihm allen seinen Eifer und alle seine Gunst. In seinem 23. Jahre faßte Newton den fruchtbaren Gedanken von der Fluxion, und bald darauf fand er, durch einen vom Baum fallenden Apfel zum Nachdenken gereizt, das Gesetz jener wunderbaren Kraft der Natur, die wir Schwere nennen. Bis zu seinem 28. Lebensjahre hatte er eine Reihe der scharfsinnigsten Entdeckungen über die Bewegung der Erde und der Planeten, das Licht und die Gradmessungen. Ein bitterer Streit erhob sich über die Erfindung des Infinitesimal-Calculus mit Leibnitz, welcher schmerzlich an das „Tantaene coelestibus animis irae Virgil's“ erinnert. — Newton erhielt seine körperliche Gesundheit bis in's höchste Alter, wenn gleich seine geistigen Kräfte, die weiter drangen, als je ein anderer Sterblicher, erschöpft zu sein schienen. Er besaß die mit der höchsten Geistesbildung stets vereinte Bescheidenheit, und wenn ihm die verdiente Bewunderung über seine Werke bezeigt wurde, antwortete er: „Ich weiß nicht, was die Welt zu meinen Arbeiten sagen wird; mir selbst bin ich nur wie ein Kind vorgekommen, spielend am Ufer des Meeres, bald ein buntes Steinchen, bald eine glänzende Muschelschale findend, indeß sich der Ocean der Wahrheit, unerforscht und unerforschlich, in unendlicher Weite vor meinen Augen ausdehnte.“ — Nach einer kurzen Krankheit starb er am 20. März 1727 im 85. Lebensjahre, höchst berühmt und von den Britten fast als ein überirdisches Wesen betrachtet. Als der Hof seinen Tod erfuhr, verordnete Georg I., daß der Leichnam auf einem Paradebette, gleich Personen vom höchsten Range, ausgestellt und in der Westminster-Abtei beigesetzt werden sollte. Der Großkanzler und drei Pairs von England trugen mit an seinem Sarge. Seine Familie setzte ihm ein prachtvolles Denkmahl, dessen Inschrift mit den ehrenvollen Worten schließt:

„Sibi gratulentur mortales
Tale tantumque exstitisse
Humani generis decus.“

Eine andere, wie es heißt, vom Pope projectirte Grabschrift lautet:

Isaacus Newton hic jacet
Quem immortalem coeli, natura,
Tempus ostendunt,
Mortalem hoc marmor fatetur.

Newton war von mittlerer Statur, sein Äußeres angenehm, ohne daß man jedoch in ihm den Scharfsinn erkannt hätte, welchen seine mathematischen Werke verrathen. Sein Charakter war äußerst sanft und gleichförmig.

Redacteur und Herausgeber: J. S. Ebersberg (wohnt in Wien; Stadt, Tiefengraben Nr. 166).

№ 155.

Der Oesterreichische

ZUSCHAUER.

Für Kunst, Wissenschaft, geistiges Leben.

Montag, den 26. December 1836.

„Wer den Becher in der Hand hält, meine nicht, des Genusses sicher zu sein; ein weiter Weg ist von der Hand noch bis zu dem Mund," meinte Einer, und was er damit gesagt wünscht, sollte weniger den Becher, als den von der Glückes Nähe Bezauberten, warnen.

Der Myrthenkranz.

Die 18jährige Agnes, die schönste und liebenswürdigste Braut der Residenz, saß im seligen Genusse ihres Glückes an der Seite ihres geliebten Adolf. Der süße Himmel der bräutlichen Freude war in Beider trunkenen Herzen aufgegangen; denn morgen schon sollte ihr Hochzeittag sein. „O, wie namenlos glücklich macht mich mein Adolf!" jauchzte der kleine Rosenmund der Braut, und der junge Mann gibt ihr eben die Versicherung seiner ewigen Liebe zurück; da tritt Betty, das Kammermädchen, mit dem bestellten Brautkranze von der Putzmacherin in das Gemach. Heiter nimmt ihn die schöne Braut entgegen, der Deckel des Maroquinkartons fliegt zur Erde, in ihren schneeigen Händchen strahlt der zum Kranze gewundene Myrthenzweig, aus dessen dunklem würzigen Grün die schwellenden Blüthenknospen freundlich, wie glückliche Mädchenaugen, hervorschauen. Adolf steht stillentzückt hinter der Überseligen, welche vor dem hohen Trumeaux den Kranz in der Locken nächtliche Pracht drückt, und nur in zwei großen Thränen ihr namenloses Gefühl ausströmen kann. „O, mein Adolf! meine Agnes!" sind die einzigen Laute, welche sie, fest umschlungen, finden. Betty steht mit halb neidischem, halb spöttischem Blicke hinter Beiden. In diesem Augenblicke aber springt sie an's Fenster; ein Blick hinaus verscheucht allen Leichtsinn aus dem schelmischen Gesichte und mit fast weinender Stimme wendet sie sich zu dem noch in den Armen ihres Bräutigams träumenden Fräulein:

„Ach, gnädiges Fräulein, sehen Sie, eben begräbt man die arme Louise Werner! das arme Mädchen hat sich zu Tode gegrämt! Ach, die arme Mutter!"

Agnes eilt an das Fenster. Ein einfacher Sarg, von zwei Trägern niedrig getragen, von Niemandem gefolgt, als der gebeugten zitternden Gestalt einer alten Mutter, deren Kleid ihre Armuth verrieth, und welche thränenlos hinter ihrer einzigen Tochter herschritt — fesselte die Blicke des

Brautpaars. Agnes, durch den schneidenden Contrast ihres Glückes und des fürchterlichen Schmerzes erregt, weinte heftig; und Betty fuhr fort:

„Ach, sehen Sie nur, theures Fräulein, auch nicht eine Blume, nicht einen Kranz hat die gute Louise! Und sie war so gut, eine wahre Himmelsbraut!"

Agnes wandte sich erschüttert zu ihrem Bräutigam: „Mein Adolf, wenn ich Dich so sehen sollte! Nein, nein, das kann der barmherzige Gott nicht. Er kann uns nicht des Lebens höchste Seligkeit bereitet haben, um uns — aber um Gotteswillen, was ist Dir?"

Der junge Mann war blaß wie eine Leiche, alle Freudenwärme war aus den starren, kalten Blicken gewichen, die blutlosen Lippen waren trocken, seine Kniee schlotterten. „Lass' mich! lass' mich! Ein leichter Schwindel! Bald ist es vorüber! Mir thut die Luft Noth!"

Mit diesen Worten ergriff er den weißen Seidenhut und stürzte hinaus. Befremdet, ja etwas unangenehm berührt, stand Agnes einige Augenblicke, dann gab sie dem Kammermädchen eine volle Geldbörse und sprach:

„Schließ' meinen Kranz ein, und gib dieses Geld der armen *trauernden* Mutter!" Darauf ging sie langsam und sinnend durch den langen Corridor zur Mutter, welche mit dem Thee im Besuchzimmer ihrer harrte. Betty aber wischte sich eine Thräne aus dem nußbraunen Auge, lispelte leise: „Gott segne Dich!" schlug den Myrthenkranz unter die Schürze, steckte den Beutel in das Busentuch und hatte in wenig Augenblicken die Leiche in einer unbesuchten Nebengasse erreicht. Hier legte sie unbemerkt den schönen Kranz auf den Sarg und stützte die wankende Mutter, ihr freundlich zusprechend und die goldne Spende darreichend.

„O, die glücklichen Reichen!" seufzte die Matrone; plötzlich aber fuhr sie fort — „nein, nein, meinem armen Mädchen kann sie das verlorne Glück doch nicht bezahlen, und was ist das Leben für ein gebrochenes Herz!"

Still wurde die Leiche der mütterlichen Erde anvertraut, von den Thränen begleitet, welche Freundin und Mutter der Frühvollendeten nachweinten. Zufrieden, der Freundin die letzte Ehre erwiesen und ihren Sarg mit dem schönsten Brautkranze geschmückt zu haben, verbarg ihn Betty nach der Beerdigung, und bald lag er wohlverschlossen wieder im Kästchen.

*

Die Glücklichen waren getraut. Der glänzende Ball, welcher dem Prachtfeste folgte, war zu Ende. Glühend vom Tanz, von der bräutlichen Freude und den wenigen Gläsern des Geistes von Epernay, womit die Braut die ihr gebrachten Toaste erwidert hatte, führte Adolf das geliebte Weib in ein ruhigeres Nebengemach. „Und wirst Du mich immer lieben, wie heute?" fragte ihn die ihm Angetraute.

„„Immer, ewig, theure Agnes!““

„Und ich bin Deine erste Liebe?“

„„Meine erste und einzige! Ich schwör' es! Mich treffe des Meineids Fluch!““ Da brauste plötzlich ein wilder Sturm durch den bisher friedlichen Nachthimmel; „Fluch!“ heulte es wie aus dem Grabe, ein gäher Windstoß stieß das Fenster auf, an welchem Agnes saß, und eisiger Nachthauch, Schnee und Schlossen gossen sich auf Brust, Nacken und Stirn der Glühenden.

Sie schauderte zusammen, wurde bleich wie eine Rose und sank ohnmächtig zurück. Adolf's Angstruf brachte Mutter und Freundinnen herbei, das Fest war gestört, der herbeigerufene Arzt fürchtete ein hitziges Fieber. Drei furchtbare Tage saß der Bräutigam am Bette der Kranken. Wie die schreiendgelben Blumen, mit welchen man Leichen schmückt, waren auf den marmorblassen Wangen zwei runde, dunkle Flecke sichtbar, die Augen brannten in Fieberglut, krampfhaft preßte sie zwischen die Hände den Myrthenkranz, während ihr Mund entsetzliche Phantasien durcheinander wirrte. Der Arzt wich nicht von ihrem Bette. In der Nacht des dritten Tages zuckte er die Achseln. Die Mutter war trostlos. Mitternacht nahte, da richtete sich Agnes, welche bis dahin geschlummert hatte, plötzlich auf und stöhnte:

„Laßt sie nicht herein! Louise — Louise kommt, sie will ihren Brautkranz haben! Schon zwei Nächte war sie bei mir — ich habe ihr ihn aber nicht gegeben! O Gott, ich habe Dir ihn ja nicht gestohlen! Hört Ihr! hört Ihr, jetzt, jetzt kommt sie! Da — da ist sie! Jetzt streckt sie ihre Knochenhand nach mir aus! Jetzt — jetzt!“

Mit einem gellenden Schrei sank die Kranke in die Kissen, krampfhaft preßte sie den Kranz auf die schwer athmende Brust, mehre Tropfen Blut entquollen den Lippen — sie hatte vollendet.

Prachtvoll wurde sie bestattet, zum zweiten Male zierte der Myrthenkranz einen Sarg, und während Louisens Grab ein einfaches Kreuz bezeichnete, schmückt ein strahlendes Marmordenkmahl mit goldner Inschrift ihr letztes Haus. — Adolf jedoch war den Tag nach dem Begräbnisse spurlos verschwunden.

H.

Die Verstoßene.

(Schluß.)

Der würdige Offizier wiederholte dann getreulich die ihm erzählte Geschichte, indem er keineswegs ihre Unbesonnenheit oder Thorheit zu mildern suchte, aber so leicht als möglich auf ihres Vaters harte Behandlung wegen der Anhänglichkeit für ihren Vetter hindeutete, um seinen Zuhörer nicht zu sentrüsten. Er schloß mit der Frage, ob die Erzählung wahr oder falsch sei.

„Alles scheint sehr richtig zu sein," war die kalte Antwort.

„„Und gibt es sonst keinen ihre Schuld vermehrenden Umstand bei dieser Sache, ehe sie Ihr Haus verließ?""

„Ich weiß von nichts sonst, mein Herr."

„„Hat sie sich früher durch auffallendes Mißverhalten Ihren gerechten Zorn zugezogen?""

„Nie, mein Herr; sie hat sich immer aufgeführt, wie es ihr als Tochter geziemt."

„„Und, bei Allem, was dem Menschen heilig! Sie glauben sich durch diesen einzigen Schritt jugendlicher Unbesonnenheit berechtiget, Ihr eigenes Kind auf immer zu verstoßen!""

„Sie verstieß mich, mein Herr, und mag sich eine Heimat und einen Vater suchen, wo es ihr beliebt. Aber, mein Herr," fuhr Herr Hume fort, indem er von seinem Stuhle aufstand, „ich will mein Benehmen der Beurtheilung von Niemand in der Welt unterwerfen, am wenigsten einem Fremden. Wenn Ihr Besuch nur auf diesen Gegenstand Bezug hat, so bitte ich, denselben zu beendigen."

„„Halten Sie sich nicht verpflichtet, mein Herr,"" sagte der Capitän, auch aufstehend, aber mit schwellendem Herzen und glühender Wange — „„sind Sie nicht verpflichtet durch die Bande der Natur, durch das bloße Gefühl für den Anstand, Ihr irrendes Kind zu ihrem Herzen zurückzurufen? Können Sie sich nicht denken, daß Ihrer Tochter Fehltritt vielleicht einer Vernachlässigung von Ihrer Seite in der Bildung ihres jungen Gemüthes zuzuschreiben, und daß es nach dem, was geschehen, Ihnen um so mehr obliegt, ihren Verstand zu entwickeln, ihre Grundsätze zu befestigen und durch väterliche Milde und Güte ihre Reue dauernder und heilsamer zu machen? Sie ist noch so rein und fleckenlos als sie im Schoße ihrer Mutter war. Gewiß, gewiß, mein Herr, Sie werden einen Unterschied zwischen Thorheit und Verbrechen machen?"

„„Sie haben meine Antwort, mein Herr,"" war die einzige Antwort.

„Und haben Sie wirklich die Absicht, sie so der Barmherzigkeit — oder vielmehr der Grausamkeit und Verworfenheit der Welt Preis zu geben — ohne Schutz, ohne Beistand?"

„„Ich habe allen Grund zu glauben,"" versetzte er, mit einem bedeutungsvollen Tone, „„daß es ihr an Beidem nicht fehlen werde.""

Der biedere Seemann schreckte auf bei der Andeutung, welche diese Worte enthielten, als wenn eine Bombe zu seinen Füßen geplatzt wäre.

„Herr!" sagt er, unfähig, seinen Unwillen zu unterdrücken, „wäre es nicht dieser grauen Haare willen, so würde ich Sie zu meinen Füßen niederschlagen! Aber Sie haben wahr gesagt, Herr, jene arme Unglückliche soll

nicht leiden wegen der Grausamkeit ihres unnatürlichen Vaters. So lange es in meiner Macht ist, soll es ihr weder an Beistand noch Schutz fehlen; und es soll nicht meine Schuld sein, wenn sie nicht vergißt, daß sie einem so verhärteten Ungeheuer, wie Du bist, ihr Dasein verdankt!"

Und er hielt sein Wort. Bei seiner Heimkunft theilte er den Erfolg seiner Unterredung dem unglücklichen Mädchen in so milden Worten als möglich mit, und bat sie, ihn künftig als ihren Vater anzusehen. Die arme Verstoßene konnte ihre Dankbarkeit nur durch Schluchzen zu erkennen geben.

Capitän Gillespin wurde in einigen Wochen nach einer fernen Station beordert, und da er die Gesundheit seines Schützlings sich täglich bessern sah, so suchte er ihr eine Wohnung bei einer achtbaren Familie in einer kleinen Stadt, nicht weit von der Hauptstadt aus, und, überzeugt von der Unsicherheit des Lebens in einem Stande wie der seine, legte er hinreichende Fonds in einer Bank nieder, um der Unglücklichen einen bequemen Lebensunterhalt zu sichern. Er segelte ab, und sah sie nie wieder, da er gleich nach seiner Rückkehr sich in England verheirathete und häuslich niederließ. Der Gegenstand seines menschlichen Wohlwollens lebte noch eine Reihe von Jahren, welkte aber allmälig hin — und sank endlich in's Grab, ohne Zweifel als ein Opfer des Kummers.

Keiner ihrer Verwandten erkundigte sich je nach ihr, und deren Rachsucht dauerte sogar nach ihrem Tode fort. — Auf die Nachricht ihres Todes eilte ihr großmüthiger Wohlthäter nach Schottland, um ihr die letzten Ehren des Begräbnisses zu widmen, auch hielt er es für seine Pflicht, ihren noch lebenden Vater mit dem Ereigniß bekannt zu machen; aber die Nachricht wurde nicht beachtet. Capitän Gillespin brachte sie daher selbst zu Grabe mit Hilfe einiger Freunde, welche die Veranlassung seiner Bekanntschaft mit ihr kannten, und die Todte eben so sehr bemitleideten, als sie den Überlebenden ehrten.

Diese Geschichte ist durchaus wahr. Sie muß uns zu der Betrachtung veranlassen, wie manchmal ein Mann Schuld auf sich laden kann, der in jeder gewöhnlichen Beziehung des Lebens über Anschuldigung erhaben gehalten wird. Ein Mann kann im Sinne der Welt den Ruf erlangen, fast jede Pflicht des Lebens zu erfüllen; er kann sogar in den Augen der Welt als moralisch und religiös gelten, und mag doch durch eine Übertreibung gewisser Gefühle, die in einem mäßigen Grade lobenswerth und wohlthätig gewesen sein würden, das thun, was alle gewöhnlichen Menschen schaudern macht, oder, wie in dem vorliegenden Falle, sich solche Pflichtverletzungen zu Schulden kommen lassen, die in einer späteren und besseren Stimmung des Herzens die schmerzlichsten Qualen der Reue und der Verzweiflung in ihm erregen müssen. Zur selben Zeit möge die Jugend und die Unerfahrenen daraus die Lehre ziehen,

daß ein falscher Schritt im Leben, eine geringe Abweichung von den Regeln der Schicklichkeit leicht mit einer Strafe heimgesucht werden kann, die alle Berechnungen übersteigt, und die sogar mit den allgemeinen Grundsätzen der Gerechtigkeit nicht im Verhältnisse stehen mag. D. H. F.

Notizenblatt.

Zur Länder- und Völkerkunde.

Das Neueste über China.

Wir glauben nicht zu viel zu sagen, wenn wir behaupten, daß kein Land in der Welt, civilisirt oder wild, im Allgemeinen gegenwärtig so wenig gekannt und so falsch dargestellt ist, als das alte, vielleicht älteste, chinesische Reich, durch dessen Gesetze, Gebräuche und Einrichtungen seine zahlreiche Bevölkerung Jahrhunderte lang bis diesen Augenblick wirksam regiert und in dem friedlichsten Gehorsam gegen die mit der Verwaltung beauftragten Behörden gehalten worden ist. Wir dürfen nicht sagen, dieser Mangel einer genauen Kenntniß rühre von einer Geheimnißkrämerei von Seiten der Regierung oder von dem Mangel geschriebener oder mündlicher Nachrichten her. Es gibt eine Menge authentischer inländischer Schriften aller Art und wir haben auch viele Übersetzungen derselben in europäischen Sprachen, aber unglücklicher Weise darf man diesen Übersetzungen, weil sie wörtlich sind, wegen der Schwierigkeit, die sich aus dem seltsamen Bau der chinesischen Sprache ergibt, wegen der zahlreichen Metaphern und örtlichen Anspielungen, nicht immer großen Glauben beimessen. Berücksichtigen wir diese Hindernisse und das strenge Verbot des Verkehres der Ausländer mit den Chinesen außer in dem einzigen Hafen Canton, so haben wir den Schlüssel zu der erwähnten Unkenntniß.

Die Oberfläche China's kann nach den besten Karten auf 1,080,000 Qu. Meil. (engl.) oder 1,075,200,000 Akres angenommen werden. Nach einer neueren Zählung beläuft sich die Einwohnerzahl auf die ungeheure Summe von 360 Mill.; nimmt man aber nur 300 Mill. an, so kommt auf die Person nur 3½ Akre.

In Davi's sehr schätzbarem neuen Werke über China ist Alles behandelt und benutzt, was Licht auf die Gesetze und Einrichtungen eines Volkes zu werfen vermag, dem, wie wir glauben, von den Fremden nicht immer die schuldige Gerechtigkeit widerfahren ist. Der Verfasser brachte zu seinem Unternehmen Vortheile mit, die wenigen Europäern zu Theil wurden. Er lebte zwanzig Jahre in Canton, wo er endlich der Vorsteher der englischen Factorei war; begleitete Lord Amherst's Gesandtschaft nach Peking und gehört zu den wenigen Europäern, die sich eine völlige Meisterschaft über die chinesische Sprache und Literatur erworben haben.

„Es ist wohl bekannt," sagt Davis, „daß die väterliche Gewalt das Muster der politischen Herrschaft in China ist. — Nichts ist merkwürdiger in ihrem Ritual und ihrem Criminalcodex, als die genaue Parallele, die sorgfältig zwischen den Verhältnissen aufrecht erhalten wird, in denen eine Person zu ihren Ältern und zu dem Kaiser steht. Für ähnliche Beleidigung gegen Beide leidet der Chinese gleiche Strafe; bei dem Tode Beider trauert er dieselbe Zeit lang und geht gleich lang unrasirt, und Beide besitzen fast dieselbe Gewalt über seine Person. So wird er zum bürgerlichen Gehorsam von Jugend auf erzogen und es läßt sich stets erwarten, daß er wenigstens ein ruhiger Unterthan sein werde. — Solche Einrichtungen zeugen

allerdings nicht von dem Dasein großer Freiheit, wenn aber friedlicher Gehorsam und allgemeine Ordnung der einzige Zweck ist, so erwartet man auch von Seiten der Regierenden einige Kenntniß der menschlichen Natur und Anpassung der Mittel für den Zweck.»

„In dem Buche der heiligen Belehrungen, das von den ersten Beamten an den Tagen öffentlich vorgelesen wird, welche dem Neu- und Vollmonde entsprechen, handelt es sich von den Pflichten der Kinder gegen die Ältern, der Jüngern gegen die Bejahrtern, und des Volkes gegen die Regierung. So heißt es unter Anderem: „Die Pflicht gegen die Ältern und die Pflicht gegen die Bejahrten ist ganz ähnlich; denn wer ein frommer Sohn sein kann, wird sich auch als einen gehorsamen jüngern Bruder zeigen, und wer Beides ist, wird zu Hause ein redlicher und ordentlicher Unterthan und im activen Dienste außer der Heimat ein muthiger und treuer Soldat sein »

Diese sehr alten Maximen zeugen gewiß von einem civilisirten Zustande der Gesellschaft. Davis zeigt indessen, daß sich die bestehende Regierung nicht mit dem bloßen Predigen begnügt; sie ruft den Bambusstock und die Gangue zu Hilfe; sie handelt bisweilen mit außerordentlicher Strenge, Grausamkeit und Unmenschlichkeit, gibt dem Vater die Macht über Leben und Tod seiner Kinder, kann aber auch einen Familienzank zu einer Rebellion stämpeln, und wenn es ihr gutdünkt, ihn durchaus als Hochverrath behandeln. Der letzte Kaiser gab einen entsetzlichen Beweis davon, mit welcher Leichtgläubigkeit er über das bestehende Gesetz hinauszugehen wagte, und zwar in einer Sache, die ganz Privatangelegenheit war, und ohne sie erst vor irgend ein Gericht zu weisen.

„Ein Mann und eine Frau hatten die Mutter des Ersteren geschlagen und außerdem schwer mißhandelt. Dieß wurde durch den Vicekönig nach Peking berichtet, und dort faßte man den Entschluß, das Grundprincip des Reiches einmal auf recht eindringliche Weise in Erinnerung zu bringen. Der Ort, wo jene That geschehen war, wurde für verflucht erklärt; die Hauptverbrecher wurden hingerichtet, die Mutter der Frau mit dem Bambus gezüchtiget, gebrandmarkt und verwiesen, wegen des Verbrechens ihrer Tochter; die Schüler in dem Bezirke durften drei Jahre lang nicht zur öffentlichen Prüfung gelassen, und also nicht befördert werden; die Behörden des Ortes wurden abgesetzt und verwiesen. Das Haus, in welchem das Verbrechen stattgefunden hatte, riß man bis auf den Grund nieder. „Der Vicekönig,» sagt das Edict, „möge diese Proclamation bekannt machen, und durch das ganze Reich verbreiten, damit sie das ganze Volk erfahre. Wenn es irgendwo ungehorsame Kinder gibt, welche sich ihren Ältern widersetzen, sie schlagen oder entehren, so sollen sie auf eben diese Weise behandelt werden. Ich befehle den Behörden jeder Provinz, die Familienhäupter und Dorfältesten davon zu benachrichtigen, und am 2. und 16. jeden Monats die heiligen Gebote zu lesen, um die Wichtigkeit der Verwandtschaft zu zeigen, damit Niemand sich gegen seine Ältern auflehne — denn ich will das Reich zu Einer Familie machen.» — Dieß war an eine Bevölkerung von etwa 300 Millionen gerichtet.»

Wie schön nun auch der Theorie nach die Verwaltung dieses Reiches beschaffen sein mag, so sehen wir doch aus dem angeführten Beispiele, daß ein Kaiser von China so despotisch sein kann, als der Sultan oder der Tyrann von Marokko. „In der Praxis,» sagt Davis, „kommt viel Mißbrauch vor, aber im Ganzen und im Verhält-

niß zu den endlichen Wirkungen geht die Maschine gut," und wir wiederholen, daß die sichersten Beweise davon sich dem fröhlich fleißigsten, ordentlichsten und reichsten Volke Asiens an dem Gesichte ansehen lassen.

Die Chinesen sehen mit diesen unbedeutenden Ausnahmen mit großer Ehrfurcht zu dem Ta Whang ti, dem mächtigen Kaiser und Vater des Volkes empor. Sein Name erscheint vor ihnen bei allen Gelegenheiten in dem Charakter eines Wohlthäters.

Wird ein Verbrecher verurtheilt, so mildert die Gnade des Kaisers den Richterspruch; wüthet eine Hungersnoth, so öffnet er die öffentlichen Getreidemagazine; strömt der gelbe Fluß über seine Ufer, was er häufig thut, so öffnet der Kaiser den öffentlichen Schatz, um die Verunglückten zu entschädigen; fehlt es an Regen und mißräth die Ernte, so erniedrigt er sich und bringt ein feierliches Opfer in dem der Erde gewidmeten Tempel; er ermuthigt den Ackerbau, indem er eigenhändig in jedem Frühjahre den Pflug leitet; er stellt ein Festgelage an, zu dem die Armen und Alten eingeladen werden, und vertheilt mit eigener hoher Hand Speise und Kleidung.

Der eben erwähnte Kaiser ließ seinen sechzigsten Geburtstag durch ein allgemeines Jubiläum im ganzen Lande feiern. Dieses war, wie gewöhnlich, von einer Erlassung aller rückständigen Grundsteuern, von einer allgemeinen Begnadigung oder Strafmilderung aller Verbrecher, und von der Zulassung der doppelten Anzahl Candidaten zu den öffentlichen Prüfungen begleitet. „Diese Feier des Geburtstages eines Mannes durch dreihundert Millionen Menschen ist allerdings ein höchst imposantes Fest, und kann nur in dem chinesischen Reiche vorkommen." — Zu gleicher Zeit wird Alles benutzt, um ein Gefühl der Bangigkeit und Scheu hervorzubringen. Niemand darf im Wagen oder zu Pferde durch das äußere Thor des Palastes hindurch. Jeder Rang muß das Haupt vor einem gelben seidenen Schirme beugen; in der Gegenwart des Kaisers darf Niemand anders, als leise flisternd sprechend; eine kaiserliche Depesche wird unter dem Verbrennen von Weihrauch und kniend empfangen; der Kaiser allein darf durch das Mittelthor des Palastes gehen und eine Menge anderer Zeichen besonderer Huldigung ist ihm vorbehalten. Er wird „der Sohn des Himmels" genannt, und man erzeigt ihm göttliche Ehre; als wirklicher Sohn aber vollzieht auch er die demüthigende Ceremonie des Niederknieens vor seiner Mutter. Er allein bringt, umgeben von seinen Ministern, in den Tempeln des Confucius des Himmels und der Erde Weihrauch und Opfer dar.

Die Regierungsmaschine scheint zur Erhaltung des Friedens und der Dauerhaftigkeit im Volke wohl berechnet zu sein. Der große Staatsrath besteht aus vier der vornehmsten Minister, zwei Tataren und zwei Chinesen, denen eine gewisse Anzahl Beisitzer aus dem kaiserl. Collegium Han-lin beigegeben werden, worin man die heil. Bücher des Confucius studirt und erklärt. Diese können für das Cabinet angesehen werden; aber die wirklichen Geschäfte werden von den Liu pu oder sechs Behörden verwaltet: 1.) die Behörde der officiellen Ernennungen, welche Kenntniß nimmt von dem Betragen aller Civilbeamten; 2.) die Behörde der Gebräuche und Ceremonien, welche die Sitten und Gebräuche des Volkes ordnet; 3.) die Militärbehörde; 4.) die höchste Gerichtsbehörde; und 5.) die Behörde der öffentlichen Arbeiten. Von diesen Behörden in der Hauptstadt geht eine Menge Ernennungen zur Regierung der Provinzen und Städte des Reiches aus. Die erstern erhalten Vicekönige; über die letztern, welche man in drei Classen theilt, je nach ihrer Größe und Wichtigkeit, werden Gouverneure oder Civil-Magistratspersonen gesetzt, deren Rang sich nach den Städten richtet, die sie vertreten. Die Zahl dieser Civilbeamten im ganzen Reiche wird auf 14,000 geschätzt. Einmal in jedem Jahre statten die Vicekönige an das Ministerium der öffentlichen Ernennungen Bericht ab über das Benehmen und den Charakter jedes Beamten unter ihnen, und nach diesen Berichten werden sie befördert oder degradirt.

B. G.

№ 52. Beilage zu № 155.

BLAETTER

für geistige Thätigkeit, wissenschaftliche Erörterungen und nützliche Studien.

Wien, den 26. December 1836.

Ein „Lebe hoch" der Wissenschaft und Kunst.

Umgibt die Cocusnuß auch ein Gehäus' von Stein,
Schließt doch dem Kranken sie die Milch des Lebens ein.
Der Affe warf, so heißt's, mit zornigem Gesicht
Die süße Mandel weg, der bittren Schale willen;
Der Mensch — nicht wahr, o Freund — folgt solchem Beispiel nicht,
Fühlt er den Drang, den Durst nach Kenntnissen zu stillen!

C.

Lösungen

der Probleme in Nr. 50 der Beilage des Zuschauers (S. 1501).

I. Erklärung der Parabel von A. W. Brey:

Das Firmament, an welchem Sonne, Mond und Sterne auf- und niedergehen.

II. Lösung des Logogriphes von M. Richard:

Rose — Dose — Hose.

III. Fügung der magischen Pyramide von Carl Zimmer, k. k. Hof-Staatsbuchhaltungs Accessisten:

Der Morgen weckt mit Rosenlicht
Den Dichter auf zu seiner Pflicht,
Den Musen liebvoll sich zu weih'n
Bei himmlisch schönem Purpurschein;
Er lohnt die fleiß'gen Hände,
Mit segenreicher Spende:
Denn Morgenstunde
Hat Gold im Munde.

Die Glieder der beiden Progressionen sind: 57, 114, 171, 228, 285, 342, 399, nach Abnahme der zwei vertikalen Seiten dieselben jedoch immer mit Ausschluß des letzten Gliedes.

Richtige Lösungen dieser Probleme sandten ein, die Herren: Huszar Balint *, Dr. Pleyel v. Bleyburg, Johann Krebner *, Eduard Wiedenfeld *, J. B. Kauppet *, G. Uffenheimer *, Conrad v. Steiner, Sigm. Mauthuer, J. M. Walz, Joh. Rattich, A. G. Ritter, Moriz Richard *,

C. Fleckles, August Saal, Carl Reich, Johann Rattich, u. J. N. Heggelin, von Wien; — Joseph Renabal, und Vincenz Glasner, von Znaim; Carl v. Brunner, von Pesth; Jos. Lukowsky, von Tarnow; Anton Stillberg, von Teschen; Friedrich Emberger, von Carlowitz.

Erörterungen.

(Bemerkungen zu den Lösungen der Aufgabe, die Höhe der Atmosphäre betreffend.) Es wäre überflüssig, den sachkundigen Lesern darthun zu wollen, daß die Lösung des Hrn. M. P. (S. 1502) weit von der Wahrheit entfernt ist, während jene des Hrn. Oberlieutenant Schramm mit Allem, was sich bis jetzt über diesen Gegenstand sagen läßt, ziemlich gut übereinstimmt. Auch ist bekannt, daß man die Höhe der Atmosphäre aus der Abnahme des Druckes nicht eher genau wird ermitteln können, bis auch die Dichtigkeit der obersten Luftschichte bekannt ist, welche Dichtigkeit doch nicht bis in's Unendliche abnehmend denkbar sein dürfte. Die Unrichtigkeit der Bestimmung derselben auf nicht volle 3 Meilen liegt am Tage, weil selbe nicht nur dem bisher unbestrittenen Gesetze von Laplace, sondern den bereits wirklich mit dem Barometer gemessenen, und mit den trigonometrisch gefundenen Resultaten verglichenen Höhen geradezu widerspricht. Über 3 Postmeilen sollte nach Hrn. P's Meinung das Quecksilber schon unverändert auf Null (oder im Gleichgewichte) stehen, während es doch nach Theorie und Erfahrung, auf dieser Höhe zwischen 6 und 7 Pariserzoll schwanken würde, da es auf dem Chimborasso auf 14″, auf den höchsten Himalaya-Spitzen noch auf 13½″ beobachtet wurde u. s. w. — Allein, wie gesagt, nicht umständliche Widerlegung des leicht ersichtlichen Irrthums ist meine Absicht. Ich wünschte vielmehr zu zeigen, wie die an sich gute, für einen Dilettanten lobenswerthe Idee, die Wirkung des abnehmenden Luftdruckes mit einer kegelförmigen Figur (nur nicht mit einem wirklichen Kegel, dessen Durchschnitt ein geradliniges Dreieck ist) zu vergleichen, auch ungeachtet der großen Verschiedenheit beider Lösungen, sich mit beiden vereinigen läßt. Man denke sich nämlich einen geraden Kegel von beliebigem Durchmesser F und von 11838 Klafter Höhe, so hat man die Progression der Abnahme nach Hrn. P's Ansicht. An den Endpuncten des Durchmessers der Grundfläche dieses Kegels ziehe man 2 parallele, verticale Linien, aus welchen man die großen Axen zweier Ellipsen macht, deren kleine Axen = F seien, die Länge der großen Axen aber gleich der doppelten wahren Höhe der Atmosphäre. Die beiden Krummen werden sich demnach auf dieser wahren Höhe berühren und ihr Zwischenraum in Umdrehung, eine krummbegränzte Kegelgestalt erzeugen, welche gleichen Durchmesser mit dem vorigen und doch die richtige Höhe haben wird. — Sonach hat Hr. P bei der Anwendung seiner Kegelgestalt nur darin geirrt, daß er sich zuerst den geraden Kegel bildete, und daraus die Elemente zur Rechnung nahm; statt umgekehrt das ungefähre Resultat aus den bekannten Formeln (zur Höhenbestimmung nach dem Barometer) zu suchen, und dann aus diesem den Gipfel und die begränzende Curve des Kegels zu bilden. Ilder.

Dagegen sendet Hr. J. B. Schramm nachstehende Berichtigung seiner Resultate ein. (Wir führen Alles dieses an, um jüngere Freunde zum Selbstdenken

und Prüfen zu leiten, und in ihnen Liebe und Geschmack für die Wissenschaft zu erwecken.)

(Berichtigung.) Mein Lösungs-Versuch des von Hrn. M. Poezta gestellten physikalisch-mathematischen Problemes (S. 1502) ist, eines Übersehens wegen, in seinen Schluß-Resultate unrichtig. Indem ich in Betreff dieses interessanten und schwierigen Problemes die schärfste Prüfung angewendet wünsche, theile ich meine neuere Berechnung ausführlicher mit, da das Gesetz, nach welchem die Dichtigkeit der Luft (in gleichen Räumen, von der Meeres- oder der Erdoberfläche an, bis zur äußersten Gränze der Atmosphäre) viele gelehrte Männer in vergangener Zeit beschäftigt hat und noch beschäftigt, und unermüdete Ärostatiker durch Versuche und Calcul der Wahrheit so nahe als möglich gerückt sind.

Den (S. 1502 dieser Blätter) angeführten Satz benutzend, wäre der unterste, die Oberfläche der Erde berührende Punct einer gedachten Scheitellinie mit A, und in einer willkürlichen Erhöhung an derselben ein anderer mit B bezeichnet. Die Barometerhöhe bei A sei $= a$ W. Linien, und jene bei B sei $= b$ Linien; die Dichtigkeit aber, oder das eigenthümliche Gewicht der Luft bei A, verhalte sich zum eigenthümlichen Gewichte des Quecksilbers wie $1 : m$ (nämlich das eigenthümliche Gewicht der Luft bei A sei $= \frac{1}{m}$ für das eigenthümliche Gewicht des Quecksilbers $= 1$), so ist bei einerlei Temperatur die Dichtigkeit oder das eigenthümliche Gewicht der Luft bei B, nach dem Marioltischen Gesetze $= \frac{b}{am}$.

Nun sei $AB = x$, so ist ein Punct C um einen unendlich kleinen Theil höher, als B gedacht, so gestellt, daß $BC = dx$ ist, in deren Schichte die Luft als gleichförmig dicht angesehen werden kann. Die Veränderung, um welche die Barometerhöhe von B bis C abnimmt, sei $= db$; es verhalten sich aber die Höhen db und dx verkehrt, wie die eigenthümlichen Gewichte der Luft in der Schichte BC, und des Quecksilbers, nämlich:

$$db : dx = \frac{b}{am} : 1 .$$

Nach vollführter Rechnung und Integration, dann einiger Substitutionen, ergibt sich, wenn x als der Hohenunterschied zwischen A und B in z übergeht, folgende, für jeden ähnlichen Fall verläßliche Formel:

$$z = 10000 \; (\log. a - \log. b).$$

Es ist also, um das gegebene Problem zu lösen, der Barometerstand an dem Orte A: $a = 27$ W. Z. $= 324$ Linien, und an dem Orte B der äußersten Gränze der Atmosphäre $b = 0$ Zoll, weil da kein Druck auf die offene Fläche des Quecksilbers mehr Statt finden kann, und bei einem heberförmigen Barometer, von durchgängig gleichem Durchmesser der Rohre, wo das kürzere Stück hinlänglich lang ist, die Oberflächen der Quecksilbersäulen horizontal sind. Substituirt man diese Werthe in obiger Formel, so ist die Höhe der Atmosphäre über den Punct A, wo der Barometer auf 27 W. Z. steht,

$z = 25105.45$ W. Klafter,

oder $z = 6{,}3$ österr. Postmeilen.

Da nun der Barometer an der Meeresfläche $28'',9''' = 345$ W. Linien, und an unserm Punct A nur $27'' = 324$ Linien hoch steht, so beträgt die Höhe des

Punctes A über die Meeresfläche, nach derselben Formel, 273 W. Klafter. Addirt man diese Erhöhung zu jener von A bis an die Gränze der Atmosphäre, so wird diese Gränze beinahe 7 W. Postmeilen von der Meeresfläche entfernt sein.

Die gegebene Lösung des Hrn. M. Poczta durch einen eingebildeten Luftkegel möge nach Obigem wohl unzulänglich sein, da man die athmosphärische Luft schon als weit höher erkannt hat. — So z. B. stieg der Äronaut Gay Lussac mit seinem Luftballon 2000 Par. Fuß höher, als der Berg Chimborasso ist, wo man wegen verdünnter Luft keine Töne mehr vernehmen soll. Da nun der Scheitel dieses höchsten Berges der Erde 19302 Par. Fuß über der Meeresfläche erhoben ist, so beträgt die Gesammthöhe, welche Hr. Lussac erreichte, 5,473 österr. Postmeilen, wogegen Hr. M. Poczta für die ganze Höhe der Atmosphäre nur 2,9645 Meilen zum Resultate erhielt.

J. B. Schramm.

Poetische Kleinigkeiten.

Christoffel.

Seht nur, was wird so leichenblaß Christoffel?
Was malt auf seiner Stirn' die Furcht sich doch?
Was zittert er vor Schreck an jedem Glied,
Wie Einer, der vor Blitz und Donner flieht?
O Freund, ihn schrecket etwas Ärg'res noch,
Ihn schreckt von seinem Weibe — der Pantoffel.

Perlen.

Füllet der Perlen Glanz Dein Auge mit frohem Entzücken?
Wisse, daß sie der Schmerz fühlender Wesen gebar!

J. F. Schaffer.

Telegraph.

W. Grätz v. Dr. R: erhalten. — 837: Der Aufsatz „über die Erhaltung der Zähne" würde in dieser Form für die „Gesundheits-Zeitung" mehr passen. — M. R: Die 2. Anekdote aufgenommen. — G. S S: Mit unverkennbarer Anlage einen Sie Bescheidenheit, und beides gibt gute Hoffnung. Zwar hängen Sie sehr an der Form (in welcher Sie mehr künsteln, als ich gut heißen möchte), aber aus manchem der übersandten Gedichte weht ein frommer und edler Geist. Keines ist noch zu jenem Punct der poetischen Vollkommenheit gelangt, um Ihner öffentliche Anerkennung zu gewinnen und deßhalb abgedruckt zu werden; doch mag Sie dieß nicht entmuthigen, edel und frei nach dem Höheren weiter zu ringen. — Z—g: Sehr brauchbar. — 735: Schlimme Arbeit, mein Freund, und, wie ich fürchte, vergebliches Mühen — mit Michaelis:

— ergreift ein Buch Papier und schreibt mit vieler Müh'
Ein reimvoll Mischmasch hin, und das heißt Poesie!

k³: Danke Ihnen freundlich für das Zugesandte, welches gerne aufgenommen wird. — Prag v. H: Ihre strengwissenschaftlichen Arbeiten sind mir, um der praktischen Richtung willen, immer willkommen. — Kelhely v. H: erhalten u. besorgt.

Viele von jenen Freunden aus den Provinzen, welche zum neuen Abonnement d. J. Beträge an mich senden, äußern den Wunsch, die Empfangsbestätigung im „Telegraphen" zu lesen. Da jedoch mit Ortsnamen ganze Spalten angefüllt werden würden, worüber meine Leser wenig Freude haben könnten, bestätige ich nur solche Empfänge, die mir ohne Recepisse zu Händen kommen; die andern sind ohnedieß mit den, bei Sendungen durch den Postwagen zu unterfertigenden Empfangscheinen beglaubigt, welche an ihren Aufgabsort zurückgesandt werden.

Der Red.

Redacteur und Herausgeber: J. S Ebersberg (wohnt in Wien; Stadt, Tiefengraben Nr. 166).

Gedruckt bei J. P. Sollinger.

№ 156.

Der Oesterreichische

ZUSCHAUER.

Für Kunst, Wissenschaft, geistiges Leben.

Mittwoch, den 28. December 1836.

Trübselig ist's, wenn sich ein Ungezogner freut,
Des Wilden Klugheit selbst ist rohe Grausamkeit.
Um der Erziehung Werth und Allmacht zu erfassen,
Vernimm des Rohen Scherz und sieh sein Thun und Lassen!

Das Opfer indianischer Streitsucht.

(Skizzirt nach J. Weld's Mittheilungen über Nord-Amerika.)

Zur Zeit des heftigen Kampfes, in welchem die Staaten von Nord-Amerika gegen das Mutterland die Unabhängigkeit errangen, hatten sich die Stämme der Indianer theils zu den Engländern geschlagen, theils fochten sie in den Reihen der Kolonisten. Während nun die Furie eines mit vieler Erbitterung geführten Krieges gegenseitig zahllose Opfer wegraffte, und in dem Rauche hochlodernder Ansiedlungen die Erstlinge einer noch keimenden Cultur erstickten, stand bei den Truppen des englischen Generals Bourgoyne ein höchst achtbarer Offizier, der bereits mit Miß Móera, der einzig hinterlassenen Tochter eines wohlhabenden Pflanzers, versprochen war. Dieses liebenswürdige Geschöpf befand sich zur Erholung auf ihrem Landsitze, nicht ferne vom Schauplatze der neusten Kriegsereignisse. Die Besorgniß für die Sicherheit der Geliebten, welche hier leicht der Gewalt beutegieriger Marodeurs und Nachzügler verfallen konnte, bestimmte den Bräutigam, sie unter dem Schutze eines Trupps befreundeter Indianer nach den englischen Verschanzungen bringen zu lassen.

Dieser Auftrag ward von Diesen mit jener Sorgfalt vollzogen, die ihnen die Ehrfurcht für einen ausgezeichneten Befehlshaber einflößte, und schon ist die kleine Caravane dem erwünschten Ziele nicht mehr ferne, als sie auf eine Anzahl Stammgenossen stößt, die von dem brittischen Bivouak den Reisenden entgegen gesandt sind. Sogleich erhebt sich ein Rangstreit, welcher Theil die Ehre haben soll, Miß Móera bis zu den Vorposten zu geleiten. Ihre frühere Begleitung stützt sich auf das ältere Recht, und verweigert sogar, sich den Ankömmlingen anzuschließen. — Doch nichts entflammt den Indianer mehr als gereiztes Selbstgefühl; es entsteht ein heftiger Wortwechsel; wilde Drohungen, begleitet von herausfordernden Geberden der

Zänker, erfüllen die Lüfte. Miß Móera's Begleitung hat einen keilförmigen Kreis um die Geängstigte gebildet, dessen Schwachpunct auszuspähen die Gegner bereits versuchen. Vergebens ist das Streben der beiden Anführer, einen friedlichen Vergleich einzuleiten, nur machtlos verhallt ihre Stimme im Gebrülle der Erbitterten, und die zufällig oder absichtlich losgedrückte Büchse eines Indianers ist die erwünschte Losung zu einem allgemeinen Gemetzel, das sich blitzschnell unter den Rasenden verbreitet.

Jetzt, wo bereits das Blut der Verwundeten die Erde röthet, erwacht in dem Häuptlinge, dem die Eskorte anvertraut, das Nationalgefühl. Jene Schutzbefohlene ist die unselige Ursache, daß bereits Leichname seiner Brüder, seines Stammes, den Boden decken. Das Mädchen unbemerkt dem Getümmel zu entziehen, findet sein Scharfblick unmöglich; doch bürgt ihr Tod die Erhaltung der Seinen, weil er das Ende des Kampfes herbeiführt. — Da durchzuckt ein Gedanke, ein Gedanke klug und gräßlich, den Söldling Britanniens; das Leben der Brüder zu retten, gilt ihm höher, als jenes einer Weißen zu schirmen, was er mit Gewißheit nicht einmal vermag, gegen die er, als eine natürliche Feindin seines Volkes, den Haß schon an der Mutterbrust gesogen, und welchen bisher zu unterdrücken, ihn Schlauheit und Vortheil nur gelehrt.

Der sich wiedergefundene Sohn der Wildniß sprengt nun alle Bande der Convenienz, und mit der Unbeugsamkeit eines einmal gefaßten Entschlußes, die einen Hauptzug in dem Charakter dieser Nation bildet, dringt er durch die Glieder des eignen Haufens, der staunend dem Führer weicht, und streckt mit einem gewaltigen Streich der Streitaxt die schuldlose Helene zur Erde.

In diesem Augenblicke weichen die Kämpfer auseinander. — Der Leichnam der Unglücklichen wird sorgfältig auf eine Bahre von Baumästen gelegt, und unter dem Trauergesange der vereinten Parteien nach dem Lager gebracht. Diese That anscheinender Fühllosigkeit hatte übrigens die Folge, daß England sogleich alle Indianer aus dem Heere entfernte, obgleich jener Häuptling ungestraft entlassen wurde. J. Pfundheller.

Der Spuk.

Hundert und einige Jahre sind seit dem Ereignisse dem Zahne der Zeit verfallen, als eine herrschende tödtliche Seuche die meisten der Städte und Orte von Deutschland ergriff, und auch eine der reicheren Städte Böhmens mit ihrem würgenden Arm umschlang. So geschah es, daß bald darnach, nachdem diese Seuche die Stadt verlassen, ein Haus, in welchem alle seine Bewohner als Opfer gefallen, zum Verkaufe geboten wurde. Doch jeder Käufer

mußte es nur zu bald des darin vorgehenden Spukes wegen wieder verlassen. Zur Mitternachtstunde, so hieß es, ließe sich immer ein furchtbares Gespenst sehen, das die Bewohner durch das Kettengeklirr und die heulenden Klagetöne in Angst und Schrecken versetze. Alle möglichen, den damaligen Zeiten, in welchen der Aberglaube noch eine hohe Rolle spielte, anpassenden Mittel, dieses Spukes los zu werden, wurden vergebens versucht. Das Haus gerieth vielmehr durch Kauf aus einer Hand in die andere, bis es endlich, auch um den geringen Preis, zu dem es herabgesunken, Niemand mehr kaufen wollte. So stand es lange Zeit unbewohnt und verödet. Schon wollte man es Jedem ohne alle Gabe frei und ungehindert überlassen, als sich ein Militär erbot, einen äußerst geringen Preis dafür zu bezahlen; und es auf diese Weise erstand. Dieser, fern vom Aberglauben damaliger Zeit, hielt den Spuk für ein Trugbild, und begab sich am ersten Tage furchtlos zu Bette. Aber bald wurde er aus seinem Schlafe geweckt; denn kaum hatte die Mitternachtsstunde auf der Thurmuhr geschlagen, als mit dem letzten Schlag sich ein furchtbares Getöse vernehmen ließ, immer stärker wurde und näher schien, bis es auf den Treppen zum Zimmer mächtig wiederhallte. Nun öffnet sich die Thür, und ein scheusliches Gespenst mit schweren Ketten behangen, stellt sich dem Unerschrockenen dar. Nachdem es sein Unwesen getrieben, verschwand es, und nächtliche Ruhe und Stille herrschte wieder im Hause. Des andern Tages bereitete sich der Militär, von dem Blendwerk im Innern überzeugt, in aller Stille auf diesen unfreundlich nächtlichen Besuch vor. Er lud seine Pistolen, zog die blinkende Klinge aus der Scheide und befahl seinem Diener, am Boden zu wachen und genau Acht zu haben, woher das Gespenst käme. Kaum hatte dieser seinen Posten genommen, schlug es zwölf. Noch war der dumpfe Ton der Uhr in der Nacht nicht verhallt, als der Bodenschlag sich öffnete und das erwartete Gespenst dort erschien. Nun ging es mit heftigem Gepolter die Stiege herunter in's Zimmer des Wachenden. Dieser stand in voller Erwartung mit der Pistole in der Linken, den Säbel in der Rechten haltend. „Willst Du mir Rede und Antwort geben?" fuhr er den Geist an. „Wer bist Du, und was bewog Dich, meine nächtliche Ruhe zu stören?" Statt aller Antwort, solchen Muth nicht erwartend, flieht das Gespenst von dannen. Der Militär eilt nach, drückt die Pistole los und trifft; das vermeinte Gespenst sinkt mit den Worten: „Jesus! Maria!" am Boden nieder.

Man erkannte in dem Verwundeten, nachdem ihm die Schreck-Maske abgenommen, den armen Inwohner des nachbarlichen Hauses, der, im habsüchtigen Wahne, dieses Haus als Eigenthum an sich zu ziehen, fortwährend den Geist gespielt hatte, aber seinen Trug zum Ende schwer büssen mußte.

B. Alois Eberle.

Anekdoten.

„Ist Dein Herr jetzt ordentlich?" fragte ich neulich den Bedienten eines mir schlimm geschilderten jungen Mannes. „„Sehr ordentlich,"" erhielt ich zur Antwort, „„er ist alle Tage um dieselbe Stunde betrunken!""

— Einem Schneider waren schon mehre Taschentücher auf ein und derselben Straße gestohlen worden. Der pfiffige Nadelkünstler beschloß, den Dieb zu foppen. Er nähte sich das Tuch in der Tasche fest, und ließ es seiner Gewohnheit nach lang aus derselben hängen. Er geht des Abends wieder die bekannte Straße, der Dieb kommt und zupft. Verschmitzt lachend wendet sich der Schneider halb herum. Da gibt ihm der über seine erfolglose Mühe erbitterte Spitzbube eine ungeheure Maulschelle und enteilt mit den Worten: „Verdammter Schuft! Will Er ehrliche Leute hier zum Narren haben?"

H.

Auf Messerschmied's Büste:

Der Gähner.

Den Künstler ehret sonst
Ein „Bravo!" Lachen, Thränen.
Des Meisters schönster Lohn
Und Beifall hier ist — Gähnen.

A. St.

Notizenblatt.

Miscelle.

(Viallet's Versuch, den Montblanc zu ersteigen.) Der Advokat Viallet, bekannt durch mehrfältige Versuche, den Montblanc zu ersteigen, hatte auch am 31. Juli d. J. dieses Unternehmen wiederholt. Eine Verwundung seines Begleiters zwang ihn zwar zur Rückkehr, aber hartnäckig auf dem Versuche beharrend, gelang es ihm endlich, drei Gebirgsjäger aus der Gemeinde Houches zu gewinnen. Das Wetter schien günstig, am 3. August brachten sie die Nacht auf dem Berg Rousse zu, und setzten am 4. ihren Weg muthig fort. Schon waren sie zwei Stunden lang an der Seitenwand des Nadelgebirges du gouté aufwärts geklettert, bereits standen sie so hoch, daß sie den Leman-See überschauen konnten, als, wahrscheinlich in Folge der verdünnten Luft, der mitgenommene Hund von einem allgemeinen Zittern befallen wurde. Nur mühsam, wankend und kopfhängend schleppte er sich fort, und verschmähte die ihm dargebotene Nahrung. Man mußte ihm ein Lager machen und denselben zurücklassen. Noch hatten sie den sehnsuchtsvoll zurückblickenden Hund nicht aus den Augen verloren, als sie an einen engen, holperichten Weg kamen. Einer der Jäger konnte sich nicht entschließen, ihn zu betreten; er ging zurück, und nahm den Hund mit sich fort. Einige Schritte weiter wurde ein Führer von einem Stein getroffen, welcher sich einzeln losgemacht hatte;

glücklicher Weise war die Wunde, des starken Blutverlustes ungeachtet, nicht schwer. Bald darauf machte sich ein Steinblock in der Richtung Viallet's los; glücklicher Weise fiel er auf einen Felsen, und beschrieb einen Bogen über dessen Haupt; leicht wäre dessen Geburtstag auch sein Todestag geworden. Endlich erreichten die Reisenden die Kuppe der Nadel St. Gouté; sie machten hier Halt, und konnten sofort die Wirkungen der verdünnten Luft bemerken. Eine stark geladene Pistole gab, losgeschossen, nur einen schwachen Schall, und je weiter man stieg, desto schwächer wurde dieser bei wiederholten Versuchen. Der Athem wurde kurz. Ein Begleiter wurde von einer heftigen, mit außerordentlicher Schwäche begleiteten Kolik befallen; so nahe sich die Gefährten auch standen, so konnten sie sich doch nicht verstehen. Nur Viallet bemerkte, daß, vergleichsweise mit seinen früheren Unternehmungen, in solchen Höhen die Zustände an allen Personen nicht gleich sind. Er empfand nicht jenen heftigen Durst, wie bei seiner ersten Besteigung des Montblanc. Bei derselben Abgeschlagenheit zeigte sich doch weniger Neigung zum Schlaf; in der That scheint jener Berg durch Einschläferung seiner Besucher seine letzten Verschanzungen vertheidigen zu wollen. Anstatt aus der Nase zu bluten, empfand Viallet einen leichten Blutzudrang zu den Ohren, bei übrigens großer Reizbarkeit. Die Reisenden schlossen sich fest aneinander an; der Marsch war langsam, Eifer und fester Wille unterstützten ihn. — Sie konnten nun das reizendste Gemälde, welches sich vor ihren Augen entfaltete, und eine große Anzahl von sogenannten Nadeln, welche von unten den Montblanc wie Vasallen ihren Oberherrn umgeben, bewundern, und näherten sich dann allmälig der letzten Kuppe dieses furchtbaren Berges. Leider war sie aber mit Nebel bedeckt; heftige Winde stürmten dabei auf die Wanderer los; Einer wurde auf den Andern geworfen; es war unmöglich, einen Schritt weiter zur endlichen Ersteigung der so nahen Bergspitze zu kommen; die Hindernisse waren zur Zeit unüberwindlich. Sie gingen daher auf die Kuppe des Berges Gouté zurück, welche noch ganz wolkenlos dalag, und pflanzten, dort angelangt, eine von allen umliegenden Orten gesehene Fahne auf. Konnte daher Viallet wegen vorübergehender atmosphärischer Hindernisse auf das äußerste Ende des Montblanc nicht gelangen, so ist doch die vorgesetzte Aufgabe so gut wie gelöst. Die Hauptschwierigkeit lag darin, von St. Gervais aus auf die Kuppe des Gouté zu gelangen, dieses wurde erreicht, und sohin ist die Möglichkeit, den Montblanc von Seite der Gemeinde St. Gervais zu ersteigen, so gut als erwiesen; und eben so läßt sich die Behauptung rechtfertigen, daß durch eine nähere Bekanntschaft mit dem Boden und den Wegen, das Aufsteigen von St. Gervais weit weniger gefährlich sei, als von Chamouny aus.

Kalenderschau.

Jurende's vaterländischer Pilger. Geschäfts- und Unterhaltungsbuch für alle Provinzen des österr. Kaiserstaates. 1837. Brünn. Gedruckt bei Rudolph Rohrer.

Beim Wehen sanfterer Frühlingslüfte entsprießen der sich bräutlich schmückenden Erde die duftenden Blumen; des Sommers nahrungbereitende Sonnenglut fördert die Saaten zur Reife; des Herbstes würzige Spende winkt im Blute der Reben und in der sanftgeschwellten Baumfrucht; und beginnt der Winter, von seinem Flockenhaupte Silberflaum auf die Fluren zu schütteln, kommen alljährig zierliche Alma-

nache, zum Ersatz der verklungenen Töne des entlaubten Haines, und Kalender zum Vorschein. Unter Letzteren meine ich hier nicht jene Büchlein, welche bloß dazu eingerichtet scheinen, tanzlustigen Grazienfüßen die Dauer des Faschings zu verrathen, oder einem schmachtenden Seladon den Tag, an welchem das Namensfest seiner Neuerkorenen fällt, zu verkünden; sondern jene literarischen Werke, bei welchen das beschränkte Kalenderwesen eine fast untergeordnete Rolle spielt und die sich vielmehr einen höheren Zweck gesetzt haben. Die Verdienstlichsten solcher Werke suchen, das Wort der Belehrung zu führen, gemeinnützigen Unterricht auszustreuen unter jene Classe von Menschen, welcher nicht die Mittel geboten, kostspielige Bücher sich zu verschaffen; ihnen auf eine leichte und zugleich angenehme Weise eine klare und richtige Ansicht von der Natur zu erhalten und über jene Gegenstände, auf welchen die Wohlfahrt ihres Lebens beruht, Aufschluß zu geben. Daß der mährische Pilger diesem Ziel redlich nachgestrebt, hat die allgemeine Stimme und der ihm gespendete Beifall erkannt. Er bringt uns eben den vierundzwanzigsten Jahrgang, und trug im Verlaufe seines langjährigen Wirkens, als sammelnde Biene, schon manches Korn zur Bereicherung der Vorrathskammer für Volkscultur, emsigstrebend zusammen. — Durchmustern wir in Kürze, was der „Pilger" für das nächstfolgende Jahr aufgespeichert, so verdient er das beifällige Zeugniß, daß er zwar gegen frühere Jahrgänge dem Volumen nach zurücksteht, aber in innerem Werthe sie weit überflogen hat, indem er überall das schöne Streben nach Wahrheit und Gemeinnützigkeit bekundet. Wiewohl der „Pilger" in seinen verschiedenen Rubriken aus einer *Zusammenstellung* der Ansichten mehrer Autoren bestehend, des inneren Bandes, wodurch ein harmonisches Ganzes, in welchem das Folgende aus dem Vorhergehenden fließt, und eines das andere unterstützt, erzielt wird, entträth, tragen doch die Hauptrubriken desselben: „das Weltgebäude, der Mond der Erde, Meteorologie, die Thierwelt, Völkerkunde, Polytechnik und Culturgegenstände, Eisenbahnen und Geschichte" — den Stämpel sorgfältiger Wahl und Verbindung an sich. Nur von den, als Naschwerk aufgetischten Anekdoten hätten einige wurmstichige Äpfel ausgemerzt werden können. Als passendes Motto führt der „Pilger" ein patriotisches Gedicht Braunthal's an der Stirne, welches hier wiederholt werden möge:

An mein Vaterland.

Länderblume, Austria!
Du von also reinem Glanze,
Wie kein Aug' sie schöner sah
In Europa's Völkerkranze;
Deren Kelch im Friedensthale
Offen nur dem Sonnenstrahle,
Nur der Liebe Frühlingslicht,
Und dem Himmelsduft der Pflicht:

Riesenschiff im wilden Meere
Sturmzerrütteter Ideen,
Dessen Borde, segensschwer,
Jeder Brandung widerstehen!

Hafen, schwebender, für Schiffe,
Die zerschellt vom Abgrundriffe,
Sicher durch den Libanon-
Anker der Religion!

Blühe, schöne Austria!
Steure, Schiff! nach Deinem Ziele,
Das dem starken Willen nah';
Duft' im Lenzesstrahlenspiele,
Und sag' allen Nationen
In der Zwietracht Wende-Zonen,
Wie Dein Kelch ward düstereich,
Und Dein Bord dem Felsen gleich.

Die eingeschalteten xylographischen Bilder sind ausgezeichnet zu nennen, welchem Lobe Jedermann beistimmen wird, wenn er vernimmt, daß sie aus der bewährten Schule des Prof. Höfel in W. Neustadt hervorgegangen. Das äußere Gewand, Druck und Papier sind entsprechend, und der Preis (2 fl. 12 kr. C. M.)

für ein Werk, welches ein Kalender, Journal und Magazin zugleich ist, und in Großquart 447 Seiten Lectüre, nebst einem vollständigen Kalender enthält, sehr billig. A. L. Greipl.

Öffentliches Leben in Wien.

Einst hallen wir Wiener nur einmal Carneval vom Neujahr bis zum Aschermittwoch — doch jetzt gibt es auch einen Frühlings- und Sommer- und einen Herbst-Carneval als Vor-Carneval des alten Carnevals. Der diesjährige Herbst-Carneval wurde am 25. v. M. zur Grube getanzt, worin er sich verpuppt, um als Carneval 1837 die Schmetterlingsflügel zu regen, bis er sie wieder, an dem Lichtermeer der Faschingdinstagredoute und den Gluten-augen schöner Masken verbrannt, niedersenken muß. Das Interregnum in den Annalen der Galopenwuth ist nun eingetreten, und die Surrogate beginnen ihren Geistertanz à la Robert. Concerte, Haustheater, Karten und, weiß der Himmel, welche Vergnügungen sucht man hervor, um die Zwischenzeit zu tödten. Und doch tödten wir nicht die Zeit, sondern die Zeit tödtet uns.

Unter der Unzahl der Concerte stehen jene des allgemein beliebten Thalberg in der ersten Reihe. Sein zweites hat am 8. d. M. unter unbeschreiblichem Zudrang und Beifall Statt gefunden. Wenn auch die Wiener wissen, daß es nur eine französische Bonmot-Galanterie sei: „Thalberg habe zehn Finger an jeder Hand, oder zwei Rechte," so wissen sie doch alles Ausgezeichnete ohne Hyperbel zu schätzen. Alles erregte Theilnahme in jenem trefflichen Concerte. Eine Dichtung, welche Hr. Löwe declamirte: „Elise Mercoeur" von Uffo Horn, verrieth in ihrer Pointe Schiller'schen Anklang, und das verdient bei der Legion von schülerhaften Declamations-Poesien eine Erwähnung.

Unsere Kunsthändler sind mit einheimischen Producten sehr haushälterisch; worin hier eigentlich der Fehler liegt, gehört auf ein anderes Blatt — an unseren Künstlern liegt er nicht, denn auch wir haben einen Rahl, Stöber, Kriehuber, Staub, Theer. Einige Neophiten der Lithographie aber, welche in der Darstellung leider populär gewordene Gegenstände des neuesten Theaters sich zu gefallen scheinen, dürften mit den Grundelementen des Griffels noch nicht im Reinen sein. Randzeichnungen zu Raimund's Werken, von welchem einige vor Kurzem erschienen, sind zwar gut skizzirt, aber ohne Ähnlichkeit des Portraits.

Bauernfeld lieferte wieder zwei neue Stücke. Ein Drama: „Die Kunstjünger" — ein Lustspiel: „Das Tagebuch" betitelt. Ersteres zur Gattung der sogenannten Künstlerdramen gehörig, sprach vielleicht nicht so an, als es verdiente; wohl aber das zweite, das einen sehr dankbaren, aber eben nicht sehr wahrscheinlichen weiblichen Charakter zur Pointe hat. Bewunderungswerth in beiden ist die leichte und schöne Diction des Dichters, welcher unter den lebenden Lustspieldichtern in diesem Zweige wohl der Erste.

Bald steht den Verehrern der classischen Muse ein hoher Genuß bevor. Grillparzer's „Medea" wird mit trefflicher Besetzung im Hofburgtheater eben neu einstudirt. Wie herrlich diese lange nicht dargestellte Dichtung auch ist (von einem gewissen Standpunct aus betrachtet, vielleicht die abgeschlossenste, ich möchte sagen, am meisten plastische Schöpfung des vaterländischen Dichters): würde es Allen zur höchsten Freude gereichen, träte unser edle Grillparzer, der auf seinen Lorbern zu ruhen scheint, mit einem neuen Werk wieder auf.

Eben erschien bei Rohrmann und Schweigerd von Ferd. Raimund's sämmtlichen, dramatischen und poetischen Werken der 1. Band in einer eleganten Ausgabe. Wenn das Ganze (in 4 Bänden) vollendet sein wird, dann vielleicht ein Näheres über den Eindruck des Lesens im Vergleiche mit der Darstellung der, in ihrem Genre bisher noch unübertroffenen Stücke. Silas.

An musikalischen Genüssen besonders reich war der 8. December. Mittags fand Thalberg's höchst interessantes zweites Concert, Abends das zweite „Zöglings-Concert" des hiesigen Musikvereines Statt. Von dem ersteren läßt sich nur sagen: „Thalberg spielte!" Was er spielte, wie er spielte, Alles muß man darüber vergessen, daß man ihn spielen gehört! Nur sein eigenes Spiel belebt die kalten Gigantenformen seiner Schöpfungen, nur sein Spiel läßt unsere Gefühlsnerven im Innersten erzittern; für Ihn gibt es keine materielle Schwierigkeit, und das Geistige fesselt so ganz den Geist, daß wir die ungeheuren Schwierigkeiten, die sich in seinen Compositionen häufen, kaum bemerken.

Von dem oben erwähnten Zöglings-Concerte läßt sich nur Lobendes berichten. Die Ausführung sämmtlicher Musikstücke überzeugt uns sowohl von der außerordentlichen Sorgfalt der dabei angestellten Professoren, als auch von der ausgezeichneten musikalischen Bildung und dem regen Sinn für Musik, der in den kleinen Tonkünstlern lebt. Weber's herrliche

Ouverture zu „Oberon" wurde vielleicht nicht so bald mit solcher Präcision, mit so feiner Nuancirnng gehört, als in dieser Production. Diese, wie auch ein allerliebster Gyrowetz'scher Knabenchor, der mit aller Sorgfalt und Zartheit einstudirt war, mußten wiederholt werden. Die vorgeführten Solo-Spieler, der Oboist Furig und die beiden Violinisten, J. Mayer und L. Schnabel, bewiesen sich als künftige angehende Künstler. Vielen Reiz bot auch die Auswahl der Musikstücke, von welchen besonders der Schlußchor, ein Te Deum laudamus von Reghini, bisher noch unbekannt, wegen seiner imponirenden Macht vielen Beifall erntete. — r.

Rückblick in die Vergangenheit.

Am 26. December 1731 starb Anton Houdar de la Motte, ein berühmter Literat aus den letzten Zeiten Ludwig XIV. im 59. Jahre seines Lebens. Mit großer Vorliebe wandte er, eines Hutmachers Sohn, sich in früher Jugend zur Dramatik. Schon 1693 (als er das 12. Jahr noch nicht erreicht) kam ein Stück von ihm zur Aufführung. Da es jedoch durchfiel, wollte der junge Dichter in der Verzweiflung Trappist werden. Er besann sich jedoch, auf des berühmten Abbé Bouthillier de Rance Vorstellung, bald eines andern und setzte seine Versuche für die Bühne fort, welche mehr und mehr Erfolg fanden, bis sein Trauerspiel: „Ines de Castro," ihn zum Liebling des Publikums machte. Auch in Oden und besonders im Gebiete der Fabel zeichnet sich de la Motte aus. Seine mißlungene Übersetzung der Iliade und paradoxe Behauptungen verwickelten ihn in langjährige literarische Streitigkeiten, worin er jedoch, wenn gleich nicht den Vorzug des Rechtes, doch jenen der Mässigung behauptete. In seinen besten Jahren hatte er das Unglück, zu erblinden und seine Gesundheit war so wankend, daß er sich nur mit der einfachsten Kost behelfen durfte und zuletzt vor Schwäche und Lähmung nicht mehr gehen konnte. Er verlebte in einer so traurigen Lage 24 Jahre, ohne daß die Heiterkeit und Sanftmuth seines Geistes dadurch litt. La Motte war Mitglied der Akademie, und die oft zwischen ihm als Fabeldichter und Fontenelle (seinem Freunde) gezogene Parallele ist um so wichtiger, da sich in dem Charakter dieser beiden Männer, wie in ihren gegenseitigen Meinungen und Ansichten, eine überraschende Übereinstimmung findet.

Am 27. December 1772 wird Heinrich v. Collin zu Wien geboren. Als der Sohn eines berühmten Arztes kam er 1781 in das Löwenburg'sche Convict, wo er die Grundlage seiner Bildung erhielt. Er zeichnete sich später als Geschäftsmann und als Dichter aus. Als erster schwang er sich bei der Finanzhofstelle von Stufe zu Stufe, bis er 1809 zum k. k. Hofrath ernannt wurde und den Leopoldsorden erhielt. Sein Drama: „Regulus" machte zuerst die öffentliche Aufmerksamkeit rege; seine Landwehrmanns-Lieder fanden in der damaligen Zeit großen Anklang, und seine übrigen Werke bewiesen einen gebildeten, edlen, nach classischen Mustern sich in der Kunstwelt offenbarenden Geist. Wir finden in ihnen noch jetzt eine Belesenheit, die von geschmackvoller Auswahl zeigt, Reinheit im Versbau, Anmuth und Würde in allen Gedichten, hohen Schwung in seinen Oden, eine vorzügliche Kenntniß der Bühne, wobei er jedoch mehr auf dichterisches Verdienst, als rauschenden Beifall sah; Einfachheit in dem Plane seiner Tragödien, die seine vertraute Bekanntschaft mit den Griechen beurkundet, Wahrheit und Kraft in der Charakteristik und Sprache — Nicht ohne Grund schreibt man seinen zu frühen Tod (er starb schon 1811 an einem Nervenfieber) seinem Diensteifer zu. Er ist auch einer der wenigen österreichischen Dichter, welchem (auf Verwendung des Grafen Moriz v. Dietrichstein, dessen Aufruf eine Menge von Beiträgen aus der Monarchie herbeizog, so daß von dem Überschusse noch ein Stipendium für Rechtsbeflissene für ewige Zeiten gegründet werden konnte) die Freundschaft und Achtung seiner Landsleute ein bescheidenes Denkmahl in der Carlskirche gesetzt hat.

Am 28. December 1805 wird durch den kaiserl. Landescommissär Grafen von Wrbna, der zu Preßburg geschlossene Friede zwischen Kaiser Franz und Napoleon mit dem frühesten Morgen bekannt gemacht und die Abhaltung eines Te Deum bei St. Stephan anbefohlen. Mehr als 8000 Mann von dem bewaffneten Bürgercorps, welche für die Erhaltung der Ruhe in Wien unermüdet gesorgt, wohnten demselben bei.

Am 29. December 1829 stirbt die Erzherzogin Henriette, Gemahlin Sr. kaiserl. Hoheit des Erzherzogs Carl, geborne Prinzessin Nassau-Weilburg, zu Wien in der Blüthe ihrer Jahre. Vorbild als Gattin und Mutter, war sie die Zuflucht der Armen. Bei ihrem Leichenzuge feuchteten sich die Augen aller Zuseher, und ein allgemeines Wehklagen über ihr schnelles Hinscheiden wurde gehört.

Redacteur und Herausgeber: J. S. Ebersberg (wohnt in Wien; Stadt, Tiefengraben Nr. 166).

№ 157.

Der Oesterreichische

ZUSCHAUER.

Für Kunst, Wissenschaft, geistiges Leben.

Freitag, den 30. December 1836.

Gesegnet tret' das alte Jahr von Deines Hauses Schwelle;
Dreifach gesegnet komm' das Neue d'rauf an seine Stelle!

Der Sylvesterabend auf dem Greiffenstein.

Im sächsischen Ober-Erzgebirge, $2^1/_2$ Stunden von St. Annaberg, liegen die Felsen von Greiffenstein. Sie sind so hoch, als die berühmten Felsen der Bastei und des Ottewalder Grundes in der sächsischen Schweiz, aber in vieler Hinsicht merkwürdiger. — Im Sommer sind ihre Höhen der Vereinigungspunct der Pflanzen- und Steinkundigen, vieler Naturfreunde und Liebhaber schöner Ansichten. Der gemeine Mann aber betrachtet diese von der Hand der schaffenden Natur in so erhabener Größe aufgethürmte Felsenburg als eine Schöpfung mächtiger Erd-Geister, deren Thaten noch bis jetzt die aus grauer, dunkler Vorzeit entspringende Sage bewahrt. Ja, auch Greiffenstein's Felsen hatten ihren Schutz-Geist, der, gleich dem Rübezahl des schlesischen Gebirges, gleich Scheibenberg's wohlthätigen Zwerglein, wohlthätig und mächtig den verlassenen Armen schützte, indeß er Stolz und Übermuth, Vergessenheit und Trug mit Strenge strafte. Wie Rübezahl, erschien er in den verschiedensten Gestalten, und nur dann, wenn sie vollbracht war, die edle That, wenn hochklopfend das Herz des glücklichen Geretteten ihm danken wollte, in Majestät und Herrlichkeit, in der Glorie seiner Geisterwelt, belohnend, richtend.

Vor langen Zeiten, in jenem Jahrhundert, wo des großen Wieland's „Biribinker," wo Prinz „Willibald" und die drei verzauberten Schwestern mit ihren Ehesponsen, dem Bär, dem Aar und dem Haifisch, haus'ten, lebte in den äußersten Bergfreiheits-Häusern von Geyer, einem Städtchen des Ober-Erzgebirges, ein armer Schuhflicker, Hans benannt. Corde, sein Weib, hatte ihn bereits zum Vater von sieben munteren Knaben gemacht, und er hatte sich mit ihr standesgemäß ernährt, d. h. er drehte am Tage Stricke und flickte, um's Brot, des Abends Schuhe — sein Weib ging in's Holz, oder im Sommer Ährenlesen und, so weit es ihre Kinder erlaubten, um's Brot tagelöhnern.

Die größeren Knaben sangen vor den Thüren der Landleute, die kleinen trug die Mutter mit sich im Korbe herum. Ihre Hausfreundin und Ernährerin war eine Ziege, die sie überall begleitete, und des Abends das volle Euter zum Besten gab. So wußten sie nicht, daß sie arm waren, denn für ihre Bedürfnisse war gesorgt; sie waren zufrieden, gesund, da sie alle Morgen und Abende beteten, Niemanden etwas zu Leide thaten, sich treu liebten, nach keinem fremden Gute lüsteten, in ihrer Weise fromm und glücklich. Jetzt aber kamen die Stunden der Prüfung, die den Palästen nahen, wie den Hütten. Nach mißrathener Ernte und einem traurigen Herbste erschien ein harter, furchtbarer Winter, und schrecklicher, kälter als je, schloß das unglücksvolle Jahr den letzten seiner Tage. Der heilige Sylvester zürnte und in seinem Gefolge war Hunger und Frost. — Wie wird es unserem armen Hans ergehen? Der Schnee hatte das Dach seiner Hütte erdrückt, den dabei erbauten Stall umgeworfen, und unter seinem Schutte die arme Ziege begraben!

Kein Brot war im Hause, Geld hatten sie nie, die Arbeit fehlte, ein fallender Baum hatte dem Vater Hans das Bein verletzt, und die Mutter Corde sah ihrer Entbindung entgegen. Diese däuchte ihr schwerer zu werden, als sie jemals gewesen. In Geyer lebte ein wackeres Weib als Geburtshelferin, die, selbst Mutter von dreizehn Kindern, es wohl wußte, wie Kreisenden zu Muthe sei — aber diese wohnte am entgegengelegenen Ende des langen Städtchens — und der Weg dorthin war ganz verschneit und verweht. — Doch was thut des Mannes Liebe nicht? Trotz des beschädigten, schmerzenden Fußes, trotz des furchtbaren Wetters arbeitete er sich durch den Schnee mit eigener Lebensgefahr hindurch, ganz erschöpft kam er an das Haus der Helferin und fand sie auf den Tod erkrankt. Im weiten Umkreise war keine andere zu finden, wer malt des armen Mannes Lage? Kummervoll trat er den Rückweg an. Hungrig, erschöpft, durch den Schmerz des erhitzten Fußes gepeinigt, tritt er in seine Hütte ein; sie lag fast im Schnee vergraben, und seine letzte Kraft mußte er anstrengen, das arme Weib, das jetzt furchtbar litt, um deren Bett alle Kinder ängstlich und hungrig jammerten, aus der, den gänzlichen Einfall drohenden Wohnung herauszutragen und auf nasses Stroh unter einen nahgelegenen, breternen Göpel eines verlassenen Bergwerks zu betten. Unter Thränen und Schmerzen wurde dieser Liebesdienst vollbracht.

„Ich werde sterben," sprach das wackere Weib (ihm die zitternde Hand reichend) „doch leben wird das letzte Pfand unserer Liebe. Der Herr der Armen und der Reichen, er nehme sich unserer Kinder an, er ist der Gott der Güte! Sorge Du für das letzte Geschenk unserer Liebe, für einen guten Gevatter." Sie sprach's, unwillkürlich schlossen sich ihre Lippen und ein sanfter

Schlaf ließ ihr Haupt auf's nasse Stroh fallen. Vater Hans, sie sterbend glaubend, lief, seiner selbst nicht mächtig, heraus, wollte im Städtchen Hilfe suchen; doch die rabenfinstere Nacht, der heulende Sturm, das dichte Wehwetter ließ ihn, von Hause an sich verirrend, in seiner Seelenangst den Weg verfehlen, und gerade den entgegengesetzten sich erwählen. Er fühlte den Schmerz seines Fußes nicht, durchbrach die thurmhohen Windwehen, die auf der Höhe nachließen, durchpilgerte in sich selbst versunken den Wald, wo der Weg besser wurde, und als er jetzt, aus düsterm Hinbrüten erwachend, aufsah, und, durch den Felspfad getäuscht, sich in Geyer glaubte, stand er, wer malt seine Schrecken? vor den Felsthürmen von Greiffenstein. — „Alle guten Geister loben den Herrn!" rief er unwillkürlich aus, und die alte Sage des furchtbaren, doch gerechten Berggeistes füllte sein Herz mit Furcht und Hoffnung. Er blickte auf, und vor ihm stand der Mächtige — zwar nur im schlichten Gewande eines Berghäuers; doch der silberweiße Bart, sein greises Haar, der Ehrfurcht gebietende Blick, das Zutrauen einflößende Auge zeugten seine Würde. Freundlich redete er unseren Hans an: „Willkommen, künftiger Herr Gevatter! wirst hungrig sein und durstend? komm', iß' und trink!" Unwillkürlich folgte Hans in eine warme Grotte — wo schön weißes Brot ihn erquickte, und in einer Steinmulde ein Wasser perlte, das erquickender war, als der Saft der Rebe.

Hans trank ein neueres Leben, und ein ihm unbekanntes neues Hochgefühl durchglühte ihn. „O! genösse doch mein Weib von dieser Labung!" sprach er, und blickte nach der Gegend hin, wo sie weilte, und siehe, der Sturm schwieg, die Schrecken der Nacht waren vorüber, und die Sternlein allein leuchteten so hell und rein am hohen Himmelszelt. Da faßte er sich ein Herz, sprach laut und froh die Worte: „Alle guten Geister loben den Herrn!" und als er sah, daß der Berggeist dabei nicht erbebte, sondern sein Gesicht nur verklärter, freundlicher leuchtete, machte er des Kreuzes Zeichen, vor dem die guten Geister alle in Entzückungen des Himmels betend niederfallen, die Gefallenen erbeben und zurück sich stürzen in das Reich ihrer Finsterniß, und bat den Berggeist, der jetzt niederfiel auf seine Kniee, und sich erhob, bei dem Bade des Heils seines Kindes gegenwärtig zu sein.

„Ich ehre," erwiderte Jener, „Dein Vertrauen, und werde als Dein Freund, als Zeuge des Heils bei Deinen Kindern erscheinen. Doch, die Mitternachtsstunde naht, eile, Dein Weib hat geboren, dreifach gesegnet durch die Güte des Herrn — mich ruft meine Pflicht zu neuen Thaten. Nimm jetzt, ehrlicher Freund, meine Geschenke an," und er überreichte ihm einen verschlossenen Korb, „nimm diesen Labetrunk und den Imbiß (und freundliche Kinder entstiegen der Tiefe der Grotte, und credenzten dem Hochverwunderten auf krystallenen Tellern die herrliche Erquickung), netze endlich," schloß

der Berggeist, „Deinen kranken Fuß mit dem Quell des Felsens, und alle Schmerzen werden fliehen!" Hans versuchte es jetzt, seinen Dank zu stammeln, doch ein Lichtglanz erhellte die Grotte — und mit ihm verschwand der Berggeist. Nun netzte der Erstaunte seinen Fuß mit dem Quell, und alle Schmerzen flohen. Er verließ die Grotte, die Geschenke mit sich tragend. Die Luft strömte in erquickendem Lebenshauch, wie schimmernde Juwelen blitzte der geebnete Schnee, der Weg schien dem Freudenvollen wie gebahnt, und ehe er's glaubte, sah er die ersten Häuser von Geyer und seinen Göpel wieder.

Frohlockend stürzten ihm seine Buben entgegen; und Hals und Knie umfassend, riefen sie ihm zu: „Die Mutter lebt, auch wir hungern nicht mehr! Wir haben ein Brot gefunden. Wir haben der Mutter, da der Sturm aufhörte und das Feuer nicht mehr verwehte, aus Schnee und Brot eine Wassersuppe gekocht. Sie lebt und fragt nach Euch, Vater! Kommt, kommt!" und sie zogen ihn in den Göpel. Da lag das gute Weib; lächelnd reichte sie dem Gatten die Hand, und sprach: „Meine Angst hat mich getäuscht, ich werde leben, doch mehrfach hat mich der Herr gesegnet, Er wird uns nicht verlassen. Siehe," von dem Busen nahm sie einen der kleinen, neuen, schreienden Weltbürger, und legte ihn in des Vaters Arme. „Ich habe," fuhr sie fort, „als der Sturm nachließ, durch unseren ältesten Sohn bereits den Geistlichen bestellt, daß er die Kinder weihe durch die Taufe, und sie allesammt eingehen mögen durch selbe in das Reich der lieben Engelein." — „„Und ich,"" sprach Hans, „„habe einen würdigen Gevattersmann!""

In diesem Augenblicke trat der Geistliche ein, Puteanus war sein Name; er war, der fromme, biedere Mann, ein wahrer Hirte seiner Gemeinde, jedem Leidenden gewärtig mit Rath und That. Freundlich grüßte er Hans und die Seinen, bot, da er keine Gevattern sah, sich selbst dazu an, und ermunterte Hansen, ein Gleiches zu thun, der erwartend noch hoffte und harrte, bis der Geladene käme. „Laßt uns zum heiligen Werke schreiten," sprach jetzt Puteanus. Sie stellten sich — und eben begann er die Worte der Weihe auszusprechen, siehe! da erleuchtete sich der Göpel wie von einem himmlischen Lichte, und Töne, süßer, als das Schlagen der Nachtigall, entzückten das Herz der Frommen, und kaum ihren Augen trauend, sahen sie einen hohen, freundlichen, würdevollen Greis vor sich stehen. Um die Silberlocken verbreiteten blitzende Edelsteine den Schimmer einer Glorie, und der Stab, den er trug, blitzte wie der Sternenstab Jacob's am hohen Himmelszelt blitzt und funkelt. Er verneigte sich tief vor dem Geistlichen, nahte sich der heiligen Handlung, und als der Pfarrherr seine Worte ausgesprochen hatte, erhob er dreimal seine Hand über die lieblichen, lächelnden Kindlein, die durch die offenen Pforten der Christenheit jetzt eingegangen waren zu

den Pforten des Heils, und in diesem Augenblick — war der Kreislauf des alten Jahres vollendet, und das neue hatte so eben begonnen.

Ein unnennbares, seliges Gefühl, ein Gefühl der frommen Andacht füllte Aller Herzen — und ein „Heilig, Heilig, dem, der der Herr der Geister ist und der Welten," bebte über die Lippen des frommen, staunenden Pfarrers.

Die Erscheinung war verschwunden — aber Aller Herzen schlugen voll hoher Lust und der Andacht seligen Gefühlen. Jetzt erinnerte sich erst Vater Hans der mitgebrachten Geschenke — herrlich labte der begeisternde Quell, herrlich das köstliche Brot. — Nun kam die Reihe an den Korb. Schätze glaubte man zu finden — Freudezitternd eröffnete ihn Vater Hans — mit nichten, es war ein Hammer, eine Bergaxt und mehre unentbehrliche Werkzeuge des niedern Bergarbeiters; doch eine Flammenschrift war darauf geschrieben; sie las der Geistliche, sie hieß:

„Bete und arbeite!"

und Alle beteten — und darauf schlug frischen Muthes Hans — der Werkzeuge Güte zu proben, in dem zu Tage neben dem Göpel liegenden Stein, von dem der Sturm den Schnee geweht hatte, ein, und wer beschreibt sein freudiges Staunen, als der bergkundige Pfarrherr es für Silbererz erkannte.

„Bete und arbeite!"

sprach der Würdige, den neuen Gottes-Segen anschauend und Hansen als den Besitzer des neuen Bergwerks grüßend, und ihm und seinen Neugeborenen Glück wünschend zu dem reichen Eingebinde des wohlwollenden Berggeistes. Die Nacht verging bei fröhlichen Gesprächen. Des Tages darauf erkannten die Gewerken des Städtchens den Werth des neuen Bergwerks. Kirche, Stadt und Armuth bekamen ihren Theil, und die Zusage reichlicher Geschenke bei fortdauerndem Berg-Segen. Und er wurde ihnen. Hansens Weib hielt einen frohen und feierlichen Kirchengang, ihre Kinder gediehen — er und seine ganze Familie waren der Lehre des Erdgeistes treu, sie beteten und arbeiteten, und ihr Wohlstand und Reichthum und ihr häusliches Glück wuchs mit jedem Tage. Selbst die Leiden der Armuth kennend, wurde er ein Wohlthäter aller Armen und Leidenden, und jeder Bedrängte fand in ihm einen Freund und seine Hilfe. Er erbaute, so sagt die Sage, das Schloß Geyersberg, und stiftete das Hospital-Kirchlein; er endlich war, da, wo nicht Silber, sondern reiche Zinnstufen in der Erde sich bilden, der Bauherr der Siebenhöfe, wo neuerlich die biederen Briten ein Werk errichteten, das den Elementen gebeut, daß sie spinnen, und dabei noch Hunderten fleißiger Arbeiter Arbeit und Brot gibt.

Jeder Sylvesterabend war Hansen und den Seinen der Tag dankbarer und glücklicher Erinnerung, ein Tag des Wohlthuns und des Gebets, und er

versicherte, daß nicht nur des Berggeistes reiche Gaben, sondern noch mehr die Befolgung seines Rathes ihn froh und glücklich mache.

So schloß in grauer, fabelhafter Vorzeit der Abend des heiligen Sylvester — mit Glück und Freude. — Er ist seit dieser Zeit oft wieder erschienen, Millionen Herzen schlagen stärker. Hier perlt die Thräne der Trauer, edlen Heimgegangenen geweiht; hier blickt das Auge schwermuthsvoll auf ein verlorenes Glück; dort glänzt die Thräne der Hoffnung — und ein heiliges Gefühl strömt in jeden Busen, wenn es nun schließt, das gute alte Jahr, und ein neues seine Pforten öffnet.

Es sei ein glückliches! Glücklich für Throne und Völker, glücklich für den Einzelnen — es sei ein Jahr des Friedens und der Fruchtbarkeit! Segen bringe es dem theuren Vaterlande, Heil und Segen jedem Stande; und die späte Geschichte rechne es nicht unter die merkwürdigen, sondern unter die, die ohne Blut und Trauer für die Menschheit segnend vorüber gegangen!

Notizenblatt.

Miscellen.

(Katharinenthal in Rußland.) Das „Katharinenthal" liegt an der Petersburger Straße in einer romantischen Gegend am Finnischen Meerbusen. Wenn man bei dem Eingange in den Vorhof vor dem Wachhause vorbei ist, tritt man zunächst in eine breite Fichtenallee, welche bis zum Palaste führt. An diese Allee gränzt zur Linken ein herrlicher Park von hohen, dichtbelaubten Baumen, deren dunkles Gewölbe dem Spaziergänger den lieblichsten Schatten gewährt. Er wird von beiden, geradlaufenden Wegen parallel, recht- und schiefwinkelig nach holländischer Manier durchschnitten, und zu beiden Seiten durch ein Paar Kanäle eingefaßt, neben welchen Bogengänge hinlaufen. Tritt man aus denselben heraus, so liegt das neue kaiserliche Sommerpalais und eine doppelte Esplanade vor uns, auf welcher letzteren man von hohen, dichten Lindenhecken, wie zwischen grünen Wänden, eingeschlossen ist. — Das kaiserliche Palais, von guter, geschmackvoller Bauart, wurde im Jahre 1718 von Peter dem Großen erbaut. Er wollte mit demselben seine Gemahlin Katharina (von der es auch den Namen führt) eben so angenehm überraschen, als sie ihn einst mit dem prächtigen Lustschlosse „Zarskoje-Selo," drei Meilen von St. Petersburg, überrascht hatte. Drei rothe Ziegelsteine an der östlichen Seite dieses Palastes, welche der Baumeister ungefähr 10 Fuß hoch von der Erde absichtlich unübertuncht gelassen hat, damit sie um so kennbarer sein möchten, sind von Peter I. eigenen Händen eingesetzt und in so fern merkwürdig. Auf beiden Seiten stehen noch zwei Flügel für die Dienerschaft. Die Große und Höhe des Audienzsaales entspricht ganz der Würde seiner Bestimmung. In einem der übrigen Zimmer wird eine Bettstelle, in welcher Peter I. geschlafen hat, ein Schlafrock und ein Paar Pantoffeln von diesem großen Kaiser aufbewahrt und Fremden gezeigt. — Vor dem Palais und in der Nähe desselben stehen mehre alte, ehrwürdige Linden- und Kastanienbäume, die dasselbe in ein liebliches Dunkel einschließen. A. W. S.

(Das Denkmahl bei Raußnitz in Mähren.) An der Poststraße von Brünn nach Olmütz steht das schöne, für Mähren so wichtige Denkmahl, an welchem Orte der unsterbliche Monarch Joseph II. auf der Vorbeireise den Pflug lenkte. Es ist von Gußeisen in massiver Größe auf einem von Quadersteinen erhöhtem Platze, zu welchem Stufen führen und es mit einem Eisengeländer umgeben. — Die Vorderseite dieses Denkmahles ziert das einzige, Alles sagende Wort: „Joseph II." — Rechts zur Seite, d. i. gegen Westen, ist folgende Inschrift mit großen römischen Lettern in deutscher Sprache zu lesen:

Kaiser Joseph II.
Hochehrend den Ackerbau,
Den Ernährer der Menschheit,
Pflügte auf diesem Felde
Am 19. August 1769.
Dem Andenken
Des trefflichen Fürsten
Weihten Mährens Stände
Dieses neuerrichtete Denkmahl
1 8 3 5.

Auf der rückwärtigen Seite, gegen Süden, steht diese Aufschrift in lateinischer, und links, gegen Osten, in mährischer Sprache. B. A. Eberle.

Sylvesternachtlied.

Horch, es summt die zwölfte Stunde
Dumpf und ernst vom Thurm' herab!
Füllt die Gläser in der Runde:
Wieder ging ein Jahr zu Grab —
Und gleich ihm, das nun geschieden,
Alles einst zur Ruhe geht
Nach dem Urtheilspruch hiernieden:
„Blühet, wachset und verweht!"

Doch, wie dem entschwundnen Jahre
Lächelnd folgt ein neues Jahr,
Blühet aus der Todtenbahre
Neues Leben, wunderbar.
Friede mit den lieben Todten!
Mit dem Leben Lieb' und Lust!
Sorg' und Gram sei Trotz geboten —
Stimmet an aus voller Brust!

Bringt zuerst dem holden Leben
Ein begeistert „Lebehoch!"
Was uns das Geschick gegeben,
Danken wir dem Leben doch!
Bringt es dann dem tücht'gen Schaffen,
Wahren Lebens Nerv' und Saft,
Das im Innern nie erschlaffen
Läßt die gottentstammte Kraft!

Bringt es dann dem heiter'n Sinne,
Ohne den die Welt ein Grab,
Der vom ersten Anbeginne
Erst dem Leben — Leben gab!
Bringt's dem ernsten Gottvertrauen,
Das, ein Strahl aus höh'rer Welt,
Uns're dunklen Erdenauen
Mit des Himmels Licht erhellt!

Bringt es dann der holden Liebe,
Die das Leben uns verschönt,
Durch das Kreischen nied'rer Triebe
Wie ein Sphärenklang ertönt!
Bring's der Freundschaft! Mild beschatte
Uns ihr Eichenwipfelgrün,
Daß uns nicht zu Tod' ermatte
Schwüler Tage sengend Glüh'n!

Nochmals laßt im trauten Kreise
Rasch umher den Becher geh'n:
„Auf gut Glück zur Lebensreise!
Dort auf frohes Wiederseh'n!"
Laßt uns dann zusammenklingen!
Nun, es mag im neuen Jahr'
Jedem, was er schafft, gelingen!
Was er wünschet, werde wahr!

Eduard Silesius.

Natur und Leben in unserem Himmelsstriche.

Sagt, wo ist der Sänger hin,
Der auf bunten Wiesen
Veilchen, Ros' und Schäferin,
Laub und Bach gepriesen?
„Menschen, unser Leben flieht,
Auch der Sänger ist verblüht."

Das scheidende Jahr tritt bald in der Aeonenhalle zu seinen Brüdern. Ein Rückblick zeigt, was es gebracht und was es geraubt. Wenn wir ruhigen Gemüthes der Ereignisse

denken, die uns getroffen, auch jener, welche uns in dem ersten Augenblick überaus schmerzlich und heftig berührten, werden wir selbst in dem Übel die Spur der waltenden Vorsehung finden; wir werden einsehen, daß Verlust oder Schläge des Mißgeschickes, die uns in Aufregung oder zur Verzweiflung gebracht, nicht all die Größe des Unglücks zur Folge hatten, die wir befürchteten; daß in den trübseligsten Ereignissen Samenkörner des Trostes liegen, und über alle Zweige der Weltordnung und Schicksale der Menschen eine gütige, weise Vorsehung waltet. Mit dieser Überzeugung kann auch Jener, dem in verflossner nicht Alles eben nach Wünsche gekommen, der neuen Zeitfolge heiteren Auges entgegentreten; denn das reine Gewissen, das auf eine höhere Weltordnung bauende Gemüth kann vor dem sich lichtenden Schleier der Zukunft nicht zagen. Was auch das kommende Jahr uns bringe, es wird dem Guten zum Heile gedeihen! E.

Geschichtliche Momente und Begebenheiten aus der Gegenwart.

1836 Nov. 24. Das österr. Dampfboot Ferdinand I. trifft von dem ersten, glücklich zurückgelegten Versuch, von Konstantinopel nach Trebisonde (Trapezunt) zu segeln, wieder in Konstantinopel ein. Es hat diese Probefahrt in 96 Stunden vollendet und dabei mit dem heftigsten Sturme siegreich gekämpft.

— — 28. In Madrid lehnt sich das bei den Ereignissen von la Granja betheiligte Bataillon gegen seinen Obersten, welcher die in demselben geschwächte Disciplin herstellen wollte, auf, und erregt eine förmliche Meuterei. Es wird jedoch Tags darauf in seiner Kaserne blokirt, und endlich zur Übergabe genöthigt. Auf Befehl des Kriegsministers sollte jeder zwanzigste Mann des Bataillons erschossen werden, und in der That wurde das Urtheil an drei Individuen vollzogen, als die Begnadigung der Königin-Regentin die Übrigen rettete.

Rückblick in die Vergangenheit.

Am 30. December 1799 starb Jean François Marmontel, einer der classischen Schriftsteller der Franzosen, zu Abbeville unter einem Strohdache, wohin er sich vor der Revolution zurückgezogen, arm und vergessen gelebt hatte. Er war eines armen Schneiders Sohn, hatte durch seine geistigen Fähigkeiten mäßige Glücksumstände, großen Ruf und durch die zweijährige Redaction des „Mercur" ein Capital von 40,000 Livres erreicht. Ein ihm fälschlich zugeschriebenes Epigramm hatte ihn um die Gunst des Hofes und zwei Jahre in die Bastille — die Revolution um sein Vermögen gebracht. — Marmontel hat ein bedeutendes schriftstellerisches Talent in seinen zahlreichen Werken entwickelt, die in 32 Bänden erschienen sind. Unter seinen historischen Werken ist das Ausgezeichnetste: „Regence de Duc d' Orleans."

Am 31. December 1758 stirbt zu Anspach im 26. Lebensjahre, Johann Friedrich Freiherr v. Cronegk. In derselben Stadt 1731 geboren, wurde er später Kammerjunker, Hofrath, und war ein begünstigter Liebling der Musen, der mit besonderer Leichtigkeit dichtete. Er erhielt den von Nicolai für das beste deutsche Trauerspiel ausgesetzten Preis durch seinen „Codrus." Auch in der didaktischen Poesie, wie im scherzhaften Liede, zeigte Cronegk ein nicht gewöhnliches Talent, von dem man, hätte er länger gelebt, eine hohe Ausbildung erwarten durfte.

Am 31. December 1814 bricht im fürstl. Rasumovsky'schen Palaste in Wien eine furchtbare Feuersbrunst aus. In wenigen Stunden werden mehre Gemächer dieses Prachtgebäudes Raub der Flammen; darunter befand sich leider auch die sehr schätzbare Bibliothek, mit Bildsäulen Canova's geziert, welche sämmtlich zertrümmert oder beschädigt wurden.

Redacteur und Herausgeber: J. S. Ebersberg (wohnt in Wien; Stadt, Tiefengraben Nr. 166).

Gedruckt bei J. P. Sollinger.

Mit diesem Blatte wird der Titel, Umschlag und die Inhaltsanzeige des vierten Bandes dieser Zeitschrift für den Jahrgang 1836 ausgegeben.

Ende des vierten Bandes.

